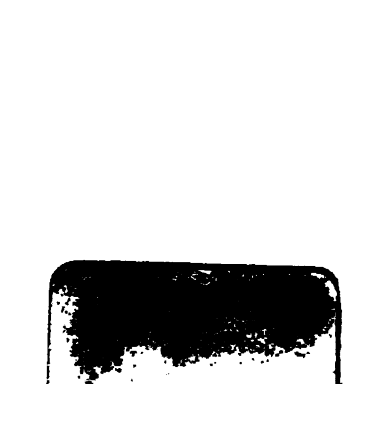
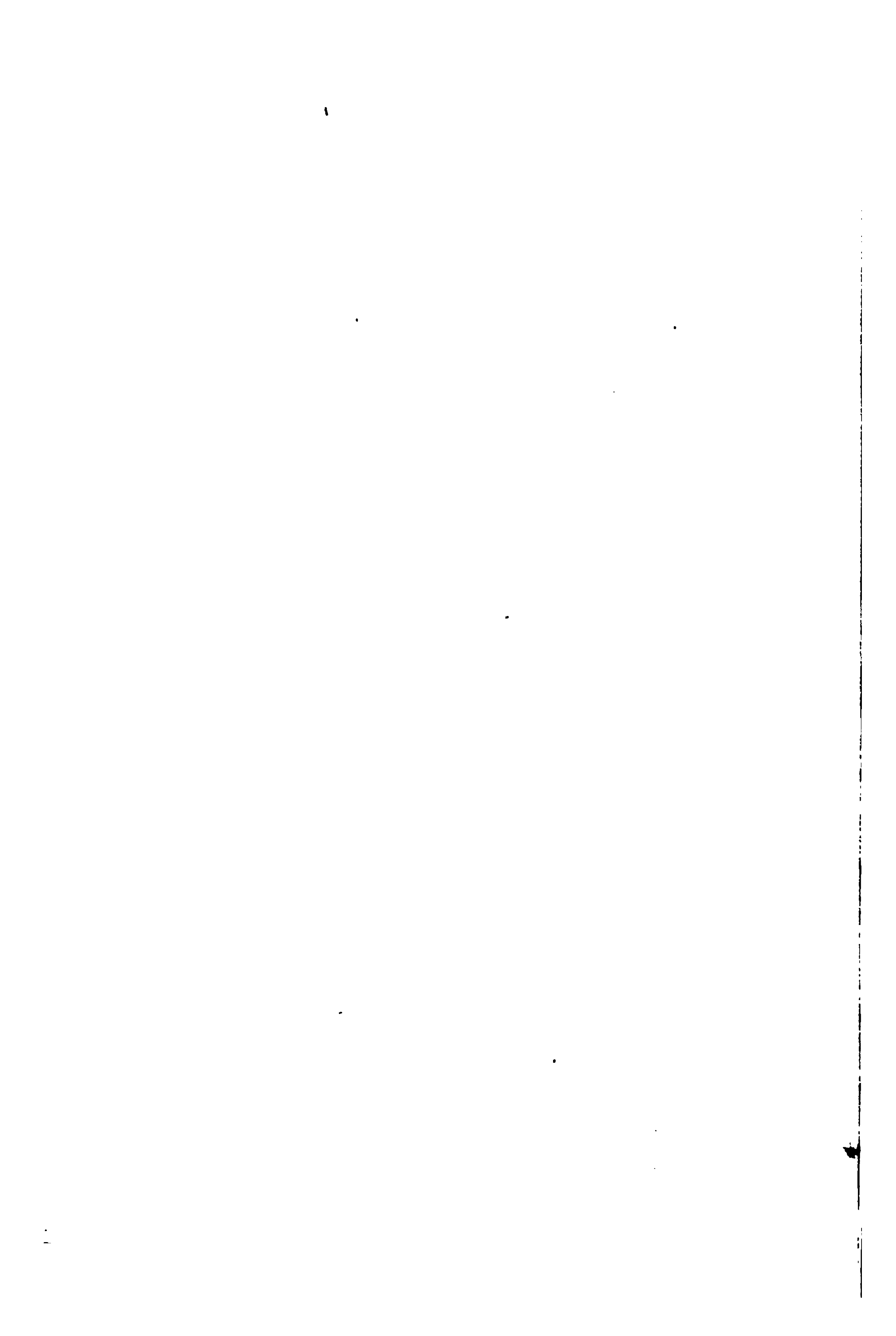
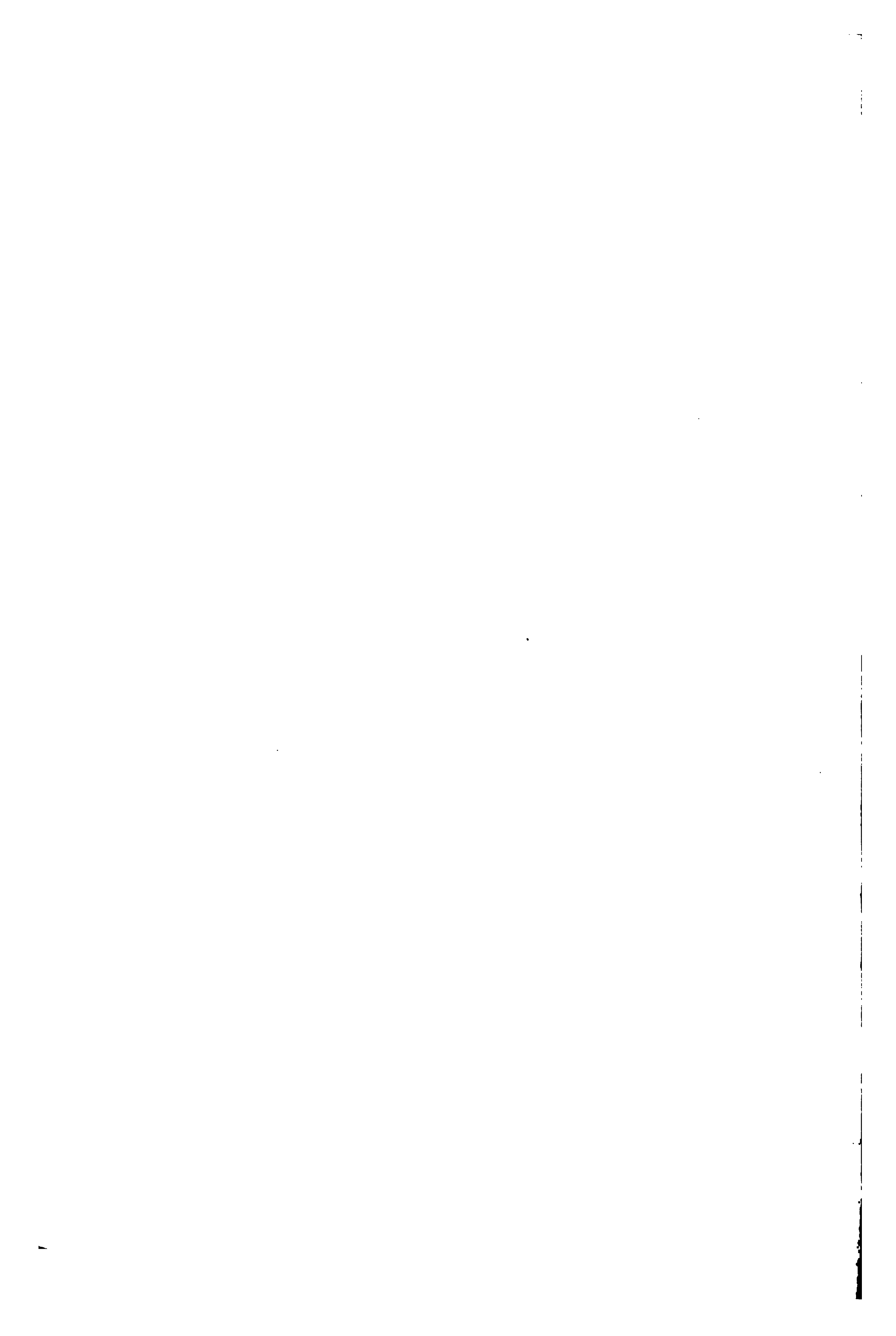


EYA
Koloniale



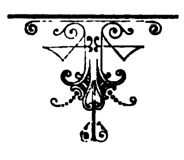




Beiträge

zur

Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft.



Beiträge

zur

Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft.

Herausgegeben

von der

Deutschen Kolonialgesellschaft.

Schriftleiter:

A. Seidel,

Schriftleiter der Deutschen Kolonialzeitung.

Vierter Jahrgang.

Wilhelm Süsserott,
Verlagsbuchhandlung,
Berlin.
1902—1903.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Sachregister.

Geographisches Register.

Autorenregister.

Abbildungen und Karten.

(Bei den Karten beziehen sich die Zahlen auf die Seiten der zugehörigen Aufsätze.)

Von der Kolonialpolitik der nordamerikanischen Union.

Von Dr. Rudolf A. Hermann.

So viel in der Tagespresse von den Vereinigten Staaten von Nordamerika als dem gefährlichen Konkurrenten auf dem Gebiet der Weltwirtschaft die Rede ist, so wenig verlautet selbst in kolonialen Zeitschriften von den Konkurrenzbestrebungen der Union auf dem Gebiet der Kolonialpolitik. Und doch müßten diese Bestrebungen und Erfolge unser Interesse schon deshalb besonders erregen, weil die Union die jüngste der Kolonialmächte ist, und weil Nordamerika den alten Staaten Westeuropas selbst noch als ein Gebiet der Kolonisation erscheint. In rascher Folge und überwiegend mit Waffengewalt haben die Amerikaner sich einen Gürtel von Kolonialbesitzungen bis zum asiatischen Kontinent und bis zur südamerikanischen Küste gesichert. Der Besitzergreifung der Hawai-Gruppe (1897) und der größten unter den Marianen (Guam) folgte die Abtretung von Puerto-Rico und Cuba, dann der Philippinen und Sulu-Inseln seitens Spaniens, endlich im Samoa-Abkommen die Zuteilung der kleineren Inseln Tutuila und Manono an die Union. Auch der Kauf des letzten Restes der dänischen Besitzungen in Westindien, der kleinen Inseln St. Croix, St. Thomas und St. John ist nur eine Frage von Tagen. Auch ohne das Territorium von Alaska, das ja im Grunde nichts anderes ist als ein Kolonialgebiet, sind die Vereinigten Staaten bereits im Besitz — wenigstens im völkerrechtlichen Besitz — eines Kolonialbesitzes von etwa 450000 qkm mit ca. 10½ Millionen Einwohnern. Mag auch Flächeninhalt wie Einwohnerzahl der Kolonien im Vergleich zum Mutterlande noch relativ geringe Größen darstellen, so sind die Gebiete doch verkehrspolitisch von wesentlich größerer Bedeutung als etwa weite Strecken im Innern des afrikanischen Kontinents. Auch zeigen sie mit Ausnahme von Hawai und den beiden Samoa-Inseln die eigenartige Erscheinung, daß eine ältere Kolonialmacht der jüngeren lang besessenes Gebiet abtritt, wo sich größtenteils bereits eine gewisse Kultur oder wenigstens Halbkultur entwickelt hatte. Reines Neuland bietet sich den Amerikanern höchstens im Innern der größeren Philippinen-Inseln. Dazu kommt, was von nicht zu unterschätzender Bedeutung, daß die erworbenen Gebiete sämtlich nicht durch Zufall oder allgemeine Ländergier dem Sternenbanner anheimfielen, sondern auf den Ausstrahlungslinien nordamerikanischer Handels- und Verkehrspolitik liegen und den großen Zielen der Union in hohem Maße dienlich erscheinen. Wenn die eine Hälfte des Besitzes in der Südsee eine Brücke nach Ostasien, die andere Hälfte in der Karibensee eine Brücke nach Südamerika schlägt, so wird man eingedenk, daß das Schwergewicht der Weltpolitik allmählich immermehr der Südsee zuzugleiten scheint, und daß die Monroedoktrin hauptsächlich hinsichtlich der südamerikanischen Staatswesen ausgespielt wird. Trotz des weiten Raumes, über welchen amerikanischer Besitz zerstreut ist, können doch alle Gebiete in gewissem

Sinn als einander benachbart gelten, indem auch der fernste Posten der Philippinen vom Mutterland durch keine geschlossene fremde Einflußsphäre [Guam!] getrennt ist. Bei dieser Betrachtung der gegenseitigen Lage des westlichen und des südöstlichen Teiles des „größeren Amerika" zeigt sich auch recht deutlich, wie der geplante mittelamerikanische Kanal ein kaum weniger nationales Unternehmen ist wie der deutsche Nordostseekanal: Wie dieser ein Verbindungsglied zwischen der deutschen Nord- und der deutschen Ostseestellung bildet, so wird es der mittelamerikanische zwischen der pazifischen und der atlantischen Stellung der Union sein; nur hat man es hier mit hundertfach größeren Verhältnissen zu thun.

Zwei Probleme sind es, die der jüngsten Kolonialmacht hauptsächlich begegnen: Das klimatische, und das Rassenproblem. Die Ländermasse der eigentlichen Vereinigten Staaten ohne Nebenländer beschränkte sich bisher auf die nördliche gemäßigte Zone; ihr bisher südlichster Punkt, die der Halbinsel Florida vorgelagerten „Florida Keys" erreichte nicht den Wendekreis des Krebses. Das einzige Nebenland der Union vor Beginn der kolonialen Aera, Alaska, ragt nicht unbeträchtlich über den Polarkreis in die kalte Zone hinein. Nunmehr aber hat die Union in ihren Kolonien durchweg Länder erworben, die der heißen Zone angehören. Die kleinen Samoa-Inseln bilden die ersten Stützpunkte, mit welchem das Sternenbanner auf der südlichen Halbinsel erscheint.

Eng verbunden mit den Fragen, welche die Fußfassung in tropischen Gebieten auslöst, sind die hier auftauchenden Rassenprobleme. Darin, daß, wie bereits erwähnt, der größte Teil der neu erworbenen Gebiete den niedersten Kulturepochen bereits entwachsen ist, wird man aber keine Erleichterung der zu ergreifenden kolonialpolitischen Maßnahmen erblicken können. Bekanntlich ist es leichter, eine Zivilisation da einzuführen, wo vorher keine war, als eine bereits bestehende Halbzivilisation zu verdrängen oder zu versöhnen. Amerikanisches Wesen und amerikanische Eigenart werden sich auf den Antillen oder bei den halbzivilisierten Stämmen auf den Philippinen viel schwerer durchsetzen als sie es etwa gegenüber den Indianern des inneren Südamerika vermöchten. Dieses Moment tritt ja bereits gegenwärtig, wo die Zeit der „Pacifikation" auf Cuba wie auf den Philippinen noch nicht vorüber ist, darin zu Tage, daß der Widerstand der alten Kolonialmacht Spanien mit einem leichten Schlag gebrochen war, daß aber nur langsam und Schritt für Schritt die Autorität bei deren früheren Unterthanen gewonnen werden kann.

Die Zukunft wird es lehren, wie der jüngste Sproß am Völkerstamm der Indogermanen mit dem Klima und den Bewohnern seiner tropischen Gebiete fertig wird. Von den zwei Rassenproblemen, mit welchen die Union bis jetzt zu thun hatte, ist zur Zeit keines zur vollen Zufriedenheit gelöst. Das zeitlich erste ist nur durch Vernichtung der Vorbesitzer des amerikanischen Festlandes gelöst worden; das zweite wichtigere, die Negerfrage, ist zur Zeit noch eine der am meisten ventilierten, am tiefsten in alle Verhältnisse eingreifenden Fragen. Gerade bei ihr hat sich im Krieg der Nord- gegen die Südstaaten nicht nur der Rassengegensatz, sondern auch das Moment der klimatischen Verschiedenheit lebhaft geltend gemacht. Daß die Negerfrage auch im Mutterland einer Lösung gegenwärtig ferner steht denn je, darüber sind sich die Amerikaner einig. Es ist daher begreiflich, daß sie sich sehr wohl der Schwierigkeiten bewußt sind, die ihnen auf den Antillen und den Philippinen erwachsen werden. Hier wie dort handelt es sich um ethnographisch

sehr komplizierte Verhältnisse, handelt es sich insbesondere um die Behandlung einer vielfach abgestuften Menge von Mischlingen aus weißem und gelbem, oder aus weißem und schwarzem, oder endlich aus schwarzem und gelbem Geblüt.

Kann man nun begreiflicherweise bei der Kürze der Frist, welche seit der Inauguration der nordamerikanischen Kolonialpolitik verstrichen ist, diese auch noch nicht nach ihren thatsächlichen Wirkungen, ja noch nicht einmal nach ihrer rechtlichen Ausgestaltung beurteilen, so bietet doch der reichbemessene Inhalt an kolonialpolitischen Erwägungen und Auseinandersetzungen, der sich in amerikanischen Büchern, Zeitschriften oder Versammlungsberichten vorfindet, genügende Anhaltspunkte dafür, welche Richtung, welche Ziele die Kolonialpolitik der Union sich selbst vorsetzt, welche Hoffnungen und Erwartungen man damit verbindet.

So seien denn hier als Stichproben zwei echt amerikanische Bücher kolonialen Inhalts herangezogen, die manches von allgemeinem Interesse enthalten. Da ist zunächst ein Sonderband der „Annals of the American Academy of Political and Social Science“ zu Philadelphia [Juli 1901]. Diese Annalen haben stets auch allgemeine Themen der Kolonial- und Weltpolitik behandelt; dieser Sonderband enthält die Referate der letzten Jahresversammlung [April 1901], deren Thema gelautet hatte: „Americas Races Problems“. Von den Vorträgen und Referaten behandeln drei die Rassen der Südsee-Kolonien: einer die Bevölkerung von Hawai, einer die Tagalen, ein dritter die halbzivilisierten Stämme der Philippinen. Ein mehr philosophischer Aufsatz verbreitet sich über die Ursachen der Rassen-Überlegenheit. Drei Referate allein gelten der Negerfrage im Süden der Vereinigten Staaten; zwei endlich der Bevölkerung von Cuba und Puerto-Rico und dem Verhältnis der Amerikaner zu derselben.

Festzustellen ist hierbei ein allen diesen Berichten, soweit sie die Bewohner der neuen Kolonien betreffen, gemeinsamer Zug: eine ungemein günstige Beurteilung der neuen Unterthanen spricht sich darin aus; die vielen liebenswürdigen Seiten, die unbestreitbar sowohl der kubanische Kreole, wie der Tagale oder Ilokane, oder der hawaische Kanake aufweist, haben den weniger liebenswürdigen Yankee doch gewonnen. Es entspricht der Selbstschätzung, die alle Worte und Thaten des Yankees kennzeichnet, wenn er als selbstverständlich vernimmt, daß er allen den verschiedenfarbigen neuen Brüdern als Retter und Befreier erscheint. So herrscht denn auch hinsichtlich des hartnäckigen Widerstandes auf den Philippinen die optimistische Auffassung, als würde dieser Widerstand von selbst aufhören, sobald der Segen der amerikanischen Ober-Hoheit erkannt sein würde. Man ist sich bewußt, daß in der Südsee von allem, was spanisch heißt, nach der Schlacht von Manila binnen kurzem nichts mehr übrig sein würde, als der katholische Glaube, und in dieser Beziehung wird wie auch auf den Antillen die möglichste Toleranz für selbstverständlich erachtet. Unter den Segnungen, die das amerikanische Regiment bringen werde, zählt hauptsächlich die Belebung oder Wiederbelebung des Handels und landwirtschaftlicher wie gewerblicher Betriebsamkeit. An Stelle aller bureaukratischen, religiösen, wirtschaftlichen Schranken des spanischen Regimes soll das freiheitliche Prinzip des angelsächsischen Amerikaners treten. Seine Träger sollen an Stelle der käuflichen spanischen unbestechlich ehrliche amerikanische Beamte sein. [Die Qualität amerikanischer Beamter wird übrigens außerhalb wohl einem weniger unbeschränkten Vertrauen begegnen.] Vor allem aber steht immer und überall das Stichwort des Angelsachsen im Vordergrund, das „selfgovernment“ heißt.

Die größere oder geringere Befähigung, die das einzelne Kolonialvolk für Selbstverwaltung verspricht, wird eigentlich als Hauptpunkt stets erörtert; es wird die Erziehung der Völker zu diesem Ideal als eine heilige Aufgabe erachtet, und der Amerikaner empfindet dabei voll und ganz seine Verantwortung als Lehrmeister; vielfach freilich mit dem Bedenken, ob je der Schüler seine volle Ausbildung erreichen werde. Dabei springt sofort eine Thatsache in die Augen, die für den Angelsachsen charakteristisch ist: der Rassenstolz, der einen jede Gleichberechtigung ausschließenden Abstand des Weißen vom Farbigen aufrecht hält und vor einer Mischlingszucht, wie es spanische Art war, bewahrt. Dies gilt sowohl auf den Philippinen wie gegenüber dem Cubaner. Daher bildet ja auch der „befreite Neger" der Südstaaten für den echten Amerikaner stets einen Pfahl im Fleische. Die Kluft, welche seit der Negerbefreiung zwischen Weißen und Schwarzen in den Vereinigten Staaten gähnt, will man, auch ohne Sklaverei, in den Kolonien thunlichst vermeiden und es schwebt dabei ein ähnliches patriarchalisches Verhältnis vor, wie es zwischen Engländer und Hindu in Ostindien besteht. Dabei gilt es als völlig ausgeschlossen, amerikanische Eigenart etwa gewaltsam und rücksichtslos zur Geltung zu bringen; man ist sich vielmehr bewußt, daß z. B. der Bewohner Puerto-Ricos stets unverwischbar die Züge seiner spanischen Altvordern sich bewahren, und daß er daher nur eine leise und vorsichtig führende Hand vertragen wird. „To lead and guide, not to drive, is the American solution of the race problems in the West Indies."

Eines fällt an den Zukunftsplänen der Amerikaner hinsichtlich ihrer Kolonialgebiete auf: es wird viel von der Erziehung der Kolonialvölker zur Technik, zum Handel, zur kommunalen Verwaltung u. a. m. gesprochen. Dagegen kommt nirgends der Gedanke einer ethischen oder kulturellen Erziehung zum Ausdruck; insbesondere hört man nichts von einer Verbesserung des Unterrichts, auf welchem Gebiet doch die spanischen Unterlassungssünden nach einer gründlichen Wandlung schreien. Man könnte fast den Eindruck gewinnen, als ob es der Union in erster Linie darum zu thun wäre, gefügige Arbeiter für Zuckerplantagen, Tabakfelder oder Baumwollspinnereien zu gewinnen, als die „Wilden" in „Menschen" zu verwandeln. Es spielt bei der Behandlung der Kolonialprobleme jener Zug eine große Rolle, der das heutige Amerika so unvorteilhaft auszeichnet: Die Überschätzung der äußeren „Zivilisation" auf Kosten der inneren „Kultur".

Haben wir so erfahren, wie die junge Kolonialmacht sich zu ihren neuerworbenen Unterthanen stellen wird, so ist es nicht weniger interessant, wie sich ihr Verhältnis zu den anderen Kolonialmächten, ihre koloniale Weltstellung gestalten wird. Hierüber Schlüsse zu ziehen, gestattet u. a. das eben erschienene Buch eines bekannten amerikanischen Schriftstellers, der den Lesern der Kolonialzeitung vielleicht als Mitarbeiter noch erinnerlich ist: Poultney Bigelow in „The children of the nations"[1]). Der Kultus der Rasse, den H. St. Chamberlain in seinen „Grundlagen des 20. Jahrhunderts" zu Gunsten der Germanen treibt, den findet man bei Bigelow u. a. m. in verstärktem Maß, wenn auch mit weniger guter Begründung, zu Gunsten der Angelsachsen. Es scheint mir hochbedeutsam, daß sich der kolonisierende Amerikaner völlig als jüngerer Bruder des Engländers empfindet: keine Spur von Betonung verschiedener praktischer Interessen, sondern stets die

[1]) übersetzt mit dem Titel „Die Völker im kolonialen Wettstreit" von Prof. Dr. Th. Woker. Berlin (G. Reimer) 1902.

Ansicht, als stehe England und Amerika im Weltwettstreit Seite an Seite. Die innere Verwandtschaft ist ja allerdings unverkennbar in der Weise, wie Amerika seine kolonialen Probleme anpackt: Selfreliance und a strong sense of superiority, zwei Züge, in denen sie selbst Zeichen der Rassen-Überlegenheit erblicken, sind bei ihren kolonialen Plänen stark ausgeprägt. Das Selbstvertrauen geht sogar so weit, daß Bigelow ein dauerndes Wohnen und Arbeiten der Weißen, speziell der Angelsachsen, in den Tropen für möglich hält; eine Ansicht, die an sich nur durch den Satz gerechtfertigt werden kann: „Was man wünscht, glaubt man gern.“ Von anderer Seite allerdings wird das klimatische Moment bei der neuen Kolonialpolitik in seiner hemmenden Bedeutung nicht verkannt. Die Fähigkeit zu wirksamer Kolonisation wird eigentlich nur den Angelsachsen zugestanden, und speziell bei Bigelow kommt Deutschland mit seinen Kolonialbestrebungen herzlich schlecht weg: es wird im allgemeinen quoad Weltpolitik vollkommen als pars negligenda behandelt.

Das Schwergericht seines weltpolitischen Einflusses legt Amerika, wie auch seine jetzige Gebietsverteilung erkennbar macht, auf die Südsee; diese betrachtet man, und wohl mit Recht, als den Tummelplatz, auf welchem der koloniale Wettstreit der Weltmächte sich von nun ab abspielen wird. Der Gedanke taucht auf, in Verbindung mit dem angelsächsischen Australien für die Südsee-Inseln eine andere Monroe-Doktrin zur Geltung zu bringen, und angelsächsischen Einfluß von den Ufern des größten Erdmeeres ins Innere auszubreiten. So existiert denn auch die „gelbe Gefahr“, deren Drohung bei uns nicht selten sehr ernsthaft empfunden wird, für den Amerikaner trotz der kalifornischen Erfahrungen nicht in dem Maß wie für uns; auch hier hilft das Gefühl der Überlegenheit der Rasse über die Beklemmung hinweg. Die Lokomotive, so hofft man, werde China friedlich dem englischen und amerikanischen Einfluß erobern helfen. Die Ausbreitung des gelben Mannes über die ganze Welt, die nach den bisherigen Anfängen vorauszusehen sei, bilde aber keine Gefahr, sondern diene nur dazu, dem Angelsachsen da und dort an Stelle des Negers einen noch brauchbareren und einträglicheren Arbeiter zu verschaffen.

So hilft die typische Eigenschaft des Angelsachsen, die Selbstschätzung, in Gedanken alle Hindernisse beseitigen, die dem halb unbewußt vor Augen gestellten endlichen Ziel, der angelsächsischen Weltkolonisation, entgegenstehen könnten. Es ist viel Zukunftsmusik bei diesen Ideen und Plänen; aber es kann fürderhin, so wie bisher schon, Amerikas praktische Politik von solchen weitausstehenden Plänen getragen werden, und die Rücksichtslosigkeit einen zweiten Zug angelsächsischer Eigenart bildet, so ist es vielleicht gut zu wissen, was die Amerikaner unter sich besprechen und planen. Deshalb seien die Schlußsätze von Bigelows Buch hier angeführt, die in nuce jenes große Ziel andeuten:

„Ob in Johannesburg oder Shanghai, in Barbados oder Kairo, im Klub in Manila oder im Kasino in Buenos Ayres, überall, wo Vertreter verschiedener Nationalitäten sich einfinden, da stehen die beiden Sprossen der angelsächsischen Familie zusammen zu gegenseitiger Unterstützung. Amerika braucht keine Auswanderungsbestrebungen zu fördern. Denn es hat jetzt noch Land genug. Aber wenn die Dichte der Bevölkerung diesen Kontinent, wie gegenwärtig die Länder der alten Welt, ängstigen wird, dann wird er Riesenkräfte der Kolonisation entfalten.“

Die Insel Guam.

Die den Vereinigten Staaten durch den Friedensvertrag mit Spanien von letzterem abgetretene Marianen-Insel Guam interessiert uns wegen ihrer Nachbarschaft bei den deutschen Marianen. Die Regierung der Vereinigten Staaten erteilte im Jahre 1900 dem General Wheeler den Befehl, diese Insel von den Philippinen aus zu besuchen und über die dortigen Verhältnisse Bericht zu erstatten. Der General reiste im Februar von Manila ab und erstattete im Juni in Washington seinen Bericht, dem wir nachfolgende Angaben entnehmen:

Die Insel ist noch nicht vermessen worden, sodaß ihr Flächeninhalt nur schätzungsweise angegeben werden kann, und zwar mit 400 qkm, wovon wohl die Hälfte anbaufähig ist. Der Boden ist fast überall jungfräulich, man kann annehmen, daß etwa 1% der Fläche in Kultur genommen worden ist. Die Bevölkerung beträgt rund 9000 Einwohner, die meist in größeren Ortschaften zusammenleben. Die Besitzer von Landgütern haben auf letzteren primitive Wohnhäuser errichtet, in denen sie mit ihren Angehörigen einen Teil des Jahres verbringen. Für die einzelnen Ortschaften ergeben sich folgende Bevölkerungszahlen:

Agaña	6400	Agat	400
Sumai	900	Merizo	300
Ynarajan	550	Umata	200.

Das als anbaufähig zu betrachtende Land ist sehr fruchtbar und ergiebt Kokosnüsse, Orangen, Lemonen, Kakao, Reis und andere Körnerfrüchte, Tabak, Zuckerrohr, Bohnen, Tomaten, Hanf u. s. w. Die Kokospalmen gedeihen besser als in vielen anderen tropischen Gebieten. Rehe und wilde Ziegen sind sehr zahlreich und geben die Fleischnahrung für die auf der Insel ansässigen Spanier ab. Rinder und Schweine werden gezüchtet.

Die Straße von Agaña nach dem Norden der Insel führt durch eine besonders fruchtbare Gegend. Letztere ist eine Hochebene; da wo Rodungen vorgenommen worden sind, erscheinen die Landgüter in gutem Zustande. Im übrigen herrscht auf dem Hochland ein dichter Urwald vor, den ein Fußgänger nur mühsam zu durchdringen vermag. Dasselbe gilt von dem anbaufähigen Lande in dem südlichen und südöstlichen Teil der Insel an der See, nur ist das Land dort häufiger offen und scheint man dem Körnerbau mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Vielfach wird Yams angebaut; wenn die übrigen Ernten mißraten oder die Kokospalmen durch Orkane niedergemäht werden, kann die Yamsknolle nebst Fisch und etwas Fleisch für die Ernährung der ganzen Bevölkerung ausreichen.

Eine sehr gute Straße führt von dem Landungsplatz Piti nach Agaña und 3 km die Küste entlang über letzteres hinaus nach Nordwesten. Eine andere gute Straße von San Luis de Apra über Agat längs der dortigen Bucht wird, da sie vielfach Felsen umgeht, bei Ebbe häufig überschwemmt und ist auch sonst für Fuhrwerke kaum zu benutzen. Umata hat eine Reede, wo die spanischen Schiffe vor Anker gingen und Wasser einnahmen. Der Ort hatte einen bedeutenden Handelsverkehr, sodaß die Spanier dort einen Palast errichteten, den der Gouverneur bezog, wenn Schiffe im Hafen verkehrten. Ein Erdbeben zerstörte im Jahre 1849 den Palast und die Kirche; ersterer wurde nicht wieder aufgebaut. Nördlich von Umata auf der Ostseite der Insel giebt es nur Pfade. Der Weg quer durch die Insel von Agaña nach Pago ist ziemlich gut, ist jedoch seit Jahren nicht unterhalten worden. Die Straße von Ynarajan nach Apra durch den südlichen Teil der Insel kann nur als ein Pfad bezeichnet werden. Während der Regenzeit sind alle Straßen und Wege schlecht zu benutzen, indes ist der Verkehr von Ort zu Ort leicht, da sämtliche Ortschaften an der See liegen.

Die Städte und Dörfer sehen sehr gut aus. Die Hälfte der Häuser Agañas ist aus Stein, die übrigen aus Fachwerk mit Bambus. Agat und Samai haben einige wenige Häuser aus Stein, in Umata, Merizo und Ynarajan dagegen ist ein Teil der Häuser aus Holz, ein anderer aus Bambus gebaut. Die Bevölkerung erweist sich den Amerikanern gegenüber sehr freundlich. Dem General wurden einige echte Chamorro vorgeführt, die einen guten Eindruck auf ihn machten. Geld ist selten. Die Löhne sind sehr niedrig. Der Lehrer von Umata erhält etwa 6 M. Monatslohn und soll von den Amerikanern jetzt das Doppelte angewiesen erhalten. In einer geringen Entfernung nördlich von Agaña befindet sich eine Ansiedelung von 75—100 Karolinern, die ihren ererbten Sitten und Bräuchen treu geblieben, dabei regsam und arbeitsfreudig sind. Sie wurden als Feldarbeiter nach Guam gebracht, leben jedoch gegenwärtig in eigenen Hütten und finden ihren Unterhalt im Anbau von Kokospalmen und durch den Fischfang. Ihre Gesittung ist niedriger als die der übrigen Einwohner.

Die **Verwaltung** der Insel liegt in den Händen von Marineoffizieren. Kurz nach der Besitzergreifung im August 1899 erließ der Gouverneur Leary einen Befehl, der die Einfuhr geistiger Getränke von einer besonderen Erlaubnis abhängig macht und den Absatz von solchen Getränken einschränkt. Ein weiterer Befehl untersagt alle Landverkäufe, die nicht vorher von der Regierung genehmigt sind. Die Abhaltung von **gottesdienstlichen Verrichtungen** im Freien wurde untersagt; als öffentliche Feiertage sind nur die Sonntage und die durch die amerikanischen Gesetze oder Verkündigungen des Präsidenten der Union bezeichneten Tage anzusehen. Das Zusammenleben in wilder Ehe wurde ebenfalls untersagt; die betreffenden Personen wurden angehalten, die Ehe einzugehen. Um eine unvorsichtige Ausfuhr von Lebensmitteln zu verhindern, wurde bestimmt, daß gewisse Nahrungsmittel gar nicht oder doch nur in beschränkten Mengen an anlegende Schiffe für deren Verproviantierung verkauft werden dürfen.

Besonders bemerkenswert ist eine Verfügung, die einen gewissen **Arbeitszwang** einführt. Jeder Einwohner, der keinen Erwerb ausübt oder keine Beschäftigung hat, deren Ertrag für seinen und der Seinigen Unterhalt ausreicht, wird angehalten, eine gewisse Menge Nähr- oder Nutzpflanzen anzubauen, um diesen Unterhalt zu gewährleisten. Er muß wenigstens 12 Hennen, einen

Hahn und eine Sau halten. Wer nicht genug Land besitzt, soll sich an die Regierung wenden, die ihm solches überweisen wird. Das Land ist dann zu roden und in der von der Regierung zu bestimmenden Zeit zu bebauen; geschieht letzteres nicht, so gilt der betreffende als Landstreicher. Jeder Teil der Insel darf angebaut werden, auch wenn ein Viehpark an das Land stößt, in welchem Falle die Felder einzuhegen sind; wer dies vernachlässigt, hat keinen Anspruch auf Viehschaden. Daneben werden noch andere Bestimmungen für die Einhegungen erlassen und wird den Ortsvorstehern und Ernte-Inspektoren vorgeschrieben, über die Kulturverhältnisse monatlich zu berichten.

Der heimliche Verkauf von geistigen Getränken ist unter Strafe gestellt worden. Eine Hundesteuer ist eingeführt; daneben wird untersagt, das Vieh in den Ortschaften herumlaufen zu lassen. An Stelle der spanischen Grundsteuer wurde eine in sechs Bonitierungsklassen eingeteilte Grundsteuer eingeführt, mit Sätzen von 5 Cents (mexikanisch) bis 4 Pesos für den Hektar.

Es hatte sich in den ersten Monaten nach der Besitzergreifung ergeben, daß amerikanische Matrosen sich Gewalthaten und Rohheiten gegen die Eingeborenen zu Schulden kommen ließen. Die Schuldigen wurden nicht entdeckt. Eine Verkündigung des Gouverneurs wendet sich gegen solche Handlungen und schärft den Matrosen ein, daß die Eingeborenen nicht als „verdammte Nigger", sondern als rechtliebende Bürger anzusehen sind, die des Schutzes der Vereinigten Staaten genießen. Ferner wurde für öffentlichen Unterricht gesorgt. Die Verwaltung bricht mit dem spanischen System in radikaler Weise, indem sie den Unterricht für völlig konfessionslos erklärt. Die Schulpflicht wird für alle Kinder von 8—14 Jahren verkündigt. Sobald die nötigen Lehrkräfte beschafft sind, soll überall mit dem Unterricht in der englischen Sprache begonnen werden. Jeder erwachsene Mann oder Frau sollte bis zum 1. Juli 1900 seinen Namen schreiben lernen; Vorlagen waren bei den Regierungsstellen zu haben. Auch wurde allen Einwohnern empfohlen, die englische Sprache zu erlernen.

In sanitärer Hinsicht wurde den Matrosen, die sich unter die Chamorro begeben u. mit ihnen in ihrer Weise leben, mitgeteilt, daß sie sich dadurch der Aufnahme einer ansteckenden Krankheit aussetzen und deshalb isoliert und ärztlich beobachtet werden.

Ein eingehender Zolltarif für die Einfuhr aus fremden Ländern trat bald nach der Besitzergreifung in Kraft. Die Sätze für geistige Getränke gelten auch für die Einfuhr von solchen aus den Vereinigten Staaten. Ein Einfuhrzoll von 3 Pesos auf die Tonne Kopra gilt nur für Verschiffungen nach fremden Häfen, nicht auch für die nach der Union bestimmten.

Der Brauch, daß ein Eingeborener seine Schuld gegenüber einem anderen durch zwangsweise Arbeit ableitete, ist abgeschafft worden.

General Wheeler hatte bereits Gelegenheit, die Wirkung einzelner Erlasse des Gouverneurs zu beurteilen. Er fand, daß die Verfügungen über den Gottesdienst, denen selbstverständlich die Einführung der Religionsfreiheit vorangegangen war, den Anschauungen der Bevölkerung teilweise zuwiderliefen. Die Leute beschwerten sich u. a., daß in Agaña die Glocken nicht mehr wie bisher um 4 Uhr morgens zur Messe geläutet werden durften, sondern erst von 8 Uhr ab. Einer der Offiziere erklärte, dies sei notwendig, weil das frühe Läuten die Kranken im Spital störte. Die Grundsteuer schien die Besitzer von geordneten Anwesen wenig

zu belästigen, die anderen dagegen umsomehr. General Wheeler empfiehlt die Anstellung eines rechtskundigen Beamten auf der Insel.

Der General berichtet eingehend über die einzelnen Ortschaften und die Küstenverhältnisse, die bereits durch genaue Vermessungen der Marineoffiziere festgestellt sind; zwei Marinekarten der Insel liegen seinem Berichte bei, deren eine die Hafenverhältnisse von Apra veranschaulicht. Letzteren Ort hält der General zur Anlage einer Kohlenstation für geeignet; er macht hierfür genaue Vorschläge.

Es wäre für die Beurteilung der kolonialen Auffassungen der Amerikaner von großem Nutzen, etwas über die weiteren Wirkungen der eben geschilderten Verfügungen zu erfahren. Da die amerikanische Regierung mit Veröffentlichungen über alle Fragen von allgemeinem Interesse nicht zurückhält, werden wir wohl bald über die Entwickelung Guams unterrichtet werden. * * *

Auswanderung deutscher Landwirte nach Java.

Von Ludwig Kindt.

Während meines langjährigen Tropenaufenthaltes und nach meiner kürzlich erfolgten Rückkehr nach Deutschland sind vielfach Anfragen an mich gerichtet, um diesem oder jenem Landsmann drüben eine Stellung zu besorgen.

In der Mehrzahl handelt es sich um Landwirte aus allen Gesellschaftsklassen.

Heute möchte ein begüterter junger Mann „sich auf einem Gut beschäftigen", um sich später vielleicht selbst anzukaufen.

Morgen hofft ein arbeitswilliger, kräftiger Landwirt, dem wegen mangelnden Vermögens die Aussicht auf Selbständigkeit in der Heimat verschlossen ist, hier sein ehrliches Stück Brot zu verdienen.

Oft wünschen auch betrübte Eltern ein mißratenes Pflänzchen in tropischen Boden zu versetzen.

Aus den an uns gerichteten Anfragen ersieht man meistens die völlige Unkenntnis der Stellungsuchenden mit den Verhältnissen auf Java, und es dürfte am Platze sein, einige Winke für obengenannte junge Leute und Eltern zu geben.

So erfreulich ein Zuwachs an deutschem Element ist, und so gewiß auf Java strebsame junge Leute ein gutes Fortkommen finden, ebenso sehr muß man darauf bedacht sein, Zweifelhaftes fern zu halten. Ich habe daher die Besserungsbedürftigen aus der dritten Kategorie stets auf Deutsch-Neu-Guinea verwiesen. Dort ist für solche Leute eine ausgezeichnete Schule. Entweder wird aus dem verlorenen Sohn, nachdem er die schwere Reihe der Entbehrungen, Enttäuschungen, körperlichen Krankheiten und seelischen Leiden, wie Heimweh und Reue, durchgemacht hat, ein brauchbarer Mensch, oder es helfen aus Mangel an innerlichem Halt auch diese Mittel nicht mehr. Wenn aber eine Familie zu Hause einmal vor die unendlich betrübende Thatsache gestellt ist, ein Glied abstoßen zu müssen, dann richte sie es so ein, daß nicht noch neuer Schade dem alten hinzugefügt wird. Es kann uns durchaus nicht gleichgültig sein, wenn die Holländer in solchem Falle wieder Gelegenheit finden, über die „Moffen" herzuziehen.

Fürwahr, es ist ein trauriger Anblick, zu sehen, wie tief und wie schnell solch Unglückliche oft sinken, wie und wo sie leben und — die unausbleibliche Folge — wie sie im Schnaps verkommen.

So wurde vor einiger Zeit aus Deutschland das Ansuchen an mich gestellt, für einen als unverbesserlich aufgegebenen Sohn eines höheren Gerichtsbeamten einen Arbeitsnachweis zu liefern, weil sonst die Dampfergesellschaft den Passagier nicht befördern würde. Es wurde dabei als erschwerende Thatsache angeführt, daß der Betreffende „zu gerne einen genehmigte"!

Niemand wird uns, glaube ich, übel nehmen können, wenn wir zur Bereicherung der deutschen Kolonie mit solchen Elementen nicht nur nicht die Hand bieten, sondern dieselben nach Kräften abzuwehren suchen.

Dagegen ist der Zuwachs aus den beiden anderen Kategorien sehr zu begrüßen und zu befördern.

Weil nun die Verhältnisse dort wesentlich anders liegen, als man sie sich in Deutschland noch vielfach vorstellt, ist es für uns natürlich sehr schwer, die an uns gerichteten, unbestimmten Anfragen genau und befriedigend zu beantworten.

Es ist natürlich nie von Schaden, wenn ein junger Mann zu Hause gründlich die praktische Landwirtschaft erlernt, die technische landwirtschaftliche Schule durchgemacht, wenn er Chemie studiert hat, in der Vieharzneikunde zu Hause ist u. s. w., jedoch muß er nicht erwarten, diese Kenntnisse in Java direkt in Geld umsetzen zu können. Bei den Anfragen aus Elternkreisen kommt es darauf an, sie so zu präzisieren, daß man weiß, welchem Zweige der Betreffende sich zu widmen wünscht, weil es durchaus nicht leicht ist, eine Stellung überhaupt, geschweige denn eine dem Betreffenden zusagende zu finden. Es laufen in den großen Städten und auf dem Lande Hunderte Stellenloser herum.

Ferner muß der Zuwandernde sich klar machen, daß er ganz von Neuem zu lernen anzufangen, daß er sich in sehr viel Ungewohntes zu schicken, daß er mit großem Eifer mindestens 3 neue Sprachen in möglichst kurzer Zeit zu erlernen hat.

Volontär-Stellungen, wie sie in Deutschland ja wohl noch immer gebräuchlich sind, giebt es auf Java nicht, es ist das auch grober Unfug, denn jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert.

Protektion ist wohl ein Mittel, um zu einer guten Stellung zu gelangen; ist der Angestellte aber nicht tüchtig, thut er seine Pflicht nicht, füllt er den ihm zugewiesenen Posten nicht voll und ganz aus, so schützt ihn keine Protektion vor der Entlassung. Dies hat seinen Grund in den besonderen dortigen Verhältnissen.

Unter den in Betracht kommenden Kulturen sind besonders zu nennen: Zucker, Kaffee, Tabak und Indigo.

Die allermeisten Kulturen werden betrieben durch Gesellschaften mit großem, oft mit sehr großem Kapital. Einzelne Plantagenbesitzer verschwinden immer mehr, sie gehen an Mangel an Kapital zu Grunde und werden durch die großen Gesellschaften aufgesogen. Es empfiehlt sich selbst für begüterte junge Leute nicht, sich so zu sagen „eine eigene Plantage zu kaufen", sondern sie handeln viel verständiger, wenn sie nach längerem oder kürzerem Aufenthalt auf Java sich mit ihrem Gelde an einer solchen Gesellschaft beteiligen oder etwas Derartiges in's Leben rufen. Dabei ist es durchaus nicht ausgeschlossen, daß ein solcher junger Mann, wenn er tüchtig ist, als Administrator des Unternehmens fungiert.

Um jedoch hierzu im Stande zu sein, hat er immerhin einige Lehrjahre nötig.

Zucker.

Hat sich ein junger Mann für diesen Zweig entschlossen, so muß er anfangen mit einer bescheidenen Stellung im Lager, oder, wenn er die einschlägigen Kenntnisse besitzt, als Assistent des ersten Chemikers im Laboratorium der Fabrik. Auch als zweiter Maschinist hat er bei der nötigen Vorbildung — z. B. Mittweida — Aussicht auf Anstellung und Beförderung. Weiß er bei dem ihm vorgesetzten Administrator einen guten Eindruck zu erwecken, so kann es ihm nach ein- oder mehrjähriger Beschäftigung in der Fabrik gelingen, zum Pflanzungs-

aufseher aufzurücken, d. h. wenn gerade eine solche Stelle auf der Fabrik frei wird. Es ist das Bestreben aller im Zuckerfach beschäftigten jungen Leute, in diese Stellung zu gelangen, weil aus dieser meistens die Administratoren hervorgehen. Selbstverständlich muß ein solcher auch die nötigen Kenntnisse von Maschinen und Fabrikation sich vorher erworben haben, von 100 Fällen aber werden 95 mal die Administratoren aus den Pflanzungsaufsehern rekrutiert.

Die Stellung eines Pflanzungsaufsehers auf einer guten Fabrik sichert einer Familie ein sehr anständiges Bestehen, denn außer auskömmlichem Gehalt sind stets gute Prozente vom Gewinn mit dieser Stellung verbunden. Wer es bis zum Administrator bringt, schöpft natürlich in dieser Beziehung den Rahm von der Milch, hat außer der großen Verantwortung aber auch eine unendlich aufreibende Arbeitslast zu tragen.

Gut bezahlt sind ferner die Stellungen des ersten Maschinisten und des Fabrikationschefs oder ersten Chemikers. Hin und wieder gehen auch aus diesen Administratoren hervor.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß Altersversorgung, Pension und dergleichen für die Gesellschaften uneinträglichen „Gefühlssachen" hier nicht gebräuchsind, es herrscht ein System rücksichtsloser Ausbeutung der Kräfte des Einzelnen, man bezahlt gut, verlangt schwere und gute Arbeit, wirft die Citrone aber ohne die mindesten Skrupeln fort, sobald der letzte Tropfen herausgepreßt ist.

Dies zur Warnung für jedermann, der sich in sogenannte „partikuliere" Stellung begeben will. Unter diesem schönen Worte — „particulier" — (sprich liehr) versteht man alles, was Nichts mit der Regierung zu thun hat — Nichtregierungsbeamte also. „Partikuliere" werden von den Beamten denn auch als Wesen zweiter Güte angesehen, ihrer meistens bessern pekuniären Stellung wegen nicht selten kräftig beneidet.

Im allgemeinen, und im Vergleich mit anderen Kulturen, ist es durchaus anzuraten, sich um eine Stellung im Zuckerfach auf Java zu bemühen, sowohl für wohlhabende, als auch für nicht vermögende junge Leute.

Unterschiedlich von der Zuckerfabrikation in Deutschland ist auf Java Fabrikation und Anpflanzung des Materials — Zuckerrohr — mit einander verbunden. Es leuchtet ein, daß hierzu ganz bedeutendes Kapital nötig ist, und sind auch die allermeisten Fabriken in Händen von Gesellschaften.

Kaffee, Kakao und Indigo.

Kaffee, Kakao und verwandte Kulturen erfordern kein so enormes Kapital wie Zucker. Während bei letzterem mit Millionen gerechnet werden muß, thun es bei Ersteren schon einige Hunderttausende. Die Verdienste stehen natürlich im Verhältnis. Trotzdem gerät auch die Kaffeekultur immer mehr in die Hände von Gesellschaften.

Zum bessern Verständnis sei hier eine Bemerkung allgemeiner Natur eingeschaltet:

Sämtlicher Grund und Boden auf Java — außer in Solo und Djocja — gehört der Regierung, auch der von Javanen bewohnte. Sie verkauft in einzelnen Fällen davon, es sind dies aber immer nur kleinere Komplexe für Gebäude und

dergleichen. Zum Betriebe von Plantagen — außer für Zuckerrohr, dies wird auf von Javanen gemietetem Boden gebaut — tritt auf Anfrage und nach stattgefundener Untersuchung durch Beamte die Regierung die nötigen Ländereien in Erbpacht ab, meistens für 75 Jahre. Hierfür sind eine jährliche Pachtsumme und Grundsteuer zu bezahlen. Die Javanen erhalten in und bei ihren Dörfern den nötigen Boden angewiesen, von welchem sie unter Aufsicht der Regierung einen Teil an Europäer vermieten dürfen. Es würde zu weit führen, diese Verhältnisse hier näher auseinander zu setzen, dies sei nur erwähnt, soweit es auf Kaffee- und ähnliche Plantagen Beziehung hat. Die schönen Kaffeezeiten sind jetzt für Java vorbei, dank dem bisher geübten Raubbau, der Blattkrankheit, dem unüberlegten Anlegen von Pflanzungen auf ungeeignetem Boden, den schlechten Preisen und verschiedenen anderen Umständen. Kaffeepflanzungen sind oft für ein Butterbrot zu kaufen, oft auch findet sich nicht einmal ein Käufer.

Es giebt auch noch gute Pflanzungen, doch sind dieselben in festen Händen und werden nicht leicht käuflich sein. Selbst diese Pflanzungen haben in den letzten Jahren unbefriedigende Ernten gemacht. Die Ursache war meist ungünstiges Wetter, zu viel Regen in den Tagen der meist verspäteten Blüte nach voraufgegangener anhaltender Dürre. Die Besitzer solch guter Plantagen haben allerdings noch eine gewisse Berechtigung auf Besserung zu hoffen, obgleich viele Befugte der Kaffeekultur auf Java ein sehr schlechtes Horoskop stellen.

Von den minderwertigen Plantagen haben die Eigentümer geholt, was zu holen war, sehen sich bei Ausbleiben der Ernten am Ende ihrer Mittel und schlagen die Pflanzung für jeden Preis los, um nur nicht Pacht und Grundsteuer länger bezahlen zu müssen. Es liegt auf der Hand, daß solche Pflanzungen entsetzlich verwahrlost sind, und daß der neue Käufer große Aufwendungen zu machen hat, um sie nur erst aus dem Gröbsten herauszuarbeiten. Dann muß er noch auf einige Mißernten als Folgen der Verwahrlosung rechnen.

Wenn der Boden sich erholt, die Pflanzung gut unterhalten ist, dann ist vielleicht unter sonst günstigen Umständen die Möglichkeit eines Gewinnes gegeben. Ein mißlich Ding bleibt es aber immer, eine derartige Pflanzung zu kaufen.

Aus dem kurz Angeführten wird sich jeder selbst seine Schlußfolgerungen machen. Außer ganz erfahrenen und mit den örtlichen Verhältnissen genau vertrauten Pflanzern ist ein solcher Ankauf von irgend einer Pflanzung nicht anzuraten.

Der Werdegang des Kaffeepflanzers ist im ganzen einfach, seine Beschäftigung aber auch recht eintönig. Die Bereitung des Kaffees im Trockenetablissement ist leicht in einem Jahre erlernt. Darnach findet der junge Mann Gelegenheit, das Urbarmachen des Landes, das Pflanzen und die weitere Unterhaltung der Pflanzung zu erlernen, im Vergleich zur Arbeit im Zuckerfach ziemlich einfache Sachen.

Ist er in der Lage, über größeres Kapital zu verfügen, so sieht er nach durchgemachten Lehrjahren selber am besten, was er zu thun hat, dann steht ihm auch Unabhängigkeit in verhältnismäßig kurzer Zeit in Aussicht.

Es darf indessen nicht verschwiegen werden, daß infolge der schlechten Preise für Java-Kaffee und der damit verbundenen allgemeinen Entmutigung die Bezahlung der Angestellten im Kaffee bei hochgeschraubten Ansprüchen an die Arbeitskraft eine recht schlechte ist!

Tabak.

Wer sich besonders für Tabak interessiert, findet ein lohnenderes Feld für seine Thätigkeit in Sumatra[1]) oder Borneo. Er wende sich zwecks Erlangung einer Stellung an eine der großen Hamburger, Bremer oder Amsterdamer Tabaks-Gesellschaften. Auf Java geht das Pflanzen des Tabaks mehr und mehr in die Hände der Javaner zurück. Von diesen kaufen die Europäer denselben dann auf.

Von Europäern wird eigener Tabaksbau von nennenswertem Umfang nur noch in Mitteljava und Besoeki (sprich: Besuki) getrieben.

Indigo rechnet schon mehr unter die kleinen Kulturen, obgleich eine bis zwei Firmen dieselbe in größerem Maßstabe betreiben.

Die Erlernung des Anpflanzens erfordert nicht viel Zeit, die Bereitung des Farbstoffes dagegen ist eine Sache der Erfahrung, welche man sich erst durch mehrjährige Uebung erwirbt. Die Bezahlung der wenigen hierfür erforderlichen Angestellten steht demjenigen der Kaffee-Aufseher gleich, wenn nicht nach. Es ist in dieser Kultur die größte Vorsicht anzuraten, die Produktionskosten werden in den letzten Jahren höher, die Preise sind auf dem maßgebenden europäischen Markt bedeutend gefallen und der in Europa jetzt fabrizierte künstliche Indigo droht dem tropischen die Kehle zuzuschnüren. Verschiedene andere, kleinere Kulturen kommen hier nicht in Betracht.

Eine Sache, welcher auf Java eine große Zukunft bevorsteht, aber ebenfalls enormes Kapital erfordern wird, ist die Kultur und Gewinnung des Kautschuk, jedoch paßt dies nicht in den Rahmen der heutigen Besprechung.

Es mache sich jeder, auch der begüterte junge Mann, welcher nach Java auswandert, recht klar, daß er dort tüchtig zugreifen muß, daß er sich in erster Linie bemühen muß, die Sprachen der Eingeborenen — je nach Wahl des Arbeitskreises javanisch, sundanesisch oder maduresisch — zu erlernen. Als selbstverständliche Zugabe darf er dann holländisch und malaiisch lernen.

Wer sich zur Auswanderung nach Java entschlossen, muß die Verhältnisse nehmen, wie er sie findet. Er kann sich schwerlich „einen ihm zusagenden Chef" aussuchen, er muß froh sein, wenn er eine Stellung überhaupt und somit Gelegenheit zum Lernen findet.

Auch beim schlechtesten Chef kann er lernen, sei es auch nur, wie es nicht gemacht werden muß. Er rechne nicht auf Anschluß an die Familie seines Chefs, das kommt nur in seltenen Fällen vor, er muß dort völlig selbständig auftreten, leben, arbeiten. Er kommt mit seinem Chef auf den meisten Unternehmungen nicht anders als geschäftlich in Berührung. Dies hat seinen Grund großenteils in der „Mischung" der europäischen Elemente. Eben weil der Administrator in den allermeisten Fällen Angestellter größerer Gesellschaften ist und auf seinen Schultern eine enorme Verantwortung liegt, ist er gezwungen, strenger, zurückhaltender zu sein, als er es seiner Natur nach unter anderen Umständen vielleicht sein würde. Deshalb kann er auch einen ihm durch Protektion zugeschickten jungen Mann nicht im Dienste behalten, wenn derselbe sich als untüchtig erweist, es muß dort jeder seinen Platz ausfüllen, an den er gestellt ist.

---

[1]) Über die einschlägigen Verhältnisse auf Sumatra findet man in dem 1. Band von W. von Hanneken's „Kreuz und Quer durchs Leben" Verlag von W. Süsserott einige beachtenswerte Nachrichten.

Es wird auf Java viel, viel intensiver gearbeitet, als man in Deutschland glaubt, jedenfalls wird mehr geleistet, als in vielen anderen tropischen Ländern, die ich gesehen.

Wer dorthin geht, muß sehr vieles entbehren, sich möglichst schnell in alles Neue zu finden suchen und alle Illusionen oder gar Prätensionen zu Hause lassen. Wer das thut und dabei sein Ziel, lernen und arbeiten zu wollen, im Auge behält, wird es auch zu etwas bringen, sei er nun von Haus aus mit Glücksgütern gesegnet oder nicht. Für Kaufleute liegen die Verhältnisse noch wesentlich ungünstiger, solche sollten ohne ganz bedeutende Mittel überhaupt nicht nach Java gehen, wenn sie jemals auf Weiterkommen oder Selbständigkeit rechnen. Früher war es anders, und kommt heute noch die eine oder andere Ausnahme vor, so bestätigt diese nur die Regel.

Der Schutzgebietshaushalt.

Von Dr. Hermann Hesse.

I. Bis zum Erlaß des Reichsgesetzes über die Einnahmen und Ausgaben der Schutzgebiete vom 30. März 1892 zerfiel der Schutzgebietshaushalt in zwei Teile: den Reichszuschuß, welcher durch Reichsgesetz festzustellen war, und die eigenen Einnahmen der Schutzgebiete, welche durch Kaiserliche Verordnung festgesetzt wurden. Zwecks Prüfung der Notwendigkeit des Reichszuschusses mußten dem Bundesrat und Reichstag alljährlich Übersichten über die Einnahmen und Ausgaben der Schutzgebiete vorgelegt werden[1]). Diese Zweiteilung des Etats erwies sich jedoch als unpraktisch und wurde durch das eingangs erwähnte Reichsgesetz aufgehoben. Darnach erfolgt die Feststellung der Einnahmen und Ausgaben für die Schutzgebiete einheitlich durch Reichsgesetz. Zu irgend welchen praktischen oder technischen Schwierigkeiten hat diese Art der Feststellung unseres Wissens bisher keinen Anlaß gegeben.

II. Nun ist freilich, wie dies durch die Entwicklung der Schutzgebiete als unabweisbare Notwendigkeit begründet erscheint, der Haushaltsetat von Jahr zu Jahr bis auf eine stattliche Höhe angewachsen. Die Gesamtausgaben für die Schutzgebiete betragen nach dem Voranschlag für das Jahr 1902 39676496 *M*., wovon 8325408 *M*. aus eigenen Einnahmen herrühren, während 30751088 *M*. durch Reichszuschuß gedeckt werden müssen. Für die einzelnen Schutzgebiete gestaltet sich das Verhältnis der eigenen Einnahmen zum Reichszuschuß im einzelnen wie folgt:

	Ostafrika	Südwestafrika	Kamerun	Togo
Einnahmen	3186296	1548000	2192012	635000
Reichszuschuß	6415200	7910900	2044588	1015000
	9601496	9458900	4236600	1650000

	Neuguinea	Karolinen	Samoa	Kiautschou
Einnahmen	100000	33100	271000	360000
Reichszuschuß	722000	305000	170000	12168000
	822000	338100	441400	12528000

III. Aus dieser Übersicht geht klar hervor, daß die Schutzgebiete keineswegs schon in der Lage sind, sich aus ihren eigenen Einnahmen zu erhalten. Diese Möglichkeit wünscht aber Herr Professor Meyer dadurch herbeizuführen, daß er eine Trennung des Haushaltsetats vorschlägt, und zwar in der Weise, daß das Reich nur die Ausgaben für die Begründung und Aufrechterhaltung der Reichsgewalt, also für Schutztruppen, Flotille, Post, Gouverneur zu tragen hätte, während

---

[1]) v. Stengel, die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete 1901 S. 91 f.

das lokale Budget des Schutzgebiets für Polizei, Beamte, Rechtspflege, Kirche, Schule, Verkehrseinrichtungen vom Schutzgebiet aus seinen eigenen Einnahmen gedeckt werden müßte; reichen die eigenen Einnahmen hierzu nicht aus, so soll das Reich durch Zuschüsse in Form von Darlehen helfen.

Dieser Gedanke ist an sich sehr empfehlenswert, erscheint aber auch zur Zeit noch verfrüht wie die übrigen Vorschläge. Er steht aber ferner in einem formell rechtlichen Widerspruch zu dem vorgeschlagenen Recht des Landesbeirats, die Art und Höhe der Ausgaben zu bestimmen. Wie schon früher ausgeführt ist, schlägt Herr Professor Meyer vor, daß formell das Reich die Höhe der Einnahmen des Schutzgebiets, der Landesbeirat zusammen mit dem Gouverneur die Höhe der Ausgaben desselben, jedoch nicht unter ein vom Reich bestimmtes Mindestmaß festsetzen soll. Abgesehen von den technischen Schwierigkeiten, welche die Festsetzung dieses Mindestmaßes bei der stetig fortschreitenden kulturellen Entwicklung der Schutzgebiete und ihrem wachsenden Bedürfnis nach Steigerung der Ausgaben mitsichbringen dürfte, scheint hiernach dem Landesbeirat auch die Befugnis eingeräumt, die Höhe der für die Aufrechterhaltung der Reichsgewalt erforderlichen Ausgaben zu bestimmen; wenigstens ist das Gegenteil in den Vorschlägen nicht zum Ausdruck gebracht. Es ist aber wohl selbstverständlich, daß über diesen Teil der Ausgaben nur die gesetzgebenden Faktoren des Reiches zu befinden haben. Trennt man nun aber die Befugnis der Bestimmung der Höhe der Ausgaben in der Weise, daß der Landesbeirat nur über die Höhe der lokalen Ausgaben zu befinden hätte, so würde sich eine technisch kaum zu bewältigende Arbeitsleistung bei der Feststellung des Haushaltsetats ergeben, die gegenüber der heutigen einfachen Art und Weise der Feststellung einen entschiedenen Rückschritt bedeuten würde. Man thut deshalb gut, den Vorschlag der Mitwirkung des Landesbeirats bei der Feststellung des Schutzgebietshaushalts einfach ad acta zu legen.

IV. Daß der Grundsatz, die lokalen Ausgaben der Schutzgebiete nur aus deren eigenen Einnahmen zu bestreiten, zur Zeit noch nicht durchführbar ist, beweist ein Blick auf die vorstehende Übersicht der Einnahmen der Schutzgebiete, wenn auch genauere Daten über die Höhe der angenommenen Reichsausgaben im Verhältnis zu den lokalen Ausgaben der Schutzgebiete dem Verfasser nicht zu Gebote standen. Die eigenen Einnahmen betragen zwar schon $^1/_4$ der Gesamteinnahmen gegenüber einem Reichszuschuß in Höhe von $^3/_4$; aber dieses Verhältnis ist bei den einzelnen Schutzgebieten wieder derart verschieden, daß einzelne derselben gezwungen wären, in einem derartigen Umfange Schuldverschreibungen auszugeben, daß deren Verzinsung allein den größten Teil ihrer eigenen Einnahmen verschlingen würde; man müßte denn eine so umfangreiche Herabsetzung ihrer lokalen Ausgaben vornehmen, daß die ganze wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung der betreffenden Schutzgebiete in Frage gestellt würde. Der Nachweis dieser Behauptung bei den einzelnen Schutzgebieten würde indes den Rahmen dieser Betrachtung überschreiten.

V. Es liegt aber zur Zeit gar kein Anlaß vor, die ruhige und stetige Entwicklung der finanziellen Verhältnisse unserer Schutzgebiete durch die vorgeschlagenen radikalen Umwälzungen zu beeinträchtigen. Die Regierung ist in dankenswertester Weise bemüht, die wirtschaftliche Entwicklung der Schutzgebiete zu fördern und dadurch deren eigene Einnahmen zu heben. In diesem Bemühen findet sie bei allen in den Schutzgebieten interessierten Kreisen, bei Kaufleuten, Pflanzern und Industriellen, und nicht am wenigsten bei der Deutschen Kolonialgesellschaft, die that-

kräftigste Unterstützung. Auf diesem organischen Wege gelangt sie schließlich zu dem gleichen Ergebnis, welches Herr Professor Meyer durch seine Reformvorschläge anstrebt. Nur ist der Unterschied zwischen beiden Wegen der, daß Herr Meyer eine sehr verwickelte Feststellung des Schutzgebietshaushalts, nämlich einmal durch die Mitwirkung des Landesbeirats, sodann durch die Trennung in Reichsausgaben und lokale Ausgaben, sowie ferner eine in ihren Folgen zunächst noch unübersehbare Anleihewirtschaft oder aber eine bedeutsame Herabsetzung der für die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung der Schutzgebiete dringend nötigen Ausgaben anstrebt, während die Regierung einen einheitlichen Schutzgebietshaushalt in einem verhältnismäßig einfachen und durchaus bewährten Verfahren feststellt und den Reichszuschuß in Höhe von jetzt noch 30000000 M., als ein Anlagekapital betrachtet, welches dem Reiche dereinst aller Wahrscheinlichkeit nach auch zahlenmäßig reiche Zinsen bringen wird.

Rechnen wir z. B. die durch besondere Verhältnisse bedingten großen Ausgaben für Kiautschou einmal besonders, so finden wir, daß von 27000000 M. Gesamtausgaben für die übrigen Schutzgebiete der erhebliche Betrag von beinahe $^1/_3$ dieser Summe in Höhe von 8000000 M., aus deren eigenen Einnahmen gedeckt wird. Das ist fürwahr ein gewaltiger Fortschritt, der zu der Hoffnung berechtigt, daß in absehbarer Zeit auf dem bisherigen Wege dasselbe Ergebnis erzielt wird, welches Herr Professor Meyer anstrebt, ohnedaß man deshalb die bewährten Grundlagen unserer bisherigen Finanzgebahrung zu verlassen braucht und sich zu unübersehbaren finanzpolitischen und technisch schwer durchführbaren finanziellen Experimenten versteigt.

VI. Sobald wir jedoch im Laufe der bisherigen Entwicklung dahin gelangen, daß die eigenen Einnahmen der Schutzgebiete sämtliche Ausgaben decken, ist es an der Zeit, den Zustand gesetzlich festzulegen, daß diejenigen Ausgaben, welche zur Aufrechterhaltung der Herrschaft des Reiches in den Schutzgebieten erforderlich sind, also die Ausgaben für Heer und Flotte vor allem, nur vom Reiche gemacht werden; denn nur wer Heer und Flotte bezahlt und unterhält, kann sich dieser Machtmittel frei bedienen. Tragen die Schutzgebiete zu ihrer Unterhaltung bei, so haben sie naturgemäß auch ein Verfügungsrecht darüber, wenn auch in beschränktem Umfange. Wohl aber könnten und müßten etwaige größere Überschüsse der Schutzgebiete wenigstens teilweise zur Tilgung der Aufwendungen benutzt werden, welche das Reich im Laufe der Jahre für dieselben gemacht hat; denn ein Teil der Überschüsse muß dem Vermögen der Schutzgebiete als Kapitalreserve und zu wirtschaftlichen und kulturellen Aufwendungen verbleiben.

VII. Doch das sind ebenfalls Fragen einer fernen Zukunft, in die wir uns schon deshalb nicht verlieren wollen, weil wir der Ansicht sind, daß sich die Ausgaben des Reiches für die Schutzgebiete, so beträchtlich sie sind, doch auch heute schon, wenn auch indirekt, bezahlt machen. Wir müssen es uns leider versagen, diesen indirekten Nutzen näher zu begründen; die Gefahr liegt dabei auch zu nahe, allbekannte Dinge zu wiederholen. Aber dieser indirekte Nutzen, der nicht aus der absoluten Höhe der Zahlen, sondern aus den ihr zu Grunde liegenden Verhältnissen ersichtlich ist und vor allem die Anlagewerte zu berücksichtigen zwingt, welche durch die Ausgaben geschaffen werden, und zwar nicht nur in wirtschaftlicher, sondern auch in politischer und kultureller Hinsicht, wird leider von gewissen materialistischen Zeitströmungen nicht genügend gewürdigt; um falschen Aus-

legungen von vornherein zu begegnen, möchten wir betonen, daß wir die Vorschläge des Herrn Professors Hans Meyer nicht als Ausfluß einer materialistischen, sondern einer idealistischen Anschauung betrachten, welche unter Berücksichtigung der besonders bei den oppositionellen Parteien vertretenen materialistischen Anschauungen den Einwand der Opposition im Reichstage, die Schutzgebiete brächten nichts ein und verursachten nur Kosten, beseitigen möchte. Schon aus diesem Grunde bedauert es der Verfasser lebhaft, den Vorschlägen des Herrn Professors Meyer grundsätzlich entgegentreten zu müssen.

Es soll nunmehr untersucht werden, in welcher Weise die Schutzgebiete nach den Vorschlägen zur Bestreitung eventueller Mehrausgaben Darlehen oder, besser gesagt, Anleihen aufzunehmen vermögen, wobei auch gleichzeitig die vermögensrechtliche Stellung der Schutzgebiete zu besprechen wäre.

Deutsche Schulen im Ausland.

Von Professor Dr. Lenz, Darmstadt.

1. Die deutsche Schule in Palermo.

Während von den romanischen Ländern Europas Spanien 3, Portugal 4 und Frankreich 2 deutsche Schulen mit einer Gesamtzahl von etwa 400 Schülern aufzuweisen haben, zählt deren Italien 9 und Rumänien 26, letzteres mit beinahe 3200 Schülern, wovon fast die Hälfte allein auf Bukarest entfällt, ersteres mit rund 600 Kindern. Die Gründe dieser Erscheinung zu erörtern, bewahren wir uns für eine spätere Gelegenheit auf. Wir wollen uns heute in kurzer Übersicht mit den deutschen Schulen Italiens, im besonderen mit der in Palermo beschäftigen. Die 9 erwähnten deutschen Schulen Italiens befinden sich in Mailand (die Internationale Schule protestantischer Familien und die Schule der deutschen Schulgemeinde), Genua, Venedig, Florenz, Rom, Neapel, Messina und Palermo. Davon sind Volksschulen 2, Bürgerschule 1, Realschulen mit Höherer Mädchenschule 2; 3 haben den Charakter einer preußischen Mittelschule und eine entspricht einem Untergymnasium mit Höherer Mädchenschule. Sechs dieser Anstalten wurden im letzten Jahre von der deutschen Reichsregierung mit einer Gesamtsumme von M. 11300 unterstützt. Unter den 600 Kindern, die von ungefähr 60 Lehrkräften unterrichtet werden, sind etwa 68% deutscher Abstammung. In Messina bestand schon Ende der 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts eine deutsche Schule, die jedoch im Herbst 1878 einging und erst 1893 wieder ins Leben gerufen wurde. Auch in Rom und in Venedig mußten die ursprünglich gegründeten deutschen Schulen wegen Schülermangels geschlossen werden und wurden erst später von neuem errichtet, in Rom 1879, in Venedig 1893.

Die deutsche Schule in Palermo, dessen deutsche Kolonie etwa 200 Einwohner zählt, ist von dem am 12. Mai 1890 behufs Errichtung und Erhaltung einer deutschen Schule ins Leben gerufenen Deutschen Schulverein gegründet und im Anfang des Jahres 1891 eröffnet worden. Mitglieder dieses Vereins können statutengemäß nur in Palermo ansässige Deutsche einschließlich der Deutsch-Oesterreicher und -Schweizer werden. „Die Anstalt hat den Zweck", wie es in den am 4. September 1890 genehmigten Satzungen des Vereins heißt, „ihre Zöglinge nach deutscher Weise zu unterrichten, sowie erziehen zu helfen." Die Verwaltung derselben liegt in den Händen eines aus 7 Mitgliedern bestehenden Vorstandes. Eine Oberaufsicht der italienischen Regierung besteht nicht, obwohl sie ihrer Zeit der obersten Schulbehörde in Sizilien angeboten wurde, die jedoch das Gesuch mit Stillschweigen überging.

Die deutsche Schule hat 3 Klassen mit je 2 Abteilungen und zählte zu Beginn des neuen Schuljahres (1. Oktober 1901) 32 Kinder (Juni 1902: 29) Von diesen waren 13 Deutsche, 7 Schweizer, 2 Böhmen, 4 Slowenen, 4 Italiener, 1 Engländer und 1 Ungar. Dem Glaubensbekenntnis nach waren 13 evangelisch, 12 katholisch und 7 israelitisch. Die Kinder verlassen gewöhnlich schon mit dem 12. Lebensjahre die Anstalt und setzen entweder auf höheren italienischen Schulen ihre Studien fort oder gehen zu ihrer weiteren Ausbildung auf einige Jahre nach Deutschland, wo die Knaben dann höhere Schulen besuchen; nach ihrer Rückkehr treten sie in der Regel in das väterliche Geschäft ein. Die Mädchen vollenden ihre Erziehung in Pensionaten, meist in Dresden oder in der Schweiz. Ohne Ausnahme ist die Begabung der Kinder vorzüglich; ebenso spricht sich Herr Lehrer Weber, dem wir hauptsächlich das Material zu vorliegendem Berichte verdanken, über ihren Lerneifer und ihr Betragen sowie den Schulbesuch ungemein günstig aus. In ihrer Berufsthätigkeit werden die Lehrer von den Eltern aufs thatkräftigste unterstützt und stehen mit ihnen in stetem freundlichem Verkehr.

Die Lehrgegenstände sind: Biblische Geschichte, Deutsch, Italienisch, Französisch, das mit dem 4. Schuljahr beginnt, Rechnen, Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, Physik, Schreiben, Zeichnen, Turnen und für die Mädchen noch Handarbeit. Die Unterrichtssprache ist deutsch.

Die Schule befindet sich in einer gemieteten Wohnung in der Via Venti Settembre und umfaßt 3 geräumige helle Klassenzimmer und 2 Lehrerwohnungen nebst sonstigen Räumen; sie besitzt auch einen Garten mit Turnplatz. Die Lehr- und Unterrichtsmittel entsprechen vollkommen den Anforderungen der Neuzeit, nur haben bis jetzt die Mittel der Anstalt zur Anschaffung einer Schülerbibliothek nicht gereicht. Die Finanzen des deutschen Schulvereins befinden sich im Gegensatz zu denen fast aller deutschen Auslandsschulen in solch vortrefflichem Zustande, daß sogar bei der letzten Abrechnung ein Überschuß von 756 Lire verblieb. Infolge dieser günstigen Finanzlage hat die Schule einen Zuschuß von seiten des deutschen Reiches nicht nötig.

An der Anstalt wirken als Lehrkräfte 2 in Deutschland vorgebildete Lehrer, seit Ostern 1902 Herr Otto Schmidt und seit 3 Jahren Herr Walter Weber aus Halle, sowie Frl. Borraccia-Cardocci aus Neapel, die sich in München zur Lehrerin ausgebildet hat. Den Satzungen des Schulvereins gemäß müssen die Lehrer mit Ausnahme derjenigen für fremde Sprachen Deutsche sein und eine tüchtige pädagogische Ausbildung genossen haben. Der Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit der Lehrer, sowie der treuen Pflichterfüllung der Kinder sind die vorzüglichen Erziehungs- und Unterrichtserfolge zuzuschreiben, deren sich zu unserer großen Freude die deutsche Schule in Palermo rühmen kann.

2. Die deutsche Schule in Paris.

Die deutsche Armenschule in Paris wurde im Laufe des Winters 1858/59 von Pastor von Bodelschwingh gegründet. Nachdem sie infolge des deutsch-französischen Krieges im Jahre 1870 eingegangen war, wurde sie 1876 von neuem eröffnet. Die Schule besuchten vornehmlich Kinder armer deutscher Arbeiter und Handwerker, die sich in Paris niedergelassen hatten, um dort ihr Brot zu verdienen; unter diesen Arbeitern befanden sich viele Straßenkehrer, die hauptsächlich

aus dem Vogelsberg eingewandert waren. Die Zahl der Schulkinder nahm von Jahr zu Jahr zu und stieg 1882 auf 450, die höchste Frequenz seit dem Bestehen der Anstalt. Da erschien Ende der 80er Jahre eine Verordnung des Pariser Munizipalrats, nach der nur 10% der in städtischem Dienste angestellten Arbeiter Ausländer sein durften. Infolgedessen sowie durch die zu jener Zeit in Paris eingetretene Geschäftskrisis wechselte eine große Zahl deutscher Arbeiter ihren Wohnsitz und viele kehrten nach Deutschland zurück, wo sich durch den neuen Aufschwung von Handel und Industrie eine günstigere Gelegenheit zu ausreichendem Lebenserwerb bot. Durch die Abnahme der deutschen Arbeiterbevölkerung sank die Schülerzahl der deutschen Schule im Anfang der 90er Jahre auf 150.

Die Anstalt ist eine zweiklassige Volksschule mit gemeinsamem Unterricht für Knaben und Mädchen. Der Lehrplan schließt sich dem der deutschen Volksschulen an, doch ist er in einigen Fächern, zu denen außerdem noch Französisch hinzukommt, etwas erweitert. Sie untersteht der Verwaltung des „Komitees für deutsche Kirchen und Schulen" in Paris, dessen jetziger Vorstand der erste Geistliche der dortigen evangelischen Gemeinde ist, Herr Pastor H. Anthes. Der französische Staat läßt durch seine Schulinspektoren die Oberaufsicht ausüben, die sich jedoch nur auf die hygienischen Einrichtungen der Schule beschränkt.

Die Zahl der Schulkinder, die im Laufe des Schuljahrs, hauptsächlich wegen des unregelmäßigen Schulbesuchs der kleinen Zöglinge des mit der Anstalt verbundenen Kindergartens, sehr schwankt, betrug zu Beginn des Schuljahres 114, (52 Knaben und 62 Mädchen). Alle Konfessionen werden zugelassen, doch ist die bei weitem überwiegende Mehrzahl der Kinder protestantisch; nur vier derselben sind nichtdeutscher Abkunft. Die Unterrichtssprache ist deutsch.

Wenn auch der Schulbesuch (abgesehen von der Kleinkinderschule) als regelmäßig bezeichnet werden kann, so sind dagegen die Befähigung, der Lerneifer und vor allem das Betragen der Kinder sehr verschieden. Diese hängen hier ganz besonders von den Familienverhältnissen ab, unter denen die Kleinen emporwachsen. Leben die Eltern in geordneten Verhältnissen, so ist das Verhalten der Kinder normal. Wenn sich jedoch, was leider nur zu häufig vorkommt, der Vater dem Absinthgenuß, der bekanntlich in vielen Pariser Arbeiterfamilien eine so verderbliche Rolle spielt, ergeben hat, ist das ganze Familienleben gestört, wenn nicht vergiftet, und die Folge davon ist, daß viele Kinder in geistiger und sittlicher Hinsicht verkommen. Was den späteren Beruf der Schüler betrifft, so werden sie Arbeiter oder Handwerker, einige widmen sich dem Kaufmannsstande.

Die Schule befindet sich in dem Stadtteil La Villette, wo etwa 1000 Deutsche wohnen, und ist mit der Kirche der evangelischen Gemeinde unter einem Dache untergebracht. Die hellen und luftigen Schulräume sind im Erdgeschoß gelegen, während sich die Kirche im Obergeschoß befindet. Das Gebäude selbst, sowie ein eigenes Lehrerhaus, liegt in ruhiger freier Lage und ist von schattigen Spielplätzen umgeben. In einem besonderen Gebäude ist die Kleinkinderschule (Asile) untergebracht, die der eigentlichen Schule wirksam vorarbeitet und zur Erhaltung der Muttersprache der Kleinen wesentlich beiträgt. Durch diese segensreiche Einrichtung haben auch die Mütter freie Zeit, zum Lebensunterhalt der Familie beitragen zu können. Diesem Kindergarten, den 42 Kinder (21 Knaben und 21 Mädchen) besuchen, steht eine Diakonissin aus Bielefeld als Lehrerin vor.

An der Schule wirken 2 auf deutschen Seminarien vorgebildete Lehrer: Herr Hermann Fleischhauer, der schon seit 24 Jahren mit bewundernswerter Berufsfreudigkeit, großem pädagogischem Geschick und vielem Erfolg seines schweren Amtes waltet, sowie seit September 1901 Herr Friedrich Husmann. Den Lehrern kann die Zusicherung einer Pension wegen mangelnden Fonds und ungewisser Zukunft der Schule leider nicht gewährt werden. Die Schule, deren Ausgaben und Einnahmen sich in der Regel decken, — mitunter ist jedoch ein Defizit nicht zu vermeiden — kann sich nur durch freiwillige Beiträge von Freunden und Gönnern der Anstalt erhalten, zumal das Schulgeld (1 fr. monatlich jedes Kind) nur sehr wenig einbringt und es noch obendrein fast der Hälfte der Kinder armutshalber erlassen werden muß. Viele arme Kinder erhalten selbst noch in der Schule ihr Mittagsbrot unentgeltlich, was die Anstalt etwa 80—100 fr. monatlich kostet. Das Deutsche Reich gewährt der Schule eine jährliche Unterstützung; auch der Großherzog von Hessen giebt ihr jedes Jahr in hochherziger Weise einen namhaften Betrag, da, wie oben bemerkt, viele Eltern der die Schule besuchenden Kinder aus Hessen stammen.

3. Die deutsche Schule in Verviers.

In Belgien, wo die Zahl der Reichsdeutschen auf rund 50000 geschätzt wird, bestehen in dem außerdeutschen Sprachgebiet 6 deutsche Schulen, denen die hohe Aufgabe zufällt, der deutschen Jugend ihre Sprache und Sitte zu erhalten. In Antwerpen befinden sich zwei dieser Anstalten, nämlich die 1840 gegründete Allgemeine Deutsche Schule, deren langjähriger Leiter Dr. J. P. Müller, rühmlichst bekannt wegen seines Ende 1900 erschienenen Buches: Deutsche Schulen und deutscher Unterricht im Auslande, sich am 25. März 1902 in den wohlverdienten Ruhestand zurückgezogen hat, und die Diakonieschule der deutsch-holländischen protestantischen Gemeinde, eine Anstalt, die seit 1890 eine getrennte deutsche Unterrichtsabteilung besitzt. In Brüssel wurde vor 10 Jahren eine deutsche Höhere Schule eröffnet, für die vor kurzem ein stattlicher Neubau errichtet wurde, der der edlen Opferwilligkeit der dortigen deutschen Kolonie, besonders des ehemaligen deutschen Konsuls Müser, eines kerndeutschen Mannes, zu verdanken ist. Im November vorigen Jahres erhielt diese Anstalt von der deutschen Reichsregierung die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst. Außerdem befinden sich deutsche Schulen in Hoboken[1]), Seraing und in Verviers. Diese

[1]) Von dem deutschen Lehrer Hans Amrhein in Hoboken wird seit Oktober v. J. eine neue Monatsschrift, Die Deutsche Schule im Auslande, (Preis jährlich M. 5,00) herausgegeben, die allen Deutschen im In- und Auslande aufs angelegentlichste empfohlen werden muß. Dieses gemeinsame Organ will ein festes Band um unsere als Erzieher an deutschen Auslandsschulen wirkenden Amtsgenossen schlingen, die Interessen dieser deutschen Lehrer, die sowohl „durch die Pflege deutscher Geisteskraft, Geschicklichkeit und Biederkeit dem Vordringen deutscher Arbeit die Bahn ebnen und ihr so die neuen Märkte behaupten helfen“ als auch „die Humanität in deutscher Prägung zu erhalten und zu stärken trachten“, nach jeder Richtung hin fördern wie überhaupt das ganze deutsche Auslandsschulwesen auf eine höhere Stufe der Vervollkommnung bringen, deren es so nötig bedarf, alles zum Segen und Ruhm der alten deutschen Heimat. Möge dieses schöne pädagogische sowie deutschvölkische Unternehmen von den besten Erfolgen begleitet sein!

3 Volksschulen werden vornehmlich von den Kindern der deutschen Fabrikarbeiter besucht, die sich dort in der Mitte des vorigen Jahrhunderts niederließen und wegen ihrer Tüchtigkeit sehr geschätzt werden. Im ganzen mögen diese 6 deutsche Schulen etwa 1100 Kinder besuchen, von denen ungefähr 85% deutscher Abstammung sind. Die Zahl der Lehrkräfte beträgt etwa 50. Vier dieser Anstalten wurden im letzten Jahre vom Deutschen Reiche mit einem Gesamtbetrage von M. 22500 unterstützt.

Unter den erwähnten Anstalten weist die deutsche Schule in Verviers die größte Schülerzahl auf, nämlich 389 (Knaben 215, Mädchen 174). Über ihre Einrichtung liegen uns von berufener Hand einige kurze Mitteilungen aus neuster Zeit vor, die wir nicht verfehlen wollen, im Nachstehenden zur Kenntnis unserer Leser zu bringen, da wir wohl mit Recht annehmen dürfen, daß es sie interessieren wird, etwas über eine deutsche Schule zu erfahren, die nicht weit von der deutsch-französischen Sprachgrenze gelegen nicht nur zur Erhaltung der dortigen deutschen Ansiedelung, sondern auch zur weiteren Ausbreitung der deutschen Sprache einen wesentlichen Faktor bildet.

Die durch ihre großartige Tuch- und Kaschmirfabrikation weltbekannte Stadt Verviers wies nach der Volkszählung vom 31. Dezember 1900 49067 E. auf, von denen ungefähr 12000 Deutsche sind, meistens Arbeiter, also beinahe ¼ der ganzen Bevölkerung, ein recht erheblicher Prozentsatz. Wie sich bei einer Arbeitermasse leicht denken läßt, herrscht in dem Zu- und Wegzug ein steter Wechsel: jedes Jahr kommen etwa 400 Arbeiter neu hinzu, und die gleiche Anzahl kehrt nach Deutschland zurück. Die Zahl der die deutsche Schule besuchenden Kinder, von denen 86% deutscher Nationalität sind, ist im Verhältnis zur deutschen Einwohnerzahl sehr gering, wiederum ein Beweis für die traurige Thatsache, daß der Deutsche im Auslande „seine nationale Haut leicht abstreift", besonders wenn er dem Arbeiterstande angehört. Zum Ruhm der deutschen katholischen Geistlichkeit Belgiens muß jedoch dankend hervorgehoben werden, daß sie mit zäher Entschlossenheit auf die Erhaltung der deutschen Sprache in dem deutsch-redenden Belgien bedacht ist.

Die im Jahre 1865 von den deutschen Schulbrüdern der christlichen Liebe eröffnete deutsche Volksschule in Verviers, deren Verwaltung in den Händen des deutschen Kirchen- und Schulvorstandes liegt, hat neben ihren pädagogischen Zielen den nationalen Zweck, den dortigen deutschen Kindern ihre Muttersprache zu erhalten. Sie besitzt ein eigenes Heim und zählt gegenwärtig 8 Klassen, in denen die in einem Alter von 6—14 Jahren stehenden Knaben und Mädchen gemeinsam unterrichtet werden. An der Anstalt wirken 8 Lehrkräfte, die sämtlich deutscher Nationalität sind und eine gründliche pädagogische Ausbildung genossen haben, darunter 4 Schwestern unserer Lieben Frau. Der gegenwärtige Leiter der Schule ist Pfarrer Friedrich Weynand, der als Pädagoge wie als echter deutscher Mann einen vorzüglichen Ruf genießt. Die Eltern der Kinder stammen überwiegend aus Deutschland und Luxemburg sowie aus den deutschsprechenden Teilen Belgiens. Ihrem Glaubensbekenntnis nach sind die Kinder mit wenigen Ausnahmen katholisch. Die Unterrichtssprache ist selbstverständlich die deutsche. Auch der ganze Unterrichtsbetrieb ist nach deutschem System eingerichtet; nur nach französischem Muster findet am Donnerstag kein Unterricht statt. Der Schulbesuch ist im Gegensatz zu den meisten deutschen Aus-

landsschulen sehr gut. Ebenso sind das Betragen und der Lerneifer der Kinder durchaus zufriedenstellend. Was den späteren Beruf der Schüler betrifft, so werden sie gewöhnlich, was ihre Väter sind, nämlich Arbeiter oder Handwerker. Der Unterricht ist mit Rücksicht auf die meist arme deutsche Bevölkerung der Stadt Verviers unentgeltlich. In fast allen deutschen Auslandsschulen wird Schulgeld erhoben, von vielen allerdings in sehr bescheidenem Maße, und nur wenige Anstalten machen eine Ausnahme davon, wie z. B. die Volksschule in Seraing, die der katholischen St. Bonifaciuskirche in London, die beiden katholischen Freischulen von Petropolis (Brasilien), das deutsche Waisenhaus Providencia bei Traiguen (Chile) und die Schule des Jerusalemvereins in Haifa (für Mitglieder der Gemeinde). Die deutsche Schule in Verviers wird durch freiwillige Beiträge der dortigen Deutschen und einen jährlichen Zuschuß des Deutschen Reiches unterhalten.

Die wirtschaftliche Thätigkeit der katholischen Mission in Deutsch-Ostafrika.

Von Pastor C. Hoefer.

Über die wirtschaftliche Thätigkeit der katholischen Mission in Deutsch-Ost-Afrika geben die Berichte aus dem letzten Viertel des vorigen Jahres durchweg Zeugnis von eifriger Arbeit des Missionspersonals. Auch da, wo sich der Kulturarbeit Schwierigkeiten entgegenstellen, seien es vorübergehende aber augenblicklich die Arbeit besonders störende widrige Naturereignisse, oder seien es klimatische Verhältnisse, immer sprechen die Berichte von zäher Ausdauer und hoffnungsfreudiger Arbeit der Missionare.

Der Übersicht halber ordnen wir die Berichte über die einzelnen Stationen nach den Vikariaten, welchen diese Stationen angehören.

Die Kongregation der Väter vom heiligen Geiste, welche ihre Thätigkeit im jetzigen Deutsch-Ost-Afrika 1862 begann, vereinigt unter dem apostolischen Vikariate von Nord-Sansibar 11 Stationen, die sich im Kilimandjarogebiet, der Landschaft Usambara, Usaramo und Ussagara befinden. Die älteren Stationen haben sämtlich Waisenhaus, Schule, Werkstätten, Kirche oder Kapelle. Auf der Station Mhonda, Bezirk Bagamoyo, befindet sich eine Kaffeepflanzung. Aus Kiboscho, Bezirk Kilimandjaro, geht die bedauerliche Nachricht ein, daß das 1893 mit Gründung der Station errichtete Wohn- und Schulhaus abgebrannt ist, Vorratshaus und Küche sind zugleich mit vernichtet worden, ebenso die Ernte von 700 Kaffeebäumchen; die Eisenblechbedachung ist durch den Brand untauglich geworden. Die nächste und nötigste Arbeit auf dieser Station wird mit Zurückstellung der bisher blühenden Schularbeit, die von 1 Missionar, 24 Katecheten und 5 Schwestern unter 1530 Knaben und 1253 Mädchen ausgeübt wurde, der Aufbau der Station bilden.

Die Station Mrogoro in der Landschaft Ukami, westlich von Dar-es-Salaam, an der Karawanenstraße gelegen, erfreut sich trotz des durch Sumpf verursachten ungesunden Klimas einer günstigen Entwickelung. Die mehr nach dem Inneren gelegene Nebenstation Mapogoro ist noch im Entstehen begriffen, vorläufig muß noch eine Negertembe dem Missionar als Wohnhaus dienen; Wirtschaftsgebäude und Schule waren bis Ende vorigen Jahres zur Hälfte fertig gestellt, sie werden, da die Eingeborenen sich zu dem Missionar hilfsbereit und freundlich stellen, bald vollendet sein. Die Station bietet einen durchaus gesunden Aufenthalt für Europäer, und dieser Umstand wird für die Station in der Zukunft besonders vorteilhaft sein.

Im Vikariat Nord-Sansibar ist seit 1897 außer obiger Kongregation der Trappistenorden thätig: in Neu-Köln, St. Peter und Tanga. Diese 3 Ansiedelungen gehen von dem deutschen Kloster Marianhill in Natal aus. In Tanga befinden sich außer dem Prokurator 4 Schwestern für das Krankenhaus und für die Schule, in Neu-Köln sind im ganzen 13 Missionskräfte thätig. Die Schule wird von 60 Kindern besucht. St. Peter ebenso wie Neu-Köln, in West-Usambara gelegen, ist im Entstehen begriffen; von dem hier stationierten Priester mit einem Hülfsbruder sind in einer Kostschule 19 Knaben und 15 Mädchen gesammelt, zu welchen täglich noch ca. 20 Außenschüler kommen. Der ungünstige Einfluß des Muhamedanismus macht sich auf dieser Station besonders geltend: Trägheit, Verschlagenheit und Mißtrauen der umwohnenden Eingeborenen sind seine Geistesfrüchte.

Die St. Benediktus-Missions-Gesellschaft, welche 1884 gegründet wurde, arbeitet in Deutsch-Ost-Afrika seit 1887 auf 10 Stationen mit einer größeren Anzahl Nebenstationen; sie sind unter der apostolischen Präfektur Süd-Sansibar mit dem Sitze in Dar-es-Salaam vereinigt. Der hier seiner Vollendung entgegen gehende Kirchbau nahm zwar einen langsamen Fortgang, aber schon jetzt, nachdem das Dach gedeckt, der Turm von dem Gerüst freigelegt, das Gebäude von außen abgeputzt wird, gewährt derselbe durch seine Dimension, seine kunstvolle harmonische Gliederung den Eindruck eines Prachtwerkes, welches auch in Deutschland unter Architekten Beachtung finden würde. In Deutsch-Ost-Afrika ist diese Kirche bisher das größte und erhabendste Baukunstwerk. Das von 8 Schwestern geleitete Waisenhaus mit Schule und 112 Schülerinnen entwickelt sich günstig weiter; von dem Bezirksamtmann in Tanga wurden dem Waisenhause 4 befreite Sklavenmädchen zur Erziehung überwiesen. Die in der Nähe von Dar-es-Salaam der Missionsstation gehörige Schambe Simbasi für Viehzucht, Garten- und Plantagenbau hat im letzten Jahre erfreuliche Erfolge erzielt, besonders gedeihen hier europäische Gemüse und afrikanische Früchte ausgezeichnet. Um diese Schambe hat sich ein Christendorf von 416 Einwohnern gebildet, deren 145 schulpflichtige Kinder in 3 Schulen unterrichtet werden.

In Nyangao, im Südosten Deutsch-Ost-Afrikas, ist mit Schluß vorigen Jahres die Kirche fertig gebaut und der Bau eines neuen Missionshauses in Angriff genommen. Die Bauten stellen sich ziemlich billig, da Bauholz in der Nähe vorhanden und bei der starken Bevölkerung der Umgegend das Arbeitslohn niedrig ist. Auf der Station befinden sich zwei Waisenhäuser mit 35 Zöglingen. In 9 Schulen der Station und Umgegend werden nahe an 200 Schüler unterrichtet. Der von der Station betriebene Gartenbau ist äußerst einträglich, da der unmittelbar an der Station vorüberfließende Nyangao das zum Begießen notwendige Wasser in Menge liefert. Auf der nordöstlich von Nyangao liegenden Station Lindi sind im letzten Jahre mehrere Magazine errichtet worden; in ihnen werden die in dem letzten fruchtbaren Jahre gewonnenen Vorräte aufgespeichert, um einer etwaigen Hungersnot, wie sie vor 2—3 Jahren im dortigen Distrikte ausbrach und in vorangehenden Jahren schon öfter bei der vorherrschenden Trockenheit des dortigen Klimas aufgetreten ist, wirksam begegnen zu können. Diese Maßregel hat sich im letzten Jahre schon auf der südwestlich von Nyangao gelegenen Missionsstation Lukuledi bewährt. Durch die totale Dürre ist hier

eine Hungersnot herbeigeführt worden, welche die Missionare durch Verteilung angesammelten Getreides zu lindern suchten. Die Eingeborenen fristen ihr Leben von diesen dargebotenen Gaben und, wo dieselben nicht zureichen, sammeln sie die ins Land gefallenen Heuschrecken und verzehren sie gesotten und gebraten; doch ist die Nahrung eine erbärmlich magere, da die Tiere selbst keine Nahrung finden. Somit ist für dieses Jahr die wirtschaftliche Entwickelung dieser ältesten Station in dieser Präfektur unterbrochen worden.

Die in Ungoni (Ostküste des Nyassa) liegenden beiden jungen Stationen Peramiho und Kigonsera entwickeln sich sehr aussichtsvoll. Die im allgemeinen kriegerischen und räuberischen Wahehe sind für die kulturelle Thätigkeit der Mission sehr zugänglich. Die Station Kigonsera liegt an einem leicht ansteigenden Abhange landschaftlich sehr schön. Die Wasserverhältnisse sind insofern äußerst günstig, als auf den die Station überragenden Bergen ein kräftiger Bach entspringt, der sich mit Leichtigkeit in die Felder und Gehöfte der Missionsstation leiten läßt. Die spezielle Missionsthätigkeit in diesen äußerst stark bevölkerten Distrikten kann jetzt beginnen, nachdem die Übersetzung der sonntäglichen Evangelien in das Kingoni im vorigen November abgeschlossen ist. Nördlich von diesem Distrikt noch im Uhehe-Bezirk befinden sich zu der Präfektur Süd-Sansibar gehörig die beiden Stationen Tosamaganga (Iringa) und Matibira. Wenn auch von diesem hartnäckigen Bergvolke der Wahehe, welches sich einst bis beinahe zur eigenen Vernichtung gegen die deutsche Herrschaft gesträubt hatte, die früheren Berichte nur von geringen Missionserfolgen sprechen konnten, so scheint es seit einem Jahre zu den Missionaren Vertrauen gefaßt zu haben. Die bei Tosamaganga wohnenden Wahehe kommen jetzt zur Station und beteiligen sich auch schon an der Arbeit; mit dem Ende vorigen Jahres ist die dreischiffige Hallenkirche mit Holz gewölbt und fertig gebaut worden. Die Kosten für dieselbe betrugen 5000 Rupien (7000 M.), der Bau hätte in Deutschland 40—50000 M. gekostet; er konnte hier so billig ausgeführt werden, weil die Bruchsteine am Platze zu haben waren, Ziegelsteine und Dachziegel die eigne Ziegelei in vorzüglicher Qualität lieferte, die am Ruaha errichtete Holzschneidemühle das erforderliche Bauholz zurichtete. Der sonst für die Missionsstationen so beschwerliche Transport des Bauholzes wurde erleichtert, da aus der Heimat ein starker Wagen geschickt worden war. Nur die Maurerlöhne fielen stark in die Rechnung. Nach Beendigung des Kirchenbaues wird von dem Ruahaflusse aus eine Wasserleitung nach dem Missionsgehöft gelegt werden. Die dazu erforderlichen Thonröhren sind bereits hergestellt. Neben dieser Bauthätigkeit ist der Schulunterricht nicht vernachlässigt worden; es wurden in 2 Waisenhäusern 40 Jünglinge und in 4 Schulen 73 Schülerinnen unterrichtet. Man beabsichtigt die intelligentren Knaben zu Lehrern für die Außenschulen auszubilden. Das von Tosamaganga südwestlich gelegene Matibira befaßt sich, was seine wirtschaftliche Thätigkeit anbetrifft, hauptsächlich mit Viehzucht. Trotzdem sich hier die Eingeborenen noch scheu zurückhalten, war es doch möglich, im letzten Jahre ein stattliches Wohnhaus des Missionars zu bauen und den Schulunterricht unter den Wahehe aufzunehmen. 20 Knaben, welche im neu errichteten Knabeninstitute wohnen und etliche täglich von auswärts kommende Schüler werden in Religion, Schreiben und Singen unterrichtet. Die Mädchen sind für die Schule sehr schwer zu haben, weil sie frühzeitig zu Hause in der Wirtschaft helfen müssen und schon mit 7—8 Jahren verheiratet werden, die Heirat ist nichts anderes als

ein Geldhandel der beiderseitigen Eltern. Da bisher sämtliche Gartenprodukte hier gut geraten sind, wird man in diesem Jahre die Gartenkultur weiter verfolgen und den Versuch mit dem Anbau von Mango, Apfelsinen und Feigen machen, die Stecklinge sind von der Station Karema am Tanganyika geschickt worden.

Die III. katholische Kongregation, welche in Deutsch-Ostafrika wirkt, ist die Missionsgesellschaft der weißen Väter. Das Missionspersonal, wie ihr Arbeitsgebiet ist im Verhältnis zu den beiden anderen Genossenschaften bedeutend größer. Ihr Einfluß erstreckt sich auf umfangreiche westliche und nördliche Distrikte der deutsch-ostafrikanischen Kolonie. Sie missioniert hier seit 1878. Ihr Gebiet ist in 3 nach ihrer landschaftlichen Lage benannte Vikariate geteilt. Das apostolische Vikariat Tanganyika mit 6 Stationen und 46 Schulen; das apostolische Vikariat Unyanyembe mit ebenfalls 6 Stationen und 7 Schulen, das apostolische Vikariat Südnyanza mit 8 Stationen und 12 Schulen. In Karema am Tanganyika, dem Sitze des katholischen Vikars, ist eine Katechetenschule mit etwa 50 Schülern gegründet, welche für den betreffenden Bezirk die Lehrer ausbildet. Es wird seit etlichen Jahren in diesem Vikariate besonderer Nachdruck auf Schulgründungen gelegt, denn während sich hier noch vor 3 Jahren nur 12 Schulen befanden, zählt man nach der letzten Statistik daselbst bereits 46. Der Menge der Schulen entspricht auch die Anzahl der Schüler, so findet sich zum Beispiel auf der Station Zimba am Rukwa-See ein Schulsystem, in welchem allein rund 1000 Schüler unterwiesen werden. Der Unterricht in den Schulen wird in dem Kisanga-Dialekt erteilt, der sich fast ganz mit dem an der Nordspitze des Nyassa gesprochenen Dialekt deckt, doch verstehen die Eingeborenen auch Kisyamwesi und Kisuaheli, mehrere auch deutsch. Diese Sprachfertigkeit findet seine Erklärung darin, daß die am Rukwa-See, sowie die in der gesamten Landschaft Kiwere angesiedelten Stämme jahraus jahrein Trägerdienste nach der Ostküste der Kolonie leisten, mit den verschiedensten Stämmen auf ihren Karawanendiensten zusammentreffen, und vor allem während ihres Aufenthaltes an der Küste das Kisuaheli lernen; nach ihrer Rückkehr in die Heimat teilen sie den Ihrigen von ihren Sprachkenntnissen die verschiedensten Brocken mit. Aus Ndala, einer Station im Vikariat Unyanyembe wird berichtet, daß die Eingeborenen, die Wandala, endlich anfangen zu den Missionaren Vertrauen zu fassen, es stellen sich auch die dortigen Häuptlinge zu der Mission freundlich. Auch die wirtschaftliche Seite der Mission hat hier gute Aussicht auf günstige Entwicklung, denn die gut bevölkerte Gegend ist äußerst fruchtbar. Sie hat an Lebensmitteln Überfluß, aber bei der mangelnden Verbindung nach Osten keinen Absatz. Eine Heuschreckenplage, welche im vorigen Jahre herein zu brechen drohte, wurde in den kritischen Tagen, als die Heuschrecken sich noch nicht zu ihrer verderblichen Gefräßigkeit entwickelt hatten, von ungeheuren Schwärmen von Störchen, welche ins Land kamen, gründlich beseitigt.

Die Station Marienberg oder Kiziba am Westufer des Viktoria Nyanza, zum Vikariat Süd-Nyanza gehörig, hat in zwei Jahren nach ihrer Begründung ihr Aussehen vollständig geändert. An Stelle der zuerst errichteten Strohhütten sind Gebäude aus Backsteinen getreten. Die um die Station zum Schutz gegen Überfälle gezogene Mauer hat sich als unnötig erwiesen, da es sich hier ganz sicher lebt. Die Missionare werden wie Freunde behandelt und als Beschützer gegen die westwärts wohnenden Batusi angesehen, welche bisher Gewaltherrschaft über diese Gegend

geübt hatten. In der neu errichteten Schule wird in allen Elementarfächern unterrichtet, auch sind Anfänge in der deutschen Sprache gemacht worden. Die des Schreibens kundigen Schüler sind begehrte Leute, die umwohnenden Häuptlinge nehmen sie gern als ihre Privatsekretäre.

Die Station Mariä Hoffnung, auf der Insel Ukerewe in Nyanza, ist verhältnismäßig neueren Datums, sie wurde 1896 gegründet, ist aber in dieser kurzen Zeit die blühendste des ganzen Vikariats Süd-Nyanza geworden. Die Kirche, wie das Missionshaus wurden im letzten Jahre vollendet: es sind für dortige Gegend ungemein solide und stattliche Gebäude. Das Bauholz, eine Art Ebenholz von schwarzer Farbe und fast wie Eisen schwer, daher von den Eingeborenen Eisenholz genannt, wurde unter großen Schwierigkeiten südwärts aus dem Lande an die Küste gebracht, der Transport eines einziges Stammes machte 20—30 Neger nötig. Es mußte dann auf Schiffe verladen werden, da es seiner spezifischen Schwere wegen nicht zur Insel herüber geflößt werden konnte. Seiner Härte wegen wurde zur Bearbeitung wieder viel Zeit und Handwerkszeug gebracht. Diese Mühe und Schwierigkeiten belohnen sich aber insofern, als die solide Bauart aus Stein und Eisenholz den Zerstörungen der Termiten entschieden Widerstand leistet. Die Eingeborenen, welche sich zu den Missionaren freundlich stellen, waren in der anstrengenden Bauperiode stets hilfsbereit, doch in allen Bauhandwerken noch unerfahren; merkwürdigerweise sind sie, obgleich Inselbewohner, durchaus ungeschickte und zugleich furchtsame Schiffer.

Die Arbeiterfrage in unseren afrikanischen Kolonien.

Vortrag in der Abteilung Kassel der Deutschen Kolonialgesellschaft
am 14. Februar 1902.

Von Generalleutnant z. D. Leo.

I.

Die Arbeiterfrage spielt nicht nur in unserem hochentwickelten europäischen Kulturleben eine so wichtige Rolle, sie ist auch von grundlegender Bedeutung für das Gelingen unserer kolonialen Bestrebungen. Kommt es auch vorzugsweise für die Produktions-Kolonien, für den Plantagenbau, darauf an, die erforderlichen Arbeitskräfte sicher zu stellen, so besteht ein ähnliches Bedürfnis doch auch für die reinen Handelskolonien hinsichtlich der Ausführung von Bauten verschiedenster Art, der Herstellung von Verkehrswegen, Eisenbahnbau, Hafenanlagen u. s. w.

Die Europäer sind zunächst durch ihre leitende Stellung von der eigentlichen Handarbeit ausgeschlossen; ihre Aufgaben liegen im kaufmännischen Kalkül, in der naturwissenschaftlichen Forschung und deren intellektueller Verwertung, in der Leitung, Unterweisung und Beaufsichtigung, vor allem in der Übernahme der Verantwortlichkeit für alles, was geschieht. Sie sind überdies zu dauernder physischer Arbeit im afrikanischen Klima nicht befähigt. Der Organismus des Europäers besitzt nicht annähernd wie der des Negers die Fähigkeit, die übermäßige Zunahme der eigenen Körpertemperatur zu vermeiden, wie sie in der heißen, mit Wasserdampf übersättigten Luft durch Muskelthätigkeit herbeigeführt wird. Diese Überhitzung des Körpers schwächt nicht nur die Arbeitsfähigkeit, sie bringt auch dauernde Störungen der Konstitution hervor, namentlich was Beschaffenheit und Menge des Blutes anlangt, wie sie für den Einfluß des Tropenklimas auf den Europäer charakteristisch sind. (Aus dem Aufsatz: „Körperwärme, Arbeit und Klima" von Dr. Joh. Glad in der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Neue Folge, Serie I.)

Die eigentliche Arbeitsleistung fällt der eingeborenen Bevölkerung zu; gerade diese stellt aber in unseren Kolonien (von D. S.-W.-A. abgesehen) einer entsprechenden ausgiebigen Verwendung große Schwierigkeiten entgegen.

Das beruht auf verschiedenen Umständen:

Die Bedürfnislosigkeit der Neger, denen die Natur, in der sie leben, ihre notwendigen Bedürfnisse auch ohne ernste Arbeit liefert, so daß die natürliche Anregung und Erziehung zu solcher fehlt.

Der allgemeine Charakter der Neger: sie leben durchaus nur in der und für die Gegenwart, ohne nachdenkliche Fürsorge für die Zukunft; sie scheuen, sich selbst überlassen, wie die Kinder, jede Bemühung, welche nicht unmittelbaren Genuß mit sich bringt.

Die der niederen Zivilisationsstufe entsprechende geringere Bewertung der Frauen gestattet, die unvermeidliche Arbeit diesen aufzuerlegen; der Mann will vor allem Jäger und Krieger sein und sieht in der Arbeitsverpflichtung einen ihm nicht zukommenden Zwang.

Politische Mißstände, namentlich auch die unter dem Einfluß der Araber zahlreichen verheerenden Kriege und Raubzüge haben große Unsicherheit des Besitzes, insbesondere der persönlichen Freiheit hervorgerufen, die produktive Arbeit entwertet und mit der Vorstellung der Sklaverei eng verknüpft.

Es kann nicht bezweifelt werden, daß das Naturell des Negers seiner Erziehung zur Arbeit große Schwierigkeiten bereitet, nicht etwa, daß es ihm an der erforderlichen physischen Leistungsfähigkeit oder an hinreichendem Intellekt fehle, es sind Charaktereigenschaften, welche ihn als Arbeiter und damit als Vermittler der Kulturentwicklung minderwertig erscheinen lassen. Unbeschadet großer Verschiedenheit in dem Charakter der Negerbevölkerung, scheint doch das Übereinstimmende darin dem Bilde zu entsprechen, was John Lubbock von den Wilden ganz allgemein entwirft.

„Wilde sind wie Kinder; sie haben, wie diese, keine Beharrlichkeit; ihre Sorgen verfliegen rasch, ihre Leidenschaften äußern sich rasch und gewaltsam; sie leben fast nur in der Gegenwart. Bei den Wilden finden sich ähnliche Schwierigkeiten wie bei den Kindern, gewisse Konsonanten auszusprechen; wie die Kinder können sie oft schwer eine Alternative begreifen; wie diese haben sie die Neigung, Worte durch gleichlautende Doppelsilben zu bilden. Auch in ihrer Grausamkeit haben Wilde und Kinder Ähnlichkeit, insofern sie auf kindischer Gedankenlosigkeit und Erregung beruht. Sattsein, Lachen, Spielen, Tanzen und Schlafen befriedigt die Wilden wie das Kind. Die Wilden stehen moralisch unter den Kulturvölkern; nicht, daß bei diesen letzteren nicht auch Schlechtigkeiten vorkommen, aber, was hier Ausnahme, ist dort Regel".

Vielfach besteht ja die Ansicht, daß der Neger eine minderwertige Rasse bedeute, welche niemals mit der weißen Rasse gleichberechtigt sein könne, zwar in den Grenzen ihrer geringeren sittlichen, sozialen und wirtschaftlichen Veranlagung thunlichst zu entwickeln, aber doch immer nur zum besten der weißen Rasse auszunutzen sei. Selbst denjenigen, die festhalten an dem Glauben an die Einheitlichkeit des Menschengeschlechtes nach Abstammung und Bestimmung, dürfte es schwer werden, jene Meinung durch Thatsachen zu widerlegen, was freilich noch nicht die Richtigkeit derselben beweist. Wie dem aber auch sei, fast alle die Männer, welche aus eigener Erfahrung als Forscher und Pioniere der Kultur unsere Kolonien kennen, stimmen darin überein, daß die schwarze Bevölkerung dieser weiten Landstriche deren eigentlicher zu hebender Schatz ist, daß wir den Neger nicht bloß nicht entbehren können für unsere Thätigkeit in den Kolonien, daß vielmehr allein auf der Gewinnung der Schwarzen für die Kulturarbeit die Möglichkeit des Erfolges unserer kolonialen Bestrebungen in Afrika beruhe.

Nicht darüber, daß dieses Ziel zu erstreben sei, sondern darüber, wie es zu erreichen sei, sind die Meinungen geteilt. Nicht nur weil auch hier, wie oft, die theoretische aus allgemeinen Humanitätsbestrebungen und liberalisierender Aufklärung entspringende Meinung nicht übereinstimmt mit der harten Notwendigkeit des praktischen Bedürfnisses gegenwärtiger kolonialer Thätigkeit, sondern auch, weil es sich um Zustände handelt, die, indem sie aus mehrhundertjähriger Entwicklung

hervorgingen, die Bedeutung natürlicher Lebensbedingungen gewonnen haben, welche sich ohne Gefährdung des ganzen wirtschaftlichen Lebensorganismus, wie ihn die eingeborene Bevölkerung darstellt, nicht ohne weiteres aufheben lassen.

Hierzu ist in gewissem Sinne auch die Einrichtung der Sklavenhaltung zu rechnen. Sie ist unter der Herrschaft des Islam — nicht nur in Afrika — zu einer Wirtschaftsbedingung geworden.

Nun fällt jedoch unter den Begriff der Sklaverei manches, was heute für unsere Kolonien nicht mehr in Betracht kommt und, sofern es noch besteht, im völligen Verschwinden begriffen ist. Dazu gehört die gewaltsame Aufbringung, der gewaltsame Transport und die gewaltsame Ausfuhr von Sklaven, ebenso der Sklavenhandel auf offenem Markt, und — wenigstens da, wo die deutsche Herrschaft wirksam ist — die einseitige Bestimmung des Sklavenrechtes durch den Besitzer.

Nichtsdestoweniger bestehen der Handel mit Sklaven und Sklavenhaltung nach wie vor, und trotz gesetzlicher Verbote und Strafen auch noch Ausfuhr und vermutlich auch die Möglichkeit harter und willkürlicher Behandlung der Sklaven seitens der Händler und Besitzer, wie ja auch bei uns Verbrechen und Vergehen gegen die bestehenden Gesetze nicht aufhören; alles das beruht aber ganz wesentlich auf dem freien Willen der Neger, der sich als Sklave unter der meist patriarchalischen Fürsorge seines Herrn, die ihn bei mäßiger Arbeit aller Sorge für sich und seinen Unterhalt enthebt, sehr wohl fühlt und überdies, wenn er dieses Verhältnis lösen will, bei der deutschen Regierung Schutz findet.

Es sei hier an das erinnert, was ein so besonnener und erfahrener Berichterstatter wie Hauptmann Leue hierüber sagt:

(Aus dem Aufsatz: Die Sklaverei in D.-O.-A. in den Beiträgen zur Kol. Politik u. Kol. Wirtschaft). „Thatsächlich genießt der Sklavenhalter in D.-O.-A. seinen Sklaven gegenüber weniger Vorrechte, als in Deutschland eine Herrschaft gegenüber ihren Dienstboten. Rechte hat er eigentlich nicht, wohl aber Pflichten."

„Der Küstenneger, der durch die bequeme, nur auf die Befriedigung der Sinne gerichtete Weltanschauung der Mohammedaner verwöhnt und verdorben ist, ist lieber Knecht als freier Arbeiter. Muß er, um zu leben, arbeiten, so legt er auf die Freiheit keinen Wert. — Läßt er sich loskaufen, so macht er den Europäer für sein ferneres Wohlergehen geradezu verantwortlich. — Ähnlich ist es mit den Sklavinnen. Käuflich ist im Orient alles; daß sie gekauft und verkauft werden können, geniert sie nicht. Irgend einem Gebieter gehört dort das Weib fast immer. Auf persönliche Würde legt die Negerin kein Gewicht, und im Punkte der Sittlichkeit ist sie nicht engherzig. — In D.-O.-A. ist der Freikauf der Sklaven unter allen Umständen gestattet, aber ein undankbares Geschäft. In Sanzibar ist er verboten, weil nach englischer Auffassung durch Zahlung eines Lösegeldes indirekt der Sklavenhandel gefördert wird. — Thatsächlich ist in D.-O.-A. auch der nicht öffentliche Sklavenhandel verboten und nur gestattet, wenn er auf Wunsch der Sklaven stattfindet; daß er aber noch häufig vorkommt, kann nicht bezweifelt werden; denn wo kein Kläger, da ist auch kein Richter."

„Die Behörden benutzen jede Gelegenheit, die Antisklaverei-Bestrebungen zu fördern. Schlecht versorgte und gehaltene Sklavenkinder werden für frei erklärt und den Missionen überwiesen. Jeder Sklave, der durch Freigebung seitens seines Herrn oder durch Loskauf oder durch gerichtliches Erkenntnis frei-

gelassen wird, erhält vom Bezirksamt einen Freibrief, worüber genaue Listen geführt werden; jährlich werden über 1000 Freibriefe ausgestellt."

Weiter berichtet Hauptman Leue: „Vorteile gewährt die Sklaverei wenige; die geringfügigen Arbeiten, welche die Sklaven in D.-O.-Afrika leisten, können auch von den freien Küstenleuten geleistet werden; dagegen fördert die Sklaverei die Trägheit, Leichtlebigkeit und Liederlichkeit. Sie hindert an der Gründung regelrechter Hausstände und hemmt dadurch die natürliche Vermehrung der Bevölkerung. Die Sklavinnen, solange sie hübsch und jung sind, werden von ihren Herren unter strenger Aufsicht gehalten; später reizen sie niemand mehr. Die farbigen Weiber bekommen aber in der Regel erst Kinder, wenn sie verheiratet sind oder in der Ehe ähnlichen Verhältnissen leben. Auf Verheiratung mit ihren Sklavinnen lassen sich die Herren nicht gern ein. Tausende und Abertausende von weiblichen Wesen verbringen ihr Leben, ohne ihrer natürlichen Bestimmung zu genügen. — Nachteilig ist auch die Rechtsunsicherheit, die teils gestattet, teils verbietet, ohne ein unzweideutiges Prinzip.

Erhebliche wirtschaftliche Nachteile sind von der völligen Aufhebung der Sklaverei kaum zu erwarten. Die paar Tausend Sklavenbesitzer fallen nicht so sehr ins Gewicht. Ebenso gut, wie sich die Europäer, die Inder und die freien Stämme des Inneren ohne Sklaven behelfen, könnten es die Araber, die Beludschen und die Suaheli auch. Die Arbeitskräfte würden ja dieselben bleiben, daher wäre auch keine Brotlosigkeit der bisherigen Sklaven zu erwarten. Auch die s. Z. eingetretene Freilassung von 23 000 Indersklaven hat keine üble Nachwirkung hinterlassen. Unmoralisch bleibt die Sklaverei auch in ihrer milden Form." — Soweit Hauptmann Leue.

Berücksichtigt man außerdem die Schädigung der Kindererziehung durch Sklaven, den vergiftenden Einfluß dieser Erzieher, die in ihrer Thätigkeit nicht von sittlichen Gesichtspunkten, sondern allein von dem Bestreben, Kollisionen mit dem Gebieter zu vermeiden, geleitet werden, so liegt die Schlußfolge nahe, die baldige Abschaffung auch der noch bestehenden Sklavenhandlung zu fordern. Indes Hauptmann Leue kommt nicht zu diesem Schlusse aus politischen Bedenken. Er sagt: „Der Muslim versteht die Gründe für die Aufhebung der Sklaverei einfach nicht; sie ist ihm eine mehr als tausendjährige Einrichtung, die aus dem Munde des Propheten selbst geboten wird. Sie würden es als eine schwere Schädigung ihres Besitzstandes und als eine Verletzung ihres innersten Empfindens erkennen und sich infolgedessen allen sonstigen Kulturbestrebungen der Europäer feindlich gegenüber gestellt sehen. Man thut wohl, diese Gesinnungen der Muhammedaner möglichst zu schonen."

Von Bedeutung hierfür ist auch, was Rochus Schmidt in seiner Geschichte des Araber-Aufstandes in D.-O.-A. sagt: „Der Charakter der arabischen Bevölkerung ist ein außerordentlich konservativer; ihre Eigenart ist es, vom kleinsten Gemeinwesen bis zum Staate patriarchalische Organisationen zu schaffen, für welche das Religionsgesetz den Rahmen giebt. Wir besitzen in diesem Volksstamme, in den Arabern, welche die Handelswege nach dem tiefsten Innern eröffnet haben und auch gegenwärtig noch als der alleinige Träger dieses Handelsverkehrs aufzufassen sind, Handelsvermittler von einer kaufmännischen Begabung und gerade für das in Betracht kommende Land geeigneten Vorbildung, wie sie, wenigstens für Afrika, nicht besser gedacht werden können."

Von der Westküste unserer ostafrikanischen Kolonie.

Von Dr. Richard Kandt.

I.

Am 13. Februar 1899 war ich auf meiner Reise nach der Westküste unserer ostafrikanischen Kolonie am nordwestlichen Punkt des Kivu angekommen. Damit war ein Teil meiner Aufgabe, die Erforschung und Kartographierung des unbekannten Westufers dieses Sees, soweit meine schwachen Kräfte es vermochten, beendet. 2 Wege standen mir jetzt offen. Ein kurzer, der direkt die Nordküste entlang nach Kissenye, meinem alten Lagerplatz am Nordostzipfel des Sees führte, und ein längerer mir total unbekannter nach Norden, der mich westlich der Vulkane irgendwie zum Albert-Eduard-See bringen konnte. Was dazwischen lag, das wußte damals noch niemand. Auch von den Eingeborenen hörte ich nur ein paar Namen von Ländern und Sultanen. Aber das genügte mir, denn wo andere Menschen-Wesen leben, da durfte ich hoffen, auch existieren zu können, und so wählte ich den zweiten Weg, dem Reiz des Unbekannten nachgehend. Uebrigens sind diese Gebiete, nachdem ich sie passiert hatte, wieder in ihr altes Dunkel zurückgesunken und bis heute ist noch kein Nachfolger meinen Spuren gefolgt. Die zwei Expeditionen, die es versuchten, mußten wegen der Unbilden der Landschaft wieder umkehren und wahrscheinlich zu ihrem Glück. Denn beide, eine deutsche und eine englische, waren viel zu umfänglich, — die deutsche 1000 Mann stark — als daß sie das hätten überwinden können, was mich mit 30 Mann Opfer genug kostete. — Es war am Abend des 13. Februar 1899 — wir lagerten dicht am Wasser auf einem kleinen Wiesenfleck vor einer großen verlassenen Bananenschambe — ich saß vor meinem Zelt und überdachte noch einmal die Ereignisse der letzten Wochen und sann über die nächste Zukunft, die noch so schwarz vor mir lag, wie ringsum die Landschaft, als aus dem Dunkel, das den See bedeckte, ein Ruf vernehmbar wurde. Das Lager verstummte und wir horchten hinaus und hörten deutlich den dumpfen Doppelschlag von Rudern, der uns allmählich näher kam. Dann schwieg er und wieder schallte eine Stimme über das Wasser und fragte, wer an den Feuern säße. Auf meine Gegenfrage „Wer da?" antwortete sie: Leute des Lohunga von Kameronse. Wir befriedigten ihre Neugier und forderten sie auf, ins Lager zu kommen, aber sie sagten, daß sie erst den Tag abwarten müßten, um zu sehen, ob unsere Worte wahr wären und nicht nur eine List der Waregga. Dann vernahmen wir wieder den Doppelschlag der Ruder, der langsam in der Ferne verklang und unsichtbar, wie er gekommen, verschwand dieser nächtige Spuck.

14. Februar. Aber heute morgen erschienen sie, nämlich ein kleines verschrumpftes Männlein und ein langer rothäutiger Mensch mit einer merkwürdig verstümmelten und schiefgedrückten Nase und bekleidet mit einem Leopardenfell.

Sie kannten mich von früher, sagten sie, denn sie hätten mich im vorigen Jahre in Kissenye kennen gelernt. Um so besser. Also heuchelte auch ich Erinnerung. Sie seien Leute des Sultans Lohunga von Kameronse, aber das ganze Land stände leer und die Bewohner wären vor den Waregga nach Bugoie, einer Provinz von Ruanda, geflüchtet. Als ich sie weiter aushorchte, logen sie zuerst, Kameronse gehöre dem König von Ruanda und Lohunga sei an seinem Hofe; später gaben sie zu, daß es selbständig sei und ihr Herrscher sich mit seinen Leuten östlich am Fuße des Niragongwe-Vulkans in dem großen Buschpori befände. Sie erhielten Stoffe, worauf sie sich bereit erklärten, mich einige Tage zu begleiten; vorsichtshalber nahm ich die beiden Wahunde, die mir Mounye gegeben, auch noch mit.

Meine Askaris hatten in aller Frühe eine Brücke über den Gihira geschlagen. Übrigens hatten wir nicht nötig, seinen Sumpf zu passieren, weil wir uns zunächst nicht nördlich, sondern östlich hielten und den Hügel jenseits seiner Mündung erklommen. Oben trafen wir die traurigen Reste des zerstörten Dorfes Kumasa, das sehr viele Hütten gehabt haben muß, die in schöner Ordnung zu beiden Seiten eines breiten Weges lagen. Eine Hecke von Rhizinus-Bäumchen umgab einst jede der Hütten, von denen man jetzt nur noch die Staketenstümpfe des Grundrisses, die 3 Herdsteine und rotgeglühte Topfscherben sah. Die Waregga Mounye's sollen das Dorf vor 4—5 Monaten vernichtet haben. Von Kumasa, von wo aus wir einen weiten Blick auf das Nordufer hatten, dem nicht zu fern von uns eine lange Zunge entsprang, die als 100 Meter hohe Lavatuffwand senkrecht zum See abfiel, stiegen wir zu dem großen Pori ab, das sich bis zum Fuße des Vulkans erstreckt. Der Weg schlängelt sich über vielfach noch nackten Lavaboden, auf dessen verwitterten Partien Mabuge-Gras und jene schöne violett blühende Papilionacee üppig gedeiht, die in jedem Dickicht wächst und den Passanten mit ihren stachlichen Blättern peinigt. Sie böte Material zu vorzüglichen Hecken, wenn nicht die Ziegen mit perversem Geschmack gerade dies stachliche Zeug mit Vorliebe genössen. Von Bäumen wuchsen im Busch nur eine kleinblättrige Akazie, und ein prächtig rotblühender Baum, den meine Leute wegen seiner roten Samen nach den Simsim-Perlen benennen. Wir kehrten bald durch das Dickicht nordwestlich zurück und folgten dann dem Fuß der Berge nach Norden und Nordosten. Einen großen Teil des Weges gingen wir durch verödete Bananenschamben. Es ist etwas eigentümliches an ihnen. Als ich gestern rekognoszierte, drang ich ziemlich weit in den verlassenen Hain hinter unserem Lager ein, mußte aber umkehren, weil mich plötzlich ein grundlos peinigendes Gefühl überlief. Es herrschte in ihm eine beängstigende, drückende, schwer auf der Seele lastende Stille, die nur der dumpfe Klang des eigenen Schreitens und sein leises Echo unterbricht; oft schaute ich mich jäh um, weil ich das Gefühl hatte, als folge ein fremdes, unnennbares, unbeschreibliches meinen Schritten. Alles trieft hier zu dieser Jahreszeit von Nässe, wie im dichtesten Urwald. Ein feuchter modriger Verwesungsgeruch entströmt dem Boden, die faulenden Früchte, die überall auf der Erde liegen, erzeugen einen scharfen alkoholischen Duft, der sich mit einem anderen, der fast dem von frischem Leder gleicht, vermischt. Die gestürzten Stämme erweichen allmählich, zerfallen, werden von streichenden Tieren zertreten und bieten zuletzt das Bild von Matten, die in den Grund gestampft wurden und sich in 1000 Fasern auflösen. Sie atmen am stärksten den Verwesungsdunst aus. Dazu dieses

halbe Dunkel besonders an trüben Nachmittagen, wie gestern. Die Nektarinen, die Charaktervögel der Bananen, finden sich hier nicht, weil die Blüten fehlen, aus deren Tiefe sie mit dem langen gekrümmten Schnabel sich die Würmer holen. So schweigt ihr Flöten und das eifersüchtige „Zett, zett, zett", das sonst die Haine erfüllt. Nur Fledermäuse hausen hier und tausende von Spinnen vielerlei Art, die den Millionen von mikroskopisch kleinen von den meisten Vögeln verschmähten Bananenfliegen nachstellen. Zu 10 und 20 sitzen diese auf den großen Tausendfüßlern, die es hier in Menge giebt, und lassen sich von ihnen, die eine feine Witterung für Bananenschalen haben, zu den faulenden Früchten transportieren. Nur an wenigen Stellen kann die Sonne noch durch das dichte Dach dringen. Schlinggewächs verbindet die Kronen und erstickt wohl die Kraft der Bäume, denn sie verlieren in dieser Verwilderung bald die Fähigkeit zu neuen Schößlingen. Allmählig mit stärker werdendem Schatten sterben auch die Gräser und die Kräuter zu ihren Füßen ab und nur spärliche Halme schießen hier und da aus der schwarzen Erde.

Die Gegend, durch die wir heute zogen, war mit Bananenschamben bedeckt. Sieht man diese Berge, auf denen sich Hain an Hain reiht, so glaubt man in reichen Gebieten zu sein, aber sie sind alle ausgestorben; keine Hütte mehr und kein Mensch, verlassen und öde liegen sie da und wirken durch den Kontrast noch trauriger als wirkliches Pori. Das ganze Land verlassen, das ganze Volk von Kameronse vertrieben. Es scheint hier am westlichen Grabenrand ein eigenes Gesetz zu walten; bisher hat sich jeder Sultan stärker gezeigt, als sein nördlicher Nachbar. Das beginnt am Tanganika mit Kinone, vor dem Gwische stets auf der Hut sein muß, der seinerseits wieder ständig Bunyabungu bekämpft. Die Wanyabunge verwüsteten dafür das Grenzgebiet der Wanyaitambi, diese das der Uyunga-Leute und die wiederum haben gleich das ganze Kameronse zerstört. Das ist doch ein sehr auffallender Zufall, den ich nicht zu erklären versuche, sondern nur konstatiere.

In der Nähe unseres heutigen Lagers mitten unter den Bananen machten wir einen greulichen Fund. Da lag der Kopf eines höchstens vor 2 Tagen geschlachteten Menschen. Die Ohren, Lippen und das Fleisch von Wangen, Hals und Kinn waren weggeschnitten, die großen Röhrenknochen hatte man zerschlagen, offenbar, um Blut und Mark auszusaugen. Die Feuerstelle mit der Asche war noch vorhanden, der blutige Schurz aus Rindenstoff, die Stroh- und Drahtringe des Geschlachteten lagen rings zerstreut im Grase. Ich rief die Führer, sie kannten den Mann, sie sagten, wenn wir suchen wollten, würden wir noch viel andere solcher Reste finden, aber ich verspürte keine Lust dazu. In den Fliegenden lesen sich Kannibalen-Witze sehr amüsant, aber die Wirklichkeit ist so ekel- und grauenerregend, daß einem für einige Zeit die Freude an diesen Scherzen vergeht. Da die unteren Lider und die Wangen entfernt waren, lagen die Höhlen der Augen und des Mundes bloß und die nackten von Fliegen umschwärmten Augäpfel boten zusammen mit dem bis zum letzten Backzahn sichtbaren Gebiß den fürchterlichen Anblick eines so schrecklichen Grinsens, daß ich all meine ärztlichen Erinnerungen zu Hilfe nehmen mußte, um dieses Bild zu ertragen. Die Führer erzählen, daß vor 4—5 Monaten Mounye das Land überfallen hätte. Was nicht fliehen konnte, sei geschlachtet worden. Die Wahunde hatten immer, wenn ich sie fragte, protestiert, sie seien keine Kannibalen. Ich glaubte es ihnen auch, weil der Körper des von

meinen Askaris im Dickicht getöteten noch nach Tagen unberührt war. Auch heute wehren sich die beiden Wahunde, die mir Mounye gab, gegen diesen Verdacht, aber sie können nicht mehr leugnen, daß ihre Landsleute, die Waregga, Menschenfresser sind. Ich frage die Kameronseführer, wie der Getötete hierhergekommen ist, und sie antworten, daß sich eine Anzahl Leute wieder eingefunden hätte, um versuchsweise ihre alte Heimat zu besiedeln. Aber sie seien vor wenigen Tagen, während ich in Kalunga war, von den Waregga überfallen und fast alle verzehrt worden. Auch 100 Rinder seien den Räubern in die Hände gefallen. Was diese Leute zum Kannibalismus verführt, dafür fehlt mir jede Kenntnis und jedes Verständnis. Ich vermute, daß viel Aberglaube im Spiel ist. Ihre sämtlichen Nachbarn verachten sie grenzenlos deswegen, sie behaupten aber auch, daß viele Wahunde demselben Laster fröhnen. Vielleicht wirkt da eine Art psychischer Ansteckung mit.

Meinen Trägern geht es schlecht; sie haben sich wieder so thöricht und unüberlegt benommen, wie einfältige Kinder. In Uhungu lebten sie in Hülle und Fülle, überfraßen sich natürlich, sodaß die Hälfte an Indigestionen leidet, und waren nicht dazu zu bewegen, aus dem Reichtum an Nahrungsmitteln, der ihnen fast umsonst zur Verfügung stand, einigen Vorrat mitzunehmen. Allah hat bisher geholfen, meinten sie, und wird auch weiter helfen. Nun haben sie gestern nichts an Gemüsen oder Mehl kaufen können, sodaß ich an beiden Tagen schlachten lassen mußte. Das bißchen Fleisch geht bei ihnen aber auf einen hohlen Zahn, sodaß sie leere Magen haben und jammern. Hoffentlich finde ich bald Essen, sonst könnte es ein Malheur geben.

15. Februar. Im wesentlichen nordwestlicher Marsch im Thal, zu beiden Seiten die reichen und doch so armen Berge. Wir erreichten einen großen Papyrussumpf namens Kalimissamba, in dem mehrere kleine Bäche und Flüsse versickern. Ich sah heut zum ersten Male fruchttragende wilde Bananen. Sie erinnern in der Form dieses Stadiums an die Kandelaber von elektrischem Bogenlicht. Die reifen Früchte, deren spärliches rosafarbige Fleisch sich um große schwarze Kerne lagert, schmeckte fade und nichtssagend. Im Lager kein Eingeborener und keine Lebensmittel. Ich schlachte das vorletzte Stück, und die Träger, die zum Teil schon merkwürdig verfallen aussehen, beginnen sich gegenseitig das bischen Fleisch zu stehlen, infolgedessen viel Zank und trübe, unzufriedene Stimmung. Ich selbst esse sehr wenig, weil mir der tägliche Braten widersteht und mein Koch natürlich versäumt hat, Bataten und Bohnen von Uhunge mitzunehmen. Ich nähre mich von Brot und Kaffee; Konserven konnte ich diesmal wegen Trägermangels nicht mit mir führen.

17. Februar. Was ich all die Tage im geheimen gefürchtet habe, daß meine Leute so erschöpft sind, daß irgend ein außerordentliches Ereignis eine Katastrophe herbeiführen kann, das ist gestern eingetroffen. Nun habe ich einen Mann begraben, zwei sind so schwer krank, daß sie ihm binnen kurzem nachfolgen werden; einige liegen halb irr in ihren Zelten und die anderen sind zum großen Teil so schwach, daß, wenn nicht bald bessere Zeiten kommen, wir alle zu Grunde gehen. Was war denn geschehen? Nichts weiter als ein Hagelschlag im Urwald. Gerade die scheinbar allergewöhnlichsten Erlebnisse sind im Innern Afrikas die schlimmsten und auch die undankbarsten für den Erzähler. Wer von uns wurde noch nicht von Regen und Hagel überrascht? Aber das ist der Unterschied

zwischen einem Unwetter in Europa und dem afrikanischen Urwald, daß hier die Folgen eintreten konnten, die ich eben erwähnte. Als ein Jahr später Missionare den schmalen, kaum 3/4 Stunden langen Urwald der anderen Seeseite passierten, noch dazu mit frischen, nicht ausgehungerten Leuten, die sie am gleichen Tage in den Dörfern gemietet hatten, wurden sie von einem Gewitter überrascht. Als sie ins Lager kamen, vermißten sie drei Träger, die sie am andern Morgen suchten und neben ihren Lasten tot am Wege liegen fanden. Wohlgemerkt: nicht durch Blitzschlag, sondern nur durch die Schrecken des Unwetters im Walde.

Ich will versuchen, auf Grund meiner Notizen vom 16. Februar dem Leser ein Bild dieses Tages zu geben, aber ich weiß von vornherein, daß es nur ein Schatten der Wirklichkeit sein wird; und wenn ich mir vornähme, mit allen Kräften zu übertreiben, es bliebe doch nur ein matter Reflex des Erlebten. Ja, hätte ich die Sprachgewalt eines Zarathustra, die Feder eines d'Annunzio, eines Richard Voß, den Pinsel eines Böcklin — dann vielleicht; da ich aber leider all diese schönen Dinge nicht mein eigen nenne, so bescheide ich mich von vornherein.

Der Marsch begann gestern gleich anstrengend. Wir erstiegen einen hohen steilen Berg, auf dem bis in den Grund zerstörte Dörfer für den Vandalismus der Waregga zeugten. Dann kamen wir in eine Gegend, die wohl auch früher unbewohnt war, und traten allmählich in Urwald ein. Das Wetter war heiter, der Boden nicht schlüpfrig, der Weg nicht verwachsen, die Vegetation herrlich, sodaß ich die Mühe der Arbeit infolge mangelnder Orientierung gern übersah. Nach 2 Stunden ermüdender, aber nicht zu arger Steigungen machte ich eine kurze Pause. Als ich aufbrach, trafen gerade die letzten Träger ein und alles schien verhältnismäßig guter Dinge. Ich konnte keinesfalls im Pori lagern, sondern mußte einen ergiebigen Marsch machen, um endlich in bewohnte Gebiete zu kommen und Gelegenheit zum Nahrungskauf zu haben, denn es war bereits der 4. Tag, den die Karawane bei ganz ungenügender Ernährung zubrachte.

Bald nach Antritt des Weitermarsches verdunkelte sich der Himmel und von fern her hörte man dumpfen Donner. Vergebens suchte unser eingeborener Führer durch grelles Pfeifen und schrillen Gesang den Regen zu beschwören, vergebens schüttelte er, während ich vorwärtstrieb, seine Lanze, an deren Spitze er ein Horn gebunden hatte, gegen den Himmel; umsonst rief er den Leuten immer wieder zu, sie möchten beim Überschreiten der Rinnsale ihre Speere nicht ins Wasser tauchen. Die Götter spotteten seiner und es brach über uns herein und dauerte nur wenige Minuten, bis der wildeste Kampf der finsteren Gewalten entfesselt war. Der Regen vermengte sich rasch mit Hagel und ich suchte mit 2 Boys Schutz im dichtesten Dickicht. Wo nehme ich die Worte her, um einen Begriff von dem Höllenlärm zu geben, der jetzt durch den Wald toste? Das war kein Donner, wie ich ihn kannte, das rollte nicht und polterte nicht, nein, das war als führen 1000 Riesenschwerter zischend durch die Luft, als klirrten 1000 Riesenschilde wütend gegeneinander, und dann wieder krachte es, als berste die Erde an hundert Stellen und wolle alle Kreatur verschlingen. Das brüllte und heulte und raste über uns und schüttelte die Kronen der gigantischen Bäume, daß sie sich tief herabbeugten und die Äste wie fliegende Haare alle nach einer Seite gezogen wurden und das welke Holz prasselnd herabfiel; das schlug und preschte und peitschte auf das Blätterdach des Unterholzes, daß das Laub bald in Fetzen an den Zweigen hing; das trieb und jagte und wirbelte Blüten und Beeren und

Blätter in wildem Tanz umher, daß es aussah, als flöhen sie wie erschreckte Vögelchen vor unsichtbaren Feinden bald hierhin, bald dorthin und nirgends Ruhe findend. Und in den Schluchten tobte das Wasser und der Sturm fing sich in ihren engsten Rissen und Spalten, daß es unter uns pfiff und brauste und kreischte und lachte und ächzte, als öffne die Unterwelt ihre Gräber und als wollten die Toten alles Lebendige zu sich herabziehen. Nie in meinem Leben habe ich Gewitter gefürchtet, an diesem Tage lernte ich das Zittern. Indessen saß ich im Dickicht; das Wasser ergoß sich von allen Zweigen auf uns, floß mir in den Nacken und den Rücken entlang, und bald triefte ich am ganzen Leibe; der Hagel war erbsengroß, aber der Sturm warf ihn mit solcher Gewalt durch das Gezweig, daß ich Kopf und Hände bald hier, bald da umsonst zu verstecken suchte. Der Regen war kalt, hundekalt, eiskalt und ich fror und schauerte in meinem dünnen Zeug, das überall am Körper klebte, bis in die Knochen und der Regen strömte und strömte auf uns herab, immer tiefer versanken die Füße im Morast, immer stärker fror ich und bebte mit verklammten Händen und der Regen strömte und strömte, immer wilder jagten die Bäche an uns vorbei, in die sich die tiefeingetretenen Wege verwandelt hatten, und bespritzten uns mit ihrem schmutzigen Wasser und der Regen strömte und strömte, und über uns toste der Lärm der Hölle. Ich gestehe, als ich so im Dickicht kauerte und fror — nie in meinem Leben fror ich so — da kam mir einen Moment der feige Gedanke, mich hinzuwerfen und mich nicht mehr zu rühren; was liegt am Tod, nur nicht mehr sich wehren müssen. Endlich ließ wenigstens der Hagel nach, ich raffte mich auf und marschierte weiter. Von den Leuten hatte ich nichts mehr gesehen, aber ich hatte gesehen, wie meine Boys grau und aschfarben wurden und Furcht und Frost ihnen alle Glieder schlug, und ich wußte, daß, wenn ich nicht bald ein Lager fände, wir alle zugrunde gehen. Zum ersten Male auf meiner 19monatlichen Reise mußte ich die Aufnahme des Weges unterbrechen. Ich marschierte weiter, aber das war kein Marschieren, das war ein Gleiten, Stützen, Klettern, Rutschen, Fallen. Der Weg war zum Wildbach geworden, an tiefen Stellen, wo auf ebenem Wege ein querlaufender Stamm oder Wurzelstock eine Art Stauwerk bildete, stand das eisige Wasser und reichte uns bis zum Knie; und die Luft war, als der Regen endlich aufhörte, rein aber schauerlich kalt.

Ich wollte, um nur ein Ende zu machen, mehrmals an ganz unmöglichen Stellen lagern, wo höchstens Raum genug war, um mir eine Schilfhütte roh zusammenzuschlagen, aber der Führer jagte mich durch die Aussicht auf einen guten Platz immer wieder vorwärts. Endlich lichtete sich der Wald, wir überschritten einen reißenden Fluß, die Bäume stehen vereinzelter, Riesenfarne verdrängen das Unterholz und zuletzt treten wir, was ich kaum noch zu hoffen wagte, ins Freie. Ein kahles, gebirgiges Grasland ohne Strauch und Baum, selbst ohne Bananen, dehnt sich vor uns aus. In trostlos weiter Ferne sieht man auch Hütten, aber sie scheinen unbewohnt, kein Rauch steigt von ihnen auf. Das Land heißt Kischari. Ueberall an unserem Wege liegt noch der Hagel, der, als er den Abhang hinabrollte, in allen Vertiefungen hängen blieb und sich zu großen Haufen aufschichtete. Um 3 Uhr — 4 Stunden waren seit Beginn des Unwetters verstrichen — hielt ich mit den Führern und einigen Askaris auf einem langgestreckten Kamm. Die Sonne bricht für Augenblicke durch das graue Dunkel, aber bald verschwindet sie wieder hinter Wolken, ein kalter Wind weht uns feuchten

Nebel zu, der wie Dampf aus allen Thälern und Schluchten aufsteigt, und ich werde wie ein Fieberkranker von Frost geschüttelt, daß mir die Zähne heftig gegen einanderschlagen. Aber nach einer Stunde kamen die ersten Träger, zum Glück auch das Zelt und — ein Frottiertuch, und ich wurde wieder Mensch. Um 5 Uhr erscheint ein größerer Trupp, unter anderen der Träger der Bettlast, die zum großen Teil durchnäßt ist, weil sie der schützenden Hülle entbehrt, seitdem ein Jahr vorher am Nyavarongo ein Dieb die Geschmacklosigkeit hatte, mir des Nachts den betreffenden wasserdichten Sack zu stehlen und irgend einer mir dunklen Bestimmung zuzuführen. Um 1/2 6 meldet man mir, daß einige Leute unterwegs liegen geblieben und unfähig oder zu schlaff sind, um weiterzugehen; so muß ich 1/4 Stunde danach mit 2 Askaris den Weg zurückkehren. Nach Sonnenuntergang erreichen wir den Fluß am Urwaldrande, 2 Träger liegen jenseits am Wege neben ihren Lasten; Finesse, der alte Mayamjara, läuft wie ein wildes Tier im Käfig unter den Uferbäumen auf und ab, und ein kleiner Askariboy kauert neben dem Wasser, murmelt vor sich hin und wirft einen Stein nach dem anderen in den Fluß, als wollte er ihn damit ausfüllen. Ich rede den Trägern zu, aber sie erklären apathisch, lieber sterben zu wollen, als sich zu erheben; sie wiederholen es, als ich ihnen sage, daß das Lager nahe sei. Ich wende mich an Finesse, aber er schüttelt nur den Kopf und ruft wohl zehnmal hintereinander in kläglichem Ton „nakufa baba", „ich sterbe, Vater" und setzt seine Wanderung fort. Mit dem Jungen aber ist garnichts zu wollen; er sieht mich nur verständnislos an, rollt, etwas gemacht, wie mir scheint, die Augen, murmelt immer denselben unsinnigen Zischlaut und greift nach einem neuen Stein. Der Peppo hat ihn gepackt, sagen die Askaris. (Wer diese mysteriöse Persönlichkeit ist, berichte ich im nächsten Briefe). Und nun — es mußte etwas geschehen. Der Regen hatte bereits unterwegs wieder begonnen, jetzt fällt er stärker, es dunkelt rasch und hinter dem Waldrand herrscht schon Finsternis. Ich versuche es noch einmal mit Zureden, aber als das nichts hilft, suche ich mir nach Xenophons Rezept einen Stock und prügele auf sie ein. Sie werden es mir noch einmal danken. Solchermaßen treibe ich sie zum Lager; noch fehlen viele Träger, aber ich kann in dieser schwarzen Luft nicht noch einmal umkehren; auch würde ich selbst zusammenbrechen. Trotzdem ich totmüde bin, kann ich in dem feuchten Bett nicht einschlafen, außerdem quält mich das Bild der Leute, die diese Nacht ohne Feuer und Essen im Urwald zubringen müssen. Um Mitternacht treffen sie noch ein; ein einziger sei allein im Walde zurückgeblieben. Sobald heute der Morgen graute, brach ich mit einigen Leuten auf, den Träger Semakweli, einen kräftigen hübschen Burschen vom Rufidji, zu suchen. Mir schwant das schlimmste. Nach einer Stunde fanden wir ihn; mitten auf dem tiefeingetretenen schmalen Pfade lag er quer über ein Wurzelstück auf dem Bauch. Den Kopf und die Brust tiefer. Das Gesicht war in den Schlamm gedrückt, die Hände gekrallt, Mund und Nase voller Erde. Er war schon kalt und starr. Entweder war er hier zusammengebrochen und zu schwach, sich zu erheben, in der Pfütze ertrunken oder er hatte denselben Gedanken, der mich gestern einen Moment gefaßt hatte, nachgegeben und hatte sich wie die Träger am Fluß hingeworfen, um zu sterben. Seine Last liegt zerbrochen nicht weit von ihm, die Bücher und Diarien, die sie enthielt, sind über den Weg verstreut und in schrecklichem Zustande. Ich suche alles zusammen, aber einige Tagebücher sind nirgends zu finden, zum Glück nicht geographischen Inhalts. Ich schickte ins Lager, um

Schaufeln zu holen, und wir begruben ihn im Dickicht abseits des Weges nach dem Ritus seines Glaubens. Wir hatten noch nicht die letzte Scholle auf sein Grab geworfen, als wieder neuer Regen und Hagel losbrach und die Wege in Bäche verwandelte, aber heute berührt es mich wenig, weil ich ein trocknes Lager nahe wußte. Zum Marschieren war es heute zu spät geworden, auch wollte der Regen den ganzen Tag nicht aufhören. Das war schlimm, denn es ist heute das fünfte Hungerlager. Ich ließ die letzten drei Ziegen schlachten und verteilen. Von den Eingeborenen hatten sich nur drei Leute eingestellt, aber nichts zum Verkauf gebracht. Ich sah heute, daß es viele Dörfer giebt, die ich gestern nicht erkannt hatte, weil sie alle auf den höchsten Gipfeln der steilsten Berge hinter einer dunklen Mauer sich verstecken. Die Felder, fast nur Bohnen, liegen dagegen tief unten in der Nähe der Gewässer und bei ihnen für die Säer und Schnitter eine Anzahl Hütten, die Dörfer vortäuschen. Jede Hütte, auch die in den Dörfern, hat zwei sich gegenüberliegende Thüren. Ein Kind könnte aus alledem die Geschichte dieses Landes schreiben. Die Feinde sind Mavembe und Waregga von jenseits der Randberge aus dem Waldgebiet des Kongo, unter ihnen auch belgische Meuterer, die hier mit ihren Donnerbüchsen furchtbar gewütet haben sollen.

18. Februar. Ich marschiere heute, um Essen zu finden, trotzdem ich mich krank fühle. Wir erblicken auch bald ein Dorf uns gegenüber, aber sobald wir über den hohen Kamm tauchen, tönt von allen Bergen der dumpfe Schall der Pauken und die Leute fliehen die Hänge hinauf. Meine ausgehungerte Karawane rast den Abhang hinab in der Hoffnung, daß die Eingeborenen nicht Zeit haben werden, alle Nahrung mit sich zu schleppen. Erschöpft kommen sie an und schauen in alle Hütten, aber außer einem nicht eßbaren alten Weibe ist nichts zu finden. Das Dorf ist schon seit Unzeiten verlassen und die Leute kamen nur, um aus den alten Hütten Brennholz zu schlagen. Inzwischen gelang es den Askaris, einige Flüchtlinge zu fassen. Sie sagen, Hungersnot herrsche im Lande, sie selbst nährten sich von wilden Kräutern, und sie schauen wahrhaftig danach aus. Man sieht ihnen an, daß sie den ganzen Tag zusammengepfercht im Schmutz am Feuer liegen, und ihren knurrenden Magen mit Schlaf stopfen. Das war eine schlimme Botschaft, die uns weiter trieb. Wir passieren einige Dörfer und revidieren jeden Winkel, aber alle Körbe sind leer, wir finden nichts als geröstetes Mark von Bananenstämmen, allerhand Gräser und Farnknollen, lauter Symptome einer Hungersnot. Unterwegs treffen wir einige Watussi, die versprechen, uns in ein Dorf zu führen, wo wir Nahrung finden sollen; aber nichts finden wir als einen halben Korb alter Bohnen. In Ermangelung von anderem essen die Träger die unreifen Bohnen von den Feldern, doch sind sie sehr traurig und murren immer stärker „Nach Ruanda." Ruanda — das schwebt jetzt wie ein Dorado vor ihnen. Ich kann nicht viel auf ihre Reden achten, denn ich habe mit mir selbst zu thun. Ich marschierte heute unter heftigen Kolikschmerzen, denn die Durchnässung, Anstrengung, mangelhafte Ernährung und Aufregung gemeinsam haben mir einen dysenterischen Katarrh zugezogen, der mich zwingt, seit 8 Monaten zum ersten Male das Krankenbett aufzusuchen. Und meine Arzneilast liegt fern in Usumbura.

19. Februar. Die Schmerzen haben etwas nachgelassen, aber das Leiden ist stärker geworden. Aber fort muß ich um der Karawane willen. Ein kurzer, aber wegen der Steilheit des Terrains ermüdender Marsch brachte uns nach einem Dorf namens Tschowa. Hier besuchten uns viele Watussi, freundliche ein-

fache Menschen, aber weder so schön noch so vornehm, wie die von Urundi und Ruanda; das macht, sie müssen arbeiten. Die Watussi-Abkömmlinge der hamitischen Galla südlich von Abessinien sind hier nicht die Herrscher des Landes, sondern leben in isolierten Dörfern als Viehzüchter neben den ackerbauenden Ureinwohnern. (Es ist überhaupt merkwürdig, eine wie scharfe Grenze der Russissi und Kiwu in dieser Beziehung bilden; östlich leben die Watussi in Mengen als Könige und Häuptlinge der unterworfenen Völker, westlich — nur vereinzelt oder wie in Kischari in größerer Zahl, aber so oder so nicht als Herrscher).

Ich erzählte ihnen von der erhabenen Stellung ihrer Brüder und sie streichelten mir dankbar die Arme; aber ich glaube, sie thaten nur so und ich sagte ihnen nichts neues, denn viel später hörte ich, daß Kischari das Asyl aller Watussi sei, die aus ihrer Heimat aus irgend einem Grunde fliehen mußten. Mir ging es in diesen und den nächsten Tagen recht schlecht. Mein Magen war im Gegensatz zum Leib gesund, aber ich hatte nichts, um ihn zu füllen. Nun, klagt mein Tagebuch, versagt auch die Kuh in ihrer Milchproduktion und so erscheint auf meiner Tafel nichts anderes, als dreimal täglich Schnitzbohnen von den Hülsen der unreifen Bohnen. Ziegenfleisch macht mich übel, wenn ich es noch lebend herumlaufen sehe, und etwas anderes giebts nicht. Zwar versucht mein Koch mit rührender Beharrlichkeit, es bald als Kalbskotelett, bald als Rinderkeule, bald als Goulasch zu frisieren, aber ich schicke es mit gleicher Beharrlichkeit immer wieder in die Küche zurück; „die janze Richtung paßt mir nich.“ Aber trotzdem ließ ich mich dadurch nicht sehr niederdrücken, sobald mein Körper seine Krankheit einigermaßen überwunden hatte. Es ist ja zum verzweifeln, wenn man sieht, ein wie gebrechliches Ding unsere Seele ist und wie sie jeder Laune der Materie folgt. „Das Leben ist ein Born der Lust, sagt Zarathustra, aber aus wem der verdorbene Magen redet, der Vater aller Trübsal, dem sind alle Quellen vergiftet.“ Das ist leider nur zu richtig und das sind die wahrhaft Großen, die jederzeit ihren Leib bezwingen. Aber auf welchen glückseligen Inseln wohnen sie?

———

Die Arbeiterfrage in unseren afrikanischen Kolonien.

Vortrag in der Abteilung Kassel der Deutschen Kolonialgesellschaft
am 14. Februar 1902.

Von Generalleutnant z. D. Leo.

II.

Ähnlich wie Hauptmann Leue äußert sich der Reg.-Rat Dr. Stuhlmann in einem im März 1898 gehaltenen Vortrage (Abtlg. Berlin d. D. Kol.-G.). Er weist auf die empfindliche Schädigung hin, welcher der sehr bedeutenden Nelkenkultur in Sanzibar durch Beseitigung der Sklavenhaltung und Ersatz durch Lohnarbeiter erwachsen müßte, sowie auf die Thatsache, daß die Produktion von Sesam und Kautschuk seitens der Negerbevölkerung zurückgeht, weil die Landbevölkerung in den Küstenorten und deren Umgebung im Tagelohn bei Bauten und Pflanzungen oder als Träger ihren Unterhalt bequemer und rascher erwerben kann, als durch den Landbau und das sehr langsam fördernde Kautschuksammeln. Er warnt davor, eine so alte Institution, wie die Sklaverei plötzlich aufzuheben, weil das zu wirtschaftlichen Rückschlägen führen und die bisherigen Sklaven nicht glücklich machen würde.

Wir entnehmen hieraus:

Die Sklavenhaltung, wie sie in den Kolonien z. Z. noch besteht, entspricht den gegenwärtigen wirtschaftlichen Verhältnissen; ihre weitere Einschränkung und schließlich gänzliche Aufhebung ist z. Z. weder notwendig noch zweckmäßig und mag der Zukunft vorbehalten bleiben. Der englische Philosoph Hobbes hat bereits vor langer Zeit gesagt: Der freie Bürger unterscheidet sich vom Sklaven nur dadurch, daß jener dem Staate, dieser seinem Mitbürger dient. Das gilt freilich nur für eine in sich als Rasse einheitliche, gleichwertige Bevölkerung; aber gerade deshalb werden diejenigen, welche auch im Neger nur den Menschen und ein zur Teilhaftigkeit an der vollen Menschenwürde berufenes Glied der Menschheit erkennen, zugeben müssen, daß wir den Neger erst zum vollen Bewußtsein dieser Würde führen, ihn zum Bewußtsein des Staatsdieners bringen müssen, bevor wir ihn zum freien Bürger machen.

Jedenfalls ist die Sklaverei in unseren Kolonien bereits soweit eingeschränkt und in weiterem Rückgange begriffen, daß sie als bestimmender Faktor für die zukünftige Gestaltung der wirtschaftlichen Institutionen überhaupt nicht mehr in Betracht kommt; wir schalten die Sklavenfrage daher aus der Kontroverse aus, wie die Negerbevölkerung unserer afrikanischen Kolonien für die Kulturarbeit zu gewinnen sei.

Daß der Neger arbeiten kann, dafür haben wir hinreichende Zeugnisse.

So heißt es in der vorerwähnten Geschichte des Araberaufstandes: „Auf

den Militärstationen hat es fast nie an der genügenden Arbeiterzahl gefehlt und zwar boten sie sich freiwillig an, zuweilen in der Zahl von mehreren hundert Köpfen für verhältnismäßig geringen Lohn." — „Von einer absoluten Arbeitsunlust kann nur bei nomadisierenden Stämmen die Rede sein. Ausschlaggebend für die Stetigkeit der Arbeit ist in jedem Falle die Person des Leiters. Richtige Behandlung, hier große Nachsicht, dort große Strenge, ist erforderlich; die Vermittelung der Dorfältesten ist ebenfalls wichtig."

Die Mission Ikutha (am Kilimandjaro) berichtet (D. Kolonialzeitung vom 24. 10. 01): „Während der Hungersnot erschienen die noch zur Arbeit Fähigen pünktlich zur Feldarbeit, nahmen auch gern Karawanendienst; nach der Hungersnot waren sie aufsässiger und fauler wie zuvor. Nur die Not hatte sie zur Arbeit getrieben; jetzt sind keine Arbeiter zu haben." Dr. Peters sagt gelegentlich: „Der Schwarze steht dem Weißen an Intelligenz nicht nach; er arbeitet auch, wenn er seinen Vorteil darin erkennt, besonders wenn er den Lohn gleich in ihm zusagende Bedarfsartikel umsetzen kann.

Dr. Gruner (s. Z. Leiter der Station Misahöhe in Togo) ist der Ansicht: „Der Neger läßt sich bei guter Behandlung zu einem guten, treuen Arbeiter erziehen, aber Geduld, Gerechtigkeit und, wenn nötig, strenge Strafen, sind erforderlich.

Selbst Major Boshart (war vorzugsweise am Kongo, aber auch in D.-O.-A. und in D.-S.-W.-A. thätig), der sonst sehr ungünstig über den Neger urteilt, erkennt an, daß der Schwarze der einzige brauchbare Arbeiter in Afrika, aber von Natur sehr faul sei.

Auch Herr Ob. Lt. Schloifer hat ja günstige Erfahrungen mit der eingeborenen Bevölkerung hinsichtlich ihrer Verwendbarkeit als Träger und Arbeiter gemacht, wie Ihnen innerlich sein wird.

Die Berichte stimmen jedoch auch darin überein, daß die Arbeitsleistung des Negers an bestimmte Bedingungen geknüpft ist, wie äußerer Zwang, augenblickliche Notlage oder der Einfluß einer imponierenden Persönlichkeit.

Augenblickliche Notlagen können nicht die Grundlage dauernder Institutionen sein; auch der Einfluß einzelner Persönlichkeiten wird immer nur zeitlich begrenzte lokale Erfolge haben; nur allgemein und dauernd wirkender äußerer Zwang wird imstande sein, allmählich die Hindernisse zu überwinden, welche das Naturell der Neger ihrer Erziehung zur Arbeitsamkeit und damit zu einer regelmäßigen kulturfördernden Thätigkeit entgegenstellt.

Es fehlt jedoch auch nicht an Belägen dafür, daß der Prozeß den erwünschten oder überhaupt möglichen Erfolg nur dann haben wird, wenn er in steter Anlehnung an straffe europäische Leitung, ohne jede Ueberstürzung vorsichtig von Stufe zu Stufe fortschreitet und die örtlichen Verhältnisse sowohl, wie auch die Eigenart der verschiedenen Stämme gebührend berücksichtigt.

Zur Bestätigung dessen und zur Beleuchtung der Uebereinstimmung in vieler, der Abweichung in anderer Hinsicht, welche in den Eindrücken herrscht, die die nähere Bekanntschaft mit der schwarzen Bevölkerung auf deutsche Forscher gemacht hat, erlaube ich mir noch einige Auszüge aus diesbezüglichen Äußerungen zu geben, welche Professor Giesebrecht gesammelt und 1898 herausgegeben hat. Rohlfs, Schweinfurt, Kersten, Dehnhardt erklären: Die Nutzbarmachung der tropischen Kolonien könne nur mit Hilfe der Eingeborenen und auf friedlichem Wege erfolgen. Sie fordern menschliche Behandlung der Neger, welche im ganzen

richtige Begriffe von Recht und Unrecht zeigen. Es giebt aber auch Völker (Somali, Massai, Wahehe), welche roh und gewaltthätig gegen Schwache und Andersgläubige sind und Strafe und Anwendung von Gewalt fordern.

Major Boshart dagegen sagt: Alle Negerstämme sind kulturunfähig, grausam und namenlos faul. Nie haben Neger den ernstlichen Versuch gemacht, sich dem zivilisierten Menschen zu nähern. Der Neger ist ein blutdürstiges, grausames Raubtier, das nur durch das Auge und die Peitsche des Bändigers in Respekt gehalten werden kann. Nur die Küstenneger sind unterwürfig, aber auch scheu und feige. Massenschlächtereien, Mästen und Schlachten von Gefangenen, Kindermord und Giftmischerei herrschen im Inneren. Hierdurch geschieht mehr Verheerung und Schaden als durch die Sklavenjagden. Man hüte sich vor allem, an Jahrhunderte alten Begriffen und tiefeingewurzelten Traditionen der Neger zu rütteln. Durch Geduld, Bescheidenheit, Vorsicht und Unerschütterlichkeit werden die Neger von den Arabern beherrscht."

Wesentlich anders lautet das Urteil des Missions-Superintendenten Merenski. „Die Eingeborenen Afrikas siechen durch die Berührung mit der europäischen Kultur nicht hin, sondern vermehren sich unter der Oberhoheit europäischer Mächte schneller als vordem. Auch in Amerika vermehrt sich die Neger-Bevölkerung um 5 % jährlich. — Der Neger und der Bautu ist imgrunde genommen ein gutmütiger, friedfertig veranlagter Mensch, der ein gemütlich ruhiges Leben, wie er es als Feldbebauer und Viehzüchter führen kann, wohl zu schätzen weiß. Das Schwert sollte nur im äußersten Notfalle Anwendung finden. Bei den nach patriarchalischer Stammesverfassung lebenden Stämmen hat jeder einzelne das Bewußtsein der Verantwortlichkeit für sein Verhalten in Bezug auf den Stamm." Merenski hält den Neger durchaus für kulturfähig, fordert aber, daß die Kultivierung der Neger unter Fernhaltung aller seinem Wesen fremden und unzuträglichen Einflüsse erfolgt. Auch ihre Bedürfnislosigkeit kann unschwer vermindert werden. — Beschränkung der Vielweiberei und des Frauenkaufes ist anzustreben; aber die Ausführung hängt von den Verhältnissen ab. — Das Streben nach vollkommneren religiösen Auffassungen ist vorhanden; bemächtigt sich das Christentum desselben nicht, dann verfällt es dem Islam, und damit gehen die Neger der Zivilisation verloren. — Die Polygamie ist der Hauptgrund des Zurückbleibens; denn dadurch gewinnt der Mann Arbeitskräfte, über die er bei eigenem Nichtsthun verfügt."

Professor Peschuel-Lösche schreibt: „Wie Kinder sind die Neger unfertige Menschen, dem Augenblicke lebend, unentschlossen, launenhaft, eigensinnig, unzuverlässig, zügellos. Aber ihre Intelligenz ist der der großen Masse zivilisierter Völker kaum untergeordnet. Sie sind nur nie angeleitet worden, ihre Gaben zweckvoll zu verwenden. — Wer manche ihrer Gebräuche unmenschlich findet, vergißt die Vergangenheit der Kulturvölker. — Sie, die Neger, brauchen uns nicht, wir brauchen sie. — Sie sind allmählich und mit sorgsamer Berücksichtigung ihrer Eigenart zur Arbeit zu erziehen. Man muß von ihnen Frohndienste fordern, Frohndienste, von denen selbst hochzivilisierte Völker sich erst sehr spät befreit haben." (Vergl. auch die Äußerung des Prof. Dr. Wohltmann in der Kolonialzeitung vom 13. Februar 1902.)

Frieda v. Bülow spricht ihre Erfahrung dahin aus: „Scharf und stramm arbeiten nach unseren Begriffen kann der Tropenneger einfach nicht; er thut, was er thun muß, in tändelnder, beschaulicher Weise, oft geschickt, niemals mit Aufwand

von Kraft und Ausdauer; er muß auch mal singen und schwatzen dürfen. — Er mißachtet einen schwachen Herrn und wird frech, wenn er verhätschelt wird. Man muß ihm gegenüber das Gefühl tiefgründiger Rassen- und Kultur-Überlegenheit und damit auch Verantwortlichkeitsgefühl haben."

Hauptmann Langheld (Fritz) fordert Strenge und Gerechtigkeit. „Auf das Ehrgefühl der Neger ist nicht zu viel zu rechnen. Prügelstrafe und nicht zu milde! — Man soll aber suchen, den Neger zur Kultur des Weißen heranzuziehen."

Hauptmann Morgen sagt: „Der Neger ist ein vollkommen unerzogenes, mit allen Fehlern behaftetes Kind, ohne Anhänglichkeit oder Liebe zu Eltern und Familie, grausam gegen den Feind, Menschenschlächterei hält er für nichts Böses. Die Erziehung kostet Zeit und Prügel; Milde ist Schwäche; neben Strenge ist Gerechtigkeit geboten."

Rittmeister v. Stetten urteilt über die Bantuneger der Westküste: „Sie haben große Nachahmungsgabe, jedoch keine Originalität; sie sind für den Handel sehr befähigt, aber nicht imstande, größere Konjunkturen zu erfassen. Wo Gleichberechtigung mit den Weißen herrscht, sind die Neger frech, unverschämt und voller Selbstüberhebung. Weit besser ist es da, wo die Neger zum Islam gelangt sind; hier besteht in Folge dessen zwischen ihnen und dem Europäer eine Schranke, welche aufrecht zu erhalten, die Neger selbst bemüht sind. Darauf kommt es allein an: unter Aufrechterhaltung einer solchen Schranke die Neger durch strenge Zucht und Belehrung zu brauchbaren Menschen zu erziehen."

Hauptmann Herold ist in Togo zu der Überzeugung gelangt, daß die Neger das Schicksal der Rothäute in Amerika nicht teilen werden, weil jede Kolonisation auf sie angewiesen ist. Die Erziehung der Neger werde so zur Pflicht.

Dr. Gruner, der die von Herold gegründete Station Misahöhe leitete, ist der Ansicht, daß die aus Liberia stammenden Arbeiter allen Lastern ergeben sind. „Auch die Küstenneger sind meist verdorben und ohne Prügel nicht in Ordnung zu halten. Die Buschleute dagegen dürfen gar nicht geprügelt werden; ihr Betragen ist musterhaft, nur sind sie lässig in der Arbeit."

Graf Pfeil (Joachim), ein sehr erfahrener Kenner unserer afrikanischen Kolonien, verwirft jede chematische Behandlung und fordert in erster Linie die Fähigkeit, sich mit den Eingeborenen zweifellos und sicher verständigen zu können, sodann Geduld und Beharrlichkeit im Wollen, Wohlwollen mit Ernst. „Man soll sich immer fragen, ob das, was gewollt wird, auch zu wollen gut und notwendig ist. Der Neger muß vor dem Weißen auf innerer Wertschätzung beruhenden Respekt haben. Als einzige Hauptsache empfiehlt er die Prügelstrafe."

Dr. Vallentin (1892/94 in Kamerun) nennt den Neger ein mit feinem Rechtsgefühl begabtes großes Kind, das als solches zu behandeln ist. Er hält beides für verfehlt, sowohl den Vernichtungskampf gegen die schwarze Rasse, wie die Sucht, dieselbe zur Kultur und Zivilisation der Europäer heranzubilden. „Strenge, aber Gerechtigkeit, soll den Schwarzen dem Europäer dienstbar machen! Ruhe ist aber in hohem Maße erforderlich."

Lehrreich sind aber auch die Mißerfolge, welche — wenigstens bisher — die Emanzipation der Neger gezeitigt hat.

In Nordamerika, wo sie seit nahezu 40 Jahren besteht, ist es noch nicht gelungen — von Einzelfällen abgesehen — die Farbigen zu wirklich brauchbaren Staatsbürgern zu machen. Die Zustände in den freien Negerstaaten, so nament-

lich in Liberia, werden geradezu als Karrikaturen und Zerrbilder der Kultur und der Zivilisation bezeichnet. Hierbei darf jedoch nicht übersehen werden, daß in Nordamerika die prinzipielle und durchgreifende Absonderung der Farbigen vom Weißen als einer durchaus minderwertigen Rasse, in den Neger-Republiken ebenso die übergroße Isolierung von dem Einflusse europäischer Gesittung und Lebensanschauung das ungünstige Ergebnis wesentlich mit herbeigeführt haben dürften.

Nach alle dem werden wir sagen dürfen: Die Erziehung der Neger zu nützlichen Gliedern in unserem kolonialen und damit in unserem nationalen Gesamt-Wirtschafts-Leben erfordert die stete Einwirkung äußeren Zwanges auf die schwarze Bevölkerung durch europäische Kultur-Einrichtungen, wenn auch unter ausgiebiger Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse der verschiedenen Stämme und Gegenden.

Ein solcher Zwang kann aber nur da ausgeübt werden, wo die Bevölkerung die deutsche Herrschaft unbedingt anerkennt und sich deren Autorität als höchster Instanz in allen Fragen des öffentlichen Rechtes unterworfen hat.

Ist nun auch noch lange nicht daran zu denken, die ganzen ausgedehnten Gebiete von Togo, Kamerun und D.-O.-A. in dieser Weise zu beherrschen, so muß dies doch das in endlicher Zeit zu erreichende Ziel sein, und daher die militärische Aktion schrittweise der zivilisatorischen und kulturellen Thätigkeit vorangehen müssen.

Die Missionen wirken hierbei gewiß sehr segensreich mit; ihre von der zielsetzenden Rücksicht auf finanziellen Ertrag oder politischen Nutzen unabhängige opferfreudige Thätigkeit ist um so höher einzuschätzen, je zurückhaltender unser deutsches Kapital und wirtschaftlicher Unternehmungsgeist sich unsicheren und unbekannten Ertragsquellen gegenüber erweist. Die Missionen sind die feinen Wurzelfäden, welche der Idealismus in das fremde Erdreich treibt, gleichgültig, ob daraus dereinst kräftige Wurzeln werden oder nicht; denn der Idealismus überschreitet in seiner Zweckthätigkeit die engen Grenzen der Nützlichkeit und des erkennbaren realen Erfolges. Aber die Erfahrung lehrt, daß nur da, wo diesen idealen Bestrebungen reale Zweckthätigkeit unter dem Schutze materieller Gewalt folgt, ein wirklicher dauernder Erfolg eintritt.

Der militärischen Aktion wird es um so leichter werden, die schwarze Bevölkerung zur willigen Unterwerfung unter die deutsche Oberherrschaft zu bringen, je mehr sich die Forderungen, welche diese Herrschaft an die Neger stellt, in Übereinstimmung befindet mit den Begriffen von Rechten und Pflichten, welche in den betreffenden Distrikten unter den Eingeborenen bereits bestehen oder in der Herausbildung begriffen sind, je weniger von dem Neger verlangt wird, sich in ihm fremde und ungewohnte Auffassungen hineinzufinden. Ebenso wird die erziehende Einwirkung um so erfolgreicher sein, je mehr sie sich auf entgegenkommende Anschauungen und Regungen in den schwarzen Gemütern zu stützen vermag.

Nun mögen ja die Begriffe von Recht und Pflicht bei den Schwarzen im ganzen noch sehr wenig entwickelt und bestimmt sein, daß aber gewisse Elemente dieser Begriffe bei ihnen bestehen, lassen die Äußerungen erfahrener Afrikaner vielfach erkennen. Ich verweise dieserhalb auch auf die den Lesern der Deutschen Kolonial-Zeitung bekannte Äußerung des Herrn Major Dr. v. Wißmann über die Arbeiterfrage in unseren Kolonien in der Nr. 3 dieses Blattes vom 16. Januar d. J.

Der Neger empfindet es ohne Zweifel als sein natürliches Recht, seine geringen Lebensbedürfnisse in gewohnter Weise und in persönlicher Sicherheit zu befriedigen; weit weniger oder gar nicht ist jedoch in ihm das Bewußtsein der Notwendigkeit entfaltet, hierzu selbst durch vorsorgende Arbeit und durch persönliche Einordnung in ein festes Gefüge gemeinsamen Zusammenwirkens beizutragen. Er ist willig zu gewissen Arbeitsleistungen, welche ihm als Lohn alsbaldigen Genuß oder die Befriedigung augenblicklich entbehrter Genüsse eintragen; von dem in der Arbeit selbst liegenden, über die Gegenwart hinausgreifenden Werte weiß er nichts; die Arbeit, bloß der Arbeit wegen ist ihm unbekannt oder verhaßt.

Sollten diese im Neger selbst gegebenen Elemente verwertet werden, um ihn zur Arbeitsamkeit zu erziehen, so bieten sich mehrere Wege:

Man erwecke in ihm die Einsicht, daß er durch die Unterwerfung unter die deutsche Herrschaft eine bis dahin nicht erlebte Sicherheit in seiner Lebenshaltung genießt und daß es in der Billigkeit liegt, hierfür seinerseits ein entsprechendes materielles Opfer zu bringen. Diese Einsicht kann dem Neger nicht schwer fallen, denn sie ist bereits mit den primitivsten religiösen Anschauungen verbunden, wie sie in irgend einer Form überall bestehen. Die geringen Schwierigkeiten, auf welche die Erhebung der Hüttensteuer in den beruhigten und gesicherten Distrikten nur gestoßen ist, bestätigt dies. Um sie aufzubringen arbeitet der Neger oder läßt er seine Frauen arbeiten, auch ohne einen unmittelbaren Genuß dadurch zu erlangen; in dieser Gewöhnung liegt eine erziehende Wirkung, und v. Wißmann weist sehr richtig darauf hin, daß: wenn der Eingeborene die Steuer ohne Schwierigkeit, d. h. ohne Anstrengung, aufbringen kann, sie zu niedrig gegriffen sei; so wie, daß es vorzuziehen sei, die Steuer erforderlichenfalls nicht in Naturalien, nicht in Produkten des Feldbaus, sondern in Form einer Arbeitsleistung für die Regierung ableisten zu lassen. Auch aus dem Bericht des Herrn Ob. Lt. Schloifer haben wir ersehen, welchen Nutzen diese Steuer im gegebenen Falle für die Verwendung der Neger zu regelmäßiger Thätigkeit zu bringen vermag. — Indes hiermit ist nur der erste, eigentlich nur vorbereitende Schritt gethan und es frägt sich, wie weiter zu erfahren ist, nachdem durch das Gelingen einer mäßigen, wenn auch fühlbaren Besteuerung der Boden geebnet ist.

Man hat nun die Auferlegung eines Arbeitszwanges, einer unmittelbaren Arbeitsverpflichtung vorgeschlagen. Mit einer solchen würde der Neger jedoch keinerlei, auch keinen mittelbaren Nutzen für sich selbst verbinden können, daher würde auf diesem Wege gerade dasjenige Hindernis großgezogen werden, welches überwunden werden soll: Die natürliche Abneigung gegen jede Arbeit, die keinen greifbaren Nutzen bringt, das Widerstreben gegen den Zwang in der Arbeit. Selbst bei sehr geringer Bemessung der Arbeitsverpflichtung bleibt diese innere Gegenwirkung bestehen. Ich sehe aber nur zwei Mittel der Durchsetzung: Das erste ist eine fühlbare leibliche Bestrafung; die Folge wäre indes ein Zustand, der sich von der Sklaverei nicht mehr wesentlich unterscheidet; denn, wie soll der großen Überzahl der Arbeitspflichtigen gegenüber die Regierung die Durchführung der Arbeitspflicht anders sichern als durch enge Verbindung der Strafe mit der Lässigkeit in der Arbeit und mit der Versagung der Arbeit durch das Gesetz? Es ist nicht abzusehen, wie die immerhin geringe Zahl der Arbeit fordernden Weißen den Hunderten, ja Tausenden von Schwarzen gegenüber ihren Willen anders durchsetzen könnte als durch strenge Strafen gegen die erforderlichenfalls einzufan-

genden Säumigen unter sicherem Rückhalt an die Anwendung überlegener Waffengewalt. Und selbst wenn es gelänge, den Arbeitszwang mit diesen Mitteln durchzuführen, der Erfolg wäre doch kein anderer, als wenn wir es unternähmen, unseren Jungen die fehlende Lust am Lernen mittelst Prügel einzuflößen.

Das andere Mittel der Durchsetzung wäre die Pfändung im Falle der Arbeitsverweigerung oder ungenügender Arbeitsleistung; mir scheint aber, daß damit nur dasselbe, aber auf einem Umwege erreicht wird, was durch erhöhte Besteuerung unmittelbar zu erreichen wäre; ganz abgesehen davon, daß Menschen von so geringen Bedürfnissen und Besitz gegenüber mit der Pfändung immer auch Schädigungen der notwendigen Lebensunterhaltung und wirtschaftlich nachteilige Eingriffe in berechtigte Lebensansprüche verbunden sein werden.

Ein anderer Weg bietet sich dar in der Steigerung der Lebensbedürfnisse, in der Erweckung von bisher unbekannten Wünschen und Begierden, deren Befriedigung nur durch Arbeit zu erreichen ist. Zweifellos liegt hierin ein sehr wirksames Mittel der Erziehung zur Arbeitsamkeit, aber doch nur unter gewissen Voraussetzungen. Der Umsatz der Arbeit in Geld existiert in Afrika wohl nur in den Küstenplätzen mit einigermaßen regem gewerblichem und Handelsverkehr; im Inneren besteht nur Tauschhandel; weil hier der Neger kein Geld besitzt, muß er im Besitze von für ihn überflüssigen Produkten sein, welche er gegen seine Bedürfnisse austauscht, also von Produkten, welche über seine eigenen Lebensbedürfnisse hinaus gehen. Das setzt aber entweder bereits eine produktive Arbeitsthätigkeit des Negers, über seinen Lebensbedarf hinaus, voraus, oder aber, daß ihm die Natur diese Dinge ohne eigentliche Arbeit oder als Jagd- oder Kriegsbeute liefert. Nur soweit und solange dieser letztere Fall zutrifft, ist es möglich, daß durch Tauschhandel im Eingeborenen neue Bedürfnisse erweckt und ohne Änderung seines Naturells befriedigt werden können. Trifft diese Voraussetzung nicht oder nicht mehr zu, dann fehlen auch dem Importhandel die Aussichten lohnenden Erfolges, so lange die eingeborene Bevölkerung nicht bereits gelernt hat, für den Tauschhandel zu arbeiten. — Die künstliche Steigerung der Lebensbedürfnisse durch die Berührung mit der europäischen Kultur ist daher weit weniger geeignet, die Arbeitsamkeit der eingeborenen Bevölkerung zu erwecken, als sie zu fördern da, wo sie bereits besteht und im Naturell der Eingeborenen kein erhebliches Hindernis findet

Ein letztes Mittel endlich ist die Einführung der Zwangsarbeit als Strafe für Unbotmäßigkeit, Widersetzlichkeit und Verbrechen.

Die auf diesem Wege erreichbare Erziehung zur Arbeit ist jedoch naturgemäß beschränkt auf diejenigen Individuen, welche der Strafe der Zwangsarbeit verfallen, und es ist immerhin fraglich, ob auch nur bei diesen die Wirkung von Dauer ist. Es ist ja möglich und nach der Meinung des Herrn Ob. Lt. Schloiser auch thatsächlich der Fall, daß diese Art der Bestrafung dazu beiträgt, den Neger einsehen zu lassen, wie es doch besser sei, eine gewisse geringere Arbeitsleistung freiwillig oder gutwillig zu leisten, als sich der Gefahr auszusetzen, dauernd harte Arbeit zwangsweise verrichten zu müssen; es mag also diese Maßregel nebenbei unterstützend mitwirken, aber ein wirtschaftliches Arbeitssystem kann füglich darauf nicht gegründet werden.

Wesentlich anders wie zur Arbeit stellt sich der Neger zum Waffendienst; er ist leicht zu einer gewissen Kampfslust zu entflammen, legt Wert auf sein Ansehen als Krieger und findet Vergnügen an den äußeren Formen des soldatischen

Wesens. Damit ist noch nicht gesagt, daß er ein brauchbarer, Anstrengungen und Entbehrungen willig ertragender, Gefahren trotzender, pflichttreuer, unerschrockener Soldat sei. Wir brauchen uns hierbei nur an unsere eigenen Knaben zu erinnern, denen allgemein das Soldatenspielen große Reize abgewinnt, so lange es eben nur Spiel ist. — Nicht zuverkennen ist jedoch, daß wir es hier mit einer Anlage und Bestimmtheit im Naturell des Negers zu thun haben, welche wenigstens der von uns zu verlangenden ernsteren Auffassung des Waffendienstes entgegenkommt, so daß hier die Erziehung und Ausbildung jedenfalls einen gangbaren Boden findet, wenn auch die bisherigen Erfahrungen noch minderwertige sind. Für die hier in Betracht kommende Frage handelt es sich auch nur darum, durch Einführung der allgemeinen Dienstpflicht in den Kolonien, durch die zeitweise Unterwerfung der jungen Männer unter einen strengen, militärischen Ausbildungs und Dienstgang behufs Ausbildung in Waffendienst, auf die männliche Neger: Bevölkerung einen dauernden, durchgreifenden, die Erziehung zur Arbeit günstig vorbereitenden und unterstützenden Einfluß zu gewinnen. Wenn es auch nur gelingt, dem Neger die Einsicht in die Notwendigkeit von Ordnung und Pünktlichkeit, von der Innehaltung bestimmter Formen und Vorschriften, von der straffen Einordnung des Einzelnen in eine Gesamtheit und von der strengen Unterordnung unter deren Leitung abzugewinnen und den Nutzen einzusehen, welcher hieraus für das Gemeinwesen wie für die eigene Lebensführung erwächst, so ist der Gewinn schon ein großer.

Wird nun dieser Nutzen während der Dienstzeit noch praktisch in gemeinnütziger Thätigkeit verwertet, so ist damit ein weiterer gewichtiger Schritt in der Erziehung zur Arbeit gethan. Major v. Wißmann sagt hierüber: „Zunächst lernt der Neger Disziplin, und da seine höheren Vorgesetzten Europäer sind, Respekt vor diesen. Dieser Umstand wird den Leitern der schwarzen Arbeiter, auch Europäern, in den Kolonien den Verkehr mit ihren Leuten sehr erleichtern. Die Disziplin wird die jetzt noch so häufigen Kontraktbrüche vermindern. Die gedient habenden Farbigen werden, wenn es in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß sie sich als Soldat ihren Verpflichtungen nicht entziehen können, dies auch als kontraktlich verpflichtete Arbeiter weniger thun. Dann ist unschätzbar wichtig die Kontrolle, die zur Durchführung der Dienstpflicht da sein muß, da sie der Heranziehung von Arbeitern zu gute kommt." Ferner will v. Wißmann die Truppe der Eingeborenen, wie sich dies für ein so wildes Land, wie unsere Kolonien, von selbst ergiebt, hervorragend für Pionier-Arbeiten beschäftigt sehen, Wegebau, Befestigungen, Häuserbau, kurz alle Bauten für die Regierung, auch Feld- und Gartenbau zur Erhaltung der Truppe selbst, wie dies der schwarze Soldat ganz selbstverständlich finden wird.

Hierbei kann sehr wohl den örtlichen- und Stammes-Besonderheiten vielfach Rechnung getragen werden; denn es kommt weniger darauf an, eine streng einheitlich und gleichförmig organisierte Armee, als ein zur Arbeit diszipliniertes Volk heranzubilden. Man wird vielmehr die Ansätze zu kommunaler und staatlicher Ordnung, die sich hier und da vorfinden, zu schonen und zu benutzen haben, um sich, gestützt auf sie, dem erstrebten Ziele allmählig zu nähern.

Dies sind wohl die Erwägungen, welche Herrn Major v. Wißmann bestimmt haben, in der Einführung einer allgemeinen Dienstverpflichtung zum Waffendienst das wichtigste und erfolgreichste Mittel zu erkennen, die einheimische Bevölkerung

unserer Kolonien zur Arbeit zu erziehen; mir scheint, wir können dieser Meinung des erfahrenen und erprobten Mannes uns getrost anschließen!

Es bleiben auch auf diesem Wege noch große Schwierigkeiten zu überwinden. Wenn wir auch hoffen dürfen auf dem Umwege durch das soldatische Ehrgefühl den Funken in das Bewußtsein des Negers zu werfen, welcher hier das bürgerliche Ehrgefühl der Arbeit entzünden soll, so dürfen wir doch die Hindernisse nicht unterschätzen, welche sich der praktischen Ausführung entgegenstellen werden.

Je größer die Zahl der Farbigen wird, die in die gesetzlich geordnete bewaffnete Macht eintreten und hier Gelegenheit finden, sich europäische Waffenhandhabung und Disziplin anzueignen, um so schwieriger wird die Bannung dieser Kräfte unter die unbedingte Autorität der Weißen und ihre Fesselung an die Bahnen ihrer Verwendung, welche die koloniale Regierung innegehalten wissen will. Nur sehr allmählig wird man vorgehen müssen, mit den Bezirken beginnend deren Bevölkerung bereits völlig mit der Herrschaft der Weißen ausgesöhnt und sich in derselben ihres eigenen Vorteils gewiß ist.

Überall da, wo die Bevölkerung nach unter der straffen Herrschaft ihrer eigenen Sultane oder Stammes-Oberhäupter steht, werden diese der staatlichen Dienstpflicht mit größtem Mißtrauen entgegentreten und geneigt sein, sich der Anwendung derselben auf ihr Gebiet zu widersetzen. Sie werden sich leichter dazu verstehen, selbst nach vorgeschriebener Regel Steuern zu erheben und eine bestimmte Quote des Ertrages an die Kolonialregierung abzutreten, als auf ihre eigene Kriegsherrlichkeit zu verzichten. Hier wird geschicktes Unterhandeln, vielleicht der Abschluß von Schutz- und Trutz-Bündnissen, nach bedarf auch entschlossener Waffengebrauch, zusammenwirken müssen, um Schritt für Schritt die Sphäre zu erweitern, in der eine erziehende Einwirkung zur Arbeitsamkeit zu erreichen ist, sei es durch Besteuerung, sei es durch Hervorrufung neuer, nur durch Arbeit zu befriedigender Lebensbedürfnisse, oder auch durch Übernahme der militärischen Hoheitsrechte und Einführung der Dienstpflicht.

Auf die fast ganz kulturlosen, nomadisierenden Stämme endlich wird eine Einwirkung überhaupt nur in dem Maße möglich werden, als es gelingt, sie zu nötigen, seßhaft zu werden.

Auf friedlichem Wege allein wird die wichtigste Aufgabe, welche uns die Bevölkerung unserer Kolonien stellt, nicht zu lösen sein; jedoch wird auch die Anwendung der Waffengewalt um so mehr die Durchführung erleichtern, je größer die Fortschritte sind, welche in der Einführung der Dienstpflicht bereits erreicht wurden. Je dichter sodann die Maschen des Netzes werden, mit dem die koloniale Thätigkeit im Laufe der kommenden Jahrzehnte die weiten Gebiete unserer Kolonien überzieht, um so mehr ist zu erwarten, daß der zunehmende, gesicherte Wohlstand der für die Kulturarbeit gewonnenen Gebiete auch die noch widerstrebenden in den gleichen Prozeß der Umwandlung der Lebensauffassungen, Sitten und Gebräuche hineinziehen wird.

Was in Jahrhunderten geworden ist und sich befestigt hat, kann füglich nicht in Jahrzehnten in ganz neue Lebensformen übergeführt werden. „Geduld und keine Überstürzung" fordert mit gutem Recht Major v. Wißmann. Wenn auch die Erfolge den Erwartungen nicht immer entsprechen, besonnenes, stetes Streben wird nicht nur die richtigen Wege zum Ziele finden, sondern auch mit der Zeit den spröden Stoff überwinden.

Germanischem Wesen und deutscher Art entspricht es nicht, erworbene Gebiete lediglich als Quellen schneller Bereicherung und vermehrten Genusses zu betrachten. Wohl aber hat die germanische Rasse neue dauernde Werte dem menschlichen Dasein geschaffen, und damit der europäischen Kultur die Herrschaft über die Erde bereitet, daß sie sich selbstthätig und kämpfend eingesetzt, ihr bestes willig hergegeben hat in der Überwindung der Hindernisse, welche sich der Ausbreitung ihrer Art entgegenstellten. Nicht daran sollten wir denken, was wir in unseren Kolonien ernten werden, sondern daran, was aus diesen weiten Gebieten und aus ihrer zurückgebliebenen Bevölkerung werden kann und werden wird, wenn wir ihr gegenüber unsere Pflicht erfüllen.

Die Fidschi-Inseln im Jahre 1901.

Zu den vielen, von deutscher Seite versäumten Gelegenheiten gehört auch der Erwerb dieser Inselgruppe, einer der schönsten in dem ganzen großen Bereich des Stillen Ozeans. Die hier vertretenen deutschen Interessen sind mehr als vierzig Jahre alt; sie stammen aus der Blütezeit der großen Hamburger Firma Godeffroy, die einst als „Königin der Südsee" eine für den deutschen Namen hochbedeutsame Rolle auf so vielen der dortigen Inseln und Inselgruppen spielte.

Als ihr Vertreter ließ sich im Jahre 1860 die deutsche Firma F. und W. Hennings auf der Gruppe nieder und errichtete im Jahre 1863 eine selbständige Firma in Bequkor. Dadurch wurden auch englische Kapitalisten in Australien auf dieses aussichtsvolle Arbeitsfeld aufmerksam gemacht und eine rege Thätigkeit begann nun durch die Anlage von Zuckerrohr- und Baumwollpflanzungen und einen mit jedem Jahr steigenden Handelsverkehr. Auch deutsches Kapital in Sydney beteiligte sich lebhaft an diesen Unternehmungen.

Der vornehmste Häuptling der Inselgruppe, „König" Thakombau, hatte die für sein kleines Land, das ihm auch nur zum Teil gehörte, recht ansehnliche Schuld von 80,000 Pfd. Sterl. auf sich geladen. Er war gern bereit, die Abtretung der ganzen Gruppe an eine Macht zu bewirken, die ihn von dieser drückenden Last befreite. Aber ein Gesuch deutscher Kaufleute und Ansiedler in Bauka fand in Berlin kein Gehör, man wollte von kolonialen Erwerbungen nichts wissen. Auch England hatte ein gleiches Gesuch zweimal abgelehnt. Aber Ende 1874 griff man in London doch zu aus Besorgnis, unsere Reichsregierung möchte sich eines Besseren besinnen; denn die deutschen Interessen auf den Fidschi-Inseln waren recht bedeutend. Als bei der Übernahme derselben in britische Verwaltung eine Kommission eingesetzt wurde, um die Ansprüche zu prüfen, die sowohl Europäer wie Amerikaner auf zahlreiche Ländereien erhoben, die ihnen von einzelnen Häuptlingen für gewisse Gegenleistungen abgetreten worden waren, wurden derselben 1327 Fälle vorgelegt, über die sie im Laufe von sechs Jahren aburteilte. Davon wurden 517 Ansprüche in ihrem ganzen Umfang bewilligt, 390 nur zum Teil, 49 wurden zurückgezogen und die verbleibenden 351 verworfen. Unter den letzten befanden sich 140 von Deutschen erhobene. Diese beruhigten sich jedoch bei der getroffenen Entscheidung nicht und wandten sich an die deutsche Reichsregierung. Darauf erfolgte vom Juli 1883 bis zum Mai 1885 ein lebhafter Notenaustausch zwischen Berlin und London, der endlich dazu führte, daß eine zweite Kommission eingesetzt wurde, bestehend aus dem Generalkonsul des Deutschen Reichs, Dr. Krauel, und dem Londoner Advokaten Wright, vor denen vier Parteien erschienen, die zusammen 15 Landansprüche vertraten. Man hatte ursprünglich die erhobenen Ansprüche auf 140,000 Pfd. Sterl. bemessen. Allein

die Kommission entschied sich für die Bewilligung von nur 10,620 Pfd. Sterl., wovon 9300 Pfd. Sterl. auf den damaligen deutschen Konsul in Sydney, Sahl, den Inhaber eines bedeutenden Handelshauses dieser Stadt, entfielen. Zugleich empfahl die Kommission die Leistung der Entschädigung in Geld und nicht in Land, um nicht die Landfrage von neuem aufzurollen. Die deutsche Regierung gab darauf ihre Zustimmung zu der Kommissionsentschädigung zu erkennen, worauf die angegebene Summe sofort von dem englischen Auswärtigen Amt nach Berlin gesandt wurde.

Seitdem hat sich die Inselgruppe, allerdings nicht ohne zeitweilige Rückschläge, recht gut weiter entwickelt, freilich ohne die Mitarbeit der einheimischen Bevölkerung, die beständig zurückgeht. Ihre Zahl wurde 1859 auf 200,000 geschätzt, bis 1874 war dieselbe auf 140,000 gesunken, und im nächsten Jahr nahm sie infolge der Verheerungen, welche die Masern anrichteten, noch mehr ab. Nach der Zählung vom 31. März 1901 lebten nur noch 91,019 Eingeborene von Fidschi auf der Gruppe, wovon 47,695 männlichen und 43,324 weiblichen Geschlechts waren. Es ist besonders die große Kindersterblichkeit, auf die der Rückgang der heimischen Bevölkerung — in den letzten Jahren um 4 Prozent — zurückzuführen ist. Diesem beklagenswerten Zustand durch entsprechende Maßregeln Einhalt zu thun, ist die lokale Regierung eifrig bemüht, namentlich soll, wo sich die Notwendigkeit zeigt, für die Beschaffung guten Trinkwassers gesorgt werden. Auch hat man eine Anzahl von Beamten angestellt, die für die Besserung der sanitären Verhältnisse bei den Eingeborenen sorgen sollen.

Auch die Zahl der Weißen hat abgenommen, seit 1884 um fast die Hälfte; an dem schon genannten Censustage wurden 2447 (1521 männliche, 926 weibliche). Engländer, Australier, Amerikaner, Deutsche gezählt, dagegen wächst die Zahl der Mischlinge, die jetzt 1504 beträgt, wobei die Geschlechter fast ganz gleichmäßig vertreten sind, von Jahr zu Jahr.

Da die Eingeborenen sich zur Übernahme von Arbeiten auf den Pflanzungen der Europäer nicht bereit zeigen, so hat man Arbeiter aus Britisch-Indien, von den Neuen Hebriden, den Salomon- und den Gilbert-Inseln eingeführt. An dem Censustage wurden 17,105 Indier, 1950 Melanesier und Polynesier gezählt, darunter 5752 bezw. 366 weibliche. Die Einführung von Melanesiern und Polynesiern, die von der Regierung überwacht wird, erfolgt mit Segelschiffen, die besonders dazu bestimmt und ausgerüstet sind, auf Kosten der Pflanzer, die einen Antrag auf Beschaffung solcher Arbeiter stellen. Die Kosten für die Überführung erwachsener Arbeiter von den Neuen Hebriden und von den Salomon-Inseln haben in den letzten Jahren 15—16, von den Gilbert-Inseln dagegen nur 8 Pfd. Sterl betragen. Außerdem sind in die Regierungskasse für jeden Arbeiter 20 sh. bei seiner Ankunft und 10 sh vor seiner Rückkehr in die Heimat zu zahlen. Die Rückbeförderung hat in den letzten Jahren betragen: nach den Gilbert-Inseln 100, nach den Neuen Hebriden 110 und nach den Salomon-Inseln 140 Schilling.

Die Arbeiter erhalten jährlich 3, falls sie schon früher unter Kontrakt auf den Fidschi-Inseln, in Queensland ꝛc. gearbeitet haben, 6 Pfd. Sterl., außerdem freie Wohnung, Verpflegung, Kleidung und ärztliche Hülfe, alles nach den von der Regierung erlassenen Bestimmungen und unter deren Aufsicht. Am Ende der Dienstzeit erhält der Arbeiter seinen Lohn bar ausgezahlt, und es steht ihm nun frei, entweder in seine Heimat zurückzukehren oder bei der Arbeit zu bleiben.

Diejenigen, die das letztere wählen, erhalten in der Regel 1 Pfd. Sterl. den Monat und Rationen. Solche Kontrakte werden meistens auf die Dauer eines Jahres geschlossen. In den letzten Jahren ist die Anwerbung von melanesischen und polynesischen Arbeitern immer seltener geworden, und aller Wahrscheinlichkeit nach wird dieselbe schon in der nächsten Zeit ganz aufhören, obschon die große Körperkraft dieser Leute sie bisher, namentlich für kleinere Pflanzer von Kokospalmen und anderen Fruchtbäumen, für recht wünschenswert erscheinen ließen, wenn sie auch teurer sind als indische Arbeiter, die vermutlich bald ganz an ihre Stelle treten werden.

Indische Kulis wurden zuerst 1876 eingeführt, doch fanden sie sehr schwer Beschäftigung, da auf dem Schiff, das sie brachte, die Pocken ausgebrochen waren. So sah sich die Regierung genötigt, denselben Arbeit zu geben, bis zuerst die größeren, dann auch die kleineren Pflanzer sich entschlossen, sie in ihre Dienste zu nehmen. Erst 1882 wurde die Einführung indischer Arbeiter wieder aufgenommen und sie ist seitdem fortgesetzt worden bis auf den heutigen Tag. Die früher recht bedeutenden Kosten für die Überführung indischer Arbeiter nach Fidschi sind in den letzten Jahren sehr erheblich heruntergegangen, sie belaufen sich jetzt auf etwa 16 Pfd. Sterl. für eine erwachsene Person. Die Arbeiter verpflichten sich auf fünf Jahre und erhalten während dieser Zeit freie Wohnung und ärztlichen Beistand nach den von der Regierung erlassenen Bestimmungen. Anch werden ihnen sechs Monate lang nach ihrer Ankunft Nahrungsmittel in vorgeschriebener Menge und Güte gewährt, wofür der Arbeitgeber einen Lohnabzug von 4 Pence pro Tag machen darf. Die Löhne werden wöchentlich ausgezahlt, und zwar pro Tag oder Arbeitsquantum 1 sh für Männer und 9 Pence für die Frauen. Arbeitgeber haben Gesuche um Beschaffung von Arbeitern am oder vor dem ersten Oktober eines jeden Jahres einzureichen und dabei zugleich eine Anzahlung von 6 Pfd. Sterl. zu machen; die Restzahlung erfolgt nach Ankunft der Arbeiter und ihrer Zuweisung an die Arbeitgeber, gewöhnlich im April oder Mai. Diese indischen Arbeiter werden von den Pflanzern immer mehr als ganz unentbehrlich angesehen, nnd nach Ablauf ihrer Kontrakte, wenn möglich, immer wieder in Arbeit genommen, sei es unter einem neuen, nur auf ein Jahr bemessenen Kontrakt, sei es als „freie“ Arbeiter. Für ihre Rückbeförderung in ihre Heimat wird aus den öffentlichen Fonds gesorgt. Nach dem Census vom 31. März 1901 lebten in der Kolonie 17,105 Indier, 11,353 männliche, 5752 weibliche, zweieinhalbmal so viele als vor fünf Jahren, was sich auch aus der Zahl der Geburten (4500) während dieser Zeit erklärt und auch daraus, daß viele Indier nach Ablauf ihrer Kontraktzeit sich in der Kolonie auf Grundstücken niederlassen, die sie von der Regierung oder von Privatpersonen in Pacht nehmen, um Reis, Zuckerrohr, Bananen u. a. zu bauen.

Mit Hülfe dieser Arbeiter hat sich namentlich der Zuckerrohrbau entwickelt, der aber infolge der unverhältnismäßig großen Kosten, welche die Arbeiterbeschaffung den Pflanzern auferlegt, noch nicht zu der Blüte gediehen ist, zu der er sich unter anderen Umständen entfaltet haben würde. Mit Zuckerrohr waren im verflossenen Jahre 7750 Hektar bepflanzt und es wurden 280,213 Zentner Zucker gewonnen. Auf der Insel Viti Lavu bestehen fünf Zuckermühlen, von denen drei der großen Colonial Sugar Refining Company in Sydney gehören, die auch auf der Insel Vanun Levu eine Pflanzung besitzt. Diese Gesellschaft

beschäftigt als Chemiker ihrer großen Zuckerfabrik in Reva fast ausschließlich Deutsche, aber auch eine Anzahl der sonstigen Beamten sind Deutsche. Einige unserer Landsleute besitzen auch selbst Pflanzungen, doch sind sie, ebenso wie die Ladenbesitzer, darunter einige deutsche Juden, längst zu Engländern geworden, während unter den jetzt auf die Zahl 16 zusammengeschmolzenen Deutschen Levukas auf der kleinen Insel Ovalau, wo ein deutscher Konsul seinen Sitz hat, das Deutschtum sich noch einigermaßen erhalten hat.

Zucker, dessen Ausfuhr sich 1901 auf 393,987 Pfd. Sterl. belief, ist der bei weitem wichtigste Ausfuhrartikel der Gruppe; an zweiter Stelle steht Kopra, deren Ausfuhr sich seit 1894 verdreifacht hat und 1901 einen Wert von 151,701 Pfd. Sterl. erreichte. Da die Kokospalme nicht nur am Meeresstrande vortrefflich gedeiht und wenig Arbeit verlangt, dabei aber einen sehr sicheren Ertrag giebt, so kommt ihr Anbau immer mehr in Aufnahme, sodaß sie jetzt fast die Hälfte des Kulturlandes einnimmt. Der Umfang desselben ist zwar noch recht unbedeutend im Verhältnis zu dem wirklich anbaufähigen Lande und trotz der wirklich vortrefflichen Ergebnisse, welche die Kulturen von Reis, Kaffee, Arrowroot und Baumwolle, deren früher ansehnlicher Anbau jetzt seitens der Europäer ganz aufgehört hat, in den ersten Jahren ergeben hat. Mais wird fast nur von Eingeborenen gepflanzt. So kommt es, daß von 1,962,198 Hektar als kulturfähig angegebenen Landes nicht mehr 19,470 Hektar wirklich unter Kultur stehen.

Und obschon große Mengen von Schweinen und Rindern wild in den Wäldern umherlaufen, werden doch beträchtliche Posten von Schlachtvieh und von Fleischkonserven aus Neuseeland und Neusüdwales eingeführt, wie denn überhaupt der größte Teil des Einfuhr- nnd Ausfuhrhandels von diesen beiden Gebieten kommt und dahin geht.

Die auf die eingeführten Waren erhobenen Zölle steuern auch über die Hälfte zu den Einnahmen der Kolonie (1901: 111,569 Pfd. Sterl.) bei, ein anderer ansehnlicher Posten (19,433 Pfd. Sterl.) sind die von den Eingeborenen in Naturalleistungen (Tabak, Baumwolle, Mais, Kopra) erhobenen Abgaben, die sehr regelmäßig eingehen. Die Einnahmen ergeben jetzt regelmäßig Überschüsse, sodaß eine in England aufgenommene Schuld von 254,025 auf 200,536 Pfd. Sterl. heruntergebracht werden konnte.

Sind somit die wirtschaftlichen Verhältnisse als recht gut zu bezeichnen, so erscheinen auch die sozialen in einem nach den bestehenden Verhältnissen ganz befriedigenden Lichte. Die Eingeborenen sind jetzt sämtlich Christen, teils Protestanten, teils Katholiken. Zuerst, und zwar schon im Jahre 1835, erschienen die Wesleyaner auf der Inselgruppe, und es ist mit Recht gesagt worden, daß die Geschichte von Fidschi mit der Geschichte der wesleyanischen Mission zusammenfällt. Wohl in keinem Lande hat die Mission größere Erfolge erzielt. Als die ersten christlichen Sendboten ihren Fuß auf fidschianisches Land setzten, waren die Eingeborenen Kannibalen allerschlimmster Art, vor allen anderen ihr oberster Häuptling. Erst 1876 hörte diese grauenhafte Sitte auf, als sich „König" Thakombau taufen ließ. Jetzt hat die wesleyanische Kirche 91,197 Anhänger und zahlreiche Kirchen und Schulen, an denen englische Missionare wirken, auf allen Inseln der Gruppe. Auch die Anglikaner und Presbyterianer haben einige hundert Anhänger.

Die Katholiken sind seit Mai 1887 durch Papst Leo XIII. zu einem

Apostolischen Vikariat vereinigt worden und haben sich in dem Bau von Kirchen wie in der Errichtung von Schulen für die Fidschianer, von denen eine für die Kinder von Häuptlingen bestimmt ist, und für die Indier sehr rührig gezeigt.

Das Erziehungswesen liegt zum allergrößten Teile in den Händen der wesleyanischen und der katholischen Kirche. Die erste hat Schulen in allen Teilen des Landes, die zweite, bei der sich besonders die Maristen und die Schwestern von Cluny hervorthun, nehmen sich in hervorragendem Maße der Waisen an. Aber auch die Regierung hat zu Levuka und Suva Schulen für weiße und halbweiße Kinder errichtet, sowie hier wie in einer größeren Anzahl anderer Orte Handwerkerschulen für eingeborene Knaben, in denen diese verschiedene Handwerke, den Bootsbau, Sägen, das Zimmermannshandwerk erlernen. Sogar eine medizinische Schule für Eingeborene wurde durch Dr. Macgregor mit Hülfe eines anderen englischen Arztes errichtet, die eine Anzahl von fidschianischen Studenten nach bestandener Prüfung das Recht erteilen konnte, die ärztliche Praxis unter den Eingeborenen auszuüben.

In sanitätspolizeilicher Hinsicht ist die Fidschi-Gruppe in fünf Distrikte eingeteilt, einem jeden derselben steht ein englischer Arzt mit eingeborenen Gehülfen vor. Alle sind Regierungsbeamte; der Oberarzt der Kolonie hat die Leitung des kolonialen Krankenhauses und der öffentlichen Irrenanstalt, die beide sich in Suva befinden. Das Krankenhaus in Suva hat Raum für 12 Europäer und 99 Eingeborene; die ersten haben pro Tag 5, die zweiten 2 sh. zu zahlen. Die Irrenanstalt bietet Raum für 5 Europäer und 33 Eingeborene.

Eine Quarantänestation ist auf den kleinen, 6 km vom Hafen von Suva entfernten Inseln Nukulau und Makuluva errichtet worden, eine zweite zu Naikorokoro und ein Hospital zur Beobachtung von Pestverdächtigen in der Umgebung von Suva.

Die Presse ist in Anbetracht der geringen Volkszahl recht ausgiebig vertreten. Es erscheinen nicht weniger als sechs Zeitungen, davon drei englische, zweimal wöchentlich, einmal wöchentlich, fünfmal im Monat, die letzte ist Amtsblatt der Regierung, die auch eine Zeitung in der Sprache der Eingeborenen „Na Mata" herausgiebt. Alle diese Blätter erscheinen in Suva. Die wesleyanische Mission giebt alle zwei Monate die Zeitung „Tukututu Vakalstu", die römisch-katholische monatlich „A Talanoa" heraus.

Ganz außerordentlich hoch erscheint die Bezahlung der sehr zahlreichen englischen Beamten; die Eingeborenen werden freilich auch und zwar mit Erfolg in ihren eigenen Bezirken verwandt; auch hat man ihnen die alte Selbstverwaltung zum großen Teil überlassen. Jedenfalls aber beweisen aber die jährlichen Überschüsse der Einnahmen über die Ausgaben, daß man es hier verstanden hat, das Land finanziell ganz auf die eigenen Füße zu stellen. Die Kolonie kostet dem Mutterlande nichts, sie vermag mit Leichtigkeit die eigenen Ausgaben zu decken und das, obschon die wirtschaftliche Entwicklung noch keineswegs zu der Höhe gediehen ist, auf der sie bei dem Reichtum des Landes längst stehen müßte.

Das Schulwesen in den amerikanischen Kolonien.

Von George Mayhaus.

Durch den spanisch-amerikanischen Krieg sind die Amerikaner zum ersten Male mit einer in geschlossenen Massen auftretenden fremden Kultur in dauernde Berührung gekommen und es entsteht die Frage, ob sich die im eigenen Lande beobachtete Assimilationskraft des Anglo-Amerikanertums auch auf dem neuen Felde bewähren wird. In erster Linie kommt hierbei die Ausgestaltung des Erziehungswesens in den neuen Besitzungen in Betracht und daß hier die amerikanischen Behörden ihre Aufgabe erkannt haben, lehrt der für das Schuljahr 1899/00 ausgegebene Bericht des Erziehungsbureaus in Washington. Zum Zwecke der Vollständigkeit soll in diesem Aufsatze auch auf die Verhältnisse in Cuba Bezug genommen werden, obwohl dieses inzwischen die Autonomie und damit freie Hand in der Gestaltung seines Unterrichtswesens erlangt hat.

Die Philippinen.

Schon vor der Ankunft der Spanier bestand eine Art Schulwesen auf den Inseln, da viele Eingeborenen ihre Sprache lesen und schreiben konnten. Die Tagalen hatten ein eigenes Alphabet, das auch von den spanischen Mönchen zuerst benützt wurde. Unter den Spaniern bestand ein Gesetz, wonach jeder Ort von 500 Einwohner je eine Schule für Knaben und Mädchen aufzuweisen hatte. Darin wurden Lesen, Schreiben, Rechnen, Christenlehre, Erdkunde, Geschichte und spanische Sprache gelehrt. 1890 bestanden angeblich 1016 Knabenschulen und 592 Mädchenschulen mit 98761 Knaben und 78532 Mädchen. Außerdem gab es eine Anzahl Privatschulen. Als Unterrichtssprache diente das Spanische, die Lehrer waren aber meist Tagalen, die des Spanischen oft nicht genügend mächtig waren, so daß troß der zahlreichen Schulen und der hohen Begabung des Volkes vielfach große Unwissenheit herrschte. Nach der Einnahme Manilas wurden von der amerikanischen Militärregierung die Schulen in der Hauptstadt nach und nach wieder eröffnet. Der erste von den Amerikanern ernannte Schulsuperintendent war ein den amerikanischen Truppen zugeteilter katholischer Militärgeistlicher. Ende 1899 befanden sich in den Schulen Manilas 5706 Schüler, jedenfalls, wie der Bericht selbst andeutet, nur ein geringer Prozentsatz der gesamten schulpflichtigen Jugend der Hauptstadt.

Mittelschulen verschiedener Art und verschiedenen Grades gab es vor der Eroberung durch die Amerikaner im ganzen 62 auf allen zu den Philippinen gehörigen Inseln. In den humanistischen Anstalten war ein fünfjähriger Studiengang vorgeschrieben. Die Lehrfächer waren Latein, Griechisch, von neuern Sprachen Spanisch und Französisch, ferner die gewöhnlich in Mittelschulen gelehrten Realien.

Die Kolonie besaß überdies ein Lehrerseminar, eine Kunstschule, Handels-, Ackerbau- und Gewerbeschulen und eine Seemannsschule. Als Hochschule diente die Universität des hl. Thomas in Manila, die an 2000 Studenten zählte.

Am 6. Mai 1900 wurde von der amerikanischen Regierung ein Generalsuperintendent des Volksschulwesens auf den Philippinen ernannt. Derselbe soll eine definitive Neuordnung des Volksunterrichts in die Wege leiten. Wahrscheinlich wird allgemeiner Schulzwang eingeführt werden, doch dürfte, wie in den Vereinigten Staaten selbst, der Besuch von Privatschulen gestattet sein. Der Unterricht im Englischen ist obligatorisch. Spanisch wird einstweilen als Lehrsprache benützt, doch war bereits für das Schuljahr 1900/01 die Einführung des Englischen als Unterrichtssprache für einige Fächer in den Schulen Manilas beabsichtigt.

Wie sich die amerikanischen Behörden zur Entwicklung des Mittel- und Hochschulwesens auf den Inseln stellen werden, ist vorderhand noch nicht klar. Die Mittelschulen sind in den Vereinigten Staaten größtenteils städtische oder private Anstalten. Möglicherweise wird die Gründung und Leitung derselben auch auf den Philippinen den Gemeindebehörden und konfessionellen oder privaten Vereinigungen überlassen werden und die amerikanische Regierung sich darauf beschränken, gewisse grundlegende Bestimmungen festzusetzen.

Cuba.

Im Jahre 1899 gab es auf Cuba bloß 200 Elementarschulen, mit etwa 4000 Kindern. Am 6. Dez. desselben Jahres wurde durch einen Erlaß des amerikanischen Militärgouverneurs das Schulwesen der Insel reorganisiert. Hiernach muß in jeder Gemeinde eine Schulkommission bestehen, deren Vorstand der Bürgermeister ist, der die übrigen Mitglieder ernennt. Jede Ortschaft von mindestens 500 Einwohnern ist verpflichtet, je eine Schule für Knaben und Mädchen zu besitzen. Für kleinere Orte werden besondere Schulen vorgesehen. Der Besuch ist obligatorisch, Zuwiderhandelnde werden mit Geldstrafen von 5—25 $ bedroht[1]) Ende März 1900 bestanden bereits 131 gemeindliche Schulkommissionen und 3099 Schulen mit 3500 Lehrern und 130000 Schülern. Den Schullehrern, die sich zu weiterer Ausbildung nach den Vereinigten Staaten begeben wollten, wurde unentgeltliche Teilnahme an den Sommerkursen der Harvard Universität in Cambridge bei Boston und freie Fahrt hin und zurück angeboten. Die amerikanischen Behörden waren der Ansicht, daß über 1000 Lehrer von diesem Angebot Gebrauch machen würden. Die Schulauslagen wurden den Zollerträgnissen entnommen und waren für 1900 auf $ 4000000 veranschlagt.

Porto Rico.

Hier scheinen unter den Spaniern im Erziehungswesen geradezu mittelalterliche Zustände geherrscht zu haben, denn im Jahre 1899 gab es noch 83% Analphabeten. Man hatte keine eigens gebauten Schulhäuser, die Schule befand sich oft in der Wohnung des Lehrers, der häufig noch einen Nebenberuf betrieb. Schulbücher, Wandtafeln und andere Hilfsmittel fehlten oder waren gänzlich un-

---

[1]) Diese Bestimmung ist deswegen interessant, weil von den Staaten der Union erst 32 den Schulzwang eingeführt haben.

genügend. Am 1. Mai 1899 erfolgte auch hier eine Neuordnung des öffentlichen Unterrichtes mittelst eines Dekrets des amerikanischen Militärgouverneurs. Es wurde ein aus 5 Mitgliedern bestehender Unterrichtsausschuß ernannt, der durch Kongreßbeschluß vom 12. April 1900 durch eine besondere Unterrichtskommission ersetzt wurde, die der amerikanischen Regierung als beratende und die Schulaufsicht ausübende Körperschaft zur Seite steht. Das Land wurde in Schulbezirke eingeteilt und die Erwählung von Schulkommissionen durch die Bewohner der einzelnen Bezirke verfügt. Gleichzeitig wurden Schulsteuern eingeführt und die Ausgabe von Bezirksanleihen zur Gründung von Schulen vorgesehen. Daran schlossen sich Bestimmungen über die Vorbildung und Gehälter der Lehrer, die Unentgeltlichkeit der Lehrmittel, die Gründung eines Lehrerseminars u. s. w. Die Erfolge dieser Maßnahmen treten indes in dem Berichte noch nicht hervor. Im Jahre 1899 wurden die Schulen von 21873 Kindern besucht, im ersten Halbjahre von 1890 war diese Zahl auf 24392 gestiegen, so daß also die überwiegende Mehrheit keinen Unterricht empfing[1]). Der Bericht für das folgende Schuljahr dürfte jedoch die Erfolge der Regierungsmaßnahmen deutlich erkennen lassen. Von den 582 Lehrern stammten 72 aus den Vereinigten Staaten.

Hawai.

1824 hatten bereits 2000 Eingeborene durch die Bemühungen der Missionare in der einheimischen Sprache lesen und schreiben gelernt, es entstand ein allgemeiner Lerneifer und fast die gesamte Bevölkerung besuchte die Missionsschulen, 1831 wurde das noch bestehende Lahainaluna Seminar zur Heranbildung von Lehrern gegründet. Im gleichen Jahrzehnt wurden zwei Kostschulen und eine Gewerbeschule eröffnet. 1840 wurde der Schulbesuch obligatorisch. Es wurde ein Minister des Erziehungswesens ernannt, der 1855 durch eine Erziehungskommission abgelöst wurde. 1876 kam der Gegenseitigkeitsvertrag mit den Vereinigten Staaten zustande. Englisch wurde mehr und mehr die Sprache des Verkehrs. 1884 war es bereits die Lehrsprache in 44 Tagesschulen mit 100 Lehrern. In den Privatschulen herrschte es ausschließlisch, während sich in einem Teil der Regierungsschulen das einheimische Idiom noch eine Zeitlang behauptete. 1888 wurden indeß alle Regierungsschulen frei und seitdem hat sich das Englische als Lehrsprache immer mehr verbreitet. Gegenwärtig empfangen 98% aller Kinder ihren gesamten Unterricht im Englischen, so daß der Fortbestand der einheimischen Sprache bald in Frage gestellt sein dürfte. Im Jahre 1899 betrug die Zahl aller Schüler 15490, von diesen wurden 11436 in 143 öffentlichen Schulen, 4054 in 46 Privatschulen von 352 weiblichen und 192 männlichen Lehrern unterrichtet. Von den Schülern waren 5045 reine Hawaier, 2721 Halbblut, 601 Amerikaner, 337 Deutsche, 213 Engländer, 84 Schweden, 3882 Portugiesen von den Azoren, 1314 Chinesen, 1141 Japaner, 30 Südseeinsulaner und 124 andere Fremde. Die Ausgaben für Unterrichtszwecke beliefen sich in dem genannten Jahre auf $ 575353.

Der Bericht zeigt, daß die amerikanische Regierung der Erziehung des künftigen Geschlechts in den neuen Gebieten große Aufmerksamkeit widmet. Wie sich die Verhältnisse auf den Philippinen entwickeln werden, wenn Ruhe und Ordnung überall hergestellt sind, läßt sich zur Zeit noch nicht bestimmen. Ohne Zweifel

[1]) Porto Ricos Bevölkerung wurde 1899 auf rund 850000 Seelen geschätzt.

wird die amerikanische Regierung den Inseln früher oder später ein gewisses Maß von Selbstverwaltung zugestehen müssen. Die Beschaffenheit der letzteren jedoch und der Zeitpunkt ihrer Einführung werden zum großen Teil von der Entwicklung der amerikanischen Parteiverhältnisse abhängen. Der gegenwärtige amerikanische Imperialismus ist eine dem angelsächsischen Nationalgedanken entsprungene und durch den spanisch-amerikanischen Krieg geförderte Bewegung, die dem Geiste und den Überlieferungen des Alt-Amerikanertums schroff widerspricht. Die Stimmung der Mehrheit des amerikanischen Volkes ist nicht imperialistisch und sind einmal die Parteiverhältnisse in der Union so gelagert, daß diesem Empfinden ohne Rücksichten wirtschaftlicher Natur Ausdruck gegeben werden kann, so ist eine Reaktion mit Sicherheit zu erwarten. Anderseits wird auch die Haltung der Tagalen selbst in der Lösung des Philippinen-Problems von großem Einflusse sein. Zeigen sie durch unentwegtes Festhalten an ihren Forderungen sowie durch ruhiges Mitarbeiten an der Besserung der durch die spanische Mißwirtschaft entstandenen Schäden, daß sie auf das Recht, sich selbst zu regieren, Anspruch haben, so wird die Stimmung der überwiegenden Mehrheit des amerikanischen Volkes sich zu ihren Gunsten entscheiden. Wenn sie auf diese Weise ihre Selbständigkeit erhalten haben, dürfte auch ihre eigene Sprache, das Tagalische, nach und nach diejenige Geltung in Amt und Schule erlangen, die ihr infolge der Zahl und Begabung des Volkes zukommt. Auf jeden Fall aber wird die Herrschaft Amerikas, ob in unumschränkter Form oder als Protektorat lange genug währen, um das Englische als Verkehrssprache mehr oder weniger einzubürgern. Bekanntlich ist es, wenngleich in verdorbener Form, auch in den chinesischen und japanischen Küstenplätzen die Sprache des Handels, so daß sein Geltungsbereich als Vermittler des Verkehrs sich fast das ganze westliche Stille Meer entlang, von Japan bis nach Australien und Neuseeland hinunter erstrecken wird.

Zwischen den seit Jahrhunderten wirtschaftlich mehr oder weniger erschlossenen spanischen Besitzungen und den jungen deutschen Kolonien lassen sich natürlich keine Vergleiche anstellen. Immerhin wäre es im Interesse der deutschen kolonialen Entwicklung zu wünschen, wenn Deutschland in den ihm zugefallenen Gebieten der Südsee neben dem wirtschaftlichen und allgemein kulturellen auch das national kulturelle oder sprachliche Moment im Auge behalten würde. Ein erster Schritt in dieser Richtung wäre die Einführung besonderer Vorbereitungskurse an der deutschen Schule in Apia für alle Eingeborenen, die in Zukunft als Lehrgehilfen in den Missionsschulen Samoas wirken wollen. Für die jetzt in diesen Schulen thätigen Hilfslehrer könnten obligatorische Ferienkurse in Apia zur Erlernung der deutschen Sprache angeordnet werden. Auf diese Weise wäre in wenigen Jahren die Möglichkeit geboten, das Deutsche als obligatorisches Lehrfach und als Unterrichtssprache einiger Fächer in allen Missionsschulen vorzuschreiben, und es könnten nach und nach Vorkehrungen getroffen werden, um den Wirkungsbereich dieser Lehrkurse auch auf die übrigen deutschen Schutzgebiete in der Südsee auszudehnen.

Flottenstützpunkte.

Von Oberleutnant a. D. Kürchhoff.

Die Notwendigkeit, daß Kriegsschiffe, welche in überseeischen Gewässern thätig sind, zur Entwicklung einer ersprießlichen Thätigkeit Flottenstützpunkte bezw. Kohlenstationen zu ihrer Verfügung haben müssen, ist so oft nicht nur in Fachzeitschriften, sondern auch in Tageszeitungen nachgewiesen, daß es unnötig erscheint, hierüber noch ein Wort zu verlieren.

England hat diese Notwendigkeit schon seit langem erkannt, der ganze Erdball ist mit einem Netz englischer Seestützpunkte überspannt und unausgesetzt ist das noch immer seebeherrschende Großbritannien bemüht, dieses Netz zu vervollständigen. Ein Beweis für letztere Behauptung sind die erst kürzlich erfolgten Bemühungen der Regierung in London um Kulit, welche wohl hauptsächlich in Rücksicht auf Rußland aufgegeben worden sind, und das neuerdings erwachte Interesse an dem vorzüglichen Hafen von Khaur Djerama nahe dem Kap Ras el Hedd im Sultanat Oman, welcher Hafen groß genug ist, die bedeutendste Flotte aufzunehmen. Die Wichtigkeit dieser nur durch eine sichere, schmale Einfahrt mit dem Meer in Verbindung stehenden Bucht, von welcher aus bequem die Meerenge von Ormus beherrscht werden kann, nimmt in Hinsicht auf eine anzulegende Kohlenstation noch zu, wenn man in Betracht zieht, daß sich in nicht allzu großer Entfernung bedeutende Kohlenlager befinden.

Frankreich, welches dem Ausbau seiner Flotte, sowie der Erweiterung seines Kolonialbesitzes stets die größte Aufmerksamkeit geschenkt hat, hat die so notwendige Anlage von Flottenstützpunkten und Kohlenstationen zwar versäumt, ist aber seit Anfang der neunziger Jahre eifrigst bemüht, den gemachten Fehler wieder gut zu machen und abgesehen von den Anlagen in Algerien, Tunesien und auf Corsika, sind durch Dekret vom 4. Oktober 1898 zehn in den verschiedensten Teilen des ausgedehnten Kolonialreiches liegende Orte bestimmt worden, welche zu Flottenstützpunkten auszubauen und mit Befestigungen zu versehen sind.

Neuerdings haben nun zwei Nachrichten die Aufmerksamkeit auf die entsprechenden nordamerikanischen und deutschen Bestrebungen gelenkt, welche umsomehr zu einem Vergleich herausfordern, als die Absicht beider Staaten, ihre Flotten auszubauen und den im Ausland befindlichen Schiffen die ihnen so notwendige Operationsbasis zu verschaffen, ungefähr von dem gleichen Zeitpunkt ab datiert.

Die eine Nachricht betrifft den Ankauf der dänischen Antillen durch Amerika, die andere, welche trotz ihrer Dementierung für Deutschland Interesse hat, die Abtretung Fernando Po's an den Kongostaat.

Die wichtigste Insel der genannten Antillen, deren handelspolitischer Wert nur gering ist, San Thomas, — die beiden anderen Eilande Sain Croix im Süden und Sain Jan im Osten der ersteren haben weniger Bedeutung, liegt im Osten der hier etwa 20 km breiten Virginiastraße, welche die Hauptverbindung zwischen dem südlichen Teil des mexikanischen Golfes und dem Atlantischen Ozean darstellt und deren Bedeutung noch erheblich wachsen wird, sobald der Panama-Kanal bezw. der Nikaragua-Kanal dem Verkehr übergeben werden kann, da die genannte Straße dann die nächste Verbindung des Atlantischen Ozeans mit dem betreffenden Durchstich bildet. Zur Anlage eines Flottenstützpunktes sind auf der genannten

Insel alle Vorbedingungen gegeben und wird von hier aus den Amerikanern die Beherrschung des genannten Seeweges noch dadurch erheblich erleichtert, daß das San Thomas gegenüberliegende kleine Eiland Culebra mit seinem vortrefflichen Hafen schon gleich nach dem Kriege mit Spanien zu einem Flottenstützpunkt ausgebaut worden ist. Eine weitere amerikanische Operationsbasis in den westindischen Gewässern bildet vorläufig Habanna, jedoch soll, da die Regierung der Insel, nachdem dieser Autonomie gewährt ist, nicht weiter das amerikanische Sternenbanner über der ursprünglichen Hauptstadt wehen lassen will, Guatanamo zum Flottenstützpunkt ausgebaut werden. Nipebay und Cienfuegos auf Cuba sind zu Kohlenstationen ausersehen und um im Süden des mexikanischen Golfes einen eigenen Anlegeplatz zu erhalten, steht die Regierung in Washington mit Holland wegen Pachtung eines geeigneten Gebietes auf Curaçao in Verhandlung. Um an der Ostküste des Atlantischen Ozeans ihren Schiffen unter eigener Oberhoheit stehende Anlegeplätze zur Verfügung stellen zu können, verhandelten die Vereinigten Staaten mit Portugal wegen Ankaufs der Azoren, und schon im Jahre 1900 hat sich Liberia bereit erklärt, einen geeigneten Punkt zur Herrichtung einer Flottenstation abzutreten.

Auf den Philippinen bilden Cavite und Manila vorzügliche Flottenstützpunkte und die Etappenstraße von San Francisco nach diesen Orten geht über Pearl Harbour auf den Hawaï-Inseln und Guam, der größten Insel der im übrigen Deutschland gehörigen Karolinen. Zur Befestigung des ersteren sind in diesem Jahre 526000 Doll., des letzteren 304000 Doll. ausgeworfen worden. Als Stützpunkt in den Südsee-Inseln wurde schon im Jahre 1890 die Pago-Pago = Bai auf der Insel Tutuila, der größten des jetzt in amerikanischen Besitz befindlichen Teiles der Samoagruppe angekauft. Rechnen wir noch hinzu, daß 1869 bei La Paz, dem Südende der mexikanischen Halbinsel Niederkalifornien, und Mitte der neunziger Jahre bei Yokohama Plätze zur Anlage von Kohlenstationen von den betreffenden Staaten gepachtet worden sind, so sehen wir die Amerikaner in der letzten Zeit unausgesetzt bestrebt, ihrer schnell heranwachsenden Flotte die Mittel zu ersprießlicher Thätigkeit in allen Weltteilen zu geben.

Deutschland steht hinsichtlich dieser Verhältnisse wesentlich ungünstiger da als die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Die deutschen Kriegsschiffe verfügen nur über einen Flottenstützpunkt, Kiautschou. In Dar-es-Salaam und Swakopmund, in letzterem nach Fertigstellung der Hafenbauten, sind zwar Vorrichtungen zum Einnehmen der Kohlen getroffen, aber als Kohlenstationen in militärischem Sinn können diese Häfen nicht bezeichnet werden. Wesentlich günstiger liegen dagegen die Verhältnisse in Kamerun, woselbst die tief eingeschnittene Bucht des Kamerun-Flusses nach Herstellung geeigneter Anlagen sich sehr gut zu einem Flottenstützpunkt eignen würde. Unsere Schiffe hätten dann auch einen gesicherten Etappenort auf der Fahrt nach den deutschen Besitzungen in der Südsee bezw. nach Kiautschou, falls sie gezwungen wären, das Mittelmeer zu vermeiden und den Weg um das Kap der guten Hoffnung zu wählen. Der genannten Bucht vorgelagert liegt die im spanischen Besitz befindliche Insel Fernando Po, welche also ganz abgesehen von ihrer handelspolitischen Bedeutung auch strategisch für Deutschland von so hohem Wert ist, daß bei einem etwaigen Verkaufe eine Nicht-Berücksichtigung des Deutschen Reiches einen schweren Verlust für letzteres bedeuten würde.

Welcher Dialekt der Evhesprache verdient zur Schrift- und Verkehrssprache in Evheland (Togo) erhoben zu werden?

Von P. W. Schmidt S.V.D.

Unter dem oben angeführten Titel erschien im III. Jahrgang der „Beiträge“ S. 342 ff. eine Abhandlung von Herrn Missionar G. Härtter, zu welcher einige Bemerkungen gestattet sein mögen. Allerdings könnte es, wenigstens Herrn Härtter gegenüber, unnütz erscheinen, eine von der seinigen abweichende Ansicht zur Geltung bringen zu wollen. Denn das „Nimmermehr!“ und „niemals“, mit welchen er (S. 345) den allein neben dem Anglo-Dialekt bei dieser Frage ernstlich in Betracht kommenden Anecho-Dialekt ablehnt, ist so energisch, als man es nur immer wünschen mag. Indes hatte ich doch schon gleich beim Lesen dieser Stellen die Empfindung, als sei das nicht so ganz ernstlich gemeint, sondern nur ein Hingerissenwerden vom rhetorischen Schwunge. Meine Empfindung wurde zur Gewißheit, als ich ganz am Schluß der Abhandlung die folgenden Worte antraf: „Ebenso wenig würden wir uns, wenn erwiesen wäre, daß ein anderer Dialekt, als der Anglo-Dialekt — etwa der Anecho-Dialekt — sich noch besser als dieser zur Schrift- und Verkehrsprache eignen sollte, dieser Thatsache verschließen.“ Somit darf ich die Hoffnung hegen, durch die folgenden Zeilen selbst bei Herrn Härtter und den ihm nahestehenden Kreisen noch eine Wirkung erzielen zu können, ganz abgesehen davon, daß es ganz gewiß noch andere bei der Entscheidung der vorliegenden Frage mitwirkende Persönlichkeiten giebt, die sich eine bestimmte Ansicht überhaupt noch nicht oder nach einer ganz anderen Richtung hin gebildet haben, als die ist, welche Herr Härtter vertritt.

Ihm ist der Anglo-Dialekt der einzige zur Schrift- und Verkehrssprache in Togo geignete. Als erster Grund dafür gilt ihm die Thatsache, daß die Norddeutsche (Bremer) Missionsgesellschaft, obwohl sie es zuerst garnicht beabsichtigt hatte, durch die Umstände genötigt wurde, gerade im Anglo-Gebiete sich niederzulassen. In diesen Umständen glaubte er die Führungen einer göttlichen Providenz zu erblicken und im weiteren Verfolg dieses Gedankens kommt er zu dem sehr klaren Ausspruche: „Der Anglodialekt war von Gott dazu bestimmt, fürs ganze Evhevolk zur Schrift- und Verkehrssprache erhoben zu werden“ (S. 343). „Von Gott dazu bestimmt“ — das ist freilich die höchste Instanz, der gegenüber für jeden religiösen, gottesgläubigen Menschen der Widerspruch verstummen müßte, wenn er die Prämisse zugiebt. Daß dazu aber gar keine logische Nötigung vorliegt, das ist eben das Mißliche bei der Sache, und auch Herr Härtter wird sich

bei einigem Nachdenken dieser Erkenntnis nicht verschließen. Es wird Herrn Härtter, und wer ihm darin folgen will, unbenommen bleiben, für sich privatim auch von Erwägungen der angeführten Art sich bestimmen zu lassen, aber es kann ebensowenig einem Zweifel unterliegen, daß dieselben für die öffentliche Diskussion außer Betracht bleiben müssen.

Indes ist ja auch für Herrn Härtter der Hauptgrund für seine Befürwortung des Anglo ein anderer. „Das Hauptgewicht," so schreibt er, „bei dieser Wahl muß auf die Reinheit und Lauterkeit des Evhe gelegt werden." Da nun „an Vollkommenheit, Reinheit und Wohlklang" kein anderer Evhe-Dialekt dem Anglo-Dialekt gleichkomme, vielmehr alle anderen ihm gegenüber „eine gewisse Abschleifung, Weichlichkeit oder gar Korruption in der Aussprache" zeigten, so bleibe eben nur dieser Dialekt zur Wahl übrig. Diese Rücksicht, die Herr Härtter hier auf den Wohlklang nimmt, auf ein rein ästhetisches Moment also, bei einer so eminent praktischen, realpolitischen Frage, wie es die Wahl einer Schriftsprache doch ist, das ist doch wohl etwas mehr, als selbst unser vielgerühmter deutscher Idealismus ertragen kann. Man mag diese Rücksicht auch walten lassen, aber man darf ihr doch jedenfalls nicht das „Hauptgewicht" beimessen. — Auch die „Reinheit und und Lauterkeit" kann für eine Frage dieser Art nicht von ausschlaggebender Bedeutung sein. Gewiß läßt z. B. das Englische an „Reinheit und Lauterkeit" alles zu wünschen übrig, und doch hat das nicht gehindert, daß es zur Weltsprache par excellence geworden ist, was ja gerade an der Küste Westafrikas deutlich genug sich bemerkbar macht.

In Bezug auf diesen Punkt, die „Reinheit und Lauterkeit" ereifert sich Herr Härtter besonders gegenüber dem Anecho-Dialekt, den er schließlich ein „Gemisch von Evhe, Ga, Dahome und Yoruba" nennt, um ihn in weiterer Steigerung gar als „Kauderwelsch" zu bezeichnen. Es scheint indes nicht, daß Herr Härtter einer besonders umfassenden Kenntnis des Anecho sich rühmen könnte, wenn man wenigstens nach den Quellen schließen soll, aus denen er schöpft: Henrici's Grammatik, die in ihrem Anecho- (und auch im Dahome-) Teil voll von sehr schlimmen Fehlern ist, und dazu die Thatsache der Benennung der Anecho-Mundart als Gẽ-Dialekt. Das ist doch entschieden eine zu schwache Grundlage für ein so kräftiges Urteil. Von den vier Mischungskomponenten des Anecho, welche Herr Härtter anführt, mögen Dahome und Yoruba nur getrost vollständig gestrichen werden; so viel, als Anecho von diesen beiden Sprachen wirklich enthalten sollte, trägt auch das Anglo an Fremdbestandteilen in sich. Was dann die Mischung mit Gã angeht, so ist zu betonen, daß auch diese in keiner Weise den grammatischen Aufbau beeinflußt hat, der vielmehr so gut Evhe geblieben ist, wie nur immer im Anglo; im Gegenteil hat das Anecho z. B. bei der Bildung der Possessivformen, dann im Zahlsystem gegenüber dem Anglo das Ältere, Ursprüngliche aufzuweisen. Auch im Lautbestand ist keine Beeinflussung durch das Gã aufzuweisen; der Unterschied, der sich hier zwischen Anecho und Anglo zeigt, ist einzig auf inneren Lautwandel zurückzuführen. Dabei ist die „Zerfahrenheit", die Henrici[1]) für das Anecho hervorhebt, durchaus nicht größer, als sie es in verschiedenen Dörfern des Anglo-Gebietes sein wird, und insbesondere ist es unrichtig, wenn er sagt: „Eine vergleichende Lautlehre von Anlo und Anecho

[1]) Lehrbuch der Evhe-Sprache, S. 91.

könnte nicht sagen, daß irgend einem bestimmten Anglo-Laut ein bestimmter in Anecho entspräche, sondern es herrscht, wenn nicht Willkür, doch Zufälligkeit." Prietze in seiner verdienstvollen Arbeit über das Anecho[1]) hat eine Reihe von regelmäßigen Entsprechungen dargelegt, die sich bei Miteinbeziehung des Dahome noch bestimmter und zahlreicher gestalten lassen; auch hier beim Lautbestande kommt Prietze zu dem Ergebnis: „Es spricht manches dafür, den Dialekt von Anecho trotz seiner Mängel als den ursprünglicheren anzusehen." — Die Beeinflussung, welche das Ga thatsächlich ausgeübt hat, erstreckt sich ausschließlich auf den Wortschatz und geht auch hier nicht so weit, als Härtter, und vor ihm auch Henrici, anzunehmen scheint. Wenn das für die vorliegende praktische Frage wirklich ein Mangel wäre, so würde ihm doch leicht durch Substituierung wirklichen Evhe-Sprachstoffes aus den nahestehenden Mundarten abzuhelfen sein.

Viel wichtiger aber als der Wohlklang oder die Reinheit und Lauterkeit ist ein anderer Gesichtspunkt, den Herr Hätter gar nicht berührt hat, die Rücksicht nämlich auf die größere oder geringere Leichtigkeit des Erlernens, insbesondere für Europäer. Und da kann nun kein Zweifel sein, daß das Anecho dem Anglo in dieser Hinsicht überlegen ist. Ich kann mich hier wieder auf R. Prietze berufen; er schreibt in der schon erwähnten Arbeit: „Drittens erleichtet gerade der erwähnte Mangel des Anecho-Dialektes — er ist „lautlich verwaschener" — seine Erlernung und Handhabung. Es fallen in ihm mehrere im Anglo geltende lautliche Unterschiede zusammen; insbesondere scheint die für den Europäer so schwierige Intonation, die Unterscheidung von Homonymen durch Hoch-, Mittel- und Tiefton, welche für die anderen Voltasprachen einschließlich des Anglo-Dialektes von wesentlicher Bedeutung ist, hier soweit reduziert bezw. durch andere Mittel vertreten zu sein, daß sie sich allenfalls im Rahmen der sonstigen Accentregeln behandeln läßt. Auch die Formenbildung ist etwas einfacher"[2]). Wer da weiß, mit welchen Schwierigkeiten der Europäer bei der Erlernung der „Töne" zu kämpfen hat, der wird gerade den zweiten der hier hervorgehobenen Vorteile des Anecho nicht hoch genug anschlagen können.

Von ausschlaggebender Bedeutung für unsere Frage ist aber auch nicht dieser, sondern ein anderer Gesichtspunkt, den Härtter nur sehr unzureichend — S. 345 a. a. O. in ganzen 4, S. 346 in ganzen 8 Zeilen — berücksichtigt, ich meine die Verbreitung der auszuwählenden Sprache, und das zwar nach zwei Richtungen hin: 1) nach der Größe des Gebietes, in welchem die betreffende Sprache selbst gesprochen wird, 2) nach der Größe des Gebietes, in welcher sie mit größerer Leichtigkeit verstanden wird, als eine andere sonst in Betracht kommende Sprache. Was das erstere angeht, so hat Herr Härtter diesen so wichtigen Punkt gar nicht berührt. Aber selbst nach der Darstellung, die Henrici[3]), dem auch Prietze sich anschließt[4]), von dem Gebiet des Anecho giebt, muß dasselbe als durchaus umfangreicher bezeichnet werden als dasjenige des Anglo[5]). Zieht man aber das ganze

[1]) Zeitschrift für afrikan. und ocean. Sprachen, Jahrg. III, S. 7ff., besonders S. 22.

[2]) A. a. O. S. 19.

[3]) A. a. O. S. 3ff.

[4]) A. a. O. S. 18.

[5]) Durchaus unzutreffend ist es, wenn Maurice Delafosse in seinem Manuel Dahoméen (Paris 1894 p. 6) Porto Seguro und Togo (Stadt) in das Gebiet des Anglo einbezieht; beide Orte gehören unzweifelhaft zum Gebiete des Anecho.

Gebiet der von Henrici sogenannten „mittelländischen" Mundart in Betracht, zu der er das Anecho als Teildialekt rechnet, so ist das Übergewicht ein noch bedeutend stärkeres. Noch mehr steigert sich dieses in anbetracht dessen, daß es so ziemlich die ganze Küstenlinie, also das Zugangsgebiet des ganzen Innern des deutschen Gebietes ist, welche von dem Anecho-Dialekt eingenommen wird. Dem gegenüber kann man die Lage des Anglo nur als die einer Stellung in einem Winkel bezeichnen. Ganz unverständlich ist bei dieser Sachlage, wie Christaller von der Anecho-Mundart schreiben kann: „Aber da ihr Gebiet viel zu klein ist (nur(!) soweit die deutsche Küstenlinie geht). . . ."[1]) Gerade weil das Anecho für das deutsche Küstengebiet von überwiegender Bedeutung ist, mußte selbst Henrici dem Rechnung tragen; in der Vorrede zu seinem Lehrbuch schreibt er: „Da das vorliegende Buch in erster Linie der deutschen Kolonie dienen soll, so sind die Übungen zum Anecho-Dialekte am reichlichsten ausgefallen"; a. a. O. S. XIV., und Prietze bemerkt: „Auf ihn (den Anecho-Dialekt) also ist der deutsche Kaufmann und Beamte für den Verkehr mit der Küstenbevölkerung, die mit jenem Hinterland im nächsten Konnex steht, in erster Linie angewiesen", a. a. O. S. 19.

Ist nun schon das direkt eigene Gebiet des Anecho größer als das des Anglo, so gilt das noch mehr von dem Gebiet, in welchem Anecho leichter verstanden wird als Anglo. Es ist hier durchaus irreführend, wenn Härtter schreibt: „Infolge dieses Sprachengemisches wird dieser Dialekt auch nur innerhalb seiner Stammesgrenzen verstanden. Sobald man aber über die weiteren Stammesgrenzen hinauskommt, so hört ein Sichverständlichmachen mittelst Anecho auf." Das gerade Gegenteil von dieser gewiß nicht auf praktischer Erfahrung beruhenden sondern nur theoretisch „infolge dieses Sprachengemisches" abgeleiteten Behauptung ist der Fall: selbst im Anglo-Gebiet wird nach dem Zeugnisse der Eingeborenen Anecho leichter verstanden, als umgekehrt Anglo im Anecho-Gebiet. Dazu kommt nun aber noch, daß Anecho verhältnismäßig leicht auch im Dahome-Gebiet verstanden wird, was beim Anglo gewiß ausgeschlossen ist[2]).

Das bezeugt auch Henrici, wenn er schreibt: „Für die Aussprache sei bemerkt, daß die für Anecho gültigen Regeln auch für Dahome maßgebend sind, wie überhaupt der **Anechodialekt** in jeder Beziehung eine sichere Brücke zwischen den ost- und westländischen Mundarten bildet **und sich deshalb unbedingt mehr zur allgemeinen Schriftsprache geeignet hätte, als Anglo, das in Dahome schwer verstanden wird**"[3]).

Zu derselben Schlußfolgerung muß auch Prietze kommen, wenn er schreibt: „Dem Deutschen bietet einstweilen nur der Anechodialekt das Mittel wirklicher Verständigung mit den Eingebornen"[4]). Da ja doch eine allgemein eingeführte Schriftsprache nicht ästhetischen, nicht sprachwissenschaftlichen Interessen, sondern eben der Verständigung dienen soll, so könnte auch nur Anecho als allgemeine Verkehrs- und Schriftsprache in Betracht kommen. — Das alles steht nun in direktem Gegensatz zu dem, was Herr Härtter schreibt: „. . . . .

---

[1]) In dem Vorwort zu Koebele's „Fibel für die Schule in Klein-Popo", S. 4.

[2]) Hier sei auch noch hervorgehoben, daß auch im ganzen Gebiet von Atakpame von den Evhedialekten nicht das Anglo, sondern das Anecho in Verwendung steht.

[3]) A. a. O. S. 165.

[4]) A. a. O. S. 18 Anm.

glaubt die Norddeutsche Mission in der Dialektwahl das Richtige getroffen zu haben"[1]).

Aber wie kommt es dann, daß Henrici trotz seiner oben angeführten Meinung doch noch für das Anglo als Schriftsprache eintritt? Die Art und Weise, wie er sich dabei ausdrückt, giebt die Erklärung dafür: „Der Anglodialekt ist nun einmal zur Schriftsprache geworden", schreibt er. Er scheint also der Ansicht zu sein, daß man hier vor einem fait accompli stehe, das „nun einmal" nicht mehr zu ändern sei. Er geht dann auch so weit, die Ansicht auszusprechen, Missionen die im Gebiet anderer Dialekte arbeiteten, sollten die Bibel nicht in diesen Dialekt übertragen, „damit die jetzt bestehende (Anglo-)Übersetzung eine ähnliche sprachlich vermittelnde Aufgabe erfülle, wie Luthers für die deutsche Sprache", ein Vergleich, den sich auch Herr Härtter aneignet. Allein abgesehen von sonstigem Mißlichen, den dieser Vergleich an sich hat, ist er auch in sich sehr wenig zutreffend. Die Sprache, deren sich Luther bediente, war nach seiner eigenen Aussage die der sächsischen Hofkanzlei, also jene deutsche Mundart, die so weit möglich, sowohl geographisch als auch innerlich am besten zur Vermittlung zwischen den ober- und niederdeutschen Mundarten geeignet war. Die vermittelnde Mundart aber innerhalb der Evhedialekte ist nicht der Anglo-, sondern der Anechodialekt; der Wahl des Anglodialektes würde so ziemlich die Wahl eines niederdeutschen Dialektes entsprochen haben. Einen in praktischer Beziehung noch wirksameren Gegengrund führt aber Prietze an, wenn er schreibt: „Eine Gemeinsprache wird sich kaum anders als gemäß der Gestaltung des Handelsverkehrs heranbilden; schwerlich werden auf afrikanischem Boden Kirchen- und Schulsprache einen ähnlich starken Einfluß auf deren Konstituierung üben können, wie seinerzeit bei uns"[2]). „Kirchen- und Schulsprache" — damit ist so ziemlich richtig die Bedeutung der von der Norddeutschen (Bremer) Mission bis jetzt ins Leben gerufenen Anglo-Litteraturwerke gekennzeichnet, und — bei aller Anerkennung, die in formaler Hinsicht vielen dieser Arbeiten nicht vorenthalten werden soll — so kann man diese „Litteratur" doch weder an äußerem Umfang noch dem Inhalt nach als so bedeutend hinstellen, daß ihr Bestand bei gewissenhafter Erwägung alle anderen so wichtigen Rücksichten verdrängen könnte. Übrigens macht auch in formaler Hinsicht Christaller auf einen Mangel dieser Litteratur aufmerksam: „Das Evhe[3]) ist jedoch als Schriftsprache noch nicht so genau dargestellt worden in Büchern für das Volk, das sich auch bei minder genauer Schreibweise zurechtfindet, noch in Sprachlehre und Wörterbuch für Ausländer, daß ein Fremder sie aus den bisher gedruckten Büchern nicht bloß lesen und verstehen, sondern auch sprechen lernen könnte, ohne unter dem Volke zu leben. Es kommt dies unter anderem daher, daß die Töne, welche in diesen Sprachen fürs Verstandenwerden von größter Wichtigkeit sind, noch nicht nach ihrem gesetzmäßigen Auftreten untersucht und ebenfalls in den vorhandenen z. T. ungedruckten Hilfsmitteln nur sehr dürftig bezeichnet sind"[4]). Es ergiebt sich daraus, daß die gesamte bisher bestandene Anglo-Litteratur der Bremer Missionsgesellschaft, wenn

---

[1]) A. a. O. S. 346.

[2]) A. a. O. S. 18 Anm.

[3]) So bezeichnet Christaller den Anglo-Dialekt, freilich in sehr irreführender Weise, wie schon Prietze (a. a. O.) hervorgehoben hat.

[4]) A. a. O. S. 4.

sie wirklich auch außerhalb des Anglo-Gebietes zur Verwendung gebracht werden sollte, doch noch erst einer vollständigen Neubearbeitung bedürfte. —

Man wird fragen, ob also der Zweck dieser Bemerkungen wirklich der sei, an Stelle des Anglo das Anecho zur Schrift und- Verkehrssprache vorzuschlagen. Die Absicht derselben geht nicht so weit. Gegenüber der überaus zuversichtlichen Weise, mit welcher Herr Härtter in dieser Zeitschrift für das Anglo eintrat, sollten zunächst auch einmal die zahlreichen schwerwiegenden Gründe zur Geltung gebracht werden, die gegen das Anglo sprechen. Im übrigen aber ist es meine bescheidene Ansicht, daß es jetzt überhaupt noch nicht an der Zeit sei, in dieser Frage eine Entscheidung zu treffen. Gerade jetzt, wo die Eisenbahnbauten in Togo beginnen sollen, steht die gesamte Kolonie vor einer ganz neuen Periode ihrer Entwicklung, deren Einzelheiten sich noch gar nicht übersehen lassen. Ich komme hier wieder auf Prietze's Wort zurück: „Eine Gemeinsprache wird sich (auf afrikanischem Boden) kaum anders als gemäß der Gestaltung des Handelsverkehrs heranbilden." Läßt es sich jetzt schon voraussehen, nach welcher Richtung hin dieser Handelsverkehr die größte und bedeutsamste Steigerung erfahren wird? Ist nicht die größte Gefahr vorhanden, daß, wenn jetzt so schnell ein Beschluß gefaßt wird, die dadurch geschaffenen Verhältnisse in den größten Widerspruch zu der ganzen späteren Entwicklung der Kolonie geraten?

Ist später der Zeitpunkt gekommen, wo sich diese Entwicklung überschauen läßt, dann kann man daran gehen zu untersuchen und festzusetzen, was derselben entsprechend ist. Und dann, damit stimme ich mit Herrn Härtter vollständig überein, „sollte in der für ein ganzes Volk überaus wichtigen Frage weder kleinlicher Ehrgeiz, noch eigensinniger Partikularismus den Entscheid trüben oder bestimmen, sondern es sollte das ganze Volkswohl und die Volkssprache (?) ohne persönliche Liebhabereien ausschlaggebend sein" und, so füge ich hinzu, die Rücksicht auf die Interessen einer deutschen Kolonie[1]).

---

[1]) Herr Härtter berührt in seinem Aufsatze auch eine andere in letzter Zeit in Togo viel ventilierte Frage, die bezüglich der Rechtschreibung des Evhe. Er meint, in dieser Frage könne man vorerst noch verschiedener Meinung sein. Wenn Herr Härtter das meint, obwohl er das Anglo als offizielle Verkehrssprache eingeführt wissen will, so wird er diese Ansicht um so mehr vertreten müssen, wenn die Fällung des Entscheides in der Frage der Verkehrssprache noch hinausgeschoben wird. Denn alsdann bleibt das Unterrichten etc. im Anglo das, was es bisher war, eine Privatsache einzelner Schulen und Missionen, um welche sich zu kümmern die öffentlichen Behörden keine Veranlassung hätten.

Von der Westküste unserer ostafrikanischen Kolonie II.

Von Dr. Richard Kandt.

Der freundliche Leser — alle Leser sind bekanntlich freundlich — hat mich im vorigen Brief vom nördlichsten Punkt des Kivu durch das zerstörte Kameronse nach Kischari bis zum Dorfe Tschowa begleitet und hoffentlich manche Thräne über seine schreckensbleiche Wange laufen lassen. Es wäre wünschenswert, wenn er sich noch einige aufgespart hätte; denn noch war das Ende aller Mühsal nicht gekommen, wie die folgenden Tagebuchblätter erzählen.

20. Februar. Wieder ein Marsch, wie ich ihn als Mensch und Christ all meinen Feinden nächst einem sanften Selbstmord am innigsten gönnte. Erst steil ab von dem hohen Gipfel, auf dem Tschowa liegt und jenseits der Schlucht wieder enorm steil an auf Wegen, die mit Absicht so mühsam wie möglich angelegt sind. Mitten auf dem Anstieg, der mich nach jedem fünften Schritt zur Ruhe zwingt, trotzdem ich mich wieder leidlich wohl fühle, überrascht uns ein tüchtiger Guß und durchnäßt mich in wenigen Minuten. Aber zum Glück ist oben ein kleines Dorf und bald sitze ich in einer Hütte an einem erquickenden warmen Feuer, umgeben von einem halben Dutzend Waregga und einigen Wahunde, die sich alle der Karawane in Uhungu als Trägerboys angeschlossen haben.

Ich mußte lachen, wenn ich daran dachte, was meine Freunde für Augen machen würden, wenn sie mich so gemütlich unter lauter Menschenfressern sitzen sähen. Man wird ja allmählich so stumpf und abgebrüht, daß jede neue Impression die alte rasch verwischt, und daß infolgedessen die Ereignisse der letzten Tage den abscheulichen Eindruck jenes Menschenfleischlunches in Kameronse so weit abgeschwächt haben, daß ich wieder Sinn für das Komische, das dieser „holden Männlichkeit“ anhaftet, habe. Ich schaue mir einen nach dem anderen an. Wer sie so dasitzen sieht, möchte glauben, daß sie alle ganz biedere liebe Fellows sind. Nur die fürchterlichen Kinnbacken der Waregga scheinen zu bestätigen, daß sie die Künstler im Kannibalismus sind, als die sie verschrieen werden. Ich habe den nassen Rock ausgezogen und zum Trocknen über die Knie gespannt. Jetzt strecke ich ihnen meinen nackten Arm hin und frage sie, ob sie mal hineinbeißen wollten. Dieser Scherz, der bei der Feigheit der Kerle absolut ungefährlich war, amüsiert sie kolossal, sie schütteln sich und werfen die Köpfe nach hinten und öffnen den Rachen, der sich fast bis zu den Ohren verbreitert. Und sie lachen: Als ob ein Dutzend Wasserpfeifen gluckste. Die Wahunde verhalten sich reservierter, aber nach ihrer Freundschaft mit den Waregga zu schließen, sind sie auch keine Kostverächter. „Sie thun man so“, weil sie sich vor ihren kultivierteren Nachbarn genieren. Aber im Dunkeln, glaube ich, käme es ihnen

nicht darauf an, wenn sie mal statt einer Handvoll Bohnen versehentlich ein Stück „kalten Missionars" erwischten. Doch „solche Dinge thut man, Ede", denken sie wie Herr Auer, „aber man spricht nicht von ihnen". Da saß ich mitten unter den edlen Seelen auf einem niedrigen Stück Holz, wie auf einem Schemmel; wenn ich zur Thüröffnung hinaussah, sah ich den kalten Nebel um den Berg wehen und den Regen auf die Dächer und Wege prasseln; hier drinnen aber war es warm und heimlich, denn das Feuer flackerte hoch zur Decke, und die zusammenbrechenden Scheite knisterten lustig. Meine nassen Kleider und Schuhe dampften, der Rauch des feuchten Holzes wollte mir die Augen wegbeißen und die Thränen liefen mir unter der geschlossenen Lidern über die Backen. Man schwätzte halblaut in eintönig abgehackten Worten, man legte vorjährige angefaulte süße Kartoffeln in die glühende Asche und verzehrte dann Asche und Kartoffeln; man dörrte frische grüne nasse Tabaksblätter und rauchte sie aus kurzen Thonpfeifen. Mein Nachbar zur Rechten zog aus einer kleinen Kürbisflasche mit zierlich gesticktem Rande ein ölgetränktes Stück Rindenzeug, knetete es zwischen den Händen, bis das Oel, ganz schwarz vor Schmutz, ihm über die Finger lief und schmierte sich dann damit von oben bis unten ein. Dann reichte er es meinem Nachbarn zur Linken, der desgleichen that. Und Tabaksqualm und Herdrauch, die brenzlichen Kartoffeln und das Rhizinusöl, all das mengt sich zu gar lieblichen Wohlgerüchen — to all parfumes of Arabia. Aber es dünkt mich gleichwohl behaglich; denn mein Körper fühlt sich wieder wohler, die Kleider dampfen und dampfen und die Wärme dringt mir bis auf die Haut; dann stecke ich mir auch eine Pfeife an und an die Wand gelehnt, lausche ich mit halbgeschlossenen Augen, aus denen die Thränen über die Backen laufen, dem eintönig plätschernden Geschwätz und denke der fernen Heimat und derer, die ich verließ, während das Feuer zur Decke flackert und die zusammenbrechenden Scheite lustig knistern und prasseln.

Eine Stunde saß ich schon so und noch hatten die Nachzügler nicht die steile Höhe erklommen; ich war indes trocken, und so marschierte ich weiter. Der Regen hatte aufgehört; aber dichte Nebel hüllen den Berg ein, immer neue Massen kommen aus der Tiefe, und kaum 20 Schritt entfernt sind die Leute vor und hinter mir nicht mehr sichtbar. Wir steigen noch weiter hinauf durch Urwaldreste, zwischen denen Bohnenfelder stehen, die der Ernte nahe sind. Zuletzt treten wir in einen Hohlweg der, 3—4 m tief, zwischen nackten Felsen läuft und so eng ist, daß ich fürchte, meine breitgehörnte Kuh könne ihn nicht passieren. Vom Himmel sieht man kaum etwas, weil oben sich Schlinggewächs über die schmale Öffnung wölbt. 200 Schritt steigen wir so steil an — oft über natürliche Treppen, dann stehen wir plötzlich vor einem engen Thor, das das Ende des Hohlpfades bildet und mit geringer Mühe von einem Mann verteidigt werden kann. Gebückt treten wir hindurch und befinden uns in einem großen Dorf, das uns selbst heute morgen total entgangen war, als noch nicht Nebel die Aussicht versperrte. Rings herum läuft, wie bei allen Dörfern, eine sehr merkwürdige Mauer, die aus tausenden von Astgabeln und gespaltenen Wurzelstücken besteht und 10 Lagen in der Breite, 20 in der Höhe bildet — also ein für Eingeborene fast undurchdringliches Hindernis. Auf 2 Seiten der Dörfer, die nur entweder durch Hohlwege oder ganz steile Zugänge zu erreichen sind, befinden sich die Thore, die durch Bäume rasch und sicher geschlossen werden können. Daß jede Hütte 2 sich gegenüberliegende Öffnungen hat, erwähnte ich früher. Welche traurigen Erfahrungen müssen diese Menschen

gemacht haben, um zu solchen Vorsichtsmaßregeln zu greifen und „wann wird ein Retter kommen, diesem Lande“?

Ich nehme es ihnen daher auch garnicht übel, daß die Ansiedlungen, die wir passieren, meist von Mann und Maus verlassen sind. Die Einwohner wurden zweifellos von dem Weg, den wir einschlagen, avisiert und begeben sich mit aller Habe an sichere Plätze. Es scheint überhaupt hier Brauch zu sein, uns die Häuser als Lager zu überlassen, auch das nötige Brennholz an Ort und Stelle zu legen, damit wir nicht die Hütten demolieren im übrigen aber unsere Gesellschaft möglichst zu meiden. Infolgedessen ist zu ethnographischen Käufen wenig Gelegenheit. Übrigens habe ich genügend gesehen um nicht allzu betrübt zu sein. Die Leute haben wenig am Leibe, und das wenige gleicht teils dem, was ich am West-Kivu oder dem, was ich bei den Batussi von Ruanda gesehen habe. Das schließt natürlich nicht aus, daß ein längerer Aufenthalt doch allerhand Interessantes zu Tage fördern würde. Es war fürchterlich kalt hier oben, und ich bedurfte dicken Unterzeugs und Winterkleider, um mich einigermaßen warm zu halten. Gegen 3 Uhr fing der Wind an, den Nebel für kurze Momente zu zerreißen, und dann sah ich Bruchstücke eines der merkwürdigsten Landschaftsbilder. Gegen 4 Uhr siegte die Sonne, der Nebel schwand, die Luft war klar und ich genoß von dem Dach einer Hütte aus einen weiten Rundblick nach allen Richtungen der Windrose.

Was der Landschaft den eigenartigen Charakter gab, war die enorme Ausdehnung namentlich nach Südwesten und Westen; ein ungeheures zerklüftetes Gebirgsland. Kette hinter Kette und mit einem Durcheinander von Thälern und Schluchten, daß es über meine Kräfte ging, dieses chaotische Bild zu entwirren und auf seine einfachsten Formen zurückzuführen. Gipfel neben Gipfel, wahre Riesen unter ihnen, und alle überragt von den beiden Kolossen des Buko und Bikumbur. Und alles kahles, d. h. baum- und strauchloses, von der Abendsonne mit Gold übergossenes Grasland; nur ganz ferne auf der letzten Kette Urwald und im Südwesten der, den wir jüngst durchschritten, sonst nichts als hohes Gras, Gras und wieder Gras, das wie unsere Kornfelder im Winde Wellen schlägt. Nur tief, tief unten in den Schluchten stehen wilde Bananen, aber in solchen Massen, daß meine Leute glauben, es seien Kulturen, und ich selbst es glaubte, wenn nicht die hellgrünen, fast silberweißschimmernden Blätter auch ohne Fernglas genügten, ihren wilden Zustand zu bezeugen. Zahllose gewundene Wildbäche strömen aus allen Richtungen dem nach Norden fließenden Hauptarm zu; bis zu unserer Höhe dringt das Rauschen aus ihren nebeldampfenden Abgründen. Wo sind die Menschen, die dieses unermeßliche Gebiet bewohnen? Wenn der Herdrauch nicht wäre, der durch die Hüttendächer dringt und, von der feuchten Luft niedergeschlagen, in blauen Schleiern die Gipfel umschlingt, würde nur ein geübtes Auge die Dörfer erkennen, die die Höhen einrahmen. Wie hoch, wie steil, wie zerklüftet auch ein Berg sei — er verbirgt auf seiner Kuppe hinter dunkler Mauer eine Ansiedlung. Diese hunderte von Burgen in dem ungeheuren gebirgigen Grasland bieten einen der sonderbarsten Anblicke, die ich je genoß. Im Südosten erhebt sich der Niragongwe-Vulkan und weiter nördlich uns gegenüber der nach seinem Schutzgeist Namhagira benannte. Eine Rauchwolke kriecht seinen Abhang hinab. Von ihm aus senkt sich ein mit dichtestem Urwald bestandenes Gebirge nach Westen mit vielen Zungen und losgelösten Kuppen. Auch das

Thal an seinem Fuß ist waldbedeckt. Nach Nordnordost setzt sich der Namyagira ohne scharfen Übergang in ein Bergland fort, das reich bewohnt scheint und Muschari genannt wird. Zu unserer Rechten fällt unser Berg jäh und tief zu einem von kahlen Hügeln eingerahmten Sumpf ab. Nach vorne d. h. nach Nordnordost dehnt sich ein Becken mit Sumpf und Seen, der Muntaragga, von dem ich schon tagelang vorher gehört hatte. Ich zähle 4 kleine Gewässer, die nach der Tradition früher ein einziges gewesen sein sollen und wechselnden Wasserstand haben. Das Ende des Beckens sah ich nicht, weil die Nebel sich wieder dichter schließen. Eingerahmt ist es von wilden zerrissenen Bergen, in denen zerstreut und versteckt die räuberischen Wabembe leben sollen. Der See zu unseren Füßen wird auf 2 Seiten von Urwald, auf der 3. von kahlen Hügeln und im Westen von Papyrussumpf umrahmt. Zahlreiche helle Schilfinseln ziehen sich in die dunkle Flut hinein. An ihrem Rande stehen Tausende weißer Vögel, die ich für Störche halten würde, die aber nach der Beschreibung der Eingeborenen Flamingos sind. Von Zeit zu Zeit fliegt eine Partie wie eine weiße Wolke auf, fällt aber bald wieder in der Nähe in das Schilf ein. Nicht weit von ihnen steht eine Büffelherde, die ich zuerst für Erdhaufen gehalten hatte; Leib an Leib, die vordersten halb im Wasser; ich schätze sie auf 400 Stück. Nach Aussagen der Führer sollen sie 2 mal im Jahr über die Berge zum Rutschuru hinüber wechseln. Durch mein Glas kann ich sie deutlich sich bewegen sehen. Wieder, wie schon so oft, tauchten mir beim Anblick dieser Tiere mitten in der unendlichen Einsamkeit dieser kalten Wildnis, auf die jetzt die in Nebeln versinkende Sonne durch jede Spalte des Gewölks purpurrote Strahlen sendet, längst vergessene Bilder aus alten Reisebüchern meiner Kindheit auf.

Auf Grund der heutigen Rundschau beschließe ich nicht weiter nach Norden zu gehen. Ich müßte erst tagelang durch Pori und später durch auch nur spärlich besiedeltes Land, das hält meine Karawane nicht mehr aus. Seit heute wird zwar durch Vermittlung der Watussi etwas mehr Nahrung gebracht, aber doch nicht genügend, um ihr Wohlbefinden auf den alten Status zu bringen. Und da auch meine Tauschwaren nur noch für 4 Wochen reichen, beschließe ich, nach Osten zu biegen und über den Abhang des Namjagira Vulkans nach Ruanda zu marschieren. Meine Leute brachen in wildes Hurrah aus, als ich es ihnen mitteilte.

22. Februar. Es giebt immer noch neue Weghindernisse, deren Bekanntschaft ich auf dieser Reise machen soll. Gestern war es ein ganz infames Dickicht aus einem Flechtwerk von Schilfgras und einem mir neuen dornigen Strauch, durch das wir stundenlang marschieren mußten, nachdem wir unseren hohen Lagerberg hinabgestiegen waren. Alles flucht: ich, weil ich bei jedem 10. oder 20. Schritt die Kompaßablesung notieren muß und die Träger, weil das Gezweig die Lasten auf ihren Köpfen und Schultern festhält, so daß es fortwährend Stockungen giebt. Dann gab es einen Flußübergang und jenseits wieder steil hinauf; hinauf unter Ach und Weh. Auf dem Kamm treffen wir ein leeres Dorf, in dem ich uns eine Ruhepause gönnen will, und dort ereignete sich, was mir diesen Tag unvergeßlich machen wird.

Als ich mich gerade zu kurzer Rast gesetzt hatte, meldete mir der Askari Mauledi, der die Arriere-Garde schließt, daß in der Nähe des eben passierten Flusses ein einsamer Elefant im Grasdickicht stehe. Das war nicht unwahrscheinlich, weil wir alle diese Tage viel frische Losung und Fährten gesehen hatten. Ich

kehrte also mit Mauledi und zwei anderen Leuten um bis zum Ende des Kammes. Hier zeigte er mir tief, tief unten, dicht an dem Fluß eine Stelle, wo die edle Bestie stehen sollte. Ich sah zunächst nichts als zwei Bäumchen, die von hier oben aus Sträuchern glichen und zwischen ihnen einen hellrotbraunen Fleck. Von Zeit zu Zeit bewegte sich das Gezweig, wurde herabgezogen und schnellte wieder in die Höhe. Das ist ein sehr sicheres Zeichen, wie ich später mehrmals konstatierte; wenn ich im Urwalde durch eine Lücke des Dickichts dies starke Emporschnellen von Zweigen sah, durfte ich sicher sein, daß dort ein Elefant äste. Damals aber kannte ich es noch nicht und, da der Hautfleck so auffallend rot war, durfte man an alles andere eher denken, — besonders an ein Rind — als gerade an einen elephas. (Das war keine thörichte Vermutung, weil es hier zu Lande gar nicht selten ist, daß ein älterer Stier melancholisch wird, seine Herde verläßt und sich im Pori einem Einsiedlerleben ergiebt. Schoß doch neulich einmal ein Europäer in Urwaldwildnis solchen Bullen und zerbrach sich den Kopf über die Art, die er zur Strecke gebracht hatte). Ich stieg den Abhang etwas hinab und erkannte von einem günstigen Standpunkt aus, mit dem Glase deutlich, daß es doch ein Elefant war. Er hatte den Kopf von uns abgewandt und weidete nichts ahnend, ab und zu mit den Ohren klappend und mit dem Rüssel Blätter herabholend. Der Wind stand sehr gut. Da ich aber nicht hoffen durfte, durch das enorme Grasdickicht unbemerkt anschleichen zu können, gab ich den Gedanken an die Jagd auf und befahl den Askaris, eine Schrecksalve abzufeuern, wenn auch auf gut Glück mit Visir 400 Meter in die Nähe des Tieres zu halten — sie gehörten ja zu denen, die die dicksten Bataten ernten, also wäre alles möglich gewesen. Natürlich dachte ich nicht ernsthaft an Treffer, sonst hätte ich selbst geschossen; das wollte ich aber deswegen nicht, weil mir daran lag, die Flucht des Dickhäuters zu beobachten. Ich hatte so oft von ihrer unglaublichen Schnelligkeit gehört, jetzt wollte ich es selbst einmal sehen, da kein Ort zur Beobachtung günstiger sein konnte, als der meine, von dem aus ich mehrere Quadratkilometer des Thales übersah. Aber die Askaris nahmen die Sache ernster wie ich, erklärten, sie bekämen den roten Fleck nicht in die Kimme und wollten versuchen, näher heranzukommen. Mit einem Seufzer an den Aufstieg denkend, gab ich ihrem Wunsche nach. Es gab nur eine Möglichkeit, nämlich eine Nase herabzusteigen; dadurch konnten wir näher, aber auch in ungünstigeren Wind kommen. Trotzdem wir nicht sonderlich geräuschlos durch das Hochgras uns den Weg bahnten, äste das Tier ohne Mißtrauen wie vorher und ging nur wenige Schritt zu dem nächsten Bäumchen weiter. Als wir noch etwa 250 Meter entfernt waren und es zwischen dem Fluß und unserer diesem parallel laufenden Bergnase hatten, mußten wir Halt machen; denn hier, wo der Hang steil abfiel, hätten wir wegen des hohen Grases nichts mehr gesehen. Auch von hier aus war nur noch ein Stück des Rückens sichtbar, aber doch genug, um zielen zu können. Ich wollte tiefer halten, um eventuell ein Bein zu treffen, weil diese schweren Dickhäuter auf drei Beinen nicht laufen können. Den beiden Askaris befahl ich, sich ebenfalls fertig zu machen und sofort hinterher zu schießen, falls er auf meinen Schuß nicht falle. Natürlich geschah, was ich mir hätte denken können, ich hatte kaum abgezogen, als im gleichen Moment rechts und links von meinen Ohren zwei Gewehre krachten, daß mir noch tagelang das Trommelfell summte. Aber zu Rekriminationen war jetzt keine Zeit; denn der rote Fleck verschwand auf unsere Schüsse hin sofort nach unten. Der Elefant

war scheinbar zusammengesackt. Bis jetzt war die Jagd ein Kinderspiel gewesen, nun begann der Ernst. Denn wir mußten versuchen, in dem hohen Grasdickicht, in dem wir weder uns noch das Tier sehen konnten, an unser Ziel zu kommen, dessen Richtung wir ungefähr wußten. Wir konnten aber nie sicher sein, daß nicht plötzlich über uns ein Rüssel auftauchte, der den vordersten verdientermaßen am Kragen packen würde.

Da die Askaris, wie ich ihnen anmerkte, einen Heidendampf vor dieser Möglichkeit hatten, setzte ich mich anstandshalber an die Tête und infolgedessen war ich es auch, der auf etwa 30 Meter das Tier wieder zuerst erblickte, wie es aufrecht, abgewandt, den Rüssel in die Höhe gestreckt und, ihn nach rechts und links schwenkend, das hohe Gras überragte. Ein kurzer Pfiff zwischen den Zähnen — das verabredete Signal, stehen zu bleiben — dann hob ich so leise wie möglich die Büchse, zielte in den Nacken, zog ab und zum zweiten Male brach der Elefant zusammen. Mit wieder fertigem Gewehr lauschen wir. Nichts ist in der in Mittagsgluten schlafenden Landschaft hörbar als das Brechen von trocknen Ästen und ein leiser, keuchender Laut. Vorsichtig nähern wir uns auf 15 Meter. Aber der Koloß lebt noch und schwenkt wie vorher den hoch erhobenen Rüssel wie eine Fahne, nach seinen unsichtbaren Feinden in ohnmächtiger Wut nach rechts und links greifend.

Jetzt traten die Askaris in Aktion; sie haben keinen kleinen Respekt vor dem Rüssel, der mkonga und bitten sie „töten" zu dürfen. Eigentlich mehr, um ihnen das Schießen zu gönnen, als aus Unüberlegtheit gestattete ich es ihnen, worauf ein wohlgenährtes Schnellfeuer beginnt. Trotzdem bei der kleinen Entfernung jedes Geschoß sitzt und der Rüssel jedesmal scharf herunterklappt, steigt er doch immer wieder sofort auf, wie selbstverständlich, da alles Fleischschüsse sind und die Qual des Tieres nur unnütz verlängern. Nach dem 6. Schusse „blase" ich ab, gehe in kleinen Bogen rechts auf 5 Schritt heran und töte es durch einen Gehirnschuß. Noch zuckten die Muskeln und machten reflektorisch vernünftige Abwehrbewegungen, als ich schon übermütig auf dem Rücken des Elefanten saß; das war thöricht und unrecht, dieses, weil er die Hybris nicht verdiente, denn die 20 Minuten, die ihn die Zerschmetterung des Beines oder der Wirbelsäule bei vollem Bewußtsein in wehrloser Pein leiden ließ, müssen gräßlich genug gewesen sein und thöricht, weil gar nicht selten die letzten Verblutungskrämpfe großer Tiere den Umstehenden sehr gefährlich werden können, wie ich es selbst einmal an einem Träger nach der Erlegung eines Flußpferdes erlebte.

Meine Leute brachen in dreimaliges Hipp Hipp Hurrah aus, dem fern von der Höhe, wo meine Träger, durch die Schüsse angelockt, erwartungsvoll stehen, ein Echo antwortete. Nun stieg ich gern hinauf und schlug oben das Lager auf, während mein eingeborener Führer, der immer wieder die kleinen und doch so wirksamen Geschosse verwundert betrachtete, seine Landsleute holen ging, um das Elfenbein herauszubrechen.

Gegen 4 Uhr begann der zweite Teil des Programms, der mir fast interessanter war, als der erste. Gab er mir doch vor allem Gelegenheit, eine größere Zahl Eingeborener kennen zu lernen, die der Führer herangeschafft hatte. Es waren meist sehr kräftig gebaute, aber schlecht genährte Leute. Ihren Körper hatten sie mit einer Mischung von Rhizinus-Öl und einer roten, lateritähnlichen Erde gesalbt, so daß ihre Haut ein merkwürdig karminfarbenes Aussehen hatte,

ähnlich der des Elefanten. Sie hatten zum Teil große Äxte mitgebracht, um möglichst rasch die Zähne herauszuholen und dann den Braten unter sich zu teilen, ob dessen sie in diesen schlimmen Zeitläufen außer sich vor Freude waren. Meine eigenen Leute aßen nichts davon, weil das Tier ja nicht rituell geschächtet war; sie möchten es zwar sicherlich alle sehr gern, aber jeder geniert sich vor dem andern. 6 Mann arbeiteten gleichzeitig mit den Äxten, nachdem das Gesichtsfleisch abgeschnitten und vor allem der beste Bissen, der Rüssel, in Sicherheit gebracht worden war. Sie hatten sich um Stirn und Hals grüne Rankengewinde gelegt, weil die Pulpa sonst die Augen vernichte, wenn sie bei zufälliger Verletzung der Zahnschale herausspritze. Es ist sehr sonderbar, wie weit verbreitet dieser Glaube ist; ich meine fast überall in Afrika, wo es Elefanten-Jäger giebt. Die Arbeit des Herausbrechens ist enorm; denn bekanntlich sitzen die Stoß-Zähne bis dicht unter dem Auge im Knochen. Erleichtert wurde sie durch die Art, wie der Elefant zusammengesunken war. Er saß in einer kleinen Mulde, die Vorderbeine auf dem erhöhten Rande und den Kopf aufrecht, so daß man von beiden Seiten gleichzeitig schaffen konnte. Der Eifer, fertig zu werden, war außerordentlich. Die an den Zähnen arbeitenden fürchteten, daß die unbeschäftigten Zuschauer das beste Fleisch kapern würden, daher baten sie uns, die wir zu 5 auf dem Rücken des Tieres saßen, sie mit Zweighieben fernzuhalten. Aber viele stürzten sich doch immer wieder auf den Hals unter dem Vorwande, daß dort der Knochen entblößt werden müßte. Da immer mehrere an einer Stelle herumschnitten, mit der Linken das Fleisch anspannend, mit der Rechten das Messer handhabend, so geschah es oft, daß, wenn der letzte Schnitt erfolgte, zwei oder drei Leute das gleiche abgetrennte Stück mit ihrer Linken umklammerten. Das gab dann ein Gezerr und Gethue und sich ins Gesicht schreien, wobei sie sich in der Aufregung gegenseitig „besprühten", als hätten sie flüssige Sandtorte im Munde — kurz, sie machten ein Gezeter, als stände mehr noch als ihre Seligkeit auf dem Spiel. Aber der Magen knurrt und die Seligkeit nicht — wenigstens hat nicht jeder Ohren, um sie zu hören.

Nach einstündiger Arbeit baten sie mich um Kraft-Arznei, ich hatte keine andere als das Versprechen eines schönen Bakschischs. Die Nacht brach herein und man arbeitete bei Mondschein weiter. Es war alles mögliche, daß um 9 Uhr die Zähne ausgelöst waren; da sie aber noch in den Oberkiefern steckten, waren sie so schwer, daß sie abwechselnd durch 8 Mann den steilen Berg hinaufgetragen werden mußten. Ich war vorausgegangen und schickte ihnen Ablösung mit Magnesiumfackeln entgegen. Gegen 10 Uhr kamen sie schreiend und singend ins Lager. Es war ein Höllenlärm. Die Weiber gellten ihre Triller, die Trommeln rasten, die Kinder brüllten, die erschreckten Karawanen-Affen und -Hühner kreischten und gackerten — es war fürchterlich. Die Zähne legten sie in den Lichtkegel meiner Lampe vor das Zelt, dann umtanzten sie sie in wildem Galopp und zuletzt liefen Männlein und Weiblein über die Zähne hinweg, um dadurch des Elefanten Kraft und Schnelligkeit zu erlangen, was mir namentlich für das schöne Geschlecht sehr wichtig schien. Es ist zu kindisch, aber ich bin seit gestern in der Achtung meiner Leute um eine Himmelsleiter gestiegen. Noch tief in der Nacht hörte ich aus ihren erregten Gesprächen und Gesängen immer wieder den Refrain, daß ihr baba einen Elefanten geschossen habe und einen größeren, als alle Wazungu, denen sie früher gedient hatten.

Als ich heute Morgen aufstand, waren die Zähne schon völlig aus den

Kieferknochen bloßgelegt. Die Pulpa wurde gerade vorsichtig herausgezogen, in eiligem Lauf davongetragen und vergraben. Auch ein weitverbreiteter Aberglaube. Die Zähne stellten ein kleines Vermögen dar; sie waren exzeptionell groß, 2,50 und 2,60 Meter lang, und je 120 Pfund schwer, d. h. nach dem Antwerpener Marktpreis über 2000 Franks wert. Solche alten, einsam weidenden Bullen haben ja fast immer respektable Stößer. Ich war sehr froh, denn — von der Trophäe abgesehen — wenn auch 2000 franks kein Königreich bedeuten, so sind sie in einer halben Stunde bequem gewonnen, auch kein Pappenstiel. Denn wer verdient das sonst so schnell? nicht einmal ein lyrischer Dichter.

Als ich heute Morgen kurz nach 7 Uhr noch einmal an den gestrigen Kampf- und Arbeitsplatz hinabstieg, sahen meine Augen etwas Unglaubliches. Obstupui, steteruntque comae, vox fancibus haesit. Von den 50 oder 60 Zentnern, die solch Koloß an Fleischmassen wiegen mag, war nicht mehr so viel da, um ein Huhn sättigen zu können. Wie mit einem feinen Raspatorium abgeschabt lagen ringsum Knochen und Haut im Grase. Kaum daß noch irgendwo an einem Wirbel oder Gelenk größere Fettpartikel saßen. Daß die 40 Leute von gestern alles weggeräumt haben, scheint mir unmöglich. Es müssen sich ringsum Eingeborene verborgen gehalten haben, die nach meinem Weggang gemeinsam mit den anderen die Nacht hindurch bei Mondschein gearbeitet haben. Dafür sprachen auch die vielen Aschenhaufen ringsum. Aber stupend blieb es trotzdem.

Sehr in Verlegenheit kam ich durch meinen Trägermangel. Woher die Leute für den Transport der Zähne nehmen? Schließlich arrangierte sich auch dies. Was irgendwie in meinen Lasten zu entbehren und wertlos war, mußte ich fortwerfen, andere fügte ich zusammen, so daß je zwei zu einer wurden; und leichtere Objekte gab ich den Ruanda-Jungen der Karawane. Einer der beiden Wahunde, der die Last des toten Semakweli übernommen hatte, war übrigens des Nachts geflohen und hielt sich, verlockt durch den Fleischreichtum, bei den Wanyakischari verborgen.

Wir machten heute — 22. Februar — nur einen kurzen Nachmittagsmarsch und lagerten in einem kleinen Dorf dicht am Pori. Die Landschaft leuchtete im Abendsonnenschein voll lieblichen Reizes. Die Berge waren mit einem lichten Wald weißstämmiger, schlanker, zartbelaubter Bäume wie mit schimmernden Birken bestanden, dazwischen die grünen Wiesen und Bohnenfelder oder die goldgelben Ulesikulturen im Feuer der späten Strahlen. In der Ebene dicht unter uns dehnte sich ein großer dunkler Urwald wie ein riesiger Park aus und hinter ihm tauchten die scharfgeschnittenen Gebilde niedriger kahler Hügel auf.

Im Lager gab es heute 2 Krampffälle. Nirampetta, eine jener Frauen, die ich in Ruanda loskaufte, erlitt, wie schon öfter, einen epileptischen Insult. Bald darauf fiel auch ein kleiner Boy hin, derselbe, den ich vor wenigen Tagen nach dem Unwetter halbirr am Fluß angetroffen hatte. Es war ein typischer hysterischer Krampf mit Stellungen und Erscheinungen, als hätte er sie in der Salpetrière bei Charcot studiert. Meine Leute, die bei ihm auch Epilepsie vermuteten, waren aufs höchste verblüfft, als ich Suggestion wirken ließ und den Jungen, der scheinbar bewußtlos auf nichts reagierte, bei Androhung von „25" aufforderte, zu genesen, worauf er bedächtig aufstand und in sein Zelt kroch.

Einen hysterischen Anfall nennen die Karawanenneger peppo, was eigentlich Sturmwind bedeutet. Nur selten äußert er sich als Kraft, viel häufiger in irgend-

wie unverständigem oder unmotiviertem Benehmen: Lachen, Weinen, Singen, Schreien, Schimpfen, Toben u. s. w. Manche können stundenlang dasselbe Lied ableiern, andere einen unsinnigen Laut, (z. B. gitsche, gitsche) in infinitum wiederholen oder sie begehen thörichte Handlungen. So erinnere ich mich eines Negers, der scheinbar nicht von dem Plan abzubringen war, seine Hand über dem Herdfeuer zu rösten. Ich sage scheinbar, denn es ist viel Simulation im Spiele. Mag auch der Unfall meist autosuggeriert sein, die Besinnungslosigkeit ist fast stets geheuchelt. Die Sucht, eine zeitlang den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses zu bilden, löst in der Mehrzahl der Fälle die hysterische Attacke der Schwarzen aus, so bin ich auch überzeugt, daß jener eben erwähnte Mucius Scaevola sehr rasch seine Hand aus den Flammen gezogen hätte, wenn seine entsetzten Gesellen ihm Freiheit gelassen hätten, statt ihm immer wieder in die Arme zu fallen. Heri, einer meiner Leute in Bergfrieden, tobte eines Abends nach einem Streit mit seiner Gattin fürchterlich und schwor sich zu erschießen; eine viertel Stunde kämpften seine Kameraden schon mit ihm, um ihn festzuhalten, als ich hinzukam. Ich ließ ihn in seine Hütte bringen, reichte ihm sein geladenes Gewehr und schloß die Thür. — Das war vor mehr als 1½ Jahren und er hütet noch heute mein Dorf, während ich in Kwidjwi auf Expedition weile.

Ein Arzt wird aus dem Gesagten leicht den Schluß ziehen, daß nicht jeder peppo mit Hysterie identisch ist. Hysterie ist ja eine Konstitution. Man hat einen hysterischen Charakter oder hat ihn nicht; man erwirbt ihn schwerlich, noch verliert man ihn; peppo dagegen kann gelegentlich auch den gesündesten Neger befallen; am besten ließe er sich mit Tropenkoller übertragen, jener den Weißen oft zugeschriebenen unbewiesenen Krankheit, die nach meiner Überzeugung überhaupt keine Krankheit ist. Auf sie einzugehen, fehlt mir heute der Raum, doch hole ich es demnächst einmal nach.

„Den Mann hats", so sagt das Sprichwort" —; auch der Neger sagt es vom peppo, und wer über guten Willen und schlechtes Deutsch verfügt, kann noch hinzudichten:

„Geist haben" fällt oft schwer,
„Von Geist gehabt sein" weniger."

Die Neger glauben nämlich, daß im Peppo ein Msimo, d. h. ein Dämon, ein Geist von dem Kopf des Kranken Besitz genommen hat. — Ist die Attacke vorüber oder dauert sie sehr lange, so wird zum „Arzt" geschickt, der auf diese oder jene Weise die Identität des Geistes feststellt und ihn nach seinen Wünschen fragt, um ihn durch Libationen zu versöhnen. Meist hat der Dämon denselben Geschmack wie der „Arzt", und besonders oft scheint er in seiner transzendentalen Existenz ein Gelüste nach Pombe zu haben. Auch wählt er aus der afrikanischen Weinkarte Bananenpombe, Sorghumpombe, Honigpombe, Eleusinenpombe 2c. meist die Marke, die der Arzt ihm wie ein zuverlässiger Oberkellner empfiehlt. Allerdings wird der arme Geist sehr kurz gehalten; denn ihm fallen nur einige auf den Boden gesprengte Tropfen zu, während der übrige Inhalt des Topfes in den Magen von Arzt und Patient „gesprengt" wird. Kein Wunder, wenn er durch häufiges Erscheinen wenigstens einigermaßen das Quantum für die nötige Bett- bezw. Grabschwere zu erreichen sucht.

Eine besonders angenehme Villegiatur sind dem Peppo die Weiberköpfe, und er zeigt sich dankbar dafür. Versagt ein Ehemann einer afrikanischen Schönen

einen bunten Stoff, der ihr Gefallen erregt und bleibt er hart, trotzdem sie alle Hilfsmittel ihres Geschlechts verschwendet hat, dann stellt, wenn ihr für solch schnödes Verhalten die Begriffe fehlen, oft genug ein Peppo zur rechten Zeit sich ein, und es ist 10 gegen 1 zu wetten, daß dann der mürbe gemachte Gatte die Tracht bewilligt, nach der ihr Trachten stand. Ich kannte die schwarze Wirtschafterin eines Europäers, die Vorzügliches in dieser Kunst leistete — denn ist es nicht eine Kunst, eine derartige Posse zu ersinnen und sein eigener Mime zu sein? Sollten am Ende jene Ohnmachtsanfälle europäischer Damen, für die der Hausarzt die ersehnte Badereise zu verschreiben pflegt, einem seine Forschungsreisen nach Europa ausdehnenden Peppo ihr Entstehen verdanken? Und müßte eine schwarze Schöne, die zufällig Zeuge solches Leidens und seiner Therapie wäre, nicht entzückt und angeheimelt ein Tout comme chez nous ausrufen?

Viel seltener als der Peppo, aber doch nicht ganz selten, sind typisch epileptische Anfälle, wie sie oft die arme Nirampetta erlitt. Ueber ihre Verbreitung und Ursachen will ich ein weniges erwähnen, wenn ich an anderer Stelle auf Alkoholismus und Haschischismus zu sprechen komme. Übrigens sollte ich die Nirampetta gleich nach der letzten Attacke ihres Leidens für immer verlieren. Ich erzählte wohl schon, daß sie vor einigen Jahren geraubt war, aber nur sehr vage Erinnerungen an ihre Heimat hatte. Gestern entdeckte sie plötzlich, daß sie in dieser Gegend zu Hause sei, was sich heute bestätigte, als ihr Ehemann im Lager eintraf, um sie zu reklamieren. Ich fragte ihn, ob er mir wohl die 10 Ziegen zurückerstatten wolle, mit der ich sie einst freigekauft hatte, was ihm um so leichter fallen sollte, als sie jetzt sogar um ein Knäblein reicher zu ihm zurückkehrte, aber er schüttelte nur den Kopf und schüttelte weiter und weiter, als ich immer billiger wurde 8, 6, 3 Ziegen, selbst 1 Ziege, einen Hahn und zuletzt eine Henne verlangte. Da er immer noch schüttelte, und ich schließlich Angst bekam, der Gemütsmensch könnte selbst dann noch schütteln, wenn ich etwas drauflegen wollte, so gab ich ihr schleunigst die Freiheit, worauf sie, umringt von den Verwandten und Freunden ihres Gatten, im Triumphzuge den heimatlichen Hügel hinaufgeführt wurde und meinen Blicken für immer entschwand.

Dr. R. Kandt, Kwidjwi, Dezember 1901.

Koloniale Anleihen.

Von Dr. Hermann Hesse.

Die Vorschläge, welche Herr Professor Dr. Hans Meyer im Herbst vorigen Jahres in der Täglichen Rundschau über die finanzielle Entwicklung unserer Schutzgebiete gemacht hat, enthielten neben der Forderung eines kolonialen Landesbeirats und einer Trennung des Reichshaushalts und Schutzgebietshaushalts auch den Gedanken, daß die Mehrkosten der lokalen Verwaltung der Schutzgebiete durch Reichszuschüsse in Form van Darlehn aufgebracht werden sollten. Die beiden ersten Punkte der Meyerschen Vorschläge sind von mir in der Deutschen Kolonialzeitung, und zwar in No. 17, 18, 19 und 21, sowie in den Beiträgen, und zwar in No. 1 dieses Jahrganges bereits besprochen worden. Eine weitere Folge der Meyerschen Anregung ist die nachfolgende Abhandlung über koloniale Anleihen.

I. Die selbständige rechtliche Fähigkeit zur Aufnahme von Anleihen besitzen die Schutzgebiete zur Zeit noch nicht. Zwar ist ihre vermögensrechtliche Persönlichkeit durch das Reichsgesetz von 1892 über die Einnahmen und Ausgaben der Schutzgebiete begründet; denn nach § 5 des Gesetzes haftet für die aus der Verwaltung eines Schutzgebietes entstehenden Verbindlichkeiten nur das Vermögen dieses Gebietes. Aber nach § 4 erfolgt die Aufnahme einer Anleihe oder die Übernahme einer Garantie im Wege der Reichsgesetzgebung. Der übereinstimmende Wille von Bundesrat und Reichstag ist also nach geltendem Recht zur Aufnahme einer Anleihe erforderlich und ausreichend, während nach den Vorschlägen des Herrn Professor Meyer hierfür auch die Mitwirkung des Landesbeirats erforderlich sein soll. Rechtlich besteht also die Möglichkeit der Aufnahme einer Anleihe für ein Schutzgebiet, nicht aber durch ein Schutzgebiet. Der Erfolg, die Verschaffung und Bereitstellung außerordentlicher Mittel für ein Schutzgebiet, ist also gegeben; nur der Weg zur Verschaffung dieser Mittel soll abgeändert werden. Die Notwendigkeit dieser Abänderung ist aber in den Vorschlägen des Herrn Professor Meyer durchaus nicht begründet; es erübrigt sich daher vorläufig, spezielle Gegengründe hier anzuführen; im allgemeinen sind sie schon in den früheren Ausführungen behandelt, welche sich gegen die Einführung der vorgeschlagenen Landesbeiräte überhaupt wenden.

II. Die thatsächliche Fähigkeit zur Aufnahme von Anleihen mangelt aber zur Zeit noch den meisten Schutzgebieten. Das scheint Herr Professor Meyer auch selber zu meinen, indem er vorschlägt, daß die Schutzgebiete Anleihen in Form von Reichsdarlehen aufnehmen sollten, eben deshalb wohl, weil für die Ausgabe von kolonialen Schuldverschreibungen der Schutzgebiete sich zur Zeit noch keine Zeichner und Käufer finden würden. Denn nur wer kreditwürdig ist,

kann erwarten, daß andere Leute ihm ihr Geld anvertrauen. Sind aber die Schutzgebiete als solche, d. h. ohne den starken Rückhalt an das finanzmächtige Reich, zur Zeit kreditwürdig? Wir möchten das für die nächste Zeit verneinen. Der Fiskus der Schutzgebiete war bis vor kurzem noch ein koloniales Wickelkind, welches in Kissen und Betten gelegt wurde, die ihm die Mutter Heimat jährlich schenkte; seine Nahrung und seinen Unterhalt, sowie seine Erziehungskosten empfängt dieser Fiskus von seinem Mutterlande. Aber er ist doch schon so kräftig geworden, hat schon soviel Verstand bekommen und so viele Fähigkeiten entwickelt, daß er immerhin bedeutende Summen schon selber verdient. Er muß nun allmählich ganz selbständig gemacht und dahin gebracht werden, daß er sich seinen ganzen Unterhalt selbst verdienen kann. Er darf aber erst dann mündig und gewaltfrei vom Mutterlande gemacht werden, wenn er die nötige Reife erlangt hat, um ein wirtschaftliches Sonderdasein führen zu können. Ein politisches Sonderdasein ist ihm aber auch dann unter keinen Umständen freiwillig einzuräumen.

III. Das Vermögen unserer Schutzgebiete, welches als Deckung für möglicherweise auszugebende Schuldverschreibungen dienen könnte, ist heute schon ziemlich beträchtlich. Doch fehlt es leider zur Zeit bei uns noch an einem äußerlich erkennbaren einheitlichen Plane, an einem System der Vermehrung dieses Vermögens. Die Entwickelung der kolonialen Hilfsquellen durch eine zweckmäßige Zoll-, Bevölkerungs-, Handels-, Verkehrs- und Landpolitik ist aber erfolgreich nur durch ein möglichst gleichmäßiges und einheitliches System zu dem Ziele zu bringen, den Fiskus der einzelnen Schutzgebiete unabhängig zu machen und auf eigene Füße zu stellen.

Das Vermögen zerfällt in das Verwaltungs- und in das Finanzvermögen. Ersteres umfaßt alle dem Verkehr entzogenen unbeweglichen und beweglichen Sachen, wie Amtsgebäude, Brücken, Schiffe u. s. w. Es scheidet bei unserer Betrachtung naturgemäß aus, da es nur einen Gebrauchswert, aber keinen Ertragswert besitzt. Letzterer eignet aber dem Finanzvermögen. Es sei uns gestattet, dieses in seinen einzelnen Teilen einer kurzen Betrachtung zu unterziehen.

1. Die Zölle.

Die Einkünfte aus den Zöllen sind heute noch für den größten Teil unserer Schutzgebiete der hauptsächlichste Bestandteil der eigenen Einnahmen. An dieser Thatsache haben bisher alle diejenigen Bestrebungen Schiffbruch gelitten, welche die Schaffung eines einheitlichen Wirtschaftsgebietes, bestehend aus dem Reiche und sämtlichen Schutzgebieten, mit einem gemäßigten Schutzzollsystem nach außen einführen wollten. Dieser Gedanke wird indes dann zweifellos durchzuführen sein, wenn andere Kolonialstaaten zu diesem System übergehen. Vorläufig aber ist eine stetige Steigerung der Zölle anzustreben; sie folgt aus einer Vermehrung der Ein- und Ausfuhr. Um diese zu erzielen, muß die Arbeitsfähigkeit und Arbeitskraft der Eingeborenen ausgenützt und ihre Kaufkraft und Aufnahmefähigkeit für Erzeugnisse der heimischen Industrie gesteigert werden. Wirtschaftliche Werte sind durch Pflanzungen, durch Viehzucht, Bergbau und durch industrielle Anlagen zu schaffen. Verkehrsmittel, wie Eisenbahnen, Dampfer, Telegraphen, Fernsprecher müssen eine Ausdehnung der gesamten wirtschaftlichen Thätigkeit in alle Teile der Schutzgebiete, sowie die Verbindung mit dem Mutterlande ermög-

lichen. Wer an diesen Zielen mitarbeitet, sorgt am besten für die finanzielle Erstarkung der Schutzgebiete. Eine einheitliche Zollpolitik ist aber nur dann durchzuführen, wenn die Regierung über alle Schutzgebiete einheitlich ist und nicht durch einzelkoloniale Parlamente beeinträchtigt wird. Letztere würden in erster Linie die partikulären Interessen des Schutzgebiets zur Geltung zu bringen suchen, gleichgültig, ob dabei die Interessen des Reiches benachteiligt würden oder nicht.

2. Steuern.

Einen beträchtlichen Teil des Budgets einzelner Schutzgebiete machen heute schon die Steuern aus. Ihre Vermehrung wird durch eine vernünftige Bevölkerungspolitik herbeigeführt. Sie bezweckt die Hebung der Eingeborenen auf eine höhere Kulturstufe. Höhere Bildung wird den Eingeborenen aber heute schon teils in staatlichen Schulen, teils in religiösen Anstalten, welche die Opferwilligkeit deutscher Missionsgesellschaften gründete und unterhält, beigebracht, ingleichen handwerksmäßige und gewerbliche Fähigkeiten. Dadurch werden den Eingeborenen auch höhere Bedürfnisse angewöhnt, und sie lernen den Wert einer verfeinerten Lebensweise schätzen. Diese Vermehrung ihrer Bedürfnisse steigert ihre Aufnahmefähigkeit für die heimischen Industrieerzeugnisse; sie steigert ihre Arbeitsleistungen, vermittelst deren sie diese Bedürfnisse befriedigen können. Sollte indes die Lust am Besitz nicht ausreichen, um die Eingeborenen zu erhöhten Arbeitsleistungen anzuspornen, so ist auch gegen die Anwendung eines gelinden staatlichen Zwanges nichts einzuwenden. Dieser erfolgt am besten in der Form von Steuererhebungen. In erster Linie allerdings ist hierbei das erziehliche Moment zu berücksichtigen: der Eingeborene soll Steuern zahlen, damit er durch die zeitweilig wiederkehrenden Steuern und persönlichen Dienstleistungen oder Naturalabgaben allmählich an regelmäßige Arbeit gewöhnt wird. Erst darnach kommt die Erwägung in Betracht, daß auch die Eingeborenen ihren Beitrag zu den Kosten einer wohlgeordneten, Friede wirkenden und Recht verbürgenden Verwaltung zahlen müssen. Nicht aber wird damit beabsichtigt, die gesamten Ausgaben für die Verwaltung aus den Eingeborenen herauszupressen. Ohne einen gewissen Zwang wird es bei der Eintreibung der Steuern allerdings nicht überall abgehen. Darum ist es notwendig, daß ausreichende Machtmittel zur Durchführung des staatlichen Willens überall vorhanden seien. Aus diesem Grunde rechtfertigt sich auch die Ausdehnung der Verwaltung über das ganze Schutzgebiet. Denn nur dann können die Eingeborenen gleichmäßig und ausreichend zur Deckung der Verwaltungskosten herangezogen werden, nur dann ist aber auch eine gedeihliche Entwicklung von Landwirtschaft, Industrie, Handel und Verkehr, die Grundlage des wirtschaftlichen Aufschwunges unserer Schutzgebiete, möglich und durchzuführen.

Die Steuern sind nun teils direkte, teils indirekte; ihnen ähnlich sind die Gebühren und Geldstrafen. Direkte Steuern werden in beträchtlicher Höhe schon in Ostafrika erhoben in Form einer Häuser- und Hüttensteuer. Die Einführung einer Grundsteuer wird sich allerdings nur allmählich durchführen lassen. Sie ist aber außerordentlich wichtig, einmal, weil sie reiche Erträge bringt, sodann, weil sie ein sehr geeignetes Mittel darstellt, Landspekulationen und die Anhäufung allzu umfangreichen Grundbesitzes in einer Hand zu verhindern. Ihre unerläßliche Voraussetzung ist allerdings eine Vermessung des Grund und Bodens; den Beginn einer planmäßigen Vermessung sollte man deshalb möglichst wenig hinausschieben,

weil zu ihrer Vollendung mehrere Menschenalter erforderlich sind. Indirekte Steuern werden in Form von Gewerbe-, Schank- und Verbrauchssteuern fast überall erhoben; sie dürfen jedoch nicht zu einer zu großen Belastung der Einwohner führen. Gebühren, Gerichtskosten und Geldstrafen fließen ebenfalls an den Fiskus der Schutzgebiete. Sie bilden naturgemäß keinen erheblichen Teil des Finanzvermögens.

3. Verkehrsmittel.

Eine brennende Frage der deutschen Kolonialpolitik kann man die Frage der Schaffung von Verkehrsmitteln nennen. Gerade die Verkehrsmittel, Eisenbahnen, Telegraphen, Fernsprecher, Post, sind werbendes Kapital für das Finanzvermögen des Staates, man kann getrost behaupten, eines jeden Staates. Sie zu schaffen, wäre daher die hauptsächlichste Verpflichtung der Regierung gewesen. Aber dies hat die Regierung bisher nicht in ausreichendem Maße gethan, und das ist ein Punkt, über den beinahe alle kolonialen Kreise der Regierung die schärfsten Vorwürfe gemacht haben und noch machen. Nirgends vermißt man mehr eine Planmäßigkeit der Regierungspolitik als in dieser und in der nachher zu erörternden Landfrage.

Geht man von dem Grundsatze aus, daß zunächst unter allen Umständen und in kurzer Zeit die Finanzen der Schutzgebiete in die Höhe gebracht werden müssen, sodaß ein Reichszuschuß überflüssig wird, so giebt es in der That kein besseres Mittel hierfür als den Bau von Eisenbahnen. Denn sie bewirken eine gewaltige Steigerung des Handels und Verkehrs, eine Ausdehnung der Absatzmöglichkeit für landwirtschaftliche Erzeugnisse und der Möglichkeit, Mineralien zu gewinnen und zu befördern; außerdem werden durch den Bahnbau die militärischen Machtmittel kostenlos verstärkt. Dieser indirekte Nutzen ist aber nicht der einzige; die Steigerung des Wertes der ausgedehnten Kronländereien ist eine unmittelbare Folge des Bahnbaues. Man vergleiche nur einmal die Bodenpreise in Swakopmund, Karibib und Windhoek vor und nach dem Bahnbau. Trotzdem aber haben wir in Ostafrika, nachdem wir das Land 17 Jahre besitzen, erst 80 km Bahn im Betriebe. Es erübrigt sich, weitere Worte hierüber zu verlieren. Ehe man an die Schaffung eines Landesbeirats für die Kolonien denkt, sollte man lieber für eine energische Eisenbahnpolitik der Regierung in den Schutzgebieten eintreten. Das ist tausendmal wichtiger; denn durch den Landesbeirat werden die Einnahmen der Schutzgebiete nicht vermehrt, wohl aber durch den Bahnbau. Der Bahnbau ermöglicht es, die Schutzgebiete selbständig und unabhängig von den Zuschüssen des Reiches zu machen, während die anempfohlene Sparsamkeit der Landesbeiräte die Entwicklung der Schutzgebiete nur hemmen und zurückschrauben würde.

Die Frage, ob wir überhaupt Bahnen in den Schutzgebieten bauen sollen, scheint ja jetzt endlich in positivem Sinne erledigt zu werden. Da erhebt sich aber die fernere Frage, wer soll die Bahnen bauen? Reichseisenbahnen oder Privatbahnen? Wir möchten uns dafür entscheiden, daß das Reich die Eisenbahnen zu bauen hat. Es sind natürlich dazu sehr beträchtliche, in die Millionen gehende Aufwendungen nötig, und an der Höhe derselben möchte der Reichstag Anstoß nehmen. Aber der Beweis dafür, daß diese Ausgaben sich verzinsen, ist durch den Windhoeker Bahnbau erbracht. Die Bahn von Swakopmund nach

Windhoek, deren Kosten auf rund 13000000 M. sich belaufen, ist erst in einer Gesamtlänge von 300 km fertig, also zu ³/₄; die Einnahmen aus ihrem Betriebe sind für das nächste Jahr auf rund 400000 M. veranschlagt; damit entfällt ein Betriebszuschuß des Reiches für die Bahn, und nach aller Wahrscheinlichkeit ist bei der Vollendung der Bahn eine derartige Steigerung ihrer Einnahmen die notwendige Folge, daß sich eine ausreichende Verzinsung ergiebt.[1])

Viel eher aber als für direkte Aufwendungen für den Bahnbau würde der Reichstag u. E. zu bewegen sein, die Kosten des Bahnbaus in Form einer Anleihe des Schutzgebietes zu bewilligen. Die Eisenbahnen würden dann freilich zum Bestandteil des Vermögens des Schutzgebietes, und ihre Einnahmen würden nicht in die Reichskasse fließen; aber das ist deswegen unerheblich, weil dem Reiche immerhin die Eisenbahnhoheit verbleiben würde, also die oberste Verwaltung und die Tarifpolitik immer vorbehalten bliebe. Die Eisenbahnanleihe des Schutzgebietes müßte jedoch durch Reichsgesetz erfolgen. Gegen ein solches Reichsgesetz würden aber die Einwendungen, welche eingangs gegen die Kreditwürdigkeit des Schutzgebietsfiskus dem großen Publikum gegenüber geltend gemacht sind, nicht durchgreifen. Denn das Reich ist eher als Privatleute imstande, den Augenblick abzuwarten, zu welchem die Folgen des Bahnbaues zu einer merklichen Erhöhung der Einnahmen des Schutzgebiets sich bemerklich machen. Es hat außerdem ein unmittelbares Interesse an der Wertsteigerung des Grund und Bodens, des Kronlandes; diese Wertsteigerung des Kronlandes bildete das Gegenstück für das Risiko, welches dem Reiche dadurch erwächst, daß die Erträgnisse des Bahnbaues zeitweilig eine Verzinsung der Eisenbahnanleihe nicht ermöglichen. Eine Amortisation der Anleihe wird ermöglicht durch die indirekte Steigerung des Finanzvermögens und der Einnahmen des Schutzgebiets. Der Bau einer Privatbahn wäre indes, wie die Dinge heute liegen, ohne umfangreiche Konzessionen und Landschenkungen an die Bahngesellschaft nicht denkbar. Hierin liegt aber eine unmittelbare Schädigung des Finanzvermögens des Schutzgebiets und damit eine Benachteiligung des öffentlichen Interesses, die vermieden werden kann, wenn das Schutzgebiet mit den Mitteln einer Anleihe vom Reiche die Bahn selber bauen würde.

Eine solche koloniale Anleihe würde auch ohne die Trennung der Schutzgebietsausgaben in Reichs- und lokale Ausgaben und ohne die Mitwirkung des Landesbeirats auf Grund des Reichsgesetzes von 1892 über die Einnahmen und Ausgaben der Schutzgebiete aufgenommen werden können. Sie wäre deshalb der Konzessionierung einer Bahnbaugesellschaft vorzuziehen, weil auf diese Weise das Finanzvermögen des Schutzgebiets unmittelbar in seinen wichtigsten Bestandteilen, den Verkehrsmitteln und dem Kronlande, vermehrt würde, und weil die öffentliche Meinung sich nach den Erfahrungen, die wir in Südwestafrika und in Kamerun mit der Vergebung und Verschenkung von Kronland an große privilegierte Gesellschaften gemacht haben, für eine weitere Verschleuderung des Landbesitzes in den Schutzgebieten in keiner Weise begeistern kann.

---

[1]) Da der vorliegende Aufsatz schon vor längerer Zeit geschrieben ist, konnte die im Juni d. J. erfolgte Betriebseröffnung auf der gesamten Linie bis Windhoek nicht erwähnt werden.

4. Das Kronland.

Der wichtigste Bestandteil des Finanzvermögens der Schutzgebiete ist ohne Zweifel das herrenlose Land, welches für Kronland erklärt worden ist. Die Möglichkeit der Ausnützung bestimmt aber den Wert des Landes. Diese Möglichkeit zu schaffen ist daher eine selbstverständliche Pflicht der Regierung. Sie kann geschaffen werden durch Bau von Eisenbahnen, Telegraphen und Fernsprechern sowie durch Anlage von Wegen. Dies ist derjenige Weg, bei dem sich die Regierung alle Vorteile der Wertsteigerung zu gunsten des Schutzgebietsfiskus' sichert und dabei doch der Allgemeinheit Nutzen schafft. Die Regierung hat jedoch in einzelnen Schutzgebieten diesen Weg nicht eingeschlagen, sondern den größten Teil des Kronlandes an große Gesellschaften verliehen, wie in Südwestafrika und Kamerun. Hierzu bemerkt von Stengel[1]) sehr treffend: „Wenn auch in der ersten Zeit nach Gründung einer Kolonie der Grund und Boden ziemlich wertlos ist, so gewinnt der Grundbesitz doch mit der wirtschaftlichen Entwickelung der Kolonie sehr rasch und sehr erheblich an Wert. Eine Kolonialverwaltung, die sofort über das herrenlose Land unbedachtsam verfügt, beraubt sich dadurch der Möglichkeit, an der später eintretenden, in der Regel sehr erheblichen Wertsteigerung teilzunehmen". Gerade die Vergebung von Land an Bahngesellschaften wäre deswegen nicht zu empfehlen, weil hauptsächlich das Land unmittelbar an der Bahn an der Wertsteigerung teilnehmen würde, das weiter abgelegene zunächst nur in geringerem Maße.

Die Frage, ob die Regierung überhaupt berechtigt ist, nach dem Erlaß des Reichsgesetzes von 1892 über die Feststellung der Ausgaben und Einnahmen der Schutzgebiete nach Landkonzessionen zu erteilen, soll hier unerörtert bleiben. Wenn man erwägt, daß das Bürgerliche Gesetzbuch die Regelung der Privilegien unterlassen und in dieser Hinsicht das Recht der Einzelstaaten bestehen gelassen hat, muß man der Kaiserlichen Regierung in den Schutzgebieten das Recht der Erteilung von Privilegien zuerkennen, weil das hier in dieser Beziehung geltende Allgemeine Landrecht dies bestimmt; faßt man aber das Kronland als Bestandteil des Finanzvermögens der Schutzgebiete auf, so muß man die Erteilung von Landprivilegien durch die Regierung als unzulässig erachten, weil die Vergabung von Kronland eine Ausgabe, eine Verminderung des Vermögens der Schutzgebiete ist, welche nach dem oben angeführten Reichsgesetz von 1892 der Zustimmung von Bundesrat und Reichstag bedarf. Es wäre eine schwierige, aber verdienstvolle Arbeit, diese Rechtsverhältnisse einmal klarzustellen; nicht nur die koloniale Praxis, sondern auch die Rechtswissenschaft würde Vorteil davon haben.

Aber ganz abgesehen von der rechtlichen Seite der Sache möchten wir die Frage aufwerfen, ob die Gesellschaften, die mit geradezu ungeheuren Landkonzessionen bedacht sind, die Erwartungen gerechtfertigt haben, welche man seinerzeit an die Konzessionierung geknüpft hat. Da muß man allerdings gestehen, daß greifbare Vorteile dabei bisher für keines der Schutzgebiete herausgesprungen sind. Es ist ja auch klar und vom kaufmännischen Standpunkte aus ganz gerechtfertigt, daß diese Gesellschaften die Verwertung ihrer Konzessionen, insbesondere ihres Landbesitzes erst dann beginnen werden, wenn eine erhebliche Wertsteigerung des Bodens eingetreten ist, wenn sie also verdienen können; das Land ist ihnen aber in erster Linie gegeben, damit sie durch Besiedlung, Schaffung von Verkehrswegen

[1]) Die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete. 1901 S. 187 ff. Für diejenigen sehr empfehlenswert zu lesen, welche sich für die Landfrage interessieren.

usw. seinen Wert steigern sollen, und nicht, damit sie ohne eigenes Zuthun unendliche Summen an dem im Werte hauptsächlich durch fremde Thätigkeit gesteigerten Grund und Boden verdienen sollen. Wir möchten hierbei nur auf den Bau der Windhoeker Reichseisenbahn hinweisen, durch den die Ländereien der großen südwestafrikanischen Gesellschaften ohne deren Zuthun bedeutend an Wert gewonnen haben. Es ist aber auch ferner zu bedenken, daß durch eine Vergabung von Land an einzelne Gesellschaften in einem für europäische Verhältnisse fast unfaßbaren Umfange diesen Gesellschaften eine derartige wirtschaftliche Übermacht gegenüber dem einzelnen kleinen Kapitalisten, der dort arbeiten will, gegeben ist, daß der letztere in dem wirtschaftlichen Konkurrenzkampfe einfach unterliegen muß, zum mindesten aber nur sehr geringe Aussichten hat, gegenüber den Gesellschaften aufzukommen. Es ist aber gewiß von größerem Vorteil für die Schutzgebiete, wenn sich durch Vermittlung und mit Hilfe der Regierung 1000 kleine Leute im Lande niederlassen, als wenn eine einzige große Gesellschaft Privilegien erhält, welche es ihr ermöglichen, die wenig bemittelten Ansiedler unter Bedingungen seßhaft zu machen, bei denen ihr Geldbeutel nicht zu kurz kommt. Der Staat hat sicherlich ein größeres Interesse daran, 1000 selbständige Existenzen zu schaffen, und sei es zunächst mit Opfern der Allgemeinheit, als die großen Gesellschaften, für welche lediglich kaufmännische Erwägungen maßgebend sind. Deshalb muß auch der Staat die gewaltigen Landkomplexe in den Schutzgebieten für sich behalten, damit er es in der Hand hat, gemäß den Erfordernissen des öffentlichen Interesses die Vergabung oder den Verkauf von Land an einzelne vornehmen zu können, und so eine schnelle und umfangreiche Besiedlung zu ermöglichen. Den Landgesellschaften kann man aber nicht zumuten, um jeden Preis eine Besiedlung herbeizuführen, wenn dies irgendwie mit Opfern für sie verknüpft ist. Hieraus folgt, daß es sehr überflüssig, wenn nicht schädlich gewesen ist, ihnen so große Landkomplexe auszuantworten.

Vor allem aber begiebt sich der Staat durch die in Kamerun und Südwestafrika erfolgte Vergabung von Land an einzelne große Gesellschaften eines beträchtlichen Teils seines Finanzvermögens, und zwar gerade des wertvollsten Bestandteils desselben. Es ist deshalb zu wünschen, daß in Zukunft überhaupt keine Landkonzessionen mehr erteilt werden. Gerade der Grund und Boden mit seinen fruchtbaren Gefilden, mit seinen pflanzlichen und mineralischen Schätzen ist die denkbar größte Sicherheit, welche das Schutzgebiet seinen Gläubigern bieten kann; der Grund und Boden macht allein schon das Schutzgebiet kreditwürdig, freilich nur dann, wenn er sich in Händen der Regierung befindet. In diesem Grund und Boden hat das Reich ein genügendes Unterpfand für seine Aufwendungen für die Schutzgebiete, hat es Deckung für die Zinsen, welche es für eine Anleihe der Schutzgebiete zahlen oder verbürgen würde.

Das Reich könnte also unbedenklich der Aufnahme einer Anleihe irgend eines Schutzgebietes zustimmen, weil es finanzielle Verluste dabei nicht zu befürchten hätte. Besonders aber naturgemäß dann, wenn diese Anleihe bezweckt, das Finanzvermögen, das werbende Kapital des Schutzgebietes zu vergrößern, wie dies durch den Bau einer Eisenbahn ganz zweifellos geschehen würde. Die Vergrößerung des werbenden Kapitals unserer Schutzgebiete ermöglicht aber allein dereinst den Wegfall des Reichszuschusses; sie ist daher dasjenige Ziel, das zu erreichen die Kolonialfreunde zunächst bestrebt sein müssen. Deshalb sind auch alle Kolonialfreunde stets eifrig für Bahnbauten in den Schutzgebieten eingetreten, ganz

abgesehen von den Vorteilen derartiger Bauten für die heimische Industrie und Arbeiterschaft besonders in der jetzigen Zeit wirtschaftlichen Rückganges. Zur Durchführung dieser Bahnbauten sind aber andererseits so gewaltige Mittel notwendig, daß es hieße, den Etat der Schutzgebiete unnötig zu belasten, wollte man diese Mittel jährlich im Etat aufführen. Um den „Kolonialfreunden um jeden Preis" die Möglichkeit zu nehmen, die Ausgaben für die Schutzgebiete als unproduktiv hinzustellen, weil sie sich in das Ungemessenste steigerten, während die Einnahmen nur eine geringe Zunahme aufwiesen, ist die Bereitstellung besonderer Mittel für Eisenbahnbauten und andere als werbendes Kapital zu betrachtende Verkehrsmittel in Form einer Anleihe des Schutzgebietes vom Reiche dringend nötig. Das hat abgesehen davon, daß den Kolonialfeinden eines ihrer beliebten grundlosen Agitationsmittel genommen wird, den Vorzug, daß der Bahnbau in der notwendigen Schnelligkeit erfolgen kann. Denn in den Jahreshaushalt können nicht Baugelder in der Höhe eingestellt werden, wie in Form einer Anleihe für Bauzwecke bereit gestellt werden könnten. Wir müssen eben auch heute noch leider mit der Thatsache rechnen, daß das Volk hauptsächlich nach der Höhe der Ausgaben, und nicht nur bei Ausgaben für koloniale Zwecke, zu fragen gewohnt ist, nicht aber darnach, zu welchem Zweck werden diese Ausgaben gemacht und was kommt dadurch ein. Deshalb ist auch heute noch die agitatorische und das Volk belehrende Thätigkeit der Kolonialgesellschaft nötig.

Wir haben schon oben angedeutet, welchen Vorteil die Bereitstellung größerer Mittel für Bahnbauten in den Schutzgebieten durch koloniale Anleihen für die deutsche Industrie und Arbeiterschaft bringen würde. Man beklagt bei der nunmehr schon seit 2 Jahren anhaltenden Krisis unserer Industrie und bei dem überaus großen Arbeitsmangel die Scheiterung der Kanalvorlage in Preußen, weil die Annahme derselben jene Schäden zum großen Teil beseitigt haben würde; und mit Recht. Man befürchtet — und zwar zumeist in den Kreisen der Kolonialgegner, — daß die Annahme des Zolltarifs dem deutschen Export schwere Schädigungen bereiten würde. Warum denn, so fragen wir, kommen diese Herren nicht auf den Gedanken, daß wir in unseren Schutzgebieten die Möglichkeit haben, große Kulturarbeiten zu vollbringen, welche der deutschen Industrie auf Jahrzehnte hinaus lohnende Arbeit verschaffen würden, warum denken sie nicht daran, daß mehr und mehr auch die deutsche Ausfuhr in unseren Schutzgebieten anwächst und Ausfälle in anderen Ausfuhrländern auszugleichen in der Lage ist? Warum sorgen sie nicht für den Bau von Tausenden von Kilometern Eisenbahnen und für die Herstellung sonstiger Anlagen, durch welche der deutsche Arbeiter in der Heimat lohnende Beschäftigung erhält? Warum sind sie so zaghaft in der Bewilligung des Haushalts unserer Schutzgebiete, anstatt darauf zu dringen, daß hier noch mehr als bisher produktive Anlagen geschaffen würden? Sicherlich ist neben der mangelnden Kenntnis der Verhältnisse unserer Schutzgebiete vor allem die absolute Höhe des Schutzgebietshaushalts daran schuld; sie fällt dem sparsamen Deutschen auf die Nerven. Aber diese Bedenken gegen die Höhe des Haushalts werden schwinden, sobald man die Ausgaben für Anlagen, die sich als werbendes Kapital, als Finanzvermögen der Schutzgebiete darstellen, von dem Haushaltsetat trennt und in Form einer nach vorsichtigen Grundsätzen, — wie dies bei unserer sparsamen und sorgsam alle in Betracht kommenden Verhältnisse im Voraus erwägenden Regierung eigentlich selbstverständlich ist, —

auszugebenden Anleihe beschafft, deren Verzinsung und Amortisation sich mit einiger Wahrscheinlichkeit berechnen und voraussehen läßt.

Koloniale Anleihen sind bei uns Deutschen etwas Ungewohntes; in allen anderen Kolonialländern sind sie genau so selbstverständlich wie kommunale oder staatliche Anleihen. So sind z. B. die ganzen kapländischen Bahnen durch Mittel aus Anleihen gebaut. Wie bei uns in der Heimat Unternehmungen, für welche die Mittel von einem einzelnen oder selbst von einer Kommune nicht allein aufgebracht werden können, weil sie sehr groß sind und sofort beschafft werden müssen, um durch schleunige Herstellung der gesamten Anlage (Bahnen, Kanalisation, Beleuchtung u. s. w.) möglichst billig wirtschaften zu können, durch Anleihen ermöglicht werden, so sollte man dies auch in den Schutzgebieten thun. Wenn wir dort z. B. in Ostafrika für die Fortführung der Usambarabahn jährlich 2 Millionen in den Haushalt des ostafrikanischen Schutzgebiets einstellen, so kann die Bahn natürlich nur sehr langsam gebaut und nur um etwa 50 km jedes Jahr fortgeführt werden. Wenn wir aber eine Anleihe von 20 Millionen Mark aufnehmen, so könnte die Bahn in 2 Jahren um 500 km vorgetrieben werden; und darüber besteht wohl kein Zweifel, daß sich diese einmalige Ausgabe schneller und besser verzinsen wird, als die kleineren Summen von je 2 Millionen Mark, die während voller 10 Jahre noch dazu als eine gewaltige Belastung des ostafrikanischen Haushalts selbst dann empfunden würden, wenn sie sich mit 5% verzinsen und diese immerhin gute Verzinsung in jedem Haushalt jährlich mit 100,000 200,000, 300,000 Mk. usw. unter den Einnahmen des Schutzgebiets auftreten würde.

Wir müssen uns eben allmählich zu der Anschauung bekehren, daß die Grundlagen unserer Wirtschaftspolitik in den Schutzgebieten dieselben sind wie in der Heimat; daß trotz der Verschiedenheit der Erzeugnisse des Landes und der Handelsgewohnheiten die Gesetze der wirtschaftlichen Entwicklung überall die gleichen sind. Der Grund und Boden unserer Schutzgebiete ist deutsches Reichsgebiet, in erster Linie dazu bestimmt, den wirtschaftlichen Wohlstand der Reichsbürger zu heben und zu fördern. Insofern ist aber, das möge man stets beherzigen, die Kolonialpolitik ein Teil der Sozialpolitik des Reiches, und nicht der am wenigsten bedeutsame. Die koloniale Gesetzgebung ist also in erster Linie soziale Gesetzgebung, bestimmt, die wirtschaftlichen Interessen des Reichsvolkes zu fördern. Dasjenige aber, was wir unter dem Namen der sozialen Gesetzgebung zusammenfassen, verdanken wir zumeist der Initiative und der Fürsorge der Regierung; insbesondere aber ist die koloniale Gesetzgebung und das wirtschaftliche Emporblühen der Schutzgebiete von ihr entgegen starken und gewichtigen gegnerischen Einflüssen im Parlament und in der Presse zu der heutigen immerhin schon günstig zu nennenden Gestaltung gefördert worden. Möchten in Zukunft diejenigen Kreise, welche bisher ein Hemmnis unserer kolonialen Entwicklung gewesen sind, ihr ureigenstes Interesse an der Entwicklung unserer Kolonialpolitik erkennen und ihrerseits durch eine thatkräftige Initiative die Regierung immer weiter vorwärts drängen auf der Bahn der wirtschaftlichen Entwicklung unserer Schutzgebiete. Es wäre des Verfassers größte Genugthuung, wenn der in den vorstehenden Ausführungen enthaltene Hinweis auf ein Mittel, die wirtschaftliche Entwicklung unserer Schutzgebiete zu beschleunigen, nämlich die Aufnahme von Anleihen für die Durchführung größerer staatlicher Unternehmungen, insbesondere für die Schaffung von Verkehrseinrichtungen, praktische Ergebnisse zeitigen würde zum Vorteil des Reiches.

Die rechtliche Stellung der Bastards in Deutsch-Südwestafrika.

Von Gentz, Windhuk.

Eine Kolonialzeitschrift — ich habe vergessen, welche — brachte vor einiger Zeit bei Besprechung der Stellung der Mischlinge zwischen Europäern und Eingeborenen in den Kolonien die Bemerkung, daß in Deutsch-Südwestafrika diese Frage dahin erledigt sei, daß man sämtliche Bastards zu den Eingeborenen rechne.

Diese irrtümliche Auffassung entspringt einer entschuldbaren Unbekanntschaft mit der Doppelbedeutung des Wortes „Bastard" in Deutsch-Südwestafrika.

Es giebt in Südafrika einen besonderen Volksstamm, der sich selbst mit dem Namen „Bastard" bezeichnet. Es sind dies Nachkommen aus einer einmaligen Verbindung von Europäern (meist Buren) und Eingeborenen-Mädchen (meist Hottentotten), die sich zu einem besonderen Volksstamm zusammengeschlossen haben, unter sich heiraten und sich von den übrigen Eingeborenen streng abgesondert halten. Diese Bastards-Stämme, deren bedeutendster die Rehobother Bastards in Deutsch-Südwestafrika sind, werden als Eingeborene gerechnet, was sie auch ihrer Lebensweise und Erziehung nach sind.

Nun giebt es aber noch eine andere Art von Bastards, die mit dem Volksstamm der Bastards nichts gemein haben.

Unter einem „Bastard" versteht man im weiteren Sinne jedes aus einer Ehe oder sonstigen Verbindung zwischen einem Europäer und einem nichteuropäischen Mädchen hervorgegangene Kind, gleichgültig, ob die Mutter eine reine Eingeborene ist oder erst von zweiter oder dritter Generation rückwärtsher Eingeborenen-Blut in den Adern hat.

Es ist einleuchtend, daß die Mitglieder dieser Kategorie unter sich die größten Gegensätze zeigen vom dunkelfarbigen, wollhaarigen, auf tiefster Kulturstufe stehenden Eingeborenen mit kaum erkennbarer Spur europäischen Blutes bis zum blauäugigen, blondhaarigen Germanentypus, der in nichts die Abstammung mütterlicherseits mehr verrät. — Auf der einen Seite das im Eingeborenen-Pontok großgezogene uneheliche Soldatenkind der farbigen Prostituierten, auf der anderen Seite des aus gesetzlich geschlossener und kirchlich eingesegneter Ehe hervorgegangene Kind das angesehenen deutschen oder englischen Ansiedlers und seiner, zwar von Eingeborenen abstammenden, aber europäisch erzogenen Ehefrau.

Trotzdem die Vermischung zwischen Europäern und Eingeborenen[1]) in Deutsch-

[1]) Trotz der dankenswerten Bemühungen der Kaiserlichen Regierung, deutsche Frauen und Mädchen ins Land zu ziehen, ist die Zahl der in jedem Jahre stattfindenden Mischehen doch noch eine verhältnismäßig große. Mit der steigenden Ansiedlerzahl steigt — naturgemäß in weit höherem Maße — die Anzahl der aus solchen Ehen hervorgegangenen Bastards, abgesehen von der großen Menge der in jedem Jahr, besonders an den Truppenstandorten geborenen unehelichen Kinder weißer Ansiedler.

Südwestafrika — leider! — schon soweit vorgeschritten ist, daß eine streng ethnographische Scheidung zwischen reinen Europäern und „Bastards" überhaupt nicht mehr möglich wäre, ist eine strenge Scheidung zwischen Weißen und Eingeborenen aus Gründen politischer, rechtlicher und gesellschaftlicher Natur durchaus notwendig.

Bisher ist eine scharfe Grenze noch nicht gezogen worden. Eine Anzahl angesehener „Bastard"-familien und einzelner „Bastards" (besonders Frauen weißer Ansiedler) sind gesellschaftlich stillschweigend als Europäer anerkannt worden und genießen auch die politischen und juristischen Rechte der Europäer. Auf der anderen Seite scheidet sich von selbst die große Masse derjenigen Bastards aus, die ihrer Lebensweise und Erziehung nach ohne weiteres als Eingeborene zu gelten haben.

Nun bleibt aber die immerhin bedeutende Zahl derjenigen übrig, die weder als zur Klasse der „Europäer" gehörig anerkannt werden, noch aber einfach auf gleiche Stufe mit den „Eingeborenen" gestellt werden können.

Es ist ein auf die Dauer unhaltbarer Zustand, daß heute z. B. ein Mann als Europäer behandelt wird, morgen dagegen, wenn ein neuer Bezirkshauptmann mit anderen Ansichten die Geschäfte übernimmt, plötzlich wieder als Eingeborener gelten kann. Schon das Ansehen der Europäer den Eingeborenen gegenüber erfordert es, daß derartige Fälle unmöglich sind.

Ferner ist eine genaue Feststellung der Rassen-, oder besser gesagt, Klassenzugehörigkeit schon aus dem Grunde geboten, weil viele gesetzliche Bestimmungen (z. B. über das Recht des Waffenführens, Kauf von Waffen und Munition, Handel mit alkoholischen Getränken u. a.) in ihrer Anwendung eine strenge Scheidung in „Weiße" und „Eingeborene" fordern. Wie soll diese Scheidung aber gemacht werden, wenn diese Klassenzugehörigkeit nicht in jedem einzelnen Fall rechtsgültig festgelegt ist.

Ein solche Scheidung zwischen „Weißen" und „Eingeborenen," die auf dem Papier längst existiert, thatsächlich aber noch nicht durchgeführt ist, dürfte keine allzugroßen Schwierigkeiten bereiten, wenn man es weniger darauf ankommen läßt, ob das betreffende Individuum einen etwas höheren oder geringeren Prozentsatz von Eingeborenen-Blut in den Adern hat, als darauf, ob dasselbe nach den im Lande herrschenden Begriffen seiner Stellung, seiner Lebensweise und seiner Erziehung und Gesinnung nach würdig ist, in die Reihe der „Europäer" aufgenommen zu werden.

Die einfachste Lösung wäre m. E. eine gesetzliche Bestimmung etwa in folgendem Sinne:

I. Die Eintragung von Nachkommen aus Verbindungen zwischen Europäern und nicht nachweislich europäischen Frauen in die Liste der Europäer kann geschehen:
   a. Auf Antrag des Vaters bezw. dessen Stellvertreters, falls eine entsprechende Erziehung des Kindes gewährleistet erscheint.
   b. Auf eigenen Antrag nach Vollendung des 18. Lebensjahres, wenn Antragsteller seinem Lebenswandel und seiner Erziehung nach derselben für würdig befunden wird.

II. Jede Eintragung von Nachkommen nicht nachweislich europäischer Eltern in die Liste der Europäer bedingt gleichzeitig die Aufnahme derselben in den deutschen Staatsverband.

III. Alle nicht in den Listen der Bezirkshauptmannschaften geführten Nachkommen nicht nachweislich europäischer Eltern gelten als Eingeborene im Sinne des Gesetzes.

IV. Die Entscheidung trifft in jedem einzelnen Falle die zuständige Bezirkshauptmannschaft[1]).

Eine Eintragung von Bastards mit noch dazu unverkennbaren Eingeborenen-Typus als „British Subjects" oder „Unterthanen der Kap-Kolonie" und ihre dadurch dokumentierte Erklärung zu Europäern unter Befreiung der männlichen Nachkommen von der allgemeinen Wehrpflicht gehört hoffentlich dann für immer der Vergangenheit an.

[1]) Anmerkung der Red.: Soweit es sich um „Listen der Europäer" handelt, mögen solche aus den vom Verfasser dargestellten, sicherlich erwägenswerten Gründen als zweckmäßig erscheinen. Es ist aber streng daran festzuhalten, daß aus der Eintragung in solche Listen nichts für die deutsche Reichsangehörigkeit der Betreffenden folgt. Die letztere unterliegt den — im Verordnungswege nicht abänderungsfähigen — Bestimmungen des Reichsgesetzes vom 1. 6. 70 bezw. des Schutzgebietsgesetzes. Für die Reichsangehörigkeit, auch in Südwestafrika, kommt — abgesehen von den seltenen Fällen ausdrücklicher persönlicher Verleihung gemäß § 9 Schgg. — vor allem die Staatsangehörigkeit des Vaters und das Moment der ehelichen Geburt in Betracht.

Die wirtschaftliche Entwicklung Samoas.

Von Dr. Reinecke.

I.

Trotz des großen Interesses für Samoa sind, wie ich nach der Summe von Erfahrungen aus den an mich gerichteten Anfragen schließen darf, die Ansichten über die wirtschaftliche Bedeutung Deutsch-Samoas und über die Verhältnisse auf den Inseln noch sehr unklar. Das liegt nicht zum mindesten gerade an den vielen Berichten, Erörterungen und Publikationen überhaupt, die ein wahres Chaos schlimmster Art unter sich bilden, reich an Widersprüchen und zum Teil schier unglaublichen Entstellungen. Als Belege hierfür will ich zwei Beispiele anführen, die auch allgemeine charakteristische Bedeutung haben:

In Nr. 3 der Zeitschrift „das neue Jahrhundert“ von 1901, die als Samoa-Nummer gekennzeichnet war, stellte ein nicht unbekannter Schriftsteller in einem illustrierten Aufsatz neben sonstigen wunderlichen Mitteilungen die Behauptung auf, als Schriftzeichen dienen den Samoanern arabische Lettern!! Dem Inhalt entsprachen die Bilder: Nr. 1. „Ansicht von Apia mit dem Kreuzer VI. Kl. „Schwalbe““. Die Ansicht stellte wahrscheinlich einen afrikanischen Hafen dar; jedenfalls nichts von Samoa, wo auch die „Schwalbe“ meines Wissens nie gewesen ist u. s. w.

Ein Herr, der eine Pflanzungsgesellschaft für Samoa gründen wollte, auch bereits Prospekte und Rentabilitätsberechnungen versandt hatte, also doch wohl von dem Gebiet seiner Pläne eine Ahnung haben mußte, wollte die Verkehrsschwierigkeiten auf Upolu einfach durch Einführung von Kamelen beseitigen!

Noch schlimmer ist es, wenn bekannte Reiseschriftsteller die Unwissenheit des Publikums mißbrauchen, um zu behaupten, zuerst die Insel Upolu durchquert zu haben und diese Leistung mit geradezu lächerlichen Schwierigkeiten ausschmücken. Ein solcher Globetrotter leistete sich[1] in der Köln. Volksztg. außerdem folgende charakteristische Schilderung. „Die samoanischen Frauen und Mädchen machen sich ihre Kleider selbst, ja nicht nur das, auch die Stoffe werden von ihnen angefertigt. Die gebräuchlichsten Kleiderstoffe wachsen in Samoa fix und fertig auf den Bäumen große lanzettförmige Blätter, die mit der Spitze nach unten auf ein Stück Bast gezogen werden. Wertvollere Kleider werden aus Tapa hergestellt. Sie werden aber nur bei Festlichkeiten getragen, wie die Schleppkleider unserer Damen. Tapa ist die innere Rinde eines in Samoa häufig vorkommenden Baumes, der „Ua“ heißt. Der botanische Name lautet Papyrifera Broussonetia. Der Stoff hat etwa die Dicke und Steifheit unserer schweren Seidenbrokate, fühlt sich wollig an

[1]) Vgl. auch Velhagen u. Klasings, Monatshefte XV Heft 11.

und ist vor seiner Bemalung von gelblicher Farbe." Das ist, gelinde gesagt, alles ebenso verkehrt wie der angebliche botanische Name des „Ua", der sonst Broussonetia papyrifera heißt und den ägyptischen Papiermaulbeerbaum bezeichnet!

Man muß natürlich die Verhältnisse kennen, um diese Ansichten voll würdigen zu können; aber sie sind bezeichnend für die allgemeinen Anschauungen und in ihrer Wirkung ein großer Nachteil für unsere Kolonialwirtschaft sowie für die Entwicklung unserer Kolonien. Obwohl Samoa uns bisher noch keinerlei praktische Beweise seiner Güte und Vorteile gegeben hat, im Gegenteil ein Sorgen- und Schmerzenskind unserer Politik — allerdings ohne eigener Schuld — gewesen ist, erfreuen sich die Inseln doch allgemeinster Sympathie und Wertschätzung, weil sie das zweifelhafte Glück hatten, Aufsehen zu erregen und gewissermaßen unfreiwillig „Reklame" zu machen. Ergo mußte „was dran" sein, ergo wurde ihre teilweise Einverleibung in das Schutzgebiet von derselben Körperschaft widerspruchslos genehmigt, die 20 Jahre vorher den günstigsten aller Kolonialverträge in gleicher Sache abgelehnt hatte. Warum? (vgl. Sitzungsberichte des Reichstages 1879 u. 1880). Wenn uns auch, wie gesagt, unsere jüngste Kolonie bisher noch den positiven Beweis ihrer Güte schuldig geblieben ist, so bürgt uns doch ihre Geschichte hinlänglich in indirekter Beweisführung für ihren Wert.

Einst — vor 40 Jahren — bildeten die Samoa-Inseln den Mittelpunkt des genialen Hamburger Handelshauses J. C. Godeffroy und Sohn, das von ihnen aus fast alle Inselgruppen der Südsee in friedlichem Handelsverkehr erschloß. Damals war der Stille Ozean eine Domäne deutscher Handels- und Kulturunternehmung, idealisiert durch wissenschaftliche Bestrebungen; und wenn das junge deutsche Reich zehn Jahre früher seine Weltpolitik hätte praktisch entfalten dürfen, dann wären wir heut wohl noch die unbestrittenen Herren in der Südsee über die ungeschmälerte Erbschaft des Hauses Godeffroy; und vor allem brauchten wir das kleine Samoa nicht mit den Vereinigten Staaten zu teilen und diesen nicht die besten Kriegshäfen der Südsee, Pagopago auf Tutuila u. Guam (Marianen), zu neiden; wir hätten auch nicht das bis in die neuere Zeit überwiegend deutsche Interessengebiet Tonga, mit dessen König das Reich 1876 einen Meistbegünstigungsvertrag abgeschlossen hatte, an England abzutreten brauchen. Wir hätten Millionen-Verluste und blutige Opfer erspart und manche schwere politische, diplomatische Verwicklungen vermieden. Das alles scheiterte in letzter Instanz, wie zu Ehre und Ruhm unserer Regierung betont sei, an dem deutschen Reichstage, der, aus einseitiger Oppositionspolitik und mangelhafter Urteilsfähigkeit der Mehrzahl, unter dem Einfluß des Abgeordneten Bamberger am 27. April 1880 die erste Kolonialvorlage ablehnte. Jene engherzige Parteipolitik hat sich furchtbar gerächt. Die geforderte Garantie von 300000 Mk. wäre nach den Erfahrungen kaum in Betracht gekommen; die dem Reiche aus der Ablehnung und der vom Reichstage damals empfohlenen Behauptung seiner Interessen erwachsenen Kosten dagegen übersteigen, auf Jahre verteilt, das Zehnfache jener Summe; die Verluste an braven Seeleuten und an Gebieten gar nicht gerechnet.

Im Volke fehlte damals leider noch ganz das Verständnis für die weiteren Aufgaben einer Weltmacht. Heut ist das anders oder mindestens besser, und auch das Verständnis für die Kolonien selbst wird lebhafter und klarer. Der Reichstag ist durch Samoa belehrt worden, und auch das Volk.

Der bis zur Erbitterung geführte Kampf um die paradiesischen Inseln, die „Perle der Südsee“, läßt allein schon darauf schließen, daß Samoa trotz seiner kaum 3000 qkm Fläche eine ungewöhnliche Bedeutung haben muß. Wie hätte es sonst einen solchen Weltbrand entfachen können, der vorläufig den Schlußakt seines Dramas bildete. Diese Jahrzehnte langen Interessenkämpfe um das pazifische Zentrum bilden ein höchst eigenartiges Symptom in der Weltgeschichte; scheinbar ein Rätsel, dessen Lösung der Zukunft vorbehalten ist; der Schlüssel dazu ist der zentralamerikanische Kanal, wie u. a. in Nr. 47 v. 1901 d. Kolonialztg. begründet wurde. — Samoa liegt am Wege Amerika-Australien. Für diesen wird es stets eine Hauptstation sein!

Seit dem Abschluß der Wirren und seit der deutschen Flaggenhissung wächst das Interesse für Samoa stetig und die Unternehmungslust fördert es. Diese Unternehmungen und Gründungsabsichten sind jedoch aus mehrfachen Ursachen, wie der erwähnte Fall lehrt, mit Vorsicht zu genießen, und besonders ist vor nichtdeutscher Besiedlung entschieden zu warnen. Dagegen hoffe ich nach den bisherigen Erfahrungen die soeben entstandene „Deutsche Samoa Gesellschaft“ als eine günstige und aussichtsreiche Erscheinung begrüßen und sie unterstützen zu dürfen, zumal deren Urheber Herr R. Deeken die für ein Gelingen des Unternehmens erforderlichen Kenntnisse in den Dienst der Sache stellen und die Leitung übernehmen will. Im übrigen verdient Dr. von Wißmanns Mahnung (Nr. 3 d. Deutschen Kolonialztg.“) bezüglich der Arbeiterfrage: „Geduld und keine Überstürzung“ auch in diesem Sinne allgemeine Beachtung.

Geschichte und Verwaltung.

Für eine richtige Würdigung und Beurteilung Samoas und seiner Zukunft ist, wie schon gesagt, seine Geschichte von grundlegender Bedeutung. Schon in dieser Beziehung nimmt die jüngste — oder eigentlich älteste — deutsche Kolonie eine Sonderstellung ein. Kein gleich kleines und fernes Gebiet unseres Erdballes hat in der kurzen Zeit seiner Berührung mit der Zivilisation so viel von sich reden gemacht. Die Inseln selbst und ihre harmlosen Bewohner waren auch daran unschuldig.

Das erste Ereignis, welches den Archipel mit der alten Welt bekannt machte, war seine eigentliche Entdeckung durch die französische Forschungsexpedition unter La Pérouse, die Mitte Dezember 1787 zu einem blutigen Zusammenstoß mit den Samoanern führte. Diese galten von da ab als furchtbare Kannibalen. Ganz im Gegensatz dazu empfingen sie nach drei Jahrzehnten die Sendboten der London missionary society (1830), die der Wesleyaner (1834), der französischen Maristen (1845) usw. freudig und ließen sich bereitwillig — auch mehrere Male — bekehren. Schon 1850 sollen fast sämtliche Eingeborene Christen, d. h. getauft gewesen sein.

Das kleine Völkchen war immer kriegslustig und in Parteien gespalten. Das liegt an der eigenartigen sozialen Verfassung an der strengen Unterscheidung von Adel und Gemeinen, der großen Rivalität der Adelssippen unter sich, an dem geradezu fabelhaften Ehrgeiz und Adelsstolz eines hochentwickelten Ahnenkultus und an der Macht fest eingewurzelter Traditionen.

Obschon die Kriegslust und vor allem die Parteigegensätze schon durch die mit einander konkurrierenden Missionen — unbewußt oder bewußt — verschärft

wurden, und später (seit Anfang der siebziger Jahre) politische und nationale Agitationen sogar künstlich jene Konfliktsneigung schürten und zu benutzen suchten, konnte ein Fremder bis in die neueste Zeit wohl auf keinem Flecke der Erde um sein Leben und Eigentum so unbesorgt sein wie unter den Samoanarn. Die Scheu vor fremdem Gute, die ursprüngliche Verachtung des Diebstahls als todeswürdiges Verbrechen, ist indessen durch das böse Beispiel der Fremden bereits erschüttert, ebenso wie die einstige Heiligkeit der Ehe in gewisser Form und die Achtung vor den Weißen.

Die Fremden und die sie „schützenden" Mächte haben förmlich alles aufgeboten, was den Eingeborenen die Ehrfurcht und Achtung vor ihnen rauben konnte.

Während — sogar nach dem Urteile englisch-australischer Beamten[1]) — bis in die siebziger Jahre der Handel Samoas fast allein in deutschen Händen (Godeffroy) lag, begann nach einer langen Reihe englischer Intriguen, speziell zu Gunsten Neu-Seelands, mit Ablehnung der Samoavorlage im deutschen Reichstage 1880, ein forzierter Interessenwettstreit der englischen und amerikanischen Vertreter und eine fabelhafte Agitation gegen die Deutschen, begleitet von einer geradezu komischen, schon seit Anfang der siebziger Jahre herrschenden Vertragsleidenschaft, deren Erfolge durch Besitzergreifungen, Flaggenhissungen abwechselnde Drohungen von Kriegsschiffen etc. unterbrochen wurden. Aus dieser für alle Beteiligten gleich schlimmen Zeit datiert der aufrechterhaltene Anspruch der Vereinigten Staaten auf den Hafen Pagopago (Tutuila), obgleich der ihn begründende Vertrag (17. Februar 1872) nicht mehr wert war als viele andere, die sich gegenseitig aufhoben.

Unsere Regierung war leider nach der Absage des Reichstages nicht in der Lage, mit den beiden anderen Vertragsmächten zu konkurrieren oder ihnen Einhalt zu gebieten; und als endlich daheim die Erkenntnis tagte und die Kolonialpolitik einsetzen konnte, da war es dort bereits zu spät. Es galt nur noch zu retten, was zu retten war; und das war leider schließlich nur — ein Teil Samoas.

---

[1]) Noch 1872 war, wie der Kommissar Neu-Seelands M. William Seed in einem Bericht vom 17. Februar 1872 berichtete, der Handel fast ausschließlich deutsch: Mr. Weber, the German Consul, is the representative of the large mercantile firm of Messrs Godeffroy & Son of Hamburg, which for many years past have had in their hands almost the whole trade of the group!" Nach einem amerikanischen Bericht verhielt sich der deutsche Export zu dem nichtdeutschen 1872 wie 50:3. — Diesen Angaben darf man glauben; denn sie entsprechen nicht dem Zweck der Berichte!

[2]) v. Kusserow 1899.

Wie rüste ich mich für unsere Tropenkolonien aus!

II.

Ein Tropenbeinkleid soll eigentlich ohne jeden anderen Halt sitzen; Hosenträger werden nur ganz vereinzelt beibehalten, an deren Stelle für gewöhnlich der Leibriemen tritt. Man achte darauf, daß da, wo festangenähte Knöpfe nicht zu vermeiden sind, nur gut vernickelte Verwendung finden, — alle anderen rosten und geben Flecke.

Wer leicht zu Magen- und Darmkatarrh neigt, lasse die Beinkleider so hoch hinaufreichen, daß sie die Magengegend vollständig bedecken, eine zweite Schnalle im Kreuz wird den richtigen Sitz ermöglichen. Leider findet man nur wenige Schneider, die dafür Verständnis haben.

Westen werden fast garnicht getragen, — an deren Stelle tritt, wenn man offenes Jaquet trägt, ein breiter seidener Schnallen-Gurt, wie man solche auch neuerdings im Sommer hier in Gebrauch sieht.

Die Wäscheverhältnisse in den Kolonien sind sehr eigenartig; während man sich in Deutschland seit einigen Jahren im Sommer mit Vorliebe in weiche Faltenhemden steckt, die jetzt auch für den täglichen gesellschaftlichen Verkehr schon völlig ausreichen, hält man es in den Kolonien für fein, sich für Club und Besuche bei Kollegen, kleine Festkneipen etc. in steife Oberhemden zu stecken, — wahrscheinlich, damit man von den Stunden der Erholung nicht zuviel Genuß hat.

Die sonst praktischen Holländer haben diese Moden-Unsitte sogar soweit ausgebaut, daß Chefs und Prokuristen der besseren Handelshäuser auf ihren Bureaux den ganzen Tag im Oberhemd, Kragen und Manschetten sitzen, d. h. das Jaquet wird dann gleich nach Ankunft an die Wand gehängt und im Laufe des Tages nur angezogen, wenn ein ganz fremder Besuch gemeldet wird, dem gegenüber noch steife Förmlichkeit beobachtet wird. Schon beim zweiten Besuche wird man ebenso wie alle anderen Geschäftsfreunde im Hemde empfangen. Diese Mode ist nicht nur unbequem, sondern auch sehr kostspielig und kann — so gut sie auch aussieht — nicht zur Nachahmung empfohlen werden. Alle Hemden müssen zum Anknöpfen von Stehkragen, die sich leider als Zeichen von Kultur und Bildung auch immermehr und törichter Weise immer dauernder festsetzen, eingerichtet sein.

Von Oberhemden nehme man keinesfalls mehr als ½ Dzd. mit, — damit wird man überall auskommen, wenn man seinen Ehrgeiz nicht nur darin sucht, alle die Modedummheiten, die andere aus Langerweile oder wegen Mangels sonstiger Geistesregungen vormachen, mitzumachen. Wo man sich zum Glase Bier gemütlich vereinigt oder wenn man in ungezwungener Unterhaltung bei einem Kollegen Erholung und Zeitvertreib sucht, da ist dieses Herbeizerren solcher gesellschaftlichen Mätzchen ein Unsinn. Vielfach werden zum geschlossenen Arbeitsjaquet Trikothemden getragen, — es ist das Geschmacksache und davon abhängig, ob man es verträgt. Von Ärzten ist mehrfach dagegen polemisiert worden und zweifellos ist es besser, man versucht in der alten Gewohnheit zu bleiben und das europäische Hemd beizubehalten.

Stehkragen nehme man reichlich weit und vorn nicht ganz geschlossen, damit durch möglichst reichlichen Luftzutritt das Unbequeme möglichst vermindert wird. Unterzeug wird bald nach Betreten der heißen Zone ganz ausgelassen und verliert ja auch, da Kälte nicht abzuhalten ist, infolge der mehrmaligen täglichen Leibeswaschungen den ästethischen Wert. Unerläßlich sind dagegen 2 nicht zu

dünne Leibbinden; manche momentane Störung der Verdauungsorgane kann man durch schnelles Anlegen der Binde daran hindern, ernste oder doch sehr unangenehme Formen anzunehmen.

Taschentücher und baumwollene Strümpfe kann man niemals genug haben. Erstere werden durch die Beliebtheit bei den Farbigen stark decimiert und letztere haben infolge der rohen Behandlung in der Wäsche nur eine kurze Lebensdauer. Strümpfe nehme man nur in ungefärbter Ware, für Festanzug einige Paar schwarze, von denen man die Garantie der Farbechtheit hat. Schwarzes Schuhzeug in den üblichen europäischen Formen hat gar keinen Wert, — die allgemein gebräuchliche Form ist der Schuh; für gewöhnlich der Zeugschuh, den man mit Kreide weißt, sonst der gelbe Lederschuh — beide zum Schnüren, und für Gesellschaftsanzug ein schwarzer Lackschuh, meist in halber Form.

Außer mit den bisher aufgeführten, auch in Europa gebräuchlichen Garderobenstücken hat man sich noch mit Schlafanzügen zu versehen. Davon bekam man häufig recht wundersame Erzeugnisse europäischer Erfindungssinnes zu sehen; man nehme einen weichen, nicht zu dünnen, aber auch nicht hitzenden, waschbaren Baumwollstoff in hellen Farbentönen.

Der Schnitt ist: ganz weite Beinkleider, die sich in keiner Körperstellung oder Lage spannen dürfen, keinerlei Knöpfe, keinen Schlitz, keine Taschen haben und von der Hüfte bis über den Knöchel reichen. Mittels eines Zugbandes, das nicht zu dünn sein darf, damit es nicht schnürt, und mit kleinen Endquasten versehen sein muß, damit es nicht durchrutschen kann, wird es am Leibe festgehalten. Die ebenfalls ganz weite Jacke muß den ganzen Oberkörper bedecken, muß ganz dünne Knöpfe oder noch besser anstatt dieser Schmucknotenverschluß haben, soll am Halse so weit sein — beim Bund — daß der ganze Hals freibleibt. Zur Aufnahme des Taschentuches werden zwei Taschen aufgenäht. Man achte darauf, daß keine dicken Nähte vorkommen, die etwa beim Liegen fühlbar werden. Der Schlafanzug dient nicht nur der eigentlichen Nacht, sondern er ist selbst auf den Passagierdampfern bis 8 Uhr morgens und nach 10 Uhr abends auf Deck und im Rauchsalon allgemein üblich. — Als Fußbekleidung dient dann ein Strohpantoffel.

An Kopfbedeckungen braucht man für die Reise zunächst eine bequeme Mütze und einen möglichst leichten, hellfarbigen Filzhut, — die man beide auch später gebrauchen kann. Die Tropenhelme haben sich im allgemeinen als zu schwer, unschön und unpraktisch nicht eingebürgert und sind meist nur bei Beamten zu finden, — der gewöhnliche Sterbliche nimmt den gewöhnlichen runden Tropenhut mit gleichmäßig runder breiter Krempe. Man kauft diese Hüte am besten an einem der zu berührenden Hafenplätze, — da sie bei Regenwetter sich vollziehen und dann lange zum Trocknen nötig haben, und weil sie außerdem mit Schlemm-Kreide geweißt werden, muß man zwei solcher Hüte haben. Für formelle Besuche ist vielfach ein weicher kleiner schwarzer Filzhut gebräuchlich.

Zur Leibesausrüstung gehören auch ein paar gute Kamelhaardecken, von denen man die eine auch für die Seereise zur Hand behält.

Wer Brille resp. Pincenez trägt, sehe sich mit einigen Reserven vor; man nehme nur Goldfassung, da stählerne in ganz kurzer Zeit durch Rost hinübergeht und durch dasselbe Uebel leicht unangenehme Entzündungen verursacht werden.

Von der Westküste unserer ostafrikanischen Kolonie.

Von Dr. Richard Kandt.

III.

Der Leser hat meine Karawane in den beiden letzten Briefen durch die Landschaft Kischari begleitet. Wir hatten am 22. Februar ein kleines Dorf erreicht, das sich dem Abhang eines Berges anschmiegte und unter uns breitete sich ein mit schwarzem Urwald bedeckte Ebene aus, über dessen schwankende Wipfel hinweg wir deutlich das jenseitige Gebirge mit den Niederlassungen des Sultanats Muschari schauen konnten. Die Grenze der beiden Länder läuft durch den Wald.

Als ich am 23. Februar unsern Lagerhügel hinabstieg, um diesen Wald zu durchqueren, hatte ich gehofft, daß ich in den letzten Wochen alle Möglichkeiten an Marschschwierigkeiten erschöpft hatte; aber ich sollte an diesem Tage kennen lernen, daß dieses unselige Kischari mir doch noch eine neue Art zum Abschied aufgespart hatte. Mein Führer hatte gesagt, daß es 2 Wege für uns gäbe, einen schlechten und einen guten. Die Wahl war also leicht. Um so größer war die Enttäuschung, sobald wir in den Wald getreten waren. Der Boden ist in seinen tiefen Schichten Lava, die aber nur selten an die Oberfläche tritt. Über ihr liegt eine dicke schwarze Humusschicht, die während der Regenzeit eine einzige große Kotmasse bildet. Durch sie führt der Weg für Fußgänger und — leider auch — Elefanten, so daß sich ein knietiefes Loch an das andere reiht. Wegen des Lavagrunds senden die Bäume ihre Wurzeln und Hilfswurzeln möglichst wagerecht, die quer über den Weg verlaufend, wahre Menschenfallen bilden. In der Mitte und in den Elefantenspuren sammelt sich das Regenwasser, aber es ist immer noch vorteilhafter, in diesen schwarzen Lachen zu gehen, als in dem danebenliegenden Morast, weil man so die Arbeit spart, den Fuß nach jedem Schritt aus dem zähhaftenden Schlick herauszuziehen. Als ich nach 3 Stunden einen über den Pfad gestürzten Baum benutzte, um im Trocknen etwas zu rasten, fragte ich den Führer, ob dies vielleicht der gute Weg sei, was er ganz aufrichtig bejahte, weil man auf dem anderen stellenweise bis zur Brust im Schlamm verschwände. Das war wenigstens ein gewisser Trost. Nach weiteren 2 Stunden erschöpfenden Patschens und Pantschens traten wir, von unten bis oben bespritzt, ins Freie, d. h. auf wenig verwitterte Lava mit lichter Vegetation, darunter viel Erikaceen, die ihre Wurzeln in die in alle Vertiefungen angewehte Erde senkten. Über zerriebenes knirschendes Geröll stiegen wir zuletzt einen Hügel hinan und lagerten in einem, zu beiden Seiten des Wegs symmetrisch erbauten Dorf, das an Stelle eines von den Waregga verwüsteten hier errichtet war. Wir befanden uns in Muschari; im Südsüdost der Namyagira-Vulkan, auf dessen Abhang ein kleiner Krater dicke Rauchwolken ausstößt.

27. Februar. Mit dem Augenblick, in dem wir die Grenze von Kischari überschritten hatten, schien uns die Ungunst des Schicksals verlassen zu haben. Wohl waren auch in der Folge noch genug Anstrengungen zu überwinden, aber sie überstiegen weder allzu sehr das für fast jede Expedition unvermeidliche Maß, noch häuften sie sich so, wie in den letzten Wochen, wo jeder neue Tag seine neue Plage brachte. Ja ich kann wohl sagen, daß die Summe der Strapazen und Entbehrungen der verstrichenen 40 Tage nicht geringer war als die der zehnfachen Zeit während der vorausgegangenen Reisen.

Wir passierten am 27. Februar Muschari, indem wir östlich und nordöstlich die sanftgeneigten Höhen erstiegen. Überall viel Dörfer und Leute, die furchtlos und zutraulich die Karawane bei sich aufnehmen. Am 25. stiegen wir noch höher an, zuletzt durch Bambuswald und kamen auf steilem Pfad, über den ein Regenbach uns entgegen- und hinabstürzte, auf den Rücken der Berge, die sich nach Osten zu einer breiten Lavawüste senken, derselben, die ich fast ³/₄ Jahre vorher zu meiner Rechten hatte, als ich von Norden kommend dem Kivu zu marschierte. Dieser Tag blieb für meine Leute unvergeßlich, denn sie erhielten seit Uhungu zum erstenmale wieder Pombe. Am 26. kletterte unser Weg tief zum Pori hinab, aber vor dem letzten Absturz zauderte er und folgte einer Platte, die 60 Meter über der Lavaebene liegt. Auf ihr mußten wir heute nach Nordost weiter durch die Landschaft Mitongo, weil kein Karawanenpfad durch die großen Schutt- und Steinmassen hindurch nach Osten führt. Ich sehe deutlich in Ruanda einen meiner Lagerplätze vom vorigen Jahr, aber die Wildnis trennt mich von ihm wie ein unüberbrückbarer Abgrund. Herrlich ist — insbesondere morgens und abends — der Anblick der Vulkankette. Alle 8 türmen sich zum Greifen nahe vor mir auf, und ich kann mich nicht satt daran schauen, wie kühn geformt ihre erhabenen Gebilde in den Himmel ragen. Am schönsten sind der Karissimbi (4700 m) und Ssabyino (4500 m), deren stolze Häupter von Schnee bedeckt die blauen Massive krönen. Jede Furche, jede Rille ist zu erkennen und scharf gemeißelt hebt sich jede Zacke von der klaren Luft ab. Aber die Tiefe ist verhüllt. Einen glühenden, erstickenden Harmattan haucht die Ebene aus, die mit gelblichem Hochgras und kahlem, rotbraunem Busch bekleidet ist, wo nicht die nackte vegetationslose Lava gleich schwarzen verdrossenen Seen große Flächen bedeckt oder dunkle Schuttwälle sie wie dicke Schlangenleiber nach allen Richtungen durchziehen. Jenseits dieser breiten Wüste steigt langsam das grüne, von tausenden von Gipfeln überragte Ruanda an, das die Basis bildet, von der die ungeheuren Kolosse der Vulkane einige tausend Meter hoch emporwachsen. Stundenlang konnte ich auf dem Rande unserer Platte sitzen, deren Wand lotrecht nach Osten abfällt, ließ die Beine in den Abgrund herabbaumeln und versuchte das herrliche Bild mit meinen Augen so aufzusaugen, daß es nie wieder meinem Gedächtnis entschwinden kann. Als gestern Abend die Sonne schon hinter unserm Rücken versunken war, und die Vulkane in immer dunkleres Blau tauchten, da wurden die Gipfel von Karissimbi und Ssabyin plötzlich wie von unsichtbarem Zauberstab berührt und verwandelt. Wie flüssiges Gold rieselte es über die Nadeln und Zacken und floß leuchtend die Schründe und Risse bis zur Schneegrenze hinab, wo der Berg es verschlang. Und zwischen den Goldbächen ragten in purpurnem Glanz die Klippen und Schroffen, als wollte auch ihnen aus allen Poren das Gold wie Blut schwitzen, und wäre gebannt und könnte nicht. Als dies Schauspiel seinen Höhepunkt er-

reicht hatte, rief ich die Karawane herbei, um ihr das Alpenglühen zu zeigen und zu erklären. Die meisten waren aber zu ehrlich oder zu faul, um Interesse zu heucheln, einige wenige thaten es, aber ihre Anmerkungen zeigten mir, wie verständnislos sie dieser Majestät gegenüber standen, und ich schalt mich einen rechten Esel, weil ich wieder einmal vergessen hatte, daß man auf nacktem Felsen nicht nach kostbaren Blumen suchen soll.

Die Negerseele und die Schönheiten der Natur, darin liegt nicht viel Rhythmus, noch Zusammenklang. Ich habe oft Europäer sich darüber entrüsten hören. Aber mir scheint, daß dazu nicht viel Ursache vorhanden ist. Doch verstehe ich den Unwillen. Es ist der Schauder der Erkenntnis, unter Larven die einzig fühlende Brust zu sein; Larven im Sinne des Unentwickelten, Animalischen, von höheren Trieben Unbeeinflußten. Und er wirkt um so stärker, weil er den unvorbereiteten, der psychischen Vorgänge im Neger unerfahrenen Neuling meist schon in den ersten Marschtagen befällt, in denen er selbst für all das Fremde um ihn, all das unbekannter Reize Volle am empfänglichsten ist. Aber er wird dann leicht ungerecht gegen den Neger, weil er vergißt, ein wie komplizierter Vorgang das ist, was wir Naturgefühl nennen und wie viel Erinnerungen meist unter der Bewußtseinsschwelle zusammenwirken müssen, damit wir eine Landschaft als ernst oder heiter, als erhebend oder niederdrückend, als feierlich oder alltäglich empfinden können. Wo solche Erinnerungen fehlen, wie bei dem weniger gebildeten Teil der Europäer, fehlt auch ebenso wie bei dem Neger das Gefühl für die Schönheiten der Natur. Das was man an seiner Stelle — und oft es vortäuschend — bei Jägern, Bauern etc. findet, nämlich die Heimatliebe (oder in ihrer andern Form: das Heimweh) — existiert auch beim Neger. Was ihm vollständig abgeht, ist die Fähigkeit, die Natur losgelöst vom Leben zu betrachten, als Schauspiel, als Gemälde. Seine Nerven sind nicht verfeinert, nicht überfeinert genug, um eine Landschaft als schön zu empfinden, trotzdem sie Entsetzen und Schrecken einflößt. Und selbst die Aesthetischsten unter uns, sofern sie gesund sind, ertragen auf die Dauer nur eine Landschaft, die in Sinnen, Geist und Gemüt Empfindungen auslöst, die angenehm, wohlthuend, „harmonisch" sind. Auch der Neger strebt bei Betrachtung einer Landschaft nach Harmonie. Aber da sein animalisches Leben viel stärker entwickelt ist, als das intellektuelle und gemütliche, so versteht sich, daß diejenige Natur ihm als die schönste und harmonischste erscheint, die seiner Triebwelt am kongruentesten ist. Eine Landschaft ist für ihn schön, wenn sie reich besiedelt und früchteschwer ist, aber eine Wildnis ist immer häßlich. Ein Weg ist schön, wenn er bequem, aber immer häßlich, wenn er beschwerlich ist und führte er durch die prachtvollste Gebirgslandschaft.

Dabei will ich auf eins besonders aufmerksam machen, trotzdem es so nahe liegt. Das, was auf uns neben der Form am mächtigsten in der Natur wirkt, die Farbe, ist für den Neger fast bedeutungslos. Wie sollte es auch anders sein? Wie groß sind nicht die Unterschiede ihrer Impression auf Kultiviertere. Wie sehr übersteigt der Genuß einer Farbenstimmung seitens eines Künstlers, der ihre Geheimnisse bis in die versteckteste Gründe verfolgt, oder eines Dichters, dem sie ein Abglanz seiner fantastischen Träume ist, den von gewöhnlichen Sterblichen. Und der Neger sollte von ihr in seinen Tiefen berührt werden? Wie steht es überhaupt mit dem Farbensinn minder kultivierter Völker? Man hat versucht, aus ihren Sprachen Erkenntnisse dafür zu gewinnen. Das scheint mir schon

deshalb schwierig, weil sie Farben ganz gut unterscheiden, für die sie keine Namen haben, so wie es uns mit Gerüchen und Geschmäckern geht. Speziell beim Neger übersieht man, glaube ich, immer, daß er nur die Farben benennt, die er auch darstellen kann. Bei den meisten Stämmen schwarz, weiß und rot. Völker, die auch einen anderen Farbstoff bereiten können, z. B. einen blauen, wie die Manyem und Waganda haben auch einen Namen dafür (trotzdem blau ein Wort ist, das in den meisten Sprachen erst sehr spät aufzutreten pflegt). Alle Dinge, für die der Neger keine Farbenbezeichnung hat, haben ihre Eigenfarbe: Blätter sind blättern, Messing ist messingsch zc. Man merkt oft, wenn man ihn prüft, wie er ringt und wie er wohl die gröberen Nüancen zu unterscheiden versteht, aber zuletzt erklärt er doch: Ich weiß nicht, wie diese Farbe heißt. Um das einigermaßen nachzufühlen, versuche man einmal z. B. die Farbe des Meeres bei verschiedenen Beleuchtungen genau zu benennen. Ein Nichtmaler wird rasch in Verlegenheit kommen.

Die Farben schwarz, weiß, rot faßt der Neger sehr weit. Den blauen Himmel nennt er schwarz, wie Virgil die Veilchen; die gelbe Blume nennt er rot, wie die Dichter das Gold. Merkwürdig ist, daß er durchsichtiges Wasser oder Glas schwarz heißt (was allerdings nicht viel falscher ist, als unser weiß). Ich habe nur selten gefunden, daß mit den Farben gewisse seelische Vorstellungen verknüpft werden. Am auffälligsten war folgendes. Die Wanyaruanda — also ein Stamm tief im Innern ohne jede Beziehung zu abendländischen Anschauungen nannten „Trauer haben“ „ukwirabura“ d. h. schwarz sein, und „die Trauerzeit hinter sich haben“ ukwera d. h. weiß sein. Das ist um so sonderbarer, da die beiden Farben in keiner Beziehung weder in Kleidung, noch Bemalung zc. zur Kennzeichnung ihrer Trauer, beziehungsweise „Ent-trauerung“ in Erscheinung treten. —

Ich kehre von diesem Ausflug wieder zur Schilderung meines Reiseweges zurück.

28. Februar. Wir stiegen heute vollends in die Ebene hinab. Je weiter man nach Norden kommt, desto älteren Eruptionen gehört die Lava an und um so stärker wird die sie bedeckende Humusschicht. Stellenweise, aber sehr dünn verteilt, finden sich die schattenlosen durchglühten Niederlassungen der Eingeborenen. Die Hütten haben auch hier 2 Zugänge, die sich aber nicht wie in Kischari gegenüberliegen, sondern rechtwinklig zu einander sich öffnen. Das Bett und davor die Feuerstelle befindet sich bei der Nebenthür. Bis 40 Baumstützen sind in den ziemlich geräumigen Hütten verteilt, zwischen denen Flechtwerk verschiedene Abteile und Verschläge bildet. In den Steinmassen stießen wir heute auf einen Teich, dem ein ansehnliches Gewässer namens Mihondo entspringt. Offenbar ist er der Abfluß eines größeren unterirdischen Beckens, das den Regen und die vom Gebirge zuströmenden, sich scheinbar im Pori verlierenden Bäche sammelt und dem Rutschurru (und damit dem Albert-Eduard-See und dem Nil) zuführt. Der Mihondo fließt längst eines hohen Walls von Schutt und Steinen, der wie ein Eisenbahndamm durch die Ebene zieht, nach Nordosten, meist sehr reißend, dann wieder teichartig auf 100 Meter sich erweiternd und von einer großen Zahl von Flußpferden und Wasservögeln belebt. Fußspuren von allerhand kleinem und großem Wild laufen auf ihn zu, und stellenweise durchbrechen tiefe Wechsel die von Phoenixpalmen dicht umrahmten Ufer. Wir hielten uns meist in der Nähe des Stromes

und querten den Akazienwald, der dem linken Ufer folgt, bis wir auf eine große bebend heiße Grassteppe hinaustraten, in deren Öde einige elende, wenig einladende Dörfer in den schweigenden Mittagsgluten verschlafen dalagen. Sie gehörten zu dem Sultanat Butundwe. Trotzdem jeder Nerv in mir nach Schatten und frischen Winden schrie, mußte ich doch unter dieser grell und schmerzhaft leuchtenden Sonne und in dieser gekochten Luft mein Lager aufschlagen.

Die Eingeborenen dieses Gebietes waren freundlich und zutraulich, sie fragten mich wiederholt, ob ich ein Bruder von Stokes wäre, jenem Engländer, der erst Missionar, später Elfenbeinhändler war und seine Gewinnsucht mit dem schmählichen Tod am Galgen bezahlen mußte, den die Belgier ihm allzuhastig bereiteten. Er hatte auf seinen Handelszügen auch die Gegend nördlich von hier berührt. —

Zu erwähnen ist, daß die Eingeborenen wegen des heißen rissigen Bodens Sandalen tragen, aber einfachster Art. Sonderbar sind auch ihre Speere, die am unteren Ende keine Zwinge, sondern hölzerne, bisweilen mit Leder überzogene Anschwellungen haben, an denen eine lange Schnur befestigt ist. Angeblich dienen sie zur Jagd auf Affen und Hippopotami.

1. März. Die Nacht war wie immer in den letzten Tagen schwül, mein Schlaf schlecht. Da ich außerdem noch an den Folgen der schlechten Ernährung und der Strapazen laboriere, ist meine Stimmung im allgemeinen unter Null. Zu meiner Erheiterung trägt auch nicht bei, daß einer der schönen Elefantenzähne Miene macht, zu zerspringen. Man hätte sie in Felle einnähen sollen, aber als ich das vorschlug, lachten meine Leute, wie die Bauern, wenn ein Städter zu ihnen von Landwirtschaft spricht. Ich hätte es gleichwohl gethan, wenn die Träger nicht fortwährend — zu meiner heimlichen Freude — über die Schwere der Zähne gemurrt und täglich erst einige Stunden später als wir das Lager erreicht hätten. Die furchtbare Sonnenglut der letzten Tage, der Wechsel zwischen der feuchtkalten Bergluft und dem beklemmend heißen Atem der Ebene wirkten zusammen, um den Austrocknungsprozeß des Elfenbeins zu sehr zu beschleunigen. Jetzt natürlich ist die Last nicht zu schwer, trotzdem sie mit 10 Fellen umwunden ist, jetzt kann im Lager nicht genug Gras herbeigeschleppt werden, um sie in Schatten zu decken, und was nicht alles noch — jetzt; aber mein Grollen findet bei den Leuten kein anderes Echo, als „amri ya muungu, Allahs Wille."

Wir wandten uns heute nach Osten. Die Ebene dehnt sich in kaum merklicher Steigung nach Nordosten weiter. Mit 3 kleinen Märschen soll der Albert-Eduard zu erreichen sein, der hier Itschumvi genannt wird; gerne würde ich hin, aber mein Tauschzeug ist so knapp, daß ich umkehren muß. Auch so weiß ich nicht, wie ich die Leute bis Usumbura befördern soll.

Vom heutigen Tage, der im allgemeinen ohne Strapazen war, sind nur 2 Flußübergänge zu erwähnen. Zuerst über den Mihondo. In mehrere Arme geteilt strömt er an der Furt reißenden Laufs über Lavafelsen, die teils in spitzen Zacken den Spiegel überragen, teils von tiefen unsichtbaren Spalten zerrissen sind. Da die Anwohner das Bett bis ins einzelne kennen, ist die Passage für die Träger zwar schwer aber ungefährlich. Dem lieben Vieh kann man aber leider nicht sagen „hier ist ein Schlund, cave!", so daß ich mich auf neue Verluste gefaßt machte.

Aber es ging besser, wie ich hoffte. Die Eingeborenen setzten Huf nach Huf auf passende Stellen und nur in den größten Spalt fielen die Tiere hinein;

ihre Todesangst gab ihnen aber Kraft, sich wieder herauszuarbeiten. Später kamen wir an den Rutschurru, dessen Quellgewässer ich schon im vorigen Jahre gekreuzt hatte. Diese Furt war nur für mich fatal. Der Fluß ist 40—50 Meter breit, über brusttief und heftig reißend. Man muß ihn erst queren und dann ebenso weit dem anderen Ufer stromaufwärts folgen, um landen zu können. Da die Eingeborenen anstandslos hinübergingen, folgte ich ihnen mit Vertrauen, nachdem ich Schuhe und Strümpfe abgelegt hatte. Die ersten Meter waren nicht schlimm, aber dann war der Boden mit kleinem spitzen Lavageröll bedeckt, die sich um so mehr in die Sohlen bohrten, als die Strömung gebot, die Füße fest anzustemmen. um nicht fortgerissen zu werden. Da ich in einer Hand die Uhr, in der anderen den Kompaß hoch halten mußte, konnte ich nicht schwimmen, ich war aber doch nahe daran es zu thun, weil ich vor Schmerzen nicht vorwärts kam und die Uferlandschaft bereits in schwindelnder Schnelligkeit an mir stromabwärts zu schießen begann, während es mir schien, als falle mein Körper nach der entgegengesetzten Richtung — ein Phänomen, daß beim Queren reißender Flüsse leicht sich einstellt. In diesem Moment kamen mir die Eingeborenen ungerufen zu Hilfe und führten mich hinüber, wobei ich mit Neid an den Feuerrostgang der heiligen Elisabeth dachte. Ich glaubte am anderen Ufer statt meiner Füße nur noch ein paar zerfetzte Stummel zu finden und war angenehm enttäuscht, von ein paar stark blutenden Rissen abgesehen, unversehrt zu sein. Mein „Stolz" hätte jetzt gefordert, daß ich die Eingeborenen etwas insultiert hätte, weil sie unverlangt mir beigesprungen waren, als ob der mami, d. h. der Sultan nicht auch ohne ihre Hilfe hinübergekommen wäre, aber ich war gutmütig genug, es bleiben zu lassen.

Am rechten Ufer befand sich ein verlassener Bananenhain, in dem wir lagerten. Im übrigen ist der Rutschurru von einem schmalen Galeriewald umrahmt, dessen dunkles Band sich durch die Ebene bis zu der Stelle schlängelt, wo der Strom aus den Bergen von Ruanda bricht. Die Vegetation ist äußerst üppig. Baumriesen und schlanke Phönixpalmen, die oft auch auf kleinen grasigen Inseln im Fluß sich erheben, Lianen und dichtes Unterholz bilden einen dunklen feuchten Park, der vom Kreischen der Papageien, vom Gelächter der Spottdrosseln, vom schwirrenden Gesang der buntschillernden Nektarinen und dem melodischen Flöten der Dryoskopen wiederhallt. Zahllose Schmetterlinge, darunter Riesenfalter mit samtartigen blauen oder leuchtenden grünen Flügeln schweben zwischen den Blüten der Winden und Loranthen oder sitzen in Scharen am Rande kleiner Wasserlachen. Auch von Käfern wimmelt es; gelbe Skarabäen mit schwarzer Totenkopfzeichnung oder mit silbernen Decken, die ein durchsichtiger Hornrand überragt und viele andere; des Abends aber illuminierten hunderte von Leuchtkäfern und Leuchtlarven gleichzeitig das Dunkel der Bäume und die Tiefe der Gräser.

2. März. Marsch durch die Lavaebene nach Südosten, zuerst lange Zeit dem Rutschurru folgend. Weite glühende Savannen, in denen hin und wieder ein einsames Dorf schläfrig träumt. Die Luft von heißem, gelbem Dunst und dem Rauch brennender Grasflächen erfüllt. Auf der östlichen Seite des Grabens mehren sich die Ansiedelungen; auch Bananenschamben. In einer von ihnen (Landschaft Bukomme) unser Lager.

3. März. Weiter nach S.S.E.; bald durch gut bebaute Gegend, bald durch steinige Wüste. Wir überschreiten den Rutschurru zum zweiten Male, da wo er in engem tiefem Felsbett von üppiger Vegetation begleitet, reißend und

brausend dahinschießend in die Ebene tritt. Er ist überbrückt von 4 schwankenden, lose gefügten Phönixpalmen, über die die nicht schwindelfreien Leute — insbesondere alle Weibsen — auf dem Rücken kriechender Eingeborener hinüberreiten müssen. Am anderen Ufer finden wir uns nach sanftem Anstieg dicht über einem lieblichen See, der einen alten großen Krater ausfüllt. Einige kleinere Trichter auf einer Halbinsel zeigen reichen Strauch- und Baumbestand. In der Nähe ein Dorf, in dem wir lagern. Die Eingeborenen überbieten sich in Liebenswürdigkeiten. In den letzten Tagen erhielt ich in 3 Portionen nicht weniger als 140 Eier; allerdings die meisten faul.

(„Ohne Wahl verteilte ich die Gaben, ohne Billigkeit das Glück" — andere Leute bekommen unheimliche Tantiemen für ihre Versündigungen am guten Geschmack und ich, der ich mich nie auf den Pegasus noch sonst ein weißes Rößl geschwungen habe, bekomme die faulen Eier. Es ist wirklich nicht alles zum besten in dieser besten aller möglichen Welten.)

4. März. Ich hegte heute die Hoffnung, den Anschluß an meine vorjährige Route zu erreichen, aber sie trog. Mit all diesen Nordost-Märschen sind wir doch weiter nördlich geraten, als ich annahm. Wir passierten heute Kissigalli, das in lockerem Verhältnis zu Ruanda steht. Die Eingeborenen fangen bereits an reservierter, furchtsamer und doch im Tauschverkehr begehrlicher zu werden. Der Anblick der Landschaft war wie gestern. Wechsel zwischen Öde und Fruchtbarkeit. Auch einen hübschen Kratersee sahen wir wieder. Viele frische Elefantenfährten kreuzten unsern Weg; in einer Schambe hatten die Tiere fürchterlich gewütet. Wir lagerten in einem Bananenhain, den eine großzügige Mäusespezies reich bevölkerte. Des Abends veranstalteten sie ein stimmungsvolles Vokalkonzert.

5.—7. März. Am nächsten Tage fand ich meinen alten Weg in der Nähe des Dorfes, in dem man mir vor ³/₄ Jahren meinen kleinen Boy Hamiß zu stehlen versuchte. Die Räuber waren diesmal auf die Kunde von meinem Kommen mit aller Habe geflüchtet. Über die nächsten Märsche kann ich mich kurz fassen, weil sie an anderer Stelle geschildert werden. Wir zogen auf dem gleichen Pfade wie früher am Rande des Lavaporis, passierten den Platz, von dem aus ich einst die Batwa-Pygmäen in ihren Wäldern aufgesucht hatte, um ihnen ein geraubtes Kind abzunehmen; wir sahen jetzt, daß sie sich ein paar hundert Meter weiter ein neues „Lug ins Land" aufgebaut hatten, von dem sie noch besser wie früher die Straßen überblicken konnten; und die glimmende Asche bewies, daß sie noch ebenso eifrig ihrem Wachdienst oblagen. Trotz der Regenzeit war das durchzogene Gebiet so wasserarm, wie in der Trockenzeit, und als wir in Kamuhanda in derselben Bananenschambe wie einst lagerten, fanden wir dieselben Haufen von gespaltenen Bananenblattscheiden zur Gewinnung des in ihnen eingeschlossenen Wassers wie ehemals. Dann ging es über die trostlos öden Lavasteppen nach Südwesten durch die Provinz Bugoie, am Hügel des Kilimavumbi vorbei, der 2 Jahre später die Karawane des Superiors von Issavi angriff und einen braven Schwarzen, einen der ältesten Christen Zentralafrikas, ermordete. An vielen kleinen längst erloschenen Kratern vorbei ging es zum schönen Thal des Ssabeye, dessen Fall mit seinen großen Wassermassen jetzt einen besonders prächtigen Anblick bot, und zuletzt in sanftem Anstieg über die Hänge, auf denen die Glimmerplättchen im Sonnenschein wie Spiegel blitzten, hinauf zu der Höhe, von der aus sich plötzlich das herrliche Panorama des Kivu-Sees mit seinen graziös geformten Inseln und

Halbinseln öffnet. Mit Entzücken schaue ich wieder auf das reizvolle Bild der nördlichen Uferlandschaft, auf den dunklen Kandelabereuphorbienpark von Kissenye, das große, von Feigen umrahmte Dorf der Erben des Häuptlings Bissangwa, auf den schönen gelben Badestrand neben der Isabehe-Mündung, auf die von riesigen Feldern und Bananenhainen bedeckte Ebene, über der sich das kühne Profil des Niragongwe-Vulkans aufbaut bis hinüber zu dem kahlen Buschpori, das in öder Eintönigkeit bis zu den Bergen von Uhungu nach Westen sich ausdehnt.

Am Strande von Kissenye, wenige Meter vom Ufer, schlage ich mein Lager auf. Rwakadigi, der Verwalter der Provinz Bugoie — sein Herr Buschako weilt zur Zeit am Hofe des Königs Juhi — sandte sofort einen seiner Watussi zu mir, der mir das „funguru" das „Freundschaftsgeschenk" bringt und gleichzeitig das größere „madsimanu" das „Gastgeschenk" ankündigt. Er sucht mein Gedächtnis zu schärfen, indem er mich daran erinnert, wie viele Krüge Pombe er nebst Ziegen und Vegatabilien mir das letzte Mal gebracht hätte. Um mir und meinen Leuten einige Ruhe nach den Strapazen der letzten Monate zu gönnen, blieb ich vom 7. März an in Kissenye liegen und trat erst am 10. meinen Weitermarsch längs der Ost-Küste an.

In der Nähe von Kissenye hatte Graf Götzen 1894 den See zuerst erreicht, worauf es bis zum Sommer 1898 unbesucht blieb. Damals kam ich dort an und im März 1899 auf der ebengeschilderten Expedition zum zweiten Male. Seitdem weilte ich noch häufig da; augenblicklich, wo übrigens die Kivu-Grenz-Kommission ihr Standquartier für die Regenkompagne 1901/1902 dort aufgeschlagen hat, zum siebenten Male. Der Platz, der an sich keine andere Bedeutung hat, als daß er die nördlichste Ansiedlung der Eingeborenen am Ostufer ist, wird auch in den diplomatischen Verhandlungen, in dem Grenzstreit zwischen Deutschland und dem Kongostaat hoffentlich bald ein Ende machen werden, öfter genannt werden, da seine geographische Position wiederholt festgelegt und sicher bestimmt ist.

Kissenye liegt in der großen zu Ruanda gehörigen Provinz Bugoie, deren Bewohner, die Wagoie, sich aber wesentlich von denen anderer Provinzen unterscheiden. Am Hofe des Königs betrachtet man sie schon lange als Rebellen und würde ihre Züchtigung durch die Europäer sehr gerne sehen, um so mehr als die eigenen Kräfte für eine dauernde Unterwerfung kaum ausreichen. Denn die Bevölkerung, die mindestens 100 Tausend Menschen zählt, sitzt sehr gedrängt und erhält noch fortwährend Zuzug aus den nördlichen Ländern, namentlich aus dem südwestlich des Albert-Eduard-See gelegenen Ibgwischa. Auch das ganze Volk von Kameronse hat sich in den letzten Jahren dort angesiedelt. Ich glaube, daß hier die Wellen einer größeren Völkerwanderung schlagen, die, aus den Waldgebieten des oberen Kongo kommend nach Osten hin flutet. Es sind hauptsächlich Waregga, mit ihrem Schmähnamen abariabantu oder bulyoko, d. h. Menschenfresser genannt, die immer mehr Terrain diesseits des Grabenrands zu gewinnen suchen und die dort ansässigen Stämme ostwärts drängen. Westlicher Einfluß zeigt sich infolgedessen auch sehr stark in Sitte und Sprache, in Ackerbau und Gewerbe, in Charakter und Erscheinung — kurz, in jeder Beziehung bei den Wagoie und daher der Gegensatz zu dem übrigen Ruanda. Nur noch in wenigen Bezirken von Bugoie nennt der König einen Schein von Herrschaft sein eigen. Der Chef der Provinz — Buschako — wagt seit langem nicht mehr, in seinem Lande zu residieren und auch die Unterchefs, soweit sie dem

Adel der Batussi angehören, haben sich allmählich in das Innere des Sultanats zurückgezogen oder vertreten selbst nur noch mit halber Seele die Sache ihres Fürsten. Das deutsche Gouvernement aber muß sich auf die Aufrechterhaltung der notwendigsten Beziehungen zwischen der Bevölkerung und ihren eingeborenen Autoritäten beschränken, solange der unleidliche Zustand der bisherigen Ungewißheit über die Zukunft des Landes fortdauert. Das ist bedauerlich, denn je länger diese latente Anarchie anhält, um so schwieriger wird sich die Reetablierung geordneter Verhältnisse gestalten und um so zäherem Widerstand späterhin die deutsche oder belgische Verwaltung begegnen. Unser kolonialpolitisches Interesse erfordert die Unterstützung des Königs und die Aufrechterhaltung der Watussi-Herrschaft mit der ihr innewohnenden strengen Abhängigkeit der großen Masse der Wanyaruanda. Das läßt sich bei einiger Kenntnis des Landes und Volkscharakters durchaus mit dem Gebot der Humanität vereinen, das die Ausrottung ungerechter Vergewaltigung und roher Willkür gegen die Unterworfenen heischt. Ja gerade diese Verbindung von kolonialen Interessen und Menschlichkeit wird es sein, die eine spätere Fruktifizierung dieser schönsten, weil bevölkertsten Teile unseres ostafrikanischen Besitzes, für die Urundi und Ruanda mit Recht angesehen werden, am sichersten verbürgen wird.

Das Bild von Kissenye, wie überhaupt des ganzen nördlichen Kivu wird durch die erhabene Erscheinung des Niragongwe-Vulkans beherrscht. Wer vom Süden her über den See fährt, erblickt, sobald er das mittägliche Ende der Kwidjwi-Insel umschifft hat, den gewaltigen Kegelstumpf. In ganz sanfter Neigung steigt das Nordufer langsam etwa 15 Kilometer an, hie und da von alten kleinen Kraterhügeln unterbrochen, die je nach ihrer Gestalt von den Eingeborenen mit phantastischen Namen getauft sind, bis es das Dach erreicht, von dem auf meilenweit nach Ost und West greifender Basis der Vulkan sich erhebt, dessen wundervoll graziös geschwungene Profillinien über 4500 Fuß hoch emporstreben und in scharfgeschnittener Horizontale, dem Rande des riesigen Kraters, sich vereinen. Graf Götzen hat den Berg von Osten her unter großen Mühsalen erklettert und seine Eindrücke anschaulich geschildert. Seine Nachfolger (Hauptmann Herrmann u. a.) haben sich einen bequemeren Zugang von Süden her verschafft. Man geht jetzt erst 4 Stunden über alte Lavafelder, die aber seit langer Zeit verwittert genug sind, um menschlichen Ansiedelungen zu dienen, und so reiht sich, trotzdem nirgends ein Brunnen oder Gewässer ist, Acker an Acker, Hain an Hain. Dann beginnt Wildnis. Durch üppigen Busch und Wald, der von Elefanten- und Antilopen-Fährten durchzogen ist, geht es über zerrissene Lava den mäßig steilen Berg hinauf. Je höher um so lichter wird die Vegetation; überall liegen vom Sturm gefällte Bäume, die zwischen dem in die Luft ragenden Wurzelwerk große im Sturz aus dem Boden mitgerissene Steine tragen, der Weg wird immer rauher und holpriger, häufig blickt man in große röhrenförmige Blasenräume, bis der Berg immer mehr verödet und nach 3 Stunden Erikazeen und eine gelbblühende Staude mit tabaksähnlichen Blättern (Senecio Johnst.) das einzige Grün, weiße und gelbe Strohblumen den einzigen Schmuck der Landschaft bilden.

Nur in den Schluchten steigt der Wald höher, dann folgt der letzte steile Anstieg über einen nackten Trümmerhang. An seiner unteren Grenze blickt man in den etwas tiefer gelegenen südlichen Krater hinab, dessen 80 Meter hohe Wände mit dunklem Wald bestanden sind, während eine helle gelbgrüne Sumpf-

decke die Sohle bedeckt, auf der in den Morgenstunden die Nebel ihre wirbelnden Reigen tanzen. 1½ Stunden steigt man von dort über das Geröll an, um oben ganz unvermittelt vor dem mittleren Krater zu stehen. Fast senkrecht stürzt die mehrere Kilometer umfassende Ringmauer durchschnittlich ca. 80 m tief hinab, die sich aus hellen und dunklen, schwarzen und grauen und roten, breiten und schmalen, rauhen und glatten Schichten aufbaut. An einigen Stellen wird sie von weißen silberglänzenden, vertikal laufenden Bändern gekreuzt. Fast in der Mitte des Grundes liegt der Schlot mit bretzel- oder acht-ähnlichen Rändern, aus dessen Tiefe ein dumpfes Kochen und Rauschen zur Höhe dringt und weißer Qualm in dicken Wolken nach oben steigt. Feiner Rauch quillt auch aus zahlreichen kleinen Spalten der ebenen Sohle und hier und da sieht man eine leise Bewegung der Erde, als würde sie von arbeitenden Maulwürfen gehoben. Der Anblick des ganzen Schauspiels ist von einer unbeschreiblich geheimnisvollen Größe und nicht mehr aus dem Gedächtnis zu tilgen, selbst nach nur flüchtigem Blick. Bald drückt der Wind auf die Rauchmassen und hält sie im Kessel fest, wo sie mit den Nebeln, die fast das ganze Jahr mehr oder minder stark den Vulkan einhüllen, sich zu undurchsichtigen Schleiern verdichten, bald zerreißt er die geballten und jagt sie die Wände entlang und hinauf und hinaus und legt für das Auge den ganzen Krater bis in den letzten Winkel frei. Und bei klarem Wetter schaut man von dort oben in solche Weiten und auf eine Rundsicht von solcher Pracht, daß, wer dies Bild genossen hat, verstummt, weil es zu schildern das pompöseste Wort ihm zu ärmlich, die leuchtendste Farbe zu stumpf, der wärmste Ton ihm zu kalt erscheint.

Schriftreform in China und Japan und ihr Einfluß auf die kulturelle Entwicklung Ostasiens.

Von A. Seidel.

Es klingt vielleicht paradox, ist aber trotzdem nicht weniger wahr, daß die Schrift der Japaner und noch viel mehr die der Chinesen ein wesentliches Hindernis für das Fortschreiten dieser Nationen auf dem Wege kultureller Entwicklung bedeutet. Es sind daher in Japan bereits etwa seit 20 Jahren Bestrebungen im Gange, die dahin zielen, das gegenwärtig gebräuchliche Schriftsystem durch ein anderes zu ersetzen. In China, wo man bekanntlich konservativer ist und die ungeheuren Nachteile der chinesischen Schrift noch nicht in so schmerzlicher Weise empfunden hat, sind solche Bestrebungen noch nicht zu Tage getreten, oder wenigstens auf die Kreise der europäischen Missionare beschränkt geblieben. Allerdings liegt das Problem bei den Chinesen auch wesentlich ungünstiger als bei den Japanern. In China wird bei dem Weiterbestehen das gegenwärtigen Schriftsystems für alle Zeiten eine Verbreiterung der Allgemeinbildung und im Zusammenhange damit eine Hebung des allgemeinen Kulturniveaus ausgeschlossen sein. In Japan wird der Fortschritt auf diesen Gebieten durch die derzeitige Schrift wenigstens sehr verlangsamt werden.

Die Bestrebungen der Japaner, die früher von der Rōmaji-Kwai (der Gesellschaft für Lateinschrift), in neuerer Zeit von Dr. M. Sawayanagi und Professor Mannen Ueda getragen werden, verdienen daher in hohem Grade die Beachtung und Förderung nicht nur der Japaner, sondern auch aller an Japan interessierten Abendländer, und es wäre dringend zu wünschen, daß auch in China eine Bewegung zur Beseitigung des jetzigen Schriftsystems in Fluß käme.

Zum Verständnis dieser Ausführungen ist es notwendig, einen Blick auf die Schriftsysteme beider Völker zu werfen, über welche meist völlig irrige und mindestens höchst unklare Anschauungen außerhalb der Kreise der Fachgelehrten bei uns verbreitet sind.

Gewöhnlich begegnet man dem Irrtum, die Sprache der Chinesen bestehe nur aus einsilbigen Wörtern. Dies ist grundfalsch und nicht einmal für die ältesten, uns bekannten Entwicklungsstufen der Sprache zutreffend. Nur die Wortwurzeln sind im Chinesischen einsilbig. Dies ist aber auch bei anderen und wahrscheinlich bei allen Sprachen der Fall. Aus den einsilbigen Wurzeln werden nun in den verschiedenen Sprachen durch lautliche Steigerung oder durch Zusammensetzung mit anderen Wurzeln Wörter gebildet. So ist das Wort „Kater" aus den beiden Wurzeln „Kat" (vgl. englisch cat) und „er" entstanden. Genau so verfährt das Chinesische. Zwar gebraucht es ebenso wie andere Sprachen [in reichem Maße z. B. das Englische], eine größere Anzahl von Wurzeln ohne weiteres als Wörter; eine reichlich ebenso große Anzahl von Wörtern wird aber durch Wurzelzusammensetzung gebildet, wodurch oft recht vielsilbige Wörter entstehen, z. B. kungfu (Zeit), kalau (Olive), chanschupiau (Thermometer), chutsiaumierl (Pfeffer). Das Kompositum chanschupiau besteht aus den drei Wurzeln

chan- (Kälte), schn- (Wärme), piau (Messer) und bedeutet daher wörtlich: Kälte-(und) Wärme-Messer. Doch ist das Kompositum fest zusammengeschmiedet und trägt einen gemeinsamen Hauptaccent auf der ersten Silbe. An eine bloße grammatische Aneinanderreichung ist in den meisten Fällen keineswegs zu denken. Bei vielen solcher Komposita ist nicht einmal mehr die Grundbedeutung der einzelnen Teile festzustellen, z. B. bei „kungfu". Allerdings bleibt die größte Anzahl der chinesischen Zusammensetzungen in ihren einzelnen Teilen völlig durchsichtig und kann jeden Augenblick auch ohne besondere etymologische Untersuchungen in die einzelnen Teile zerlegt werden, im Gegensatz zu der großen Mehrzahl anderer Sprachen, bei denen die Herkunft der Wörter infolge lautlicher Zerrüttung meist nicht ohne weiteres erkennbar ist. Wie sollte man z. B. erkennen, daß „Getreide" von der Wurzel „trag" abgeleitet und aus ge-trag-ida (getragenes) entstanden ist. Dieser letztere Unterschied zwischen dem Chinesischen und anderen Sprachen ist besonders wesentlich.

In diesem Punkte unterscheidet sich das Chinesische auch vom Japanischen. Die japanischen Wörter sind gleichfalls der Mehrzahl nach mehrsilbig. Der Prozentsatz der zwei- und mehrsilbigen Wörter ist im Japanischen sogar erheblich höher als im Chinesischen. Dagegen ist die Etymologie des einzelnen Wortes in den meisten Fällen nicht ohne weiteres zu durchschauen, und es gehört schon die tief eindringende Arbeit des Sprachforschers dazu, um z. B. festzustellen, aus welchen Wurzeln das Wort kokoro (Herz) zusammengesetzt ist. Eine besondere Physiognomie verleiht der japanischen Sprache der Umstand, daß sie chinesische Fremdwörter in außerordentlich großer Menge aufgenommen hat, allerdings indem sie dieselben lautlich mundgerecht machte. So sagt der Japaner z. B. dori (Vernunft) statt chinesisch tauli. Diese Vorbemerkungen über die Sprache der Chinesen und Japaner sind zum Verständnis des Folgenden wesentlich.

Um seine Sprache zu schreiben, zerlegt der Deutsche, wie die meisten Völker, den Laut eines Wortes in seine Grundelemente, Vokale und Konsonanten. Jedes dieser G r u n d e l e m e n t e hat ein besonderes Zeichen, und man kommt, da die Zahl der einfachen Laute ziemlich gering ist, mit einer kleinen Anzahl solcher Zeichen aus. Anders schon der Japaner. Statt auf die einzelnen Laute zurückzugehen, hat er sich darauf beschränkt, für jede, in seiner Sprache vorkommende S i l b e ein Zeichen zu erfinden. Da eine Silbe im Japanischen im allgemeinen nur aus einem Konsonanten und einem folgenden Vokal oder aus einem Vokal allein bestehen kann und der Lautbestand der Sprache ziemlich gering ist, so ergiebt sich, daß der Japaner, um seine Sprache zu schreiben, mit etwa 180 Silbenzeichen auskommen könnte. Thatsächlich beträgt ihre Anzahl indessen nur 48, da verschiedene Silben durch Kombination mehrerer Zeichen wiedergegeben werden, ähnlich wie bei uns das c mit dem h zur Wiedergabe eines besonderen Lautes verwendet wird. Nun bestehen diese 48 Zeichen aber in zwei verschiedenen Reihen, das Katakana und das Hiragana, wie bei uns das deutsche und das lateinische Alphabet. Ferner haben die Schriftzeichen besonders des Hiragana mehrere hundert Varianten, und ferner ist die Form vieler dieser Silbenzeichen ziemlich kompliziert. Indes möchten diese Schwierigkeiten noch zu überwinden sein, wenn nicht die Japaner es im allgemeinen vorzögen, ihre Sprache mit c h i n e s i s c h e n S c h r i f t z e i c h e n zu schreiben und ihr Silbenalphabet nur zur Bezeichnung der Flexionsendungen und der grammatischen Hilfswörter zu benutzen. Der Japaner schreibt also z. B. den Satz:

watak'shi wa mainichi tegami o matte i-mas' (wörtlich: Ich erwarte jeden Tag einen Brief), so daß er die Wörter watak'shi (ich), mainichu (jeden Tag) tegami (Brief), mat— (erwart) i (sein), mit den entsprechenden chinesischen Zeichen, die Hilfswörter und Endungen wa, o, —te, —masu mit den japanischen Silbenzeichen schreibt. Da die Schrift von oben nach unten läuft, so erhält man also das nebenstehende Bild.

私わ每日手紙を待て居ます

Da der Japaner die chinesischen Schriftzeichen benutzt, erwachsen auch ihm daraus alle Nachteile, die mit diesem Schriftsystem unweigerlich für die Chinesen verbunden sind. Auch der Chinese zerlegt den Laut eines Wortes nicht in seine einzelnen Bestandteile, vielmehr hat er für jede Wurzel ein besonderes Schriftzeichen erfunden. Da die Wurzeln des Chinesischen, wie oben erwähnt, einsilbig sind, könnte man also meinen, auch das Chinesische habe eine Silbenschrift. Aber weit gefehlt! Wäre dies der Fall, so könnte das Chinesische, dessen Hauptdialekt, der Pekingdialekt, beispielsweise etwa nur 430 lautlich verschiedene Silben zählt, mit ebensovielen Zeichen auskommen. Dem Chinesen ist es aber bei der Erfindung der Schrift gar nicht darauf angekommen, den Laut des Wortes zu bezeichnen, sondern, ein sichtbares Bild für den Begriff zu geben. Daher kann eine Wurzel (bezw. Silbe) mit soviel verschiedenen Zeichen geschrieben werden, als sie Begriffe in sich vereinigt. In dem Wörterbuch des Pekingdialekts, daß ich mit einer Grammatik dieser Sprache veröffentlicht habe, ist die Wurzel „fan" beispielsweise in sieben verschiedenen Bedeutungen aufgeführt, nämlich a) hin- und herfliegen, b) bemühen, c) fremd, d) jeder, e) sich empören, f) übertreten, g) gekochter Reis. Je nach der Bedeutung wird die Silbe „fan" daher mit einem der nebenstehenden Zeichen geschrieben. Der Chinese schreibt also Begriffe, keine Laute. Kennt man z. B. die Bedeutung der chinesischen Schriftzeichen, so kann man einen chine-sischen Text verstehen, auch ohne eine Ahnung davon zu haben, wie er für das Ohr lautet. Daher sind z. B. die Japaner, weil sie die chinesischen Schriftzeichen kennen, in der Lage, den Sinn eines chinesischen Schriftsatzes zu erraten, selbst wenn sie der gesprochenen Sprache nicht mächtig sind.

a. 翻
b. 煩
c. 番
d. 凡
e. 反
f. 犯
g. 飯

Da nun die Sprache eines Kulturvolkes über einen ziemlich reichen Schatz von Begriffen verfügt, so ist eine recht erhebliche Zahl von Schriftzeichen erforderlich, um jeden dieser Begriffe in der Schrift ausdrücken zu können. Das beste einheimische Wörterbuch, das des Kaisers Kanghi, enthält denn auch gegen 40000 chinesische Schriftzeichen. Viele davon sind allerdings veraltet, oder weniger gebräuchliche Varianten, oder dienen zur Wiedergabe rein technischer Ausdrücke. Nichtsdestoweniger ist für den Gebrauch im gewöhnlichen Leben die Kenntnis einer Anzahl von 3 bis 5000 Schriftzeichen unentbehrlich. Was die gedächtnismäßige Aneignung einer solchen Masse von verschiedenen und oft sehr komplizierten Schriftzeichen für Anforderungen an Zeit und Arbeitskraft stellt, davon macht man sich schwer einen Begriff. Eine große Anzahl dieser Zeichen besteht

aus 20 und mehr Strichen. Allerdings sind die chinesischen Schriftzeichen nicht völlig willkürlich gebildet. Der Gesamtheit derselben liegen vielmehr 214 einfache Zeichen zugrunde, die man Klassenhäupter zu nennen pflegt, und die so ausgewählt sind, daß sie eine Anzahl von Gattungsbegriffen darstellen, deren Gesamtheit das ganze menschliche Vorstellungsgebiet umspannt. Aus diesen Grundformen werden alle übrigen Zeichen zusammengesetzt. So enthalten die Schriftzeichen für alle Begriffe, welche mit Baum und Holz zusammenhängen, in sich das Schriftzeichen des 75. Klassenhauptes, welches Baum und Holz bedeutet. Man vergleiche z. B. nebenstehend die Schriftbilder für a) Baum, b) Wald, c) Wurzel, d) Akazie, e) Tisch (weil aus Holz), u. s. w.

a. 木
b. 林
c. 根
d. 椿
e. 棹

Natürlich ist die Verteilung der Begriffe auf die 214 Klassen im einzelnen vielfach willkürlich. Ebenso ist die Wahl der Zusatzzeichen, welche zusammen mit dem Klassenhaupt ein zusammengesetztes Schriftzeichen ausmachen, im großen und ganzen willkürlich gewesen, wenigstens lassen sich heute nur noch selten im einzelnen Falle die Gründe dafür durchschauen. Das Gedächtnis steht also nach wie vor vor einer außerordentlich harten Aufgabe, zumal neben der Form des Schriftzeichens jedesmal auch der Laut desselben und seine Bedeutung eingeprägt werden müssen.

Es ist die Hauptaufgabe der Schulen in China, wie in Japan, die Jugend nach und nach in die Geheimnisse dieser fürchterlichen Schrift einzuführen. Eine unsägliche Mühe und unzählige Monate kostbarer Zeit werden auf diese Aufgabe verschwendet, und es ist ohne weiteres abzusehen, daß alle übrigen Unterrichtsgegenstände und damit die allgemeine Bildung des Individuums, wie des ganzen Volkes auf das allerschwerste beeinträchtigt werden. Natürlich gelingt es trotzdem nur verhältnismäßig wenigen, sich eine einigermaßen erwähnenswerte Fertigkeit im Lesen anzueignen. Für die große Masse des Volkes ist daher die Litteratur, die Zeitungen, wie alles Gedruckte und Geschriebene im großen und ganzen unzugänglich.

Ein solches Hindernis zu beseitigen, ist gewiß eine lohnende Aufgabe, und die darauf gerichteten Bestrebungen verdienen unser Interesse in hohem Maße; denn der Augenblick, wo sie erfolgreich sind, wird zweifellos der Ausgangspunkt einer völlig neuen Entwicklung in Ostasien sein.

Es ist indessen nicht leicht, in dieser Beziehung Wandel zu schaffen, besonders in China nicht, wo der Widerstand gegen jede Neuerung stärker zu sein pflegt als sonst auf der Erde, und wo die Verehrung der Klassiker, die sich bis auf die Schriftzeichen erstreckt, mit denen ihre Werke geschrieben sind, den Widerstand noch besonders anspornen wird. Aber auch in Japan sind die Versuche, die die Rōmaji-Kwai im Jahre 1885 unternahm, daran gescheitert, daß der unvermittelte Sprung von der chinesischen Wortschrift bis zur lateinischen Buchstabenschrift den Japanern allzu kühn erschien. Neuere Bestrebungen indes, die vom Unterrichtsministerium unterstützt werden, haben zunächst erreicht, daß die zahlreichen Varianten der Silbenschrift beseitigt, die Schreibung der zusammengesetzten Silben vereinfacht und der Gebrauch der chinesischen Schriftzeichen eingeschränkt worden ist. Für die Lesebücher der Volksschulen ist vom Ministerium eine Liste von 1200 chinesischen Zeichen aufgestellt worden, welche als die wichtigsten und häufigsten von den Schülern gelernt werden sollen. Daneben soll die heranwachsende Generation

zunächst in den höheren Schulen auch mit dem Gebrauch der Lateinschrift bekannt gemacht werden, die zur Wiedergabe des gewöhnlichen Japanisch völlig ausreicht. Für die höheren Stilarten freilich ist die Einführung der Lateinschrift nicht ohne weiteres durchführbar. Das Japanische hat nämlich, wie das Chinesische und manche andere asiatischen Sprachen, neben der gesprochenen Umgangssprache eine stark von dieser abweichende Schriftsprache (nicht zu verwechseln mit der Schrift). Die Umgangsprache wird nicht geschrieben und die Schriftsprache nicht gesprochen. Die chinesische Schriftsprache ist nun derartig von den chinesischen Schriftzeichen abhängig und so sehr auf das bloße Gelesenwerden mit den Augen zugeschnitten, daß ein chinesischer Text, wenn er, ohne die Schriftzeichen anzusehen, vorgelesen wird, wegen der außerordentlich zahlreichen, gleichlautenden Wörter dem Hörer völlig unverständlich bleibt. Dasselbe würde natürlich eintreten, wenn man einen solchen Text mit lateinischen Buchstaben wiederzugeben versuchte. Im Japanischen ist der Unterschied zwischen der Schriftsprache und der Umgangssprache an sich zwar weniger erheblich. Aber in den höheren Stilarten herrschen die Wörter und Konstruktionen, die der chinesischen Schriftsprache entlehnt sind, doch derartig vor, daß eine Wiedergabe in lateinischen Lettern gleichfalls der Gefahr ausgesetzt sein würde, nicht verstanden zu werden.

Aus diesem Grunde ist eine andere Bewegung in Japan, die sogenannte Gembun-itchi-Bewegung, von hohem Interesse, die dahin zielt, die besondere Schriftsprache allmählich zu verdrängen und die Umgangssprache an ihre Stelle zu setzen. Ist dies erreicht, so ist eine der größten Schwierigkeiten, die der Einführung der Lateinschrift entgegenstehen, überwunden.

In der gleichen Richtung ist auch der Weg zu suchen, auf welchem den Chinesen Hilfe gebracht werden kann. Auch ihre Schriftsprache muß verschwinden, so sehr der Fanatismus der Gelehrten und der Reaktionäre sich auch dagegen sträuben mag. Der Hauptdialekt der Umgangssprache, das Pekinesische muß zur Schriftsprache für das ganze Reich erhoben werden. Dieser Dialekt ist mit lateinischen Buchstaben sehr gut wiederzugeben, wie ich in meiner Grammatik desselben gezeigt habe. Allerdings herrschen im ungeheuren chinesischen Reiche etwa 11 verschiedene gesprochene Dialekte, die man besser Sprachen nennen könnte, da sie sich bis zur vollständigen Unverständlichkeit von einander unterscheiden. Die bisherige Schriftsprache war bisher für alle diese Dialekte die gleiche, wie auch die neue Schriftsprache es sein müßte. Für einen sehr großen Teil des chinesischen Volkes würde also die Trennung zwischen Schrift- und Umgangssprache trotzdem bestehen bleiben, wenn man nicht so weit ginge, mehrere der bedeutendsten gesprochenen Dialekte neben einander, jeden für sich, zur Schriftsprache zu erheben, was bei den vielen Millionen, von denen die einzelnen Dialekte gesprochen werden, gewiß keine großen Bedenken hätte. Der Herkules von einem Reformator, der es fertig bringt, die jetzige Schriftsprache zu verdrängen, an ihre Stelle die Umgangssprache zu setzen und für diese die Lateinschrift an Stelle der bisherigen Wortschrift einzuführen, wird auch Mittel und Wege zu finden wissen, um diese Schwierigkeit zu überbrücken. Die Japaner werden in einigen Generationen auf die völlige Lösung der bezeichneten Aufgabe hoffen können; China ist in dieser Beziehung auf lange hinaus jeder Hoffnung bar und daher vor der Hand zum Stillstand auf dem Wege zur höheren Kultur verurteilt.

Die wirtschaftliche Entwicklung Samoas.

Von Dr. Reinecke.

II.

Über die Zwischenzeit ist von berufener Feder in der Kolonialztg. gelegentlich der letzten internationalen Samoakrisis, dem furchtbaren Vorspiel zur Teilung Samoas berichtet worden, und auch jene für die Urheber gleich unrühmlichen Vorgänge sind hinlänglich bekannt. Zum Ruhme der Samoaner und gleichzeitig zur Charakteristik der Verhältnisse sei noch erwähnt, daß die Eingeborenen thatsächlich, trotz ihrer geringen Zahl und mangelhaften Bewaffnung, aus allen Kämpfen mit fremden Truppen unbesiegt hervorgingen, daß kein bewaffneter Eingriff vermocht hat, sie zu entwaffnen oder zum Gehorsam zu zwingen. Umso zugänglicher waren sie wirklich friedlichem Einflusse. Solchem haben sie, was früher nur wenige für möglich gehalten haben, ohne Widerstand ihr Kostbarstes, die Gewehre, vertrauensvoll preisgegeben, als die internationale Kommission im Mai 1899 ihnen dafür Befreiung vom schweren Übel der englisch-amerikanischen Gewaltthaten zusicherte und später die deutsche Verwaltung ihnen den lange entbehrten Frieden bot.

Daraus erzielt sich die wertvolle Lehre, daß die Samoaner nicht mit Waffengewalt, aber leicht mit richtigem, friedlichem Einfluß zu regieren sind. Die Hauptrolle dabei spielt persönliche Autorität, und diese setzt eine gute Kenntnis des Volkes und seines Charakters voraus. Der erste Gouverneur Dr. Solf hat damit viel erreicht, und seine Erfolge rechtfertigen die ihm dafür auch gezollte Anerkennung. Der größte Triumph für seine Verwaltung ist die anstandslos und allgemein erfolgte Zahlung der Kopfsteuer, sowie die Verhütung neuer Unruhen gelegentlich der stets gefährlichen Mattenverteilung, einer bedeutsamen Volkssitte, die durch den Tod hoher Häuptlinge und die Wahl und Anerkennung seines Würdennachfolgers bedingt ist; dabei geben Neid, Ehrsucht und Sippenfeindschaft meist Zünder für kriegerische Verwicklungen. Diese Gefahr lag bei der letzten Mattenverteilung für Mataafa als „alli sili" (hoher Häuptling) unter deutscher Hoheit besonders nahe, da die alten, durch die letzten Wirren geschaffenen Gegensätze noch keineswegs verwischt waren; sie dürften auch noch längere Zeit nachwirken und bei Mataafas vielleicht nicht mehr fernen Ende erneut ausbrechen.

Die im April 1899 nach Samoa entsandte internationale Kommission bestätigte die Unhaltbarkeit der durch den „Berliner Vertrag" im Jahre 1889 geschaffenen Verwaltungsnormen und vor allem des verhängnisvollen Tridominates,

einer dreifachen diplomatischen Beteiligung und sogenannten Gleichberechtigung auf dem kleinen Gebiet. Dazu hatten der Tod Malietoas, der von den drei Vertragsmächten 1890 als König installiert worden war, und die Erfahrungen seiner acht Jahre lang vergeblich verteidigten Stellung den Ausschlag gegeben. Man hatte allgemein eingesehen, daß nur eine Trennung der politischen Interessen zu Gunsten einer einheitlichen Verwaltung den ununterbrochenen Unruhen ein Ziel setzen und eine gedeihliche Entwicklung der Inseln nach furchtbarster Mißwirtschaft ermöglichen würde. Das hofft man durch die Teilung der Gruppe zwischen Deutschland (Upolu und Savaii mit den Neben-Inseln) und Amerika (Tutuila und die Manuagruppe) — England war anderweitig befriedigt worden — durch den deutsch-englischen Vertrag vom 14. November 1899 und den deutsch-amerikanischen Vertrag vom 2. Dezember 1899 erreicht zu haben. Die geographische Grenze bildet der 171° w. L. Die Übernahme des westlichen Anteils als deutsches Schutzgebiet erfolgte durch allerhöchsten Erlaß vom 17. Februar 1900. Damit begann nach Proklamierung der deutschen Schutzherrschaft und der Flaggenhissung am 1. März 1900 die deutsche Verwaltung, deren Erfolge am besten durch die letzte Beratung der Kolonialetats im Reichstage am 6. März d. J. dadurch charakterisiert wurden, daß der Abgeordnete Hasse davor warnte, die günstigen Erfahrungen, die man in Samoa gemacht habe, zu verallgemeinern. Das bezog sich im speziellen auf die dort eingeführte viel gepriesene und besonders von Professor Hans Meyer warm empfohlene Selbstverwaltung. Die Anerkennung, die dem Gouverneur in jener Sitzung des Reichstages gezollt wurde, ist sehr erfreulich und berechtigt; aber das Lob der Selbstverwaltung wird auch Dr. Solf nicht ganz mitempfunden haben. Dafür ist auch Samoa noch nicht ganz reif, obwohl dort die Vorbedingungen dazu vorhanden wären.

Der Berliner Vertrag hatte dazu den Grund gelegt, durch Einsetzung eines Munizipalrates für Apia, der aus 6 von den wahlberechtigten Bürgern des Stadtgebietes zu wählenden Städträten unter Vorsitz eines Präsidenten, den die Vertragsmächte ernannten, bestand. Diese Körperschaft ersetzte Dr. Solf durch einen Gouvernementsrat aus 7 Mitgliedern, dessen Funktionen aber auf Deutsch-Samoa allgemein in beratender Form ausgedehnt sind. Die nationale Zusammensetzung des vereinigten Stadtrates wurde durch die Zahl der nationalen Vertreter reguliert; sie bestand demgemäß meist aus 3 deutschen und 3 nichtdeutschen (Engländer und Amerikaner), die neue Körperschaft dagegen zählt 5 Deutsche und 2 Engländer, entsprechend der veränderten Lage; den Engländern wurde diese Konzession zunächst zur Ausgleichung der nationalen Gegensätze gemacht. Der Gouvernementsrat giebt der Bürgerschaft Gelegenheit, Anregungen und Vorschläge zur Kenntnis des Gouverneurs zu bringen, und gestattet diesem in heiklen Fragen, der Bürgerschaft eine gewisse Verantwortung durch Abstimmung zuzuschieben. In diesem Sinne machen sich insofern doch gewisse Schattenseiten bemerkbar — und das dürfte ein Charakteristikum für eine Selbstverwaltung ganz allgemein sein — als die Bürgerschaft für unbequeme Entscheidungen die „Regierungsräte" verantwortlich macht, aber doch den Gouverneur meint, da dieser jene ohne ihre Wahl beruft. Demgemäß fühlen sich dann viele Berufene als die Auserkorenen. Ob aber eine Selbstbeteiligung der Bürgerschaft durch Wahl der Vertreter ein Vorteil für die Verwaltung sein würde, ist trotzdem die Frage, zunächst würde dadurch möglicherweise sogar das deutsche Übergewicht gefährdet; und das ist auf keinen Fall zu

wünschen, zumal bis jetzt noch der Zuzug nichtdeutscher Ansiedler relativ groß ist[1]). Ein tüchtiger Gouverneur bleibt das Agens. Auch die Kolonisten brauchen einen „spiritus rector", der über den Parteien und Sonderinteressen steht; je tüchtiger er ist, und je unabhängiger, desto besser ist es für die Gesamtinteressen und die Entwicklung der Kolonie; wenn es ihm gelingt, alle Schutzbefohlenen zufrieden zu stellen, dann ist er ein wunderbares Genie!

Dem Gouverneur stehen als Reichsbeamte zur Seite: ein Richter, gleichzeitig als Vertreter (12000 Mk.), ein Sekretär (5400 Mk.), ein Zollverwalter (6000 Mk.), ein Gerichtsschreiber (5400), 2 Bureaugehilfen (4000 + 3000), ein Lootse (4000), ein Polizeichef für Apia (5000) mit einem Polizeimeister (4000), u. 2 Zollaufseher (je 3400). Dazu kommen noch außerordentliche Hilfskräfte (23750 Mk.) und die Besatzung der Regierungsfahrzeuge (12500). Sämtliche Beamte haben freie Wohnung oder entsprechende Mietsentschädigung. Die Gehälter (nach dem Etat für 1902) betragen rund 126000 Mk.

Was die allgemeine Verwaltung anbelangt, so hat auch hier die deutsche Herrschaft in kurzer Zeit mit außerordentlich geringen Mitteln sehr viel geschaffen.

Außer den vorgenannten weißen Beamten sind dafür folgende farbige Hilfskräfte thätig und besoldet: 1 Gerichtsdolmetscher (1500), ein Bureaudiener, zugleich Hilfsdolmetscher (1500), 1 Ausläufer (750), 30 Polizeisoldaten (je 480), 10 Polizisten für Apia (je 1250), Besatzung der Regierungsfahrzeuge (2500) und andere eingeborene Hilfskräfte (4500). Die Ausgaben hierfür betragen zusammen rund 38000 Mk.

Die Gesamtunkosten des Personalbestandes belaufen sich somit auf nur 154000 Mk. Dazu kommen dann noch als laufende Ausgaben: Bureau- und sonstige Verwaltungsgelder (rund 100000), für Mataafa (3000), für die deutsche Schule und Verbreitung der deutschen Sprache (7500), für sanitäre Zwecke (10000) und für die samoanische Selbstverwaltung (40000); Summa rund 162000 Mk.

Als einmalige Ausgaben figurieren im Etat für 1902 103000 Mk. für: Beschaffung von Booten (3000), Wegebauten und Hafenanlagen (35000), sonstige Bauten und Grunderwerb (50000) und zur Anwerbung fremder, farbiger Arbeiter (15000).

Der zweite Kolonialetat für Samoa lautete schon außerordentlich günstig. Wenn auch die Ausgaben gegen 1901 um 175500 Mk. (von 266000 auf 441400) gestiegen sind, so hat das Reich doch nur 24000 Mk. mehr (146000 : 170000) zu tragen, da die Einnahmen von 120000 auf 271000, also um 151000 zunehmen werden. Das ist eine so günstige Perspektive, daß die Frage berechtigt scheint, ob nicht zunächst doch eine größere Belastung des Reichskontos zu Gunsten der Entwicklung der Kolonie am Platze gewesen wäre; denn daß sich Samoa unschwer und bald selbst erhalten kann, steht außer allem Zweifel. Ebenso unabweisbar hierfür sind aber auch verschiedene Vorbedingungen, die in den folgenden Betrachtungen zur Erörterung gelangen sollen.

Der günstige Etatsabschluß ist nur durch relativ hohe Steuern und Zölle ermöglicht, über deren Opportunität man verschiedener Ansicht sein kann. Jeden-

[1]) Neuerdings zwar bringt jede Postverbindung zahlreich ansiedlungslustige Deutsche; aber nur wenige von ihnen werden ihre Erwartungen bestätigt und Gelegenheit finden, zur Erschließung Samoas und zur Entfaltung des Handels beizutragen, da ihnen die notwendigsten Vorbedingungen Geld und Erfahrung fehlen.

falls wird besonders die allgemeine Erhöhung des Einfuhrzolles von 2 auf 10% des Wertes vielfach schwer empfunden. Eine Gefahr für die wirtschaftliche Entwicklung der Kolonie wird man andrerseits daraus nicht ableiten können; denn in gewissem Sinne darf man diese Belastung der Einfuhr als eine Luxussteuer ansprechen, da die notwendigen Lebensbedingungen auf Samoa selbst gegeben sind. Änderungen des Steuer- und Zollsystems werden je nach Lage der Verhältnisse geboten sein; prinzipielle Grundsätze dafür aufzustellen halte ich für verkehrt.

Schon jetzt (1901) beträgt der Wert der Ein- und Ausfuhr Deutsch-Samoas fast soviel wie der von Neuguinea, den Karolinen und Marianen zusammen; und er wird aller Wahrscheinlichkeit nach rascher steigen als jener, wenn auch speziell Neuguinea später eine größere wirtschaftliche Bedeutung erlangen dürfte. Mehr wert als die übrigen Teile des Südseeschutzgebietes wird Samoa unter richtiger Verwaltung stets bleiben.

Die wesentlichsten Erfolge, die als erster Segen einheitlicher Verwaltung auch mit Sicherheit zu erwarten waren, sind

1. die völlige Entwaffnung der Eingeborenen, die allmählich über 6000 Gewehre (die letzten 1500 am Geburtstage des Kaisers 1901) gegen eine relativ geringe Entschädigung ablieferten.

2. Die friedliche Organisation der Samoaner unter sehr geschickter Benutzung und gleichzeitig Entkräftung der Partei- und Cliquenverhältnisse.

3. Die Durchführung und Zahlung der Kopfsteuer.

4. Die mindestens äußerlich erreichte Beruhigung der antideutschen Elemente und Agitationen unter den Fremden, speziell der Mission, ohne Einbuße der deutschen Autorität und Interessen.

5. Die Verbesserung der Verkehrsverhältnisse.

6. Fortschreitender Ausbau des gesamten Verwaltungssystems auf richtiger Basr, entsprechend den örtlichen Verhältnissen.

Das sind zunächst Grundlagen, die eine wesentliche Vorbedingung für die gedeihliche Entwicklung einer Kolonie bilden und bei richtiger Pflege zum Ziele führen müssen.

Verkehrsverhältnisse und Bauten.

Speziell im Wegebau ist sehr viel geschehen, und zwar ohne besondere Kosten, ohne fremde Arbeiter, lediglich mit Samoanern. Damit ist also auch eine erzieherische Wirkung auf diese sehr vorteilhaft verbunden. Schon jetzt sind die wesentlichsten Gebiete Upolus durch feste mit Steinen und Korallenkalk chaussierte Fahrstraßen erschlossen, und das Verwaltungsprogramm weist für die nächste Zeit weitere Projekte auf. Die bisher ausgebauten Straßen haben eine Gesamtlänge von etwa 20 km, das würde nach unseren, deutschen Erfahrungen einem ungefähren Kostenaufwand von mindestens 300 000 Mk. entsprechen[1]), während im Etat bisher dafür nur 35 000 Mk. angesetzt waren. Auch auf der Insel Savaii hat der Wegebau bereits erfolgreich begonnen.

Die ländlichen Verkehrsverhältnisse sind dadurch in erfreulicher Vorbereitung der Kultur voraus geeilt, so, daß sie ihr nun leicht auch im Detail folgen

[1]) Die Baukosten für Kunststraßen II. Ordnung schwanken nach unseren Erfahrungen zwischen 10 u. 25 Mk. für dar lfd. Meter (ohne Brückenbauten).

können. Von besonderer Bedeutung wird auch für die Kontrolle der Eingeborenen und für die Verwaltung überhaupt eine Querstraße über Upolu (von Apia nach Safata) sein, an die sich dann dort Küstenstraßen der Südseite anschließen, die allerdings zum Teil auf Terrainschwierigkeiten stoßen, wie sie jetzt schon auf der Nordseite nach Osten zu überwinden sind.

Auch in anderer Beziehung hat das Gouvernement für öffentliche Bauten manches gethan; in erster Reihe für die Verwaltung selbst, die noch zum Teil auf recht unzureichende Räumlichkeiten angewiesen ist. Die Bauverwaltung ist bestrebt, auch hier veredelnd zu wirken. Das ist für das äußere Ansehen der samoanischen „Hauptstadt“ Apia sehr erwünscht; denn die fortgesetzte Furcht vor katastrophalen Zerstörungen durch immer drohende politische Ereignisse hat dort bisher jedes Interesse für Schönheit und Fortschritt erstickt, sodaß Apia sich nicht über das Niveau eines primitiven Bretterdorfes erheben konnte, obwohl zweifellos bereits hinreichend Sinn für äußere Ausgestaltung und Verschönerung der Wohnstätten vorhanden war. Die Bauverwaltung arbeitet daraufhin, mehr und mehr Steinbauten zur Geltung zu bringen, die aus nicht ganz unberechtigter Furcht vor den spaltenden Einflüssen der häufigen Erdbeben bisher fast ganz gemieden wurden; doch sind seit geraumer Zeit keine so starken Erderschütterungen aufgetreten, daß Steinbauten dadurch thatsächlich gefährdet erschienen. Abgesehen von der größeren Haltbarkeit und Dauer haben massive Wohnhäuser auch auf Samoa in sanitärer Beziehung entschieden manche Vorteile, und sie sind, da es an Steinen und Kalk (Korallen) nirgends mangelt, entschieden billiger, solange das Bauholz von Amerika oder aus den englischen Kolonien bezogen wird. Die Bauunternehmer ziehen natürlich gerade deshalb die für sie lukrativeren Holzbauten vor. Ob die ausgezeichneten Holzschätze des samoanischen Urwaldes sich gerade für Hausmaterial eignen werden, ist abzuwarten. Fest genug ist das Holz vieler Bäume sicherlich, auch sehr wetterhart und ausdauernd (besonders durch Harzgehalt) gegen die Feuchtigkeit; aber es wird wegen den Transport- und Arbeitskosten vielleicht nicht mit dem Importholz im Preise konkurrieren können; denn für Transport und Bearbeitung fehlt es leider überall an den billigen Wasserkräften.

Über die Küsten d. h. das feste Land haben sich die Bauarbeiten bisher nicht erstreckt. Der Wasserverkehr hat noch gänzlich vernachlässigt werden müssen — im Kleinen wie im Großen.

Deutsch-Samoa hat dadurch, daß es deutsch wurde, seine beste Verkehrsader — San-Francisco-Auckland-Sydney — verloren, da diese jetzt den amerikanischen Anteil beglückt, und für das deutsche Gebiet nur noch den Anschluß in Pagopago zuläßt. Das ist zunächst, besonders für Apia, ein herber Verlust; denn die noch erhaltene Monatsverbindung mit einem englischen Kolonialdampfer (Auckland-Tonga-Samoa-Viti (Fiji)-Sydney) ist nur ein sehr spärlicher Rest der früheren Verkehrsmittel. Mit dem Mutterlande fehlt sonach jeder Kontakt. Das ist für die Kolonie und auch für dieses ein sehr großer Nachteil in mehrfacher Beziehung; er kann unter Umständen kritisch werden. (Wir kommen später darauf zurück.) Auch eine neuerdings in Aussicht gestellte Verdoppelung der amerikanischen-australischen Linie, die zur Hälfte Deutsch-Samoa (Apia) zustatten kommen soll, hat hierauf keinen Einfluß, sondern nur Nutzen für Nord-Amerika und die englischen Kolonien. Leider fehlen auf Deutsch-Samoa jegliche

geeigneten Hafenplätze; der Apiahafen ist, wie die Erfahrung bitter gelehrt hat, nichts weniger als ein Schutzhafen. Bei normalem Seegang und in der Passatzeit (April-November) genügt er zwar zur Verankerung mehrerer größerer Schiffe; aber auch dann bleibt der Verkehr mit diesen auf Boote beschränkt, da die Errichtung von Landungsstellen durch die Unbilden der Regenzeit mindestens gefährdet sein — einen hohen Seegang bei nördlicher Strömung aber wahrscheinlich nicht aushalten würden. In diesen Übelständen liegt ein großes Verkehrhindernis, dessen Beseitigung die größte technische Aufgabe für die Zukunft sein wird. — Ob man zu diesem Zweck nach Maßgabe der zentralen Lage und Vorrechte Apias den dortigen „Hafen“ durch Wasserbauten (Molen) rc. schützen oder ihn westwärts in das Land hinein erweitern kann — oder ob man einen anderen Platz dafür bevorzugen will (die Bucht von Saluafata ist wahrscheinlich für einen Ausbau weit günstiger) muß fachmännischen Urteilen vorbehalten bleiben. Das hängt ferner auch von der Bedeutung ab, die unsere Kolonial- und Marineverwaltung Samoa und einem Hafen dort beilegen will. Zu einem verteidigungsfähigen Kriegshafen dürfte es Samoa kaum bringen, wohl aber zu einer Reparaturwerft mit Dog und einer strategischen Vorpostenstation für unsere Marine mit geeigneter Kohlenniederlage. Auch auf Savaii fehlt es leider an günstigen Vorbedingungen für einen guten Hafen; es sei denn, daß sich die südliche Bucht von Palauli dazu verwenden ließe. Eine Hafenanlage in der unzugänglichen Bucht von Asau an der sterilen Nordküste, die s. Zt. in der Kolonialzeitung empfohlen wurde, scheint mir mindestens aus wirtschaftlichen Gründen ausgeschlossen.

Verwaltung der Eingeborenen.

Wie der Gouverneur die Ordnung der Angelegenheiten der fremden Bevölkerung den vorhandenen Verhältnissen möglichst angepaßt hat, so hat er auch die Verwaltung der Somaner in sehr anerkennenswerter Weise nach deren Gewohnheiten zugeschnitten. Auch hier ist die Form einer abhängigen Selbstverwaltung bisher mit bestem Erfolge durchgeführt. Die Schwierigkeiten in dieser Beziehung waren durch die letzten kriegerischen Einflüsse und die scharfe Spaltung der Parteien wesentlich erhöht; aber die Eingeborenen selbst empfanden nach den unnatürlichen, zerrüttenden Ereignissen andrerseits selbst das dringende Bedürfnis nach Ruhe und Ordnung. Außerdem fand Dr. Solf in dem schon vor der „offiziellen“ Königswahl nach allen samoaischen Regeln und in fast nie dagewesener Einmütigkeit zum „Tupu“ gewählten und schon gesalbten Mataafa einen einflußreichen Bundesgenossen — nachdem er diesen und seine Anhänger rhetorisch von der Notwendigkeit des Gehorsams gegen die deutsche Obrigkeit in geschickter Weise überzeugt hatte. Der stolze, von seinem Volke verehrte Mataafa wurde unter dem bescheidenen Titel „alii sili“ d. h. hoher Häuptling, nach einigem Widerstreben ein thatkräftiges Werkzeug des Gouverneurs, und dank seinem Einfluß ging die Organisation der Eingeborenen-Verwaltung schnell und glatt von statten. Die alten traditionellen politischen Bezirke wurden dabei möglichst berücksichtigt, und wo sich Proteste geltend machten, konnte der Gouverneur durch persönliches Eingreifen mit klugen Worten und Drohung die Hindernisse beseitigen.

Das Schutzgebiet ist demnach in 11 Distrikte (itu) geteilt, an deren Spitze Mataafa mit einem Häuptlingsrat (Faipule) steht. Ueber jedem Distrikt steht ein Oberhäuptling „Taittai itu“, dem mehrere Faamasinos untergeordnet sind.

Jede Ortschaft (nu'u) wird von einem „Pule nu'u“ und dessen Polizisten „Leoleo“ überwacht. Außerdem waltet in jeder Gemeinde ein Gemeindeschreiber „Failautusi“. Die Besoldung dieser Gewaltigen geschieht nach folgenden Grundsätzen:

Mataafa bezieht monatlich 250 Mk., der Taitai itu 40, der Faamasino vierteljährlich 40, der Pulenu'u und Failautusi je 24 und der Leoleo 20 Mk. Die Distrikts- und Gemeindebeamten haben aus Prämien, Strafen, Hundesteuer (4 Mk. jährlich) etc. noch Nebeneinnahmen. Darin liegt eine gewisse Verführung zum Mißbrauch ihrer Competenzen; denn die ehrgeizigen Eigenschaften der Samoaner sind gerade durch dieses System mit Gewinnsucht gepaart und materiell deformiert worden, sodaß sich diese Würdenträger und Machthaber leicht und doppelt schnell unbeliebt machen und neidende Feindschaften provozieren können, die dann auch das ganze System und die Oberhoheit bedrohen.

Deshalb soll keineswegs eine sofortige Änderung des Systems empfohlen werden, da dieses zunächst dem eigentlichen Zweck des Gouverneurs, die Samoaner an eine Organisation zu gewöhnen und ihnen gleichzeitig plausibel zu machen, daß weiße Beamte besser und gerechter sind, als ihre eigenen entspricht.

Demgemäß betrachtet auch der Gouverneur, wie in der letzten Denkschrift des Kolonialamtes über Samoa gesagt ist, die gegenwärtige Organisation der Selbstverwaltung der Samoaner „lediglich als einen Versuch, an dem noch viele Änderungen vorzunehmen seien und überwunden werden müssen, ehe einigermaßen Stabilität in die wankelmütigen und innerhalb ihrer alten Traditionen neuerungslustigen Samoaner kommen wird“.

Die Basis ist jedenfalls auch im Interesse einer möglichst langen Erhaltung der autonomen Institutionen und Lebensweise der Eingeborenen ausgezeichnet, auch vom wissenschaftlichen, speziell ethnographischen Standpunkte aus dankbar anzuerkennen. Sie zeugt von vorbildlichem Verständnis für die Verhältnisse, aus dem allein auch eine richtige Behandlung der Menschen resultieren kann, wie sie sich bisher so erfreulich bewährt hat.

Thatsächlich ist es solchem persönlichen Können und Einfluß Dr. Solfs gelungen, alle schwierigen Gegensätze zu ersticken; das wird am besten dadurch dokumiert, daß die einstigen Gegner: Mataafa und Tamasese[1]) friedlich Haus an Haus auf der „Königsspitze“ Mulinu'u bei Apia nebeneinander wohnen, zunächst aller Kämpfe und Feindseligkeiten vergessend.

Man darf nach alledem getrost annehmen, daß solange Dr. Solf auf Samoa waltet, auch der so lange mit allen denkbaren Gewaltmaßregeln angestrebte Frieden auf Deutsch-Samoa bestehen und gedeihen wird, und daß auch der kritische Termin erster Ordnung: Mataafas Tod, durch die persönliche Autorität des Gouverneurs abgeflaut und gut verlaufen wird. Ob die Mataafa verliehene Sonderstellung nachher überhaupt noch beizubehalten oder besser ganz abzuschaffen ist, wird auch am besten nach den Umständen entschieden werden, ohne jede prinzipielle Vorbedingung. Empfehlenswert ist es, so sonderbar das scheinen mag, daß mit dem Tode des „alii sili“ der, diesem vom Kaiser verliehene, „Ehren-

---

[1]) Der eigentliche Gegenkandidat bei der Königswahl Tanumafili befindet sich bei seinen einstigen Beschützern, den Engländern, auf Viti, wo man ihn jedoch anscheinend auf gute Weise los sein möchte. Die Rückkehr nach Deutsch-Samoa sollte dem verdorbenen Samoaner möglichst gesperrt werden.

Fliegenwedel" ehrerbietig dem Gouverneur zurückgegeben wird; denn in den Augen der Samoaner hat ein solches Ehrenzeichen hohen Wert und ganz bestimmte Bedeutung.

Außer der Organisation der Samoaner hat der Gouverneur einige weitere bedeutsame Anordnungen getroffen, die sich auch wohlweislich an alte Institutionen anlehnen. — Vorweg erwähnt sei eine Volkszählung, die als wichtige Unterlage für die Kopfsteuer dringend notwendig war und sich auch auf eine Statistik der einzelnen Dörfer und Gemeinden erstreckte. Danach wurden in der Zeit vom 15. August bis 15. Oktober 1900 32815 deutsche Samoaner ermittelt (16894 männlich und 15921 weiblich). Davon kommen auf: Upolu 17755 (in 80 Ortschaften), Manono und Apolima 1038 (6), Savaii 14022 (56). Danach wurde die früher kursorisch über alle Eingeborenen verhängte, aber natürlich nie annähernd gezahlte Kopfsteuer auf die männlichen Samoaner, mit Ausnahme der kleinen Kinder verfügt und mit 10488 $ (42000 Mk.) — pünktlich bezahlt, da die Proklamation die Verwendung dieser Abgabe lediglich für Gehälter der samoanischen Beamten und zum Besten der Steuerzahler (Belohnungen für Wegebauten, Geschenke etc.) garantierte. So wurde auch hier leicht erreicht, was seit einem Jahrzehnt mit allen Mitteln vergeblich versucht war, weil der richtige Weg auf zweifellos berechtigter Voraussetzung der Steuerzahler eingeschlagen wurde. Die schon früher unter Generalkonsul Knappe durch den jetzigen Landeshauptmann Brandeis durchgeführte Bestimmung, daß die Samoaner jährlich zur Hebung ihres Wohlstandes eine Anzahl Kokospalmen pflanzen mußten, ist mit Erfolg wieder erneuert worden und soll auch auf Anbau von Kakao erweitert werden. Dadurch werden die Eingeborenen direkt zur Hebung der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes erzogen. Jeder erwachsene samoanische Landeigentümer hat jetzt jährlich ordnungmäßig 50 Kokosnüsse zu pflanzen. Auf diese Weise läßt sich wahrscheinlich auch eine gewisse Personifizierung der bei den kommunistischen Eigentümlichkeiten sehr unbestimmten oder relativen Besitzrechte herausbilden.

Eine weitere, schon früher angestrebte, Maßregel zum Segen der Eingeborenen ist das Verbot der von Fremden eingeführten Glücksspiele, die großen Anklang gefunden, aber auch schlimme Folgen gezeitigt haben; denn die zu jeder Art Wetten im Sport (Fischfang, Rudern, Criquet etc.) und Spiel sehr geneigten Samoaner haben auch veritable Glücksspiele acceptiert und in üppigster Weise zum Nachteil ihres Wohlstandes mit Eifer gepflegt.

Gegen eine Verbreitung des Alkoholgenusses wird in Zukunft ebenso energisch anzukämpfen sein, wie gegen den immer noch versuchten Waffenschmuggel. Für letzteren sind die schwersten Strafen — am besten Landesverweisung und Konfiskation des Eigentums — geboten. Die Anschaffung des leicht beweglichen Regierungsfahrzeuges, „o le Aeto" wird zur Steuer dieses Übels sehr vorteilhaft sein.

Über die Rechtspflege unter den Samoanern seien der Denkschrift des Auswärtigen Amtes nachstehende Bemerkungen entnommen:

„Im Gegensatz zu der unverkennbaren Anlage der Samoaner für die Verwaltung, ist von einem Vorhandensein von Rechts- und Gerechtigkeitsgefühl wenig zu spüren. Die Urteile der samoanischen Richter sind durchgängig parteiisch und teilweise, insbesondere die des samoanischen Oberrichters, geradezu haarsträubend ungerecht. Die Justizpflege unter den Samoanern durchgreifend

zu organisieren, ist aber noch nicht an der Zeit. Die samoanischen Richter sind streng überwacht worden und fast alle Straffälle wichtiger Art werden von den Samoanern aus eigenem Antriebe vor den weißen Richter gebracht. Die Rechtssprechung des weißen Richters, der in Ausübung dieser Pflicht als Vertreter des Gouverneurs aufzufassen ist, ist eine rein patriarchalische. Die Samoaner sind im ganzen ein nur wenig zu Uebertretungen neigendes Volk. Grobe Ausschreitungen sind selten; die meisten zur Kenntnis der Behörden gekommenen strafbaren Handlungen charakterisieren sich als Felddiebstähle (im letzten Berichtsjahre wurden 20 Fälle bestraft) und Prügeleien. Die von den weißen Ansiedlern getadelte Lügenhaftigkeit und Unehrlichkeit der Samoaner darf nicht ohne Berücksichtigung des Umstandes beurteilt werden, daß der Samoaner dem Weißen mißtraut und, in naiver Verwechslung der Begriffe, Lüge und Unehrlichkeit für eine berechtigte Waffe der Klugheit hält. Die geringe Achtung vor fremdem Eigentum ist auf den bis ins Kleinste entwickelten Kommunismus zurückzuführen."

Hierzu sei nur bemerkt, daß die samoanischen Sitten und Rechtsbegriffe durch fremde Beispiele erheblich gelitten haben, und daß vor allem Diebstähle, die die Hauptzahl der Delikte bilden, lediglich darauf zurückzuführen sind; denn Vergehen an fremdem Eigentum galt einst, wie schon früher erwähnt, als ein todeswürdiges Verbrechen.

In gleichem Lichte erscheint die vom Gouverneur Ende 1900 erlassene Bestimmung, daß Hülfe in Seenot für alle Samoaner ohne besondere Verheißung von Belohnung obligatorisch ist. Früher, selbst bei der furchtbaren Katastrophe im Hafen von Apia am 16. März 1889, beteiligten sich die Samoaner trotz der damaligen Feindseligkeiten freiwillig und opfermütig an der Rettungsthätigkeit. Jetzt verlangen sie vorher Zusicherung einer genügenden Belohnung, die ihnen oft „verheißen" blieb. Das kann man ihnen gerechterweise nicht verübeln; denn sie haben auch immer mehr in den Fremden ihre Feinde erkennen müssen.

Die Mission.

Die Sitten der Samoaner waren ursprünglich, trotz mancherlei Institutionen, die nach den Regeln moderner Moral und christlicher Voraussetzung unmoralisch erschienen, im Prinzip und in ihrer causalen Bedeutung gut, sicher besser als heut; und sie werden unter geeigneter Verwaltung, mit Vertrauen zu den Fremden auch wieder eine Ausbesserung erfahren, wenn zwar das Fundament ihres soziologischen Aufbaues schon sehr stark erschüttert ist. Die Art der Christianisierung und vor allem die damit verbundene vorzeitige Zerstörung moralischer Stützen hat dazu viel beigetragen, da die Missionen, deren leider seit 50 Jahren drei gegeneinander arbeiten, viele Säulen des alten, festen Gebäudes eingerissen haben, ehe neue Pfeiler dafür errichtet waren. Dieser Umstand erschwert als gewaltiger Faktor die Friedensarbeit unter den Eingeborenen umsomehr, als er mit nationalpolitischen Tendenzen verquickt ist und davon, solange eine religiöse Rivalität besteht, nicht frei werden wird. Mag die London missionary society mit der von Sydney aus geleiteten methodistischen Mission auch größte Loyalität gegenüber der deutschen Herrschaft zu erweisen bestrebt sein, im Herzen wird und muß sie doch englisch bleiben und mit englischen und englisch-kolonialen Einflüssen sympatisieren; ersteres umsomehr, als die große

Ausbildungsanstalt für Missionare zu Malua ihre Zentrale in der Südsee darstellt. Eine Germanisierung in ganz allgemeinem Sinne ist in beiden Fällen so gut wie ausgeschlossen. — Die katholische Mission der Maristen (jetzt apostolisches Vikariat Samoa) bietet, zumal ihr nationale Bestrebungen ferner liegen, weniger Anlaß zu Bedenken, weil sie sich auf das deutsche Mutterhaus in Meppen stützt; da ihr Einfluß jedoch ganz erheblich den protestantischen anglikanischen Missionen nachsteht — numerisch repräsentiert sie kaum $^{1}/_{5}$ — so scheint es wohl berechtigt, die Aufgabe des christlichen Liebeswerkes und erzieherischer Thätigkeit einer deutschen protestantischen Mission zu übertragen. Dieser Vorschlag wird zwar auf Widerspruch von verschiedenen Seiten stoßen; aber die Erfahrungen legen ihn nahe und rechtfertigen ihn. Niemand wird behaupten können, daß die bisher auf Samoa ausgeübte Missionsarbeit den Grundanschauungen christlicher Nächstenliebe und Duldsamkeit entspricht. Gleich dem politischen Tridominat ist auch eine religiöse Dreiherrschaft sozial wie moralisch nachteilig und beklagenswert, ganz abgesehen von politischen Begleiterscheinungen. Das ergiebt sich auch schon aus der Missionsstatistik für 1900. Danach zählten: die Londoner Mission 23 000 Gemeindeangehörige, die Wesleyaner 6300 und die Maristen 6600; dazu kommen noch 1000 Mormonen. Das sind zusammen 37 000 Seelen, also über 4000 mehr als thatsächlich vorhanden waren. Ende 1898 betrug diese Überschätzung nach den Angaben Kurzes[1]) sogar rund 12 000 (für ganz Samoa).

Die London-Mission hat in neuerer Zeit anerkennenswerte Förderung guten Einvernehmens mit der deutschen Verwaltung und der deutschen Sprache dokumentiert; sie hat sogar einen Missionskalender in ihrer Druckerei zu Malua herausgegeben, in dem das Bild des Gouverneurs „His Excellency Dr. Solf, Governor of Western Samoa" als Titel dient und auch deutsche Sprache versuchsweise gepflegt wird, wie auch nach neusten öffentlichen Versicherungen des Schriftführers des Ausschuß-Komités in allen höheren Schulen die deutsche Sprache und deutsche Geschichte eifrig gelehrt und sogar in der Missionspresse eine von einem Mitgliede verfaßte samoanisch-deutsche Grammatik gedruckt wird. Das hervorzuheben ist mir umsomehr eine angenehme Pflicht, als ich in meinem Buch[2]) und auch früher bei anderen Gelegenheiten ebenso rückhaltlos das deutschfeindliche Verhalten der Mission getadelt habe.

Wirtschaftliche Erschließung

a. Kulturen.

Deutsch Samoa ist lediglich eine landwirtschaftliche Kolonie, deren produktiver Wert in der Fruchtbarkeit des Substrates beruht. Gold und andere Schätze haben wir von ihr kaum zu erwarten.

Für die Fruchtbarkeit und den kulturellen Wert des Landes ist dessen Ursprungsart maßgebend. Die Inseln sind wahrscheinlich in ihrem Gesamtaufbau Neubildungen ohne geologische Schichtungen, also riesige Trümmerhaufen mit hauptsächlich basaltischen Verbrennungsprodukten: Laven, Schlacken, Tuff- und Aschenerden und verbrannten, bimsteinartigen Basaltblöcken (Basaltwacken) verschiedenster Größe. Der Basalt bildet bekanntlich im allgemeinen eine günstige

[1]) „Samoa" Süsserott's Kolonialbibliothek.

[2]) Kurze: Samoa; das Land, die Leute, die Mission.

Verwitterungsunterlage, und wir sind gewöhnt, darauf guten schweren Boden zu finden; für den samoanischen Besalt gilt dieser Erfahrungssatz in erhöhtem Maße, minder von den Tuff- und Aschenerden, die der atmosphärischen und organischen Lösung einen zähen Widerstand entgegensetzen und daher sehr langsam besiedelt werden, falls nicht sekundäre Bodenschichten durch Anschwemmung sie überdecken.

Im wesentlichen kommen demgemäß, wie ich bereits früher betont habe[1]): für die gegenwärtigen Betrachtungen drei Hauptarten des Substrates in Erwägung,

1. Die jüngsten vulkanischen Gebiete aus frischer, nackter oder kaum bedeckter Lava, wie man sie auf West Savaii noch in ausgedehnten Strecken findet. Sie sind natürlich belanglos, da niemand auf die Idee kommen wird, sie künstlich besiedeln zu wollen; das besorgt allmählich, mühsam fortschreitend, die Vegetation.

2. Schlacken-, Tuff- und Aschenerden. Wo diese noch wenig besiedelt auf Hügeln und Berglehnen in spärlichem Farnkrautkleide (Gleichenia ꝛc.) untermischt mit anspruchslosen Gräsern und Strauchwerk von der Sonne bebrütet werden, ist auch die Versuchung zur Bebauung gering. Dagegen giebt es ältere solche Gebiete, die bereits mit Busch und auch mit Wald bedeckt sind und Kolonisten — getäuscht haben. Unter dem feuchthaltenden Schatten beginnen nämlich die harten Lagen zu weichen und den Anschein körnig-lehmigen Bodens zu gewinnen. Das hat, wie besonders ein Teil der Vailelepflanzung zeigt, zu Trugschlüssen veranlaßt; denn selbst die relativ anspruchslosen Kokospalmen versagen auf dieser sterilen und trocknen Unterlage, während beschattender Busch darauf ganz gesund ausgesehen haben mag. Vor solchen Gebieten ist also, falls sie nicht bereits eine genügend hohe Verwitterungsschicht von Bodenkrume überhaupt tragen, besonders in Nord- und Westlagen, zu warnen.

[1]) „Globus“ LXXVII N. 8. „Die wirtschaftliche Bedeutung Samoas ꝛc.“ (mit Kartenskizzen).

Giebt es eine unmittelbare Reichsangehörigkeit?

Von Dr. Hermann Hesse.

I. Einleitung.

§ 1.

Vorwort.

Der Zusammenschluß der deutschen Staaten während des ruhmreichen Krieges gegen Frankreich im Jahre 1870 brachte dem deutschen Volke als wertvollste Errungenschaft die Gründung des Reiches, die staatliche Einheit. Während dreier Jahrzehnte ist man seitdem unabläßig bemüht gewesen, die Grundlage dieser staatlichen Einheit des deutschen Volkes, die Reichsverfassung, in dem Sinne auszugestalten, daß dem nationalen Gedanken der Einheit eine immer breitere rechtliche Grundlage gegeben werde, daß die Angehörigkeit zum Reiche eine immer wachsende Bedeutung gewinne.

Politische Wünsche und wirtschaftliche Bedürfnisse spielten naturgemäß eine bedeutende Rolle in der Gesetzgebung des neuen deutschen Reiches. Sie beeinflußten auch die Entscheidung darüber, welches der rechtliche Charakter des neugeschaffenen Staatswesens sei; von dieser Entscheidung hängt aber auch die Beurteilung der Rechtsstellung der Bewohner des Reiches ab.

Zwar ist man heute bei der Feststellung der rechtlichen Natur des Reiches zu wesentlich klarerer Erkenntnis vorgedrungen. Dennoch aber ist noch eine Summe schwerwiegender Meinungsverschiedenheiten auf dem Gebiete des deutschen Staatsrechtes vorhanden, die man hauptsächlich auf das Vorherrschen politischer Wünsche und allzu individueller Ansichten zurückzuführen hat.

Diese politischen Einflüsse auf die staatsrechtlichen Anschauungen, denen wirtschaftliche und kulturelle zur Seite stehen, sind unverkennbar und besonders stark bei denjenigen hervorgetreten, welche das geltende Staatsrecht auf deduktivem Wege darzustellen suchten, indem sie es aus der Summe seiner thatsächlichen Erscheinungen ableiteten. Diese thatsächlichen Erscheinungen des staatlichen Lebens geben jedoch nur einen Anhaltepunkt dafür, in welcher Weise die jeweilig herrschende Anschauung vom Staatsbegriff in dem geltenden Staatsrechte verwirklicht wird und ins Leben tritt.

Man gerät deshalb leicht in Gefahr, Rechtsbegriffe aus Thatsachen abzuleiten, die zwar unbestreitbar vorhanden sind, auch einer formellen Regelung ihr Dasein verdanken, aber doch nicht dazu dienen können, das Wesen eines Rechtsbegriffes als einer Abstraktion von der Welt der Wirklichkeit zu erklären.

Es ist deshalb in der nachfolgenden Darstellung versucht worden, den Begriff der Staatsangehörigkeit zunächst als einen rein rechtlichen Begriff darzustellen, sodann

auf der dadurch gewonnenen Grundlage die thatsächliche Erscheinungsform desselben in dem neueren deutschen Staatsrechte wiederzugeben, endlich auf Grund des hierdurch erzielten Ergebnisses die Frage zu beantworten: „Giebt es eine unmittelbare Reichsangehörigkeit?"

Dieser Weg ist eingeschlagen, um die Schwierigkeiten zu vermeiden, welche die Erklärung des Begriffes der Reichsangehörigkeit aus dem Wesen des Bundesstaates heraus naturgemäß mit sich bringt. Denn wenn schon die Ansichten über den Staatsbegriff so vielfach verschiedene Auffassungen vom Wesen der Staatsangehörigkeit gezeitigt haben, um wieviel mehr entspringt dieser Nachteil aus den zahllosen verschiedenen Auffassungen vom Wesen des Bundesstaates, wie wir sie im neueren deutschen Staatsrecht finden.

Gleichwohl ist auch die rechtliche Gestalt des Reiches als eines Bundesstaates zu berücksichtigen gewesen. Denn das rechtliche Verhältnis einer organisierten Mehrheit von Staaten kann nicht ohne Einfluß auch auf das Verhältnis der Staatsgenossen zu ihrem eigenen Staate, den übrigen in der Organisation enthaltenen Staaten und dem Gesamtstaate bleiben.

In einer Zeit endlich, in welcher eine Abänderung der jetzt über die Staatsangehörigkeit geltenden Bestimmungen von den gesetzgebenden Faktoren des Reiches beabsichtigt wird, dürfte eine eingehende Darstellung dieses Rechtsinstituts ein gewisses Interesse beanspruchen[1]).

II.

Hauptteil.

§ 2.

Der Begriff der Staatsangehörigkeit.

I. Wesen der Staatsangehörigkeit.

Die Gesamtheit der Bewohner eines bestimmten Gebietes stellt in ihrer höchsten organisierten Erscheinung den Staat dar[2]). Wer dieser Organisation, die man neuerdings als Gebietskörperschaft bezeichnet, angehört, ist Angehöriger des Staates. Solange er dieser Organisation angehört, bleibt er Staatsangehöriger, auch wenn er das Staatsgebiet verläßt.

Auf Grund der ethnographischen Verschiedenheit der Menschen und der geographischen Verschiedenheit der von ihnen bewohnten Gebiete hat sich infolge geschichtlicher Ereignisse eine Vielheit von Staaten gebildet, zu denen jeder Einzelne in einem bestimmten Verhältnis steht.

Im Verhältnis zu dem mit Rechtspersönlichkeit ausgestatteten und als Rechtssubjekt erscheinenden Staate ist jeder, der seiner Organisation angehört[3]), Staatsangehöriger, wer aber dieser bestimmten Organisation nicht angehört, ist Fremder oder Ausländer.

Es besteht jedoch die Möglichkeit, daß ein Einzelner mehreren dieser Organi-

---

[1]) Störk, Vorwort S. 4.

[2]) Jellinek, S. 161: „Als Rechtsbegriff ist der Staat die mit ursprünglicher Herrschermacht ausgerüstete Körperschaft eines seßhaften Volkes (Gebietskörperschaft.)

[3]) Siehe S. 4 Anm. 2.

sationen angehört. Dann besitzt er eine doppelte oder auch mehrfache Staatsangehörigkeit [1]).

Andererseits giebt es auch Personen, welche keiner der bestehenden staatlichen Organisationen angehören. Sie werden Heimatslose genannt und entbehren des völkerrechtlichen Indigenats [2]).

Von ihnen sind wiederum diejenigen zu unterscheiden, welche zwar keiner bestimmten staatlichen Organisation angehören, aber doch der Herrschaft eines bestimmten Staates unterworfen sind [3]). Sie nehmen als Angehörige des der Gebietshoheit des herrschenden Staates unterworfenen Gebietes eine besondere Rechtsstellung ein.

Die Staatsangehörigkeit bedeutet demnach die rechtliche Zugehörigkeit zu einem bestimmten Staate. „Sie ist ein Zustand, ein persönlicher status, wie Stand, Alter, Geschlecht, Zugehörigkeit zu einer Kirchengenossenschaft u. s. w., sie besteht in der Unterthanenschaft zu einer bestimmten Staatsgewalt. Dieser Zustand begründet aber insofern Pflichten und Rechte, als er die Voraussetzung derselben ist . . . [4]).

Die Staatsangehörigkeit ist demnach ein Rechtsverhältnis, welches die Rechte und Pflichten des Einzelnen gegenüber seinem Heimatsstaate regelt [5]).

II. Voraussetzungen der Staatsangehörigkeit.

Begründet wird der Zustand der Staatsangehörigkeit einmal durch bestimmte Thatsachen, sodann durch gewisse Rechtsakte.

Unter den Thatsachen ist die Geburt zu nennen; zu der Begründungsform durch Rechtsakt ist die Verheiratung zu rechnen; denn sie muß, um für die Ehefrau die Staatsangehörigkeit des Mannes zu begründen, in den zivilrechtlich gültigen Formen erfolgen.

Weiterhin wäre hier noch die Gebietsabtretung zu erwähnen. „Durch den in Folge eines völkerrechtlichen Vertrages stattfindenden Übergang eines Gebietes von einem Staate an den andern erlangen die Bewohner stillschweigend die Angehörigkeit zu dem erwerbenden Staate [6]). Diese Ansicht Cahns ist jedoch nicht zutreffend. Die Abtretung des Gebiets bewirkt vielmehr nur die Ausdehnung der Gebietshoheit des erwerbenden Staates über das abgetretene Gebiet [7]). Dessen Bewohner werden zwar der Staatsgewalt des erwerbenden Staates unterworfen, aber sie werden nicht ohne Weiteres Angehörige des Staates. Vielmehr bedarf

---

[1]) Laband I S. 127, von Martens II S. 179; BGB. § 1936.

[2]) Rivier S. 183 f; EG. zum BGB. Art. 29.

[3]) Laband I S. 174 Anm. 4: „Die Möglichkeit einer staatlichen Herrschaft über Gebiete, deren Bewohner nicht staatsangehörig sind, d. h. im herrschenden Staate kein Bürgerrecht haben, z. B. über eroberte Länder, über Schutzgebiete u. s. w., beweist, daß die Gebietshoheit ein selbständiges, von der korporativen Vereinigung der Staatsangehörigen begrifflich verschiedenes Recht des Staates ist." Siehe auch v. Stengel 1901, S. 59.

[4]) Laband I S. 127.

[5]) Jellinek S. 378 f. — A. A. Zorn I S. 253: „Sie ist ein Rechtsverhältnis der Staatsgewalt zu den sein (des Staates) Substrat bildenden Volksgenossen."

[6]) Cahn S. 16.

[7]) Laband I S. 174 Anm. 4.

es für sie zur Erlangung der Staatsangehörigkeit eines besonderen Rechtsaktes, einer autoritativen Willenserklärung der neuen Staatsgewalt.

Die Gebietsabtretung ist daher nur eine Voraussetzung für die Erlangung der Angehörigkeit zu dem erwerbenden Staate durch die Bewohner des abgetretenen Gebietes in complexu, aber mit Ausnahme derjenigen, welche sich für die Beibehaltung der Angehörigkeit zu dem abtretenden Staate entscheiden.

Zu den Rechtsakten gehören dagegen Legitimation, Aufnahme, Naturalisation, Anstellung eines Fremden im Staatsdienste; vielfach rechnet man auch Adoption und Option dazu[1]).

Die Option begründet jedoch nicht eine neue Staatsangehörigkeit; sie ist vielmehr nichts anderes als die Erklärung des Optanten, daß er seine bisherige Staatsangehörigkeit beibehalten wolle.

III. Dauer der Staatsangehörigkeit.

Die einmal erworbene Staatsangehörigkeit bleibt mit der Person verknüpft, jedoch nicht unlöslich und dauernd; sie kann durch gewisse Thatsachen verloren gehen und durch gewisse Rechtsakte aufgegeben werden.

Im einzelnen sind folgende Endigungsgründe anzuführen:

Mit dem Wegfall des Staates erlischt notwendigerweise die Angehörigkeit zu demselben. Erfolgt dieser Wegfall des Staates durch Eroberung und Einverleibung, so erwerben die bisherigen Angehörigen des weggefallenen Staates nicht ohne Weiteres die Angehörigkeit zu dem erobernden Staate. Sie sind ihm nur unterthan geworden, und es hängt von dem Ermessen des Staates ab, ob er sie zu seinen Angehörigen machen will[2]). Dies geschieht durch Erklärung des eroberten Gebietes zum Staatsgebiet und durch Verleihung der Rechtsstellung der Staatsangehörigen an die neuen Unterthanen; und zwar erfolgt diese Erklärung und Verleihung gemäß Verfassung und Gesetz des erobernden Staates. Die Beibehaltung der früheren Staatsangehörigkeit des eroberten Staates durch dessen Bewohner ist aber ausgeschlossen.

Für den Einzelnen endigt die Staatsangehörigkeit außerdem durch den Tod, für Frauen ferner durch Verheiratung; sodann durch Legitimation, Adoption, Entlassung auf Antrag und Ausspruch der Behörde. Sie kann auch durch längeren Aufenthalt im Auslande verloren gehen; ebenso durch Entlassung eines durch Anstellung als Beamter staatsangehörig gewordenen Fremden aus dem Beamtenverhältnis; endlich durch Gebietsabtretung, sofern nicht durch Option die frühere Staatsangehörigkeit beibehalten wird.

Hieraus folgt, daß die Staatsangehörigkeit auf Grund gewisser Thatsachen und Rechtsakte einem Wechsel unterworfen ist, daß sie ferner kein Zustand ist, der notwendigerweise mit jedem Einzelnen verknüpft sein muß. Möglich ist auch die Vereinigung der Angehörigkeit zu mehreren Staaten in einem Einzelnen, wenn dieser eine neue Staatsangehörigkeit erwirbt, ehe er die ursprüngliche aufgegeben oder verloren hat[3]).

Diese mehrfache Staatsangehörigkeit kann bestehen in von einander völlig

[1]) Cahn S. 17.

[2]) S. S. 125 Anm. 3.

[3]) Laband I S. 127; BGB. § 1936.

unabhängigen Staaten. Schließen sich diese mehreren Staaten zu einer Staatenverbindung zusammen, so bleibt jede der mehreren Angehörigkeiten bestehen; nur dann gehen sie verloren, wenn dieser Zusammenschluß zum Einheitsstaate führt; in diesem Falle verdichten sie sich zu der Angehörigkeit zum Einzelstaate.

IV. Wirkungen der Staatsangehörigkeit.

Der Zustand der Staatsangehörigkeit ist die Voraussetzung gewisser Rechte und Pflichten. Mit der Entstehung dieses Zustands werden diese Rechte und Pflichten erzeugt; sie dauern während desselben und endigen mit ihm.

1. Aus dem Umfange dieser Rechte und Pflichten ergiebt sich hinsichtlich der staatsrechtlichen Stellung des Einzelnen ein dreifaches Rechtsverhältnis: Die Staatsangehörigkeit, die Unterthanenschaft und die Fremdschaft.

a. In dem Verhältnis der Staatsangehörigkeit stehen diejenigen, in deren Person die Gesamtheit dieser Rechte und Pflichten vereinigt ist.

Die Gesamtheit dieser Staatsangehörigen besitzt notwendigerweise eine doppelte Eigenschaft: Soweit sie rechtliche Ansprüche an die Staatsgewalt hat, ist sie Mitglied des Staates[1]), und ist Subjekt der Staatsgewalt; soweit sie Pflichten gegen die Staatsgewalt hat, ist sie Gegenstand staatlicher Thätigkeit und der Staatsgewalt unterworfen[2]). „Die Einzelnen als Objekte der Staatsgewalt sind Pflichtobjekte, als Glieder des Staates hingegen Rechtssubjekte“[3]).

In Ansehung der Rechte bezeichnet man den Träger der Staatsangehörigkeit als Staatsbürger, mit Rücksicht auf die Pflichten dagegen als Unterthan[4]).

Der Umfang dieser Rechte kann auch innerhalb des Kreises der Berechtigten wieder verschieden bemessen werden, je nach dem Alter, Geschlecht, dem Umfang der Leistungen an den Staat, nach der Bildung, und nach anderen Gesichtspunkten. Es ist sogar ein zeitweiliger oder dauernder Verlust eines Teiles dieser Rechte möglich, ohne daß dadurch die Angehörigkeit zum Staate berührt würde[5]).

b. Die Unterthanenschaft bezeichnet das Verhältnis derjenigen, welche der Staatsgewalt unterworfen, aber nicht Mitglieder des Staates sind, daher auch keine rechtlichen Ansprüche gegen den Staat haben. Dies Verhältnis ist jedoch nicht ein nur thatsächliches, sondern ein Rechtsverhältnis[6]). Es ist ein Verhältnis der Unterwerfung, welches allein durch den Willen des Unterworfenen und ohne die Zustimmung der herrschenden Staatsgewalt nicht gelöst werden kann. Es schließt deshalb die Angehörigkeit zu einem fremden Staate völlig aus. Grundsätzlich ist es ein dauerndes Rechtsverhältnis.

Da jedoch im neuzeitlichen Staate jeder Mensch, der irgendwie der Staatsgewalt unterthan ist, zugleich auch dem Staate gegenüber Person ist, so besitzt er neben den öffentlichen Pflichten auch öffentliche Rechte. Eine vollständige Aberkennung derselben würde ihn rechtlos machen, d. h. in den Zustand der Sklaverei versetzen. Eine Anerkennung solchen Zustands widerspricht aber den Grundsätzen des derzeitigen Rechtes. Es ist daher das Bestreben aller Kulturmächte, insbe-

[1]) Jellinek S. 369.
[2]) a. a. O. S. 366, 368.
[3]) a. a. O.
[4]) S. auch von Rönne I S. 95 Anm. 1.
[5]) §§ 3, 4 des Wahlgesetzes vom 31. Mai 1869, §§ 32, 85, 113 GVG.
[6]) Laband I S. 174 Anm. 4; von Stengel S. 59.

sondere aber des Reiches, diesen Zustand überall zu beseitigen, wo er noch besteht[1]). Nur haben die Unterthanen ihre Rechte bloß precario, und sie können ihnen jederzeit ohne ihr Zuthun beschränkt oder erweitert werden.

c. Die Fremdschaft umfaßt diejenigen Personen, welche nicht in einem Verhältnis der rechtlichen Gebundenheit zum Staate stehen[2]). Wer der Staatsgewalt nur zeitweilig[3]) oder nur in einzelnen Beziehungen unterliegt, ohne in einem Verhältnis der rechtlichen Gebundenheit zu ihr zu stehen, ist Fremder oder Ausländer.

Die Fremdschaft erzeugt nur eine vorübergehende Unterwerfung des Fremden unter die Staatsgewalt des Aufenthaltsstaates, die jederzeit durch den Wechsel des Aufenthalts beendigt werden kann. Sie ist deshalb kein dauerndes Rechtsverhältnis und hört mit dem Wegfall der Thatsache des Aufenthalts im fremden Staatsgebiete von selbst auf[4]). Sie ist deshalb mehr Ausfluß der Gebietshoheit als der Personalhoheit des Staates[5]).

Wenngleich der Fremde oder Ausländer außerhalb des Staatsgebiets der Staatsgewalt des ihm fremden Staates nicht unterworfen ist, so kann er auch hier durch Handlungen, welche auf eine Beschädigung dieses Staates abzielen, ein Objekt der Thätigkeit dieser Staatsgewalt werden[6]). Es geschieht dies aber nicht, weil er in einem Verhältnis rechtlicher Gebundenheit oder thatsächlicher Unterwerfung zu dieser Staatsgewalt steht, sondern weil der Staat berechtigt ist, sich gegen feindliche Angriffe auf jede Weise zu schützen[7]).

Auch den Fremden, die in seinen Bereich gelangen, gewährt der Staat öffentliche Rechte, denen öffentliche Pflichten entsprechen[8]), doch nicht im gleichen Umfange, wie seinen Angehörigen[9]). Soweit der Staat nicht durch völkerrechtliche Vereinbarungen zur Gewährung verpflichtet ist, bestimmt er selbständig den Umfang dieser öffentlichen Rechte und Pflichten.

Die Fremden zerfallen in die Angehörigen fremder Staaten und in die Heimatlosen.

2. Was den Inhalt der aus der Staatsangehörigkeit entspringenden Rechte und Pflichten betrifft, so ist er zu allen Zeiten verschieden gewesen und hängt von dem jeweiligen Kulturzustande des Staatsvolkes, d. h. der Gesamtheit der Staatsgenossen ab[10]).

---

[1]) Riebow II S. 29, 96, 127, 138, 163, 281, 380, 431; II S. 157, 167, 206, 241, 246, 222, 267, 316; IV S. 7, 4. Deutsches Kolonialblatt 1902 Nr. 5.

[2]) von Martens I S. 339 ff.

[3]) subditus temporarius.

[4]) Laband I S. 130.

[5]) Geffken S. 26.

[6]) RStGB. § 4 Nr. 1.

[7]) Laband I S. 128, 130 ff.

[8]) Jellinek S. 369, 379. S. unten § 10 III 2 a. f.

[9]) Laband I S. 130.

[10]) Jellinek S. 369.

Die Organisation von Eritrea.

Von Bayer, Oberleutnant im 1. Oberrh. Inf.-Reg. Nr. 97.

Seitdem die Italiener im Jahre 1885 bei Massaua und Assab landeten, den Küstenstrich und dessen Hinterland besetzten, und dadurch in die Reihe der Kolonialmächte eintraten, haben sie an ihrer Erwerbung wenig Freude erlebt. Die Verhältnisse lagen freilich auch besonders ungünstig. Die besten Gebietsteile nördlich und südlich waren schon in anderen Händen, die Eingeborenen zeigten sich wenig geneigt, die neue Herrschaft aufzunehmen, und man mußte jede Handbreit dem Feinde oder der Natur erst abringen. Im Hintergrunde lauerte die Mahdistische Gefahr, das erstarkende Äthyopien übte sich an dem neuen Nachbar in doppelzüngiger Politik, und dabei fehlte es den Italienischen Eroberern an der nötigen Routine und Erfahrung im Kolonisieren. Ueberdies mangelte es in Italien selbst nicht an heftigen Gegnern des Kolonialen Gedankens, an Leuten, die grundsätzlich gegen jede Neuerung Stellung nahmen, und hinter dem Unternehmungsgeist stets andere Motive suchten.

Ein Land mit über 30 Millionen Einwohnern[1]) auf 286,682 qkm, das mehr als $^1/_2$ Millionen seines Bevölkerungs-Zuwachses durch Auswanderung jährlich an das Ausland verliert, ist genötigt, sich Gebiete zu verschaffen, nach denen es den Überschuß an nationaler Kraft ablenken kann, um ihn der Heimat indirekt zu erhalten. Ob Eritrea dazu geeignet war, bleibe dahingestellt; zur Ansiedelung von Weißen in größerem Maßstabe ist es bis jetzt wenig brauchbar, als Absatzgebiet für die heimische Ware schon eher. Was aber nicht unterschätzt werden darf: Italien hat dort seine ersten Erfahrungen im Kolonisieren gesammelt — sie mögen teuer erkauft sein, werden aber vielleicht dereinst zum Nutzen ausschlagen, wenn es an anderer Stelle seinen Fuß auf einen der Europäischen Kultur noch unerschlossenen Boden setzt.

Gerade wegen der begangenen Mißgriffe und schlechten Erfahrungen bleibt aber das Studium der Entwicklung der Kolonie Eritrea besonders interessant und lehrreich. Dieser Aufsatz will nur die Organisationsfrage näher beleuchten; die Geschichte der Kämpfe in der Kolonie und die schweren Schicksalsschläge der 90. Jahre sind genugsam bekannt, so daß wir es uns versagen können, darauf nochmals zurückzukommen.

In großen Zügen wollen wir nachstehend im ersten Teil zunächst ein Bild davon geben, welche Wandlungen die Kolonie in organisatorischer Beziehung durchmachen mußte, bis die Entwicklung schließlich in diesem Jahre zum Abschluß kam. Im zweiten Teil werden wir dann das Wichtigste aus der Neuorganisation vom 30. 3. 02 herausgreifen, um unsere Leser in Stand zu setzen, sie mit den Verhältnissen in unsern Kolonien zu vergleichen, und danach ihre Schlüsse zu ziehen.

---

[1]) Nach der Volkszählung von 1901 hat Italien 32,475,253 Einwohner, so daß 113,2 Menschen auf den qkm kommen. D. V.

I.

Die erste Besatzung der Kolonie bestand aus provisorischen Truppen-Formationen, die aus Freiwilligen des stehenden Heeres und der Reserve rekrutiert waren. Erst durch ein Gesetz vom 14. 7. 87 wurde eine „Kolonialtruppe" eingerichtet, deren Zusammensetzung wie folgt bestimmt war: 2 Regimenter Jäger zu je 3 Bataillonen, eine Eskadron Jäger zu Pferde, 1 Abteilung Artillerie zu 4 Batterien, und je 1 Kompagnie Pioniere, Sanitäts-Verpflegungstruppen und Train. Dazu traten noch Ende desselben Jahres irreguläre Banden, die man dann 1889 als ständige Eingeborenen-Truppen organisierte. Dadurch hatte man die Möglichkeit, die Italienische Besatzungs-Armee zu vermindern und vor allem Leute, die sich dem Klima nicht gewachsen zeigten, nach der Heimat zurückzusenden.

Am 1. Januar 1890 erhielt die neue Kolonie den Namen „Eritrea". Bezüglich ihrer militärischen Besatzung und Verteidigung teilte man sie in die zwei Zonen von Asmara und Keren ein. Ihre Leitung wurde einem „Zivil- und Militär-Gouverneur" übertragen, dessen Stellung eine recht verwickelte war, denn er unterstand gleichzeitig dem Ministerium des Auswärtigen, dem Kriegsministerium und dem Marine-Ministerium, je nachdem die Zivil-Organisation, militärische Dinge oder Marine-Angelegenheiten in Frage kamen. Seine Machtbefugnisse waren ursprünglich sehr geringe, denn es war so ziemlich alles auf die unter ihm stehenden 3 Zivil-Beamten verteilt, von denen der eine die inneren Angelegenheiten, der zweite die Finanzen und öffentlichen Arbeiten, der dritte den Ackerbau und den Handel zu leiten hatte. Für alle wichtigen Entscheidungen mußte der Gouverneur diese 3 Beamten zusammenrufen, und unter seinem Vorsitze bestimmte dann dieser „Gouvernements-Rat" durch einfache Stimmenmehrheit, was zu geschehen habe.

Solche republikanischen Zustände waren natürlich für eine junge afrikanische Kolonie wenig zweckmäßig, die nach einem Sinn und einem Willen kräftig und energisch geleitet werden muß. Deshalb erschien schon am 29. 9. 1890 ein Nachtrags-Gesetz, welches bestimmte, daß wenigstens im Verkehr mit den Häuptlingen und Eingeborenen, in der Auswahl und Einsetzung der Sultane, Sheiks u. s. w. sowie in politischen Fragen, der Gouverneur allein entscheiden soll. Bisher waren diese Dinge durch den Beamten für Ackerbau und Handel erledigt worden!

In demselben Jahre gab man ferner dem Gouverneur die Befugnis, Gesetze zu erlassen, wenn sie betrafen

1. den Personalstand der Eingeborenen und ihre Eigentums-Beziehungen,
2. das immobile Eigentum,
3. die Rechtsverhältnisse zwischen Italienern und Eingeborenen,
4. lokale Einrichtungen, bezüglich der Justiz-, der Polizei- und Finanz-Verwaltung.

Man gab auch dem Gouverneur die Vollmacht, bis auf 50 Jahre hinaus Landkonzessionen zu erteilen, Steuern zu erheben, sowie Freundschafts- und Handels-Verträge mit Häuptlingen angrenzender Länder abzuschließen.

Eine Beschränkung war ihm bei Erlaß solcher Gesetze nur insofern auferlegt, als dem Staate dadurch keine besonderen Kosten entstehen durften.

Die Machtbefugnis des Gouverneurs hatte man damit in wünschenswertem Maße vergrößert, und dadurch das Haupthemmnis für eine frische Weiterentwicklung beseitigt. Bald aber stellte sich eine neue Schwierigkeit ein. Man erkannte, daß die Zivil-Gewalt von der militärischen getrennt werden mußte, daß derselbe Mann,

der eine Expedition im Innern führte, nicht gleichzeitig die gesamten Geschäfte der Kolonie leiten konnte. Damit begann aber eine neue Komödie der Irrungen.

Am 1. 10. 1891 setzte man nämlich in Eritrea einen Militär- und einen Zivil-Gouverneur ein, die nebeneinander ihre, durch besondere Ausführungsbestimmungen genau abgegrenzten Ressorts verwalten sollten. Außerdem war dem ältesten Marine-Offizier eine besondere Stellung und Machtbefugnis bezüglich der Seestreitkräfte eingeräumt.

Dem Zivil-Gouverneur war naturgemäß die Politik und das Nachrichtenwesen anvertraut; nach seiner Anweisung sollte auch der Militär-Gouverneur die Truppen verwenden, sobald es sich um politische Zwecke handelte. Die Truppe hing sonst in allen andern Dingen, also was Ausbildung, Disziplin, Organisation usw. betraf, vom Militär-Gouverneur ab, der seinerseits direkt dem Kriegsministerium unterstand, und mit letzterem daher auch unmittelbar verhandelte. Die Dislokation wurde zwischen Zivil- und Militär-Gouverneur „vereinbart", auch mußte Einigkeit zwischen den beiden Machthabern darüber erzielt sein, in wie weit sich die Zivil-Verwaltung der militärischen Eisenbahn- und Telegraphenlinien bedienen durfte.

Da aber niemand zwei Herren zugleich dienen kann, am allerwenigsten eine von äußeren und inneren Feinden bedrohte Kolonie, so stellte sich bald die Notwendigkeit heraus, einem der beiden Gouverneure größere Machtvollkommenheiten auf Kosten des andern zu geben. Man entschloß sich zu Gunsten des Zivil-Gouverneurs.

Ein am 10. März 1892 erlassenes Dekret bestimmte, daß in Zukunft die Korrespondenz zwischen dem Militär-Gouverneur und dem Kriegs-Ministerium durch den Zivil-Gouverneur zu gehen habe; letzterer war auch für Disziplin und die Ausbildung der Truppen verantwortlich, wenn er ein General oder ein höherer Offizier war — wie es thatsächlich zutraf.

Die italienische Truppenmacht, die 1887 5000 Mann betragen hatte, war mittlerweile auf 203 italienische Offiziere, 32 eingeborene Offiziere (Jus baschi) und 6064 Mann verstärkt worden, wovon ²/₃ Eingeborene waren. Sie bestand nunmehr aus: 1 Kompagnie Carabinieri (Gendarmen — zum Teil Eingeborene) 1 Bataillon Jäger zu 6 Kompagnien, 4 Bataillone Infanterie (Eingeborene), 2 Gebirgs-Batterien (Eingeborene) zu 4 Geschützen, 1 Kompagnie Kanoniere (zum Teil Eingeborene), Artillerie-Arbeiter, Genie-, Sanitäts-, Verpflegungs- und Train-Abteilungen, sowie einem Depot in Neapel.

Die Truppen-Organisation von 1892 ähnelt in mancher Beziehung der heute gültigen. Wir greifen das wichtigste heraus: Italienische Offiziere mußten mindestens 18 Monate in der Kolonie bleiben, oder, falls sie bei Eingeborenen-Truppen verwendet wurden, 4 Jahre. Der Mannschaftsersatz sollte möglichst aus freiwillig sich Meldenden gedeckt werden, und zwar entweder aus Leuten des stehenden Heeres, die 12 Monate gedient hatten, oder aus Reservisten, die nicht seit mehr als 4 Jahren zur Reserve entlassen worden waren. Diese Leute mußten sich auf 1 Jahr verpflichten, (Überfahrtszeit ungerechnet), und konnten bis zum 32. Lebensjahre — Unteroffizier bis zum 36. — jährlich weiter kapitulieren. Nur für die Gendarmerie war keine Altersgrenze festgesetzt. Die Eingeborenen-Truppen bestanden aus freiwillig auf 2 bis 3 Jahre Kapitulierenden, wobei die in der Kolonie Aufgewachsenen bevorzugt wurden.

Da man mit Vorliebe Generale zu Zivil-Gouverneuren ernannte, machte man die Erfahrung, daß diese bemüht waren, selbst die militärischen Unternehmungen zu leiten, und die Expeditionen ins Innere selbst zu führen. Dadurch konnten sie sich vielleicht kriegerischen Lorbeer erringen, aber die eigentliche Leitung der Kolonie glitt ihnen aus der Hand. Ein Gesetz vom 18. Februar 1894 kam diesem Bestreben der „Militärischen Zivil-Gouverneure" auch noch entgegen, da es ihnen die Truppen offiziell unterstellte.

So lagen die Dinge in den Unheilsjahren 1894—1897. Die Ereignisse in dieser Zeit, die unglückliche Schlacht bei Adua am 1. März 1896 sind noch in aller Gedächtnis, und wir wollen, ohne auf die allgemein bekannten Thatsachen nochmals zurückzukommen, nur darauf hinweisen, daß es damals, wie auch jetzt noch, eine starke Partei in Italien gab, die dringend wünschte, man solle die Kolonie aufgeben, und sich aus Afrika zurückziehen. Das hätte aber eine starke Einbuße an Prestige für Italien bedeutet; schon allein aus moralischen Gründen war das undenkbar.

König Humbert in erster Linie wollte sich zu einem so schwer wiegenden Schritte nicht entschließen. Die Folgen haben gelehrt, daß er Recht hatte. Wenn die Kolonie dem Staate bisher nichts eingetragen, sondern nur Geld und Blut gekostet, so lag das eben, wie schon erwähnt, an dem Fehlen einer festen, zielbewußten Politik in der Heimat, an dem Mangel einer einfachen sachgemäßen Organisation in der Kolonie, und schließlich daran, daß es den Italienern an Erfahrung im Kolonisieren und im Umgang und Kampf mit den Einwohnern gebrach.

6 Jahre sind erst vergangen, seit die Armee Baratieri's geschlagen wurde, die Hälfte des Landes sich im Aufruhr befand und der Handel gänzlich darnieder lag. Heute dagegen ist Eritrea eine Kolonie, die trotz der beschränkten Geldmittel in erfreulicher Weise vorwärts schreitet, im Frieden mit den Nachbarn sich befindet, im Innern gefestigt erscheint, und deren Zukunft man, ohne allzuviel Optimismus, als gesichert betrachten kann. Dieser überraschende und erfreuliche Umschwung ist die Folge der Erkenntnis, daß man Fehler gemacht und ein Ergebnis der Bemühungen, künftighin ein anders System in der Kolonisation und eine bessere Organisation zur Verwendung zu bringen.

Man hat 1897 eingesehen, daß eine Kolonie nicht mit halben Maßregeln regiert werden kann. Das stetige Eingreifen der Behörden im Vaterland, die „weit vom Schuß" und vom grünen Tische aus fortwährend die Ereignisse zu lenken versuchten, wie die seligen Kriegsräte früherer Zeiten, hatte zum Bankerott geführt. Man entschloß sich noch rechtzeitig zur Umkehr, und sah ein, daß man die Leitung einem Manne anvertrauen müsse, dem man möglichst viel Machtbefugnis einzuräumen habe, und nicht zu viel dreinreden dürfe, wenn man der schwierigen Verhältnisse Herr werden wollte.

Von solchen Erwägungen ging man aus, als man 1897 Martini als außergewöhnlichen Zivil-Kommissar, mit besonderen Vollmachten ausgestattet, nach Eritrea schickte. Seitdem ging die Entwickelung der Kolonie ruhig und gleichmäßig vor sich.

Was Martini für das Land geleistet, wird sich erst ganz übersehen lassen, wenn er einst nicht mehr am Ruder ist. In seinem Vaterlande wird ihm vorgeworfen, daß er zu optimistisch ist, zu viel verspricht, zu wenig hält, zu viel

Projekte entwirft, die über das Versuchs-Stadium nicht hinauskommen, und daß er zu viel nach Italien reist. Ein Blatt rechnet ihm zum Beispiel vor, daß er von 12 Monaten des Jahres 1901 im ganzen 8 Monate in Italien oder auf der Hin- und Rückreise, und nur 4 Monate in der Kolonie zugebracht habe. Letzteres mag zutreffen und wenig sachgemäß erscheinen, vielleicht hat er aber — buchstäblich genommen — von den vielen Wegen, die nach Rom führen, den zweckmäßigsten gewählt, nachdem er erkannt hatte, daß er für seine Kolonie am meisten erreicht, und ihr am besten nutzte, wenn er seine Sache persönlich in der Hauptstadt vortrug und durchkämpfte.

Doch, wie gesagt, ein Urteil über sein Wirken wird sich erst dann abgeben lassen können, wenn einst ein Nachfolger die Stelle besser oder schlechter ausfüllt. Bis dahin müssen wir anerkennen, daß es eben in Kolonial-Dingen, wie in anderen, nicht möglich ist, es allen Leuten recht zu machen, daß es auch in Italien an solchen nicht fehlt, welche die Maßnahmen mißbilligen, ohne ihre Gründe zu kennen, und daß das Kritisieren von jeher leichter war, als das Bessermachen.

Den Thatsachen gegenüber ist nicht zu leugnen, daß in der Ära Martini die Kolonie entschieden einen Aufschwung genommen hat. Vor allen Dingen ist es ihm gelungen, ihre Unterhaltungskosten herabzusetzen. 1897/98 betrug das Budget noch 17 900 000 Fr., 1898/99 war es auf 12 448 044 Fr. herabgegangen. Der Voranschlag für 1901/02 war mit 10 430 500 Fr. festgesetzt, und soll für das Finanzjahr 1902/03 nur noch 9 930 500[1]) Fr. betragen.

Mit Erfolg war Martini darauf bedacht, die Militärausgaben herabzusetzen.

Diese betrugen	1898/99		7 451 900 Fr.
	1899/00		6 819 200 Fr.
dagegen	1901/02		6 390 840 Fr.
und sind für	1902/03	auf	5 000 090 Fr. veranschlagt.

Am 11. 2. 1900 ist der „außergewöhnliche Kommissar“ Martini zum „Zivil-Gouverneur“ von Eritrea ernannt worden. Unter diesem Datum erschien eine, von ihm hauptsächlich entworfene, Organisation, die im wesentlichen darin gipfelte, daß ein mit weiten Machtbefugnissen ausgestatteter Zivil-Gouverneur an die Spitze der Kolonie trat, dem der Truppenkommandant völlig untergeordnet ist. Es handelte sich aber, wie in § 138 des Entwurfs hervorgehoben war, zunächst nur um einen Versuch, dem man in 2 Jahren die endgültige Neuorganisation noch folgen lassen wollte, um bis dahin weitere Erfahrungen sammeln und verwerten zu können. Pünktlich erschien am 30. 3. 1902 das Königliche Dekret, das in 142 Artikeln und 16 Tabellen festsetzte, wie in Zukunft die Kolonie verwaltet werden soll. Nachdem das neue Gesetz noch mit Hülfe des heiligen Bureaukratius 3 Monate lang auf verschiedenen Ministerien und Instanzen hin- und hergereist war, konnte es endlich Ende Juni veröffentlicht werden und in Kraft treten.

Wir haben es also mit einem wichtigen Abschnitt in der organisatorischen Entwicklung der Kolonie zu thun. Voraussichtlich bleibt ihre Verwaltung auf längere Zeit im wesentlichen so, wie sie durch das erwähnte Gesetz festgelegt worden ist, und es erscheint daher angebracht, uns dessen Inhalt, unter Weg-

[1]) Davon werden 7 630 800 Fr. durch Staatszuschuß, das übrige durch die Kolonie selbst aufgebracht.

lassung der für deutsche Leser unwesentlichen lokalen Maßnahmen und nebensächlichen Einzelheiten, näher anzusehen.

II.

Neuorganisation vom 30. März 1902.

Die Kolonie Eritrea wird von einem Zivil-Gouverneur verwaltet, der nach dem Vorschlage des Ministers des Auswärtigen, und im Einverständnis mit dem Ministerrat durch ein Königliches Dekret ernannt wird. Der Gouverneur untersteht unmittelbar und ausschließlich dem Ministerium des Auswärtigen; alle Zivil- und Militärbehörden der Kolonie sind ihm untergeordnet. Seine Machtbefugnisse wurden erweitert, soweit es irgend möglich schien. Er kann den Belagerungszustand aussprechen, besondere Gerichtshöfe einsetzen (solche Anordnungen sind indes sofort nach Rom zu berichten), er regelt ferner die Anstellung und den Ersatz der Beamten, stellt das Budget auf, bestimmt die Steuern und Abgaben im Bereiche der Kolonie, politisch ist er allein thätig und verantwortlich, und das Nachrichtenwesen ist ihm ausschließlich unterstellt. Die Karabinieri (Gendarmerie)-Schwadron und die Küsten-Kompagnie unterstehen, sowohl bezüglich ihrer Dislokation als auch ihrer Verwendung, dem Gouverneur unmittelbar. Auch die Irregulären — außer zu Kriegszwecken — und das Zentral-Depot in Neapel, in nicht militärischen Angelegenheiten, sind dem Gouvernement direkt unterstellt.

Alle anderen Streitkräfte sind als „Königliche Kolonial-Truppen" zusammengefaßt und einem Truppen-Kommandanten untergeordnet.

Es ist bemerkenswert, wie man sich bemüht hat, die Machtbefugnisse des Gouverneurs und des Kommandanten, sowie ihre Beziehungen zu einander scharf festzulegen. Es scheint, als ob die Preßstimmen nicht so ganz unrecht hatten, die von Kompetenzstreitigkeiten zwischen den erwähnten Persönlichkeiten früher zu berichten wußten, so daß man sich verpflichtet gefühlt hat, bis ins Einzelne jedem Konflikt in Zukunft gesetzgeberisch vorzubeugen.

Der Truppen-Kommandant wird durch Königliches Dekret mit Einverständnis des Gouverneurs ernannt. Ihm unterstehen die aus Italienern und Eingeborenen bestehenden regulären Verbände bezüglich ihrer Ausbildung und Disziplin. Er hat (augenblicklich ein Oberst) in militärischer Beziehung etwa die Stellung und Strafbefugnis eines Divisions-Kommandeurs in Italien. Die Maßnahmen zur Verteidigung der Kolonie, die Offizier-Verteilung, das Ersatz- und Entlassungswesen, die Einziehung von Eingeborenen zum Waffendienst, sind seine Sache. Die Verwaltung der Truppen regelt er mit Unterstützung eines besonderen Ausschusses.

In allen anderen Dingen ist er vom Gouverneur abhängig. Ohne dessen Einverständnis darf keine Dislokation vorgenommen, kein Offizier, oder irgend welche Truppenteile nach der Heimat entlassen werden. Die Verwendung der Truppen zu politischen Zwecken ordnet der Gouverneur an, dagegen ist die Leitung der Operationen selbst ausschließlich Sache des Kommandanten. Letzterer darf sich hinwiederum nicht in den Zivildienst oder in politische Dinge mischen, und es wird ihm davon vom Gouverneur nur gerade soviel mitgeteilt, als er im Interesse der Landesverteidigung durchaus wissen muß.

Mitteilungen und Anforderungen der Militärbehörde an die Zivilbehörde, und umgekehrt, haben — von dringenden Ausnahmen abgesehen — stets den Instanzenweg zu durchlaufen, und daher durch den Gouverneur und Kommandanten zu gehen.

Niemand außer dem Gouverneur darf mit auswärtigen Behörden in unmittelbare Verbindung treten; selbst die Korrespondenz zwischen dem Kommandanten und dem Kriegsministerium, die wegen der Verwaltung und Ausbildung der Truppen unerläßlich ist, muß dem Gouverneur vorgelegt werden. Aus diesem einzelnen Zuge schon geht hervor, wie sehr man bemüht ist, jeden Dualismus zu vermeiden, und die ganze Gewalt, wie ja auch die Verantwortung möglichst in der Hand des Gouverneurs zu vereinigen.

Ganz ebenso, wie der Truppen-Kommandant, ist der Kommandeur der „Roten Meer-Station" gestellt. Diese wurde am 8. 12. 1892 offiziell eingesetzt und steht unter der Leitung des ältesten anwesenden Marine-Offiziers.

Die Kolonie wird in mehrere Regionen eingeteilt, deren leitende Regional-Kommissare vom Gouvernement eingesetzt und mit Machtbefugnissen versehen werden. Die unterstützende Behörde des Gouverneurs ist das Gouvernements-Bureau. Es besteht aus 2 oder mehr Direktionen; ihre Zahl und die Abgrenzung ihrer Machtbefugnisse bestimmt der Gouverneur, dem also auch in den wichtigsten Verwaltungsfragen der größte Spielraum gelassen worden ist. Nur bezüglich der Gesamtzahl an Beamten und ihres Gehaltes mußte er natürlich festgelegt werden, da hier budgetärische Fragen berührt werden, die nach der Konstitution nur von der Deputiertenkammer und dem Senat verhandelt werden dürfen. Die auf den Beamtenstand bezüglichen Bestimmungen weichen in der Neu-Organisation vom 30. 3, 1902 wesentlich von dem ersten Entwurf des Jahres 1900 ab. Deshalb erscheint es angebracht, sie nachstehend in den Hauptzügen wiederzugeben.

Es giebt nunmehr:

25 Beamte (ufficiali coloniali) 1. Kategorie, mit 3000—7000 Fr. Geh.[1])
15 „ („ „) 2. „ , „ 2000—4000 Fr. „ [1])
50Unterbeamte(commessi „) 3. „ , „ 1500—2500 Fr. „ [1])

Jede dieser Kategorien besteht aus 5 Klassen.

Die Beamten werden nach den Vorschlägen des Gouverneurs durch Königliches Dekret, die Unterbeamten durch das Ministerium des Aeußeren ernannt.

In die 5. (unterste) Klasse der ersten Kategorie können italienische Bürger einrücken, die sich um die Kolonialsache besonders verdient gemacht haben, ferner höhere Staatsbeamte und Offiziere, wenn sie mindestens 1 Jahr im Zivildienst der Kolonie beschäftigt waren, und schließlich Studierte, die das 32. Lebensjahr noch nicht überschritten haben. Die Beförderung aus der 5. in höhere Klassen der ersten Kategorie wird zu $^1/_3$ nach dem Dienstalter, zu $^2/_3$ außer der Reihe vorgenommen. Diese ausgedehnte Anwendung von Beförderungen „außer der Reihe" ist eine Eigentümlichkeit der gesamten italienischen Zivil- wie auch der Heeres-Verwaltung. Man glaubt dadurch ein Mittel in der Hand zu haben, um den Ehrgeiz anzuspornen, und die Tüchtigsten schnell in hohe Stellungen bringen

[1]) Zu diesem Gehalt tritt noch eine Zulage, deren Höhe in diesem Aufsatz an anderer Stelle angegeben ist. Ueberdies erhöht sich das Gehalt nach dem 6. Dienstjahr um $^1/_{10}$.

zu können, wo sie dem Staate ihren Gaben entsprechende Dienste leisten können. Natürlich geschieht dies auf Kosten der „Minderbegabten“, deren Beförderung dadurch übermäßig stockt; kommt dazu noch etwas Nepotismus, so wird mit dem System gerade das Gegenteil von dem erreicht, was man erstrebt. Daß an sich die Beförderung außer der Reihe manches Gute hat, soll nicht bestritten werden, nur muß man dann andererseits durch angemessene Besoldung, beziehungsweise Pensionierung, dafür sorgen, daß die nicht Bevorzugten trotzdem wenigstens auskömmlich leben können. Zur Zeit trifft das in Italien aber nicht zu.

In die 5. (unterste) Klasse der 2. Kategorie rücken verdiente und tüchtige Unterbeamte von der 3. Kategorie nach bestandenem Examen ein. Vier Stellen dürfen auch tüchtigen Dolmetschern eingeräumt werden, wenn sie italienischer Nationalität sind und mindestens 5 Jahre thätig waren. Die weitere Beförderung in der 2. Kategorie erfolgt zur Hälfte „außer der Reihe“, zur andern Hälfte nach dem Dienstalter.

Die Anwärter zur 5. (untersten) Klasse der 3. Kategorie schließlich dürfen — mit Ausnahme der Militäranwärter — das 28. Lebensjahr nicht überschritten haben, sie müssen ferner gesund und kräftig sein, ihrer Dienstpflicht genügt und ein Examen bestanden haben, das sich hauptsächlich auf Lesen, Schreiben und Rechnen beschränkt. Die Beförderung innerhalb der 3. Kategorie erfolgt ebenfalls zur Hälfte nach den Dienstjahren, zur andern Hälfte „außer der Reihe“.

Kranke Beamte und Unterbeamte können bis zur Dauer von 2 Jahren in aspettativa — auf Wartezeit — gestellt werden, und erhalten alsdann $^2/_3$ ihres Gehaltes. Wenn es möglich ist, sollen sie nach einem halben Jahr in der Heimat wieder zum Dienst herangezogen werden. Dauert die Krankheit länger als zwei Jahre, so erfolgt die Verabschiedung, falls der Betreffende pensionsfähig ist. Andernfalls kann er in dieselbe Stelle einrücken, die er früher bei den Behörden in Italien inne hatte. Besaß er eine solche Stelle nicht, so wird er „auf jeden Fall“ verabschiedet — wohl eine etwas harte Maßregel, deren Zweck nicht recht einzusehen ist.

Die Strafen für Beamte und Unterbeamte sind:

1. der Verweis,
2. die Suspendierung vom Dienst bis zur Dauer von 6 Monaten,
3. die Absetzung.

Die Suspendierung vom Dienst verfügt bei Beamten das Ministerium des Auswärtigen, bei Unterbeamten der Gouverneur. Keine Bestrafung soll verfügt werden, ohne daß man dem Betreffenden die Möglichkeit gegeben hat, sich mündlich oder schriftlich zu rechtfertigen.

Die Königliche Kolonialtruppe ist für die Zukunft wie folgt zusammengesetzt:

1 Kommando, 1 Kompagnie Karabinieri (bestehend zu $^2/_3$ aus Eingeborenen), 3 Jägerkompagnien, 4 Eingeborenen-Bataillone zu 4—5 Kompagnien, 1 Eingeborenen-Eskadron, 1 Artillerie-Kommando, 1 Kanonier-Kompagnie, 1 Eingeborenen-Batterie, 1 Train-Abteilung (zumeist aus Eingeborenen bestehend), 1 Genie-Abteilung, 1 Sanitäts-Direktion, 1 Küsten-Kompagnie (aus Eingeborenen bestehend), 1 Militär-Tribunal, 1 Depot der Kolonie in Neapel.

Die Gesamtstärke beträgt jetzt: 134 Offiziere,
5 Beamte,
671 Unter-Offiziere und Mannschaften (Weiße),

4102 Eingeborene,
29 Diener und Krankenträger,
902 Pferde und Maultiere.

Nach dem Entwurf von 1900 betrug sie:

187 Offiziere,
9 Beamte,
1136 Unter-Offiziere und Mannschaften (Weiße),
5457 Eingeborene,
37 Diener und Krankenträger,
1362 Pferde und Mannschaften.

Aus der Gegenüberstellung ergiebt sich, wie sehr man bestrebt war, die Truppenstärke herabzusetzen, um dadurch zu sparen. Ob der eingeschlagene Weg zur Sparsamkeit gerade der beste ist, mag dahingestellt bleiben. Die Frage, mit wieviel Truppen Eritrea verteidigt werden kann, bezw. wie viel man nötig hat, um die Ruhe im Inneren sicher zu stellen, kann nur an Ort und Stelle entschieden werden. Die nächsten Jahre werden zeigen, ob man mit der Verminderung der Besatzung nicht zu weit gegangen ist. Die äußerlich sichtbare und unmittelbar fühlbare Machtentfaltung ist afrikanischen Stämmen gegenüber mehr vonnöten, als sonstwo, ein Sparen hierin kann teuer zu stehen kommen. Italien, das noch an den Folgen der alten Niederlagen zu tragen hat, muß doppelt vorsichtig sein, seinem Ansehen den richtigen Hintergrund zu verschaffen.

Beim Ersatz der Offiziere, sowie der weißen Unter-Offiziere und Mannschaften soll möglichst auf freiwillig sich Meldende zurückgegriffen werden. Die Eingeborenen-Truppen dürfen nur aus Freiwilligen bestehen.

Alle zur Reserve, Landwehr und zum Landsturm gehörenden italienischen Bürger, die sich im Kolonialgebiet befinden, dienen als Ergänzung der Kolonialtruppe.

Offiziere werden als zur Verfügung des Auswärtigen Amtes stehend betrachtet. Sie müssen 4 Jahre in der Kolonie bleiben, falls sie sich freiwillig gemeldet hatten, und 2 Jahre, wenn sie ohne ihr Zuthun kommandiert waren. Stehen nicht dringende Gründe entgegen, so haben die Offiziere nach dieser Pflichtzeit die Berechtigung, ihre Rückkehr nach der Heimat zu verlangen. Eine Neuberufung nach Afrika kann erst dann erfolgen, wenn 4 Jahre seitdem verflossen sind, oder der Betreffende inzwischen befördert worden ist.

Unteroffiziere und Mannschaften des stehenden Heeres, die für die Kolonial-Truppe ausgesucht werden, müssen mindestens noch 18 Monate zu dienen haben. Reservisten sollen mindestens 12 Monate gedient haben, auch sollen nicht mehr als 4 Jahre seit ihrem Übertritt zur Reserve verflossen sein.

Sich freiwillig meldende Unteroffiziere und Mannschaften müssen sich auf 2 Jahre zum Dienen verpflichten, und können nach Ablauf dieser Zeit immer wieder auf je 2 Jahre so lange weiter kapitulieren, bis sie als Unter-Offizier das 36., als Mannschaften das 32. Lebensjahr erreicht haben[1]).

Von den eingestellten Eingeborenen sollen mindestens $^2/_3$ im Gebiet der Kolonie geboren sein; nur bei der Artillerie kann von diesem Grundsatz abgegangen werden.

[1]) Für die Karabinieri gelten andere Bestimmungen, die als unwesentlich hier weggelassen wurden. Ebenso sind die besonderen Anordnungen für die Rekrutierung, Besoldung usw. der Forstbeamten, Finanzwächter und Kerkermeister nicht aufgenommen worden.

Die Eingeborenen treten nach Ablauf ihrer auf je 2 Jahre abgeschlossenen Kapitulationen zur Mobil-Miliz (Landwehr) über. Sind sie in Folge von Verwundungen dienstuntauglich und arbeitsunfähig geworden, so haben sie ein Anrecht auf Pension, in der Höhe der Hälfte ihres letzten Gehalts; hatte die Verwundung keine Arbeitsunfähigkeit zur Folge, so erhalten sie ein Jahresgehalt als Gratifikation. Wegen Dienstbeschädigung entlassene Eingeborene erhalten eine kleine Pension; ebenso können den Eltern von im Kampfe Gefallenen Unterstützungen gewährt werden. Beurlaubungen Eingeborener sollen möglichst in der Zeit vom 15. Mai zum 15. September liegen und nicht länger als 1 Monat währen.

Der Sold der Eingeborenen Soldaten beträgt täglich:

für den		im 1. Jahr	im 2. Jahr	im 3. und den folgenden Jahren
Buluc baschi [1]	(Unter-Offizier)	2,20	2,60	3,00 Fr.
Muntaz	(Gefreiten)	1,60	1,85	2,10 Fr.
Borazan	(Trompeter)	1,20	1,45	1,70 Fr.
Zaptiè	(Gendarmen)	1,25	1,50	1,75 Fr.
Ascari	(Gemeine)	1,00	1,25	1,50 Fr.

Früher gab es noch einen „Jus baschi“, einen Eingeborenen-Offizier, der im Range zwischen dem weißen Unteroffizier und dem Buluc baschi stand, und auch höheres Gehalt als der letztere bezog. Der Entwurf von 1900 hatte noch 57 eingeborene Offiziere im Etat vorgesehen, man hat aber diese Charge nunmehr eingehen lassen. Wenn dies nur aus Ersparnisrücksichten geschah, kann man der Maßregel nicht zustimmen. Es braucht hier nicht weiter hervorgehoben zu werden, welche Rolle die Eitelkeit bei den Eingeborenen spielt, und wie sie eine der Haupttriebfedern ihrer Handlungen ist, da das Pflichtbewußtsein zumeist fehlt. Schafft man nun eine Charge ab, die es den Schwarzen besonders begehrenswert machte zur Fahne zu eilen, und dort sich anzustrengen, um vorwärts zu kommen, so verdirbt man sich indirekt den Ersatz. Man hat freilich vorsichtiger Weise der Neu-Organisation einen Artikel angehängt, der bestimmt, daß die noch vorhandenen „Jus baschi“ nach den bisherigen Bedingungen weiter verwendet werden dürfen. Ihre Degradierung zu Buluc baschi wäre wohl auf ernste Schwierigkeiten gestoßen.

Aus den ziemlich breit gehaltenen Gehaltsbestimmungen sei das wesentlichste herausgegriffen.

Offiziere und Beamte erhalten eine Kolonial-Zulage, welche beträgt:

Bei einem Gehalt bis zu	2000 Fr.	1400 Fr.
„ „ „ „ „	2500 Fr.	1600 Fr.
„ „ „ „ „	3000 Fr.	1800 Fr.
„ „ „ „ „	4000 Fr.	2100 Fr.
„ „ „ von mehr als	4000 Fr.	2400 Fr.

Danach würde das Jahreseinkommen z. B.

eines Ober-Leutnants 2200 [2]) + 1600 = 3800 Fr.,
eines Hauptmanns 3200 [2]) + 2100 = 5300 Fr.,
eines Majors 4400 [2]) + 2400 = 6800 Fr. betragen.

---

[1]) Italienische Schreibweise: Buluc basci.

[2]) Das Gehalt ist hier steuerfrei gerechnet, wie es in der Kolonie auch thatsächlich zur Auszahlung gelangt. In Italien muß sich der Offizier einen Abzug von $8^1/_2$—$13^1/_2$ % gefallen lassen.

Auf Stationen, die weit entlegen sind oder besonders schlechtes Klima besitzen, wird eine weitere Zulage gewährt.

Für den Gouverneur und den Truppen-Kommandanten bestehen besondere Sätze, und zwar erhält der erstere 2175 Fr., der letztere 1200 Fr. monatlich.

Bei außergewöhnlichem Urlaub wird das Gehalt auf 1/3 oder 2/3 herabgesetzt, je nachdem die Ursache eine nicht-dienstliche oder eine durch den Dienst hervorgerufene ist.

Die Zulage für die erste Equipierung für Offiziere und Beamte schwankt zwischen 200 und 1000 Fr., und richtet sich nach der Höhe des Diensteinkommens. Ein berittener Offizier, der sein Pferd verliert, bekommt 1200 Fr. ausgezahlt.

Dienstreisen nach Italien sind frei, d. h., die thatsächlichen Ausgaben werden zurückerstattet. Daneben werden 3—5 Fr. Tagegelder gezahlt. Auf Eisenbahnen haben Offiziere vom Stabsoffizier aufwärts, und Beamte mit mindestens 4000 Fr. Gehalt Anspruch auf Beförderung in der I. Klasse. Auf Dampfschiffen können sämtliche Offiziere und Beamte I. Klasse reisen.

Unteroffiziere und Mannschaften erhalten neben ihrem Sold noch eine Zulage, die aber sehr verschieden ist, je nachdem der Betreffende bei einem Truppenteil, der aus Italienern besteht, oder bei Eingeborenen verwendet wird. So beträgt z. B. im 4. Jahre die jährliche Zulage eines Furiere (unserem Sergeanten, Vice-Feldwebel und Feldwebel entsprechend) bei Italienischen Truppen 346,75 Fr., bei Eingeborenen 711,15 Fr. neben dem täglichen Sold von 1,60 Fr. Ein Gemeiner erhält im 2. Kolonialdienst-Jahre neben seinem täglichen Sold von 0,35 Fr. eine Jahreszulage von 182,50 Fr., bei Truppen, die nur aus Italienern bestehen, 365 Fr., wenn er mit Eingeborenen zusammen verwendet wird.

Die Urlaubsfrage ist für Militär und Zivil gleichmäßig geregelt. Es dürfte von Interesse sein, wie unsere Verbündeten diesen wichtigen Punkt zu handhaben gedenken.

Man unterscheidet „gewöhnlichen" und „außergewöhnlichen" Urlaub.

Gewöhnlicher Urlaub wird in den ersten 2 Jahren grundsätzlich nicht erteilt. Von da ab giebt aber jede weitere Zeitspanne von 2 Jahren ein Anrecht auf Urlaub, der je nach dem Gehalt und also nach der Stellung verschieden bemessen ist, und zwar erhalten:

Offiziere und Beamte mit 4000 Fr. und mehr Gehalt,	166	Tage	Urlaub
„ und Beamte mit weniger als 4000 Fr. „	138	„	„
Unterbeamte und Unteroffiziere	110	„	„
Gefreite und Mannschaften	82	„	„

Es ist nicht gestattet, den Urlaub mehrerer 2-Jahresabschnitte aufzustapeln. Nimmt der Betreffende seinen Urlaub nicht innerhalb des Bienniums, so verfällt sein Anrecht; er kann aber dann im nächsten Biennium einen Monat länger beurlaubt werden. Der „gewöhnliche" Urlaub verpflichtet den Betreffenden, die 2 Jahre, für die er ihn erhält, zu Ende zu dienen. Fällt der Urlaub in das letzte Vierteljahr der Dienstpflicht, so kann der Gouverneur den Betreffenden eventuell von der Rückreise entbinden.

Der „außergewöhnliche" Urlaub wird wegen besonderer Privatgründe und aus Gesundheitsrücksichten erteilt; er darf die Dauer von 4 Monaten nicht überschreiten.

Die Neu-Organisation ist das Ergebnis 17 jähriger Erfahrung. Besonders im Laufe der letzten Jahre hat man alles gethan, um sich zu vergewissern, daß die getroffenen Bestimmungen den Bedürfnissen entsprechen und zweckmäßig sind. Das finanziell gekräftigte und politisch gefestigte Italien hat die Mittel und die Kraft, sich seine Kolonie zu erhalten und sie zu einer nutzbringenden zu machen. Durch Bau von Eisenbahnlinien und Telegraphen, durch Landkonzessionen, durch Pflege guter Beziehungen mit dem Beherrscher von Abessinien Menelik, hat man den Untergrund für den weiteren Aufbau geschaffen. Das Aufleben der Perlenfischerei, die Zunahme des Imports und Exports, die Vermehrung der Bevölkerung und schließlich die Goldfunde eröffnen die Aussicht auf eine günstige Entwicklung der Kolonie. Wir wollen unsern Bundesgenossen jenseits der Alpen wünschen, daß ihnen dies afrikanische Land, das getränkt ist mit dem Blute ihrer für die Sache des Vaterlandes gefallenen Söhne, und das in der Geschichte des neuen Königreichs die erste Etappe zur Weltpolitik darstellt, in der Zukunft bringen möge, was man von ihm erhofft.

Die wirtschaftliche Entwicklung Samoas.

Von Dr. Reinecke.

III.

3. Basaltischer Trümmerboden. Dieser bietet das Gartenland der Inseln und unerschöpfliche Fruchtbarkeit, sowohl im bodenreichen Niederungs- und Küstengebiet als auch im Kammgebiet der Berge, selbst dort, wo der tastende Fuß nur auf Steine tritt und auch das Auge unter dem dichten Farnteppich des Urwaldes vergeblich nach Ackerkrume sucht, die tief unter den Basaltblöcken schlummert, als Urquell gigantischer Bäume, Sträucher und saftiggrünender Stauden. Dort erkennt man die Güte dieser verbrannten porösen Basaltwacken, deren Poren den lösenden Wurzeln Halt und Nahrung bieten. Im Küstenland, wie auch im Kammgebiet der Inseln sind weite Strecken dieses Geröllbodens bereits mit Verwitterungs- und Verwesungsschichten ausgefüllt oder auch stellenweise bedeckt. Durch Anschwemmung sind sogar in einzelnen Gegenden schon Ackerflächen entstanden, die nahezu dem gewohnten Begriff solcher entsprechen können; aber so groß, daß eine Bearbeitung mit modernen Geräten, Pflug und Egge möglich oder lohnend wäre, sind sie nicht. Solches Gerät bezw. eine Bestellung nach unserer Art, kommt auch gar nicht in Betracht, weil eine Ausnützung des Bodens und rascher Kulturwechsel, der ihre Anwendung bedingt, für die meisten Tropenpflanzungen fortfällt[1]).

Was die Feuchtigkeitsverhältnisse direkt atmosphärischen Ursprunges betrifft, so gilt als Grundregel, daß alle Gegenden, die unter Einwirkung des Südostpassates stehen, relativ feucht sind und selten lange unter Trockenheit zu leiden haben, während sie andererseits in der Regenzeit (November bis April) minder stark berieselt oder richtiger begossen werden. Ersteres gilt für die Süd- und Ostseiten der Inseln, sowie auch für ganz Ost-Upolu überhaupt, und für den größten Teil des Kammgebietes der Inseln. Kulturen, die andauernder Feuchtigkeit von oben und unten bedürfen, werden daher in jenen Lagen günstigste Vorbedingungen finden. Dürre in kontinentaler Bedeutung kommt indessen auf den Inseln überhaupt nicht in Frage; denn auch in trockener Jahreszeit spendet immer noch der Tau der lechzenden Vegetation reichlich Trost und und Erfrischung und dort, wo der Boden beschattet ist, bleibt er, dank der aus-

---

[1]) In meinem Buch „Samoa" (Süßerotts Kolonialbibliothek Seite 269—274) habe ich zur allgemeinen Orientierung eine Übersicht über die in erster Reihe und unter allen Umständen zur Kultur geeigneten Gebiete in engen Grenzen gegeben, soweit eigene Beobachtungen es gestatteten. Nähere Angaben oder Direktiven sind ohne Berücksichtigung spezieller Gesichtspunkte allgemein praktisch bedenklich oder wertlos; denn die Wahl des Landes wird von dem jeweiligen Vorhaben abhängig zu machen sein, umsomehr als außer der Produktionskraft des Bodens dabei athmosphärische Einflüsse eine sehr wechselnde Bedeutung haben.

dünstenden Thätigkeit des immer feuchten Untergrundes selbst feucht, wenn nicht undurchdringliche Tuffschichten einen hermetischen Abschluß bilden. Die Regenmenge Apias beträgt durchschnittlich pro Jahr 3500 mm (in Brandenburg 550 mm — d. i. der Durchschnitt für Februar oder März in Apia).

Wo die Beschattung des Bodens durch Entwaldung und luftige Kulturen aufgehoben oder doch stark verringert wird, wie das z. B. bei Kokospflanzungen der Fall ist, dort wirkt auch die Sonne störend auf das Gleichgewicht der Bodenfeuchtigkeit und auf die Gunst der Verhältnisse. Daher klagen die Pflanzungsverwalter oft über Trockenheit, die eine unliebsame und sehr bedeutsame Erhöhung in dem Mangel an Grundwasser und an Bächen findet.

In diesen Grundwasserverhältnissen liegt eine beträchtliche Existenzbedingung. Noch sind sie nicht genügend aufgeklärt, noch gräbt und bohrt man vergeblich nach Quell- und Grundwasser, und ich fürchte, wie damals, daß diese Versuche ebenso wenig Erfolg haben werden, wie 1894 die Ablenkung eines Flußlaufes seitens der D. H. P. G.; denn der Aufbau der Inseln läßt das Vorhandensein geschlossener geologischer Schichten mit Wasser in erreichbarer Tiefe nicht vermuten. Man kann wohl mit Hilfe von Sickerwasser Sammelbrunnen anlegen und ausbauen, man wird auch mit dem Meerniveau auf Standwasser stoßen, aber ob es frisch, d. h. nicht brackisch sein wird, bleibt abzuwarten; sicher ist, daß das Meerwasser mindestens in Schlackengängen und im Küstengebiet direkt die Untergrundverhältnisse beeinflußt, wahrscheinlich stellenweise bis tief in das Land hinein.

Wo also keine natürlichen Wasseradern in Gestalt von ausdauernden Flußläufen oder Abflüssen höherer feuchter Gebiete vorhanden sind, da sind Menschen und Vieh auf die atmosphärischen Spenden angewiesen; und das ist oft recht unangenehm, wie alle Pflanzer wissen; selbst große Regenfang- und Sammelvorrichtungen sind dort nur ein kümmerlicher Notbehelf.

Diesem Uebelstande (besonders der Nord- und Westgebiete) abzuhelfen, ist eine der wichtigsten Zeitfragen, deren Lösung der Regierung dringend ans Herz zu legen ist und mit interessanten Studien und Aufschlüssen über den Bau der Inseln verbunden, eine wissenschaftlich und praktisch wertvolle Arbeit bieten wird[1]).

Von einer Erörterung der speziellen Kulturen und Wirtschaftsverhältnisse überhaupt können wir hier absehen. Erwähnt sei, daß sich Samoa zweifellos ziemlich für alle feuchttropischen Kulturen eignen dürfte. Daß der Urwald eine Anzahl wahrscheinlich sehr gut verwertbarer Hölzer enthält und daß auch andere einheimische Gewächse mit Erfolg nutzbar zu machen sein dürften.

Für die Erfolge von Pflanzungsunternehmungen sind indessen, wie gerade aus der Kulturgeschichte Samoas hervorgeht, nicht nur die lokalen Verhältnisse maßgebend, sondern in vorderster Reihe die Fähigkeiten und Kenntnisse der Unternehmer. Ohne den gegenwärtig dort ansässigen und angestellten Pflanzern damit einen Vorwurf machen zu wollen, glaube ich sagen zu dürfen, und das werden diese mir bestätigen, daß sie zu sehr Autodidakten und zu sehr erst durch eigene Erfahrung gewitzigte Theoretiker im weiteren Sinne sind. Ihre Erfahrung stammt meist nur von Samoa und aus Büchern. Umsomehr sind

[1]) Für Apia ist die Anlegung einer Wasserleitung ein dringendes, sanitäres Bedürfnis und auch relativ leicht und billig zu schaffen; die gegenwärtigen Wasserverhältnisse sind dort in trockenen Zeiten höchst ungünstig und ungesund.

natürlich ihre subjektiven Leistungen rühmlich; aber sowohl die deutsche Handels- und Plantagengesellschaft, wie Privatunternehmungen würden weit eher und besser Erfolge erzielen, wenn sie mehr mit praktischen Beobachtungen und Vergleichen ähnlicher, älterer Kolonialkulturen (Ceylon, Java, Hawai etc.) rechnen könnten. Eine orientierende Vorbereitung dort würde auch in kaufmännischer Richtung die dafür verwendete Zeit und Ausgabe reichlich aufwiegen und auch manche Enttäuschung, manchen erfolglosen Versuch ersparen.

Die Kulturen auf Samoa haben infolgedessen eine gewisse Einseitigkeit, die leicht lähmend auf die Entwicklung wirkt und auch die rechte Freude an der Arbeit beeinträchtigt. Das gilt nicht nur für Samoa, sondern, wie erst kürzlich in den „Beiträgen für Kolonialwirtschaft und Kolonialpolitik" ausgeführt wurde, auch für andere Kolonien. Ein gewisses „Tasten im Dunkeln" — möchte ich sagen — ist die Folge kolonialen Erfahrungsmangels, das auch die großen Züge der kolonialwirtschaftlichen Unternehmung beherrscht. Es fehlt an Initiative und Selbständigkeit mehr als an Intelligenz und Fleiß. Ein Symptom dieser Erscheinung ist zur Zeit die allgemeine Begeisterung für Kakaokulturen; weil solche sich augenblicklich sehr gut rentieren, werden überall Kakaopflanzungen angelegt und Kakaogesellschaften gegründet. Nachdem die älteren Kolonien sozusagen das Fett abgeschöpft haben, werden die neuen Unternehmungen wahrscheinlich zu spät kommen und sich gegenseitig durch Herabdrücken der Preise Konkurrenz machen. Die englischen und holländischen Kolonien sind uns zunächst noch voraus.

b. Kauf und Pacht.

Die maßlosen, schwindelhaften Landerwerbungen in früherer Zeit, die, wie auch anderwärts, auf Samoa besonders in den siebziger Jahren in hoher Blüte standen, ließen eine Regulierung der Besitzrechte durch den „Berliner Vertrag" notwendig erscheinen. Die Feststellungen der dafür eingesetzten Landkommission übertrafen alle Erwartungen; die Ansprüche der englischen „Käufer" betrugen weit mehr, als überhaupt Land vorhanden war! Das Ergebnis der Ermittelungen und die Anerkennung berechtigter Forderungen waren verblüffend. Von deutschen Ansprüchen wurden rund 60 %, von amerikanischen 7 %, von englischen 3 %! bestätigt. Die Gesamtsumme des erworbenen Landes bezifferte sich danach auf nahezu 50000 ha, wovon ein erheblicher Teil als Kulturland nur sehr bedingungsweise in Betracht kommt.

Die richtige Wirkung dieser Erfahrung war ein Verbot des Landkaufes von Eingeborenen, das auch heute noch mit Fug und Recht prinzipiell aufrecht erhalten wird.

Bis auf weiteres sind also neue Unternehmungen auf jene bereits erworbenen Gebiete angewiesen. Verkäufliches Land befindet sich z. Zt. im Besitz der deutschen Handels- und Plantagengesellschaft und des vermögenden Herrn Kunst. Kleinere Parzellen, besonders in der Nähe von Apia, sind Eigentum einzelner Ansiedler.

Für den Erwerb stehen zunächst, wenn auch mit lokaler Beschränkung auf das anerkannte Besitzrecht, ausreichend Landgebiete für neue Kulturunternehmungen zur Verfügung; natürlich ist dabei große Vorsicht nach Maßgabe der vorerwähnten hauptsächlichsten Bonitätsfragen geboten. Nach der Karte wird kein Eingeweihter, geschweige denn ein Fremder, Auswahl, noch weniger Abschlüsse, treffen dürfen. Meine Studienzwecke und Touren in das Innere der Inseln haben

mir zwar einen Einblick in die meisten Gebiete verschafft; aber dennoch würde ich, obwohl mich dabei stets lebhaftes Interesse für Kulturfragen und auch landwirtschaftliche Erfahrung begleiteten, nur mit großen Einschränkungen über die Güte und Nutzbarkeit bestimmter Ländereien zu urteilen wagen. Solche Vorsicht sei auch weiteren „Kennern" dringend empfohlen! Ich habe nicht nur hier, sondern auch dort viele falsche Vorstellungen und Ansichten in dieser Hinsicht gefunden.

Die Kaufpreise für Land sind, wie ich auch in II Nr. 15 dieser „Beiträge" ausführte, sehr verschieden. Bestimmte Zahlen kann man ohne weiteres dafür kaum angeben, da eben der Wert des Landes dabei eine zu relative Wirkung ausübt; man wird danach für einen Hektar ebensowohl 60 wie 200 Mk. und mehr zahlen können; das kommt auch ganz auf den Käufer, dessen Absichten und den Umfang des Erwerbes an. Naturgemäß werden gute Flächen mit fortschreitender Unternehmung immer seltener und teurer werden, solange das Verkaufsrecht auf die zuerkannten Gebiete beschränkt bleibt.

Diese Einschränkung ist mindestens so lange zu empfehlen, bis die von dem Gouvernement begonnenen Vermessungen und kartographischen Feststellungen im großen und ganzen vollendet sind. Mit diesen Arbeiten dürfte sich auch schon sehr vorteilhaft eine gewisse Klassifizierung und kulturelle Bewertung der jeweiligen Gebiete vereinigen lassen, vorausgesetzt, daß die ausübenden Beamten über die erforderliche Erfahrung und Urteilsfähigkeit verfügen. Ist das der Fall, dann sind für eine weitere und günstige Erschließung der Kolonie die besten Vorbedingungen geschaffen. Ohne daß, wie es in englischen Kronkolonien (Kronland) angestrebt wird, das Reich selbst Besitzer ist, wird die Verwaltung dann am besten unter Berücksichtigung geeigneter Verteilung und Entäußerung der Eingeborenen, die Vermittlung für neue Unternehmungen in der Hand halten können.

Zunächst — und auch dann noch — kommt der Pacht-Modus für neue Kulturabsichten als zweite Möglichkeit der Ansiedlung in Frage. A priori hat das gegenüber unseren Erfahrungen und Gewohnheiten gewisse Schattenseiten, hauptsächlich darin, daß a) das Land erst durch Urbarmachung zu Kulturland werden muß — das erfordert etwa 1 Jahr — und daß b) die meisten Tropenkulturen, abgesehen von Tabak und verschiedenen Nährpflanzen, erst nach einer Reihe von Jahren (Palmen erst nach 6—8 Jahren) Erträge liefern und dann noch einige Jahre bis zur vollen Entwicklung brauchen. Die jetzt moderne Kakaokultur erreicht dieses Optimum mit 6—8 Jahren. Kurzfristige Pachtverträge (unter 20 Jahren) sind daher ohne sichere Gewähr der Prolongation praktisch ausgeschlossen, auch unter den bisherigen außerordentlich billigen Preisen (2—16 Mk. für den Hektar, steigend mit den Jahren).

Dennoch hat gerade der Pacht-Usus sehr viele Vorteile, die ihn als Grundlage für die Zukunft allgemein empfehlenswert machen; denn er gestattet auch tüchtigen, minderbemittelten Ansiedlern und Kolonisten Bethätigung. Wie die Erfolge solcher bisher den besten Maßstab für den Kulturwert des Landes ergeben haben, so ist auch ihre Mitwirkung bei weiterer Entwicklung des Gebietes sehr zu wünschen; denn Samoa ist, wie auch von anderer Seite schon hervorgehoben wurde, für vorteilhafte Kleinbetriebe sehr geeignet.

Speziell in diesem Sinne möchte ich daher empfehlen, daß das Gouvernement den Pachtkonsens nach möglichst selbstgeführter Verhandlung mit den

samoanischen Besitzern bezw. den Besitz-Instanzen etwa nach folgenden Gesichtspunkten erteilt:

1. Der Pflanzer hat nach gewissen Ausweisen über seine Fähigkeiten und über persönliche Qualifikation Absichten und Wünsche zu äußern und die erforderlichen Mittel nachzuweisen, sowie eine den Verhältnissen entsprechende Kaution (etwa 50 Mk. für den Hektar) und Kosten für Rückreise zu hinterlegen. Dafür werden ihm geeignete Ländereien vorgeschlagen.

2. Sind diese Formalitäten erledigt, dann wird ein Pachtvertrag auf 20 Jahre abgeschlossen, dergestalt, daß die ersten fünf Jahre pachtfrei sind. Vom 6. bis 10. Jahre werden für den Hektar je 10—20 Mk. Pacht erhoben; vom 10. Jahre ab 20—40 Mk.

3. Nach dem 10. Jahre, bei günstigen Erfahrungen evtl. sogar eher, steht dem Pächter Erwerbsrecht für den 10fachen, nach dem 20. für den 4fachen letzten Pachtpreis zu.

4. Das Gouvernement zahlt den Landbesitzern bis zum Ablauf des 5. Jahres für den Hektar 4 Mk.; von da ab die Hälfte der Pacht und bei einem Kaufabschluß 75 % des Kaufgeldes.

5. Die der Verwaltung aus diesen Pacht- und Kaufbedingungen zufließenden Überschüsse (beginnend mit dem 6. Jahre) werden lediglich für Ansiedlungszwecke verwendet:

a) Für Besoldung eines Sachverständigen, Auslagen und Bureauarbeiten.

b) Für spezielle Untersuchungen, Wegeanlagen (öffentliche) 2c.

c) Zur Ansammlung eines Pflanzungsfonds für besondere Zwecke (Darlehen, Prämien 2c.).

Nach denselben Grundsätzen, wie die Steuern der Eingeborenen nur für diese verwendet werden, soll auch diese Form einer Pflanzungssteuer nur den Kolonisten zu Gute kommen, aber mit der Zeit auch alle Kosten für solche Zwecke decken. Sie wird demgemäß völlig unabhängig von der Steuerverwaltung behandelt. —

Die Kaution dient als Sicherheit für die Verwaltung zur Abfindung der samoanischen Besitzer bei vorzeitiger Lösung eines Vertrages; sie wird dem Pächter mit 5 % verzinst und nach Ablauf des 10. Jahres zurückerstattet.

c. Viehzucht.

Bisherige Erfahrungen haben gelehrt, daß Pferde, Esel, Rinder und besonders Schweine, sowie Geflügel auf Samoa gut gedeihen und relativ billig zu züchten sind. Für den Export wird Viehzucht, wie auch Herr R. Deeken, der Begründer und zukünftige Leiter der „Deutschen Samoa-Gesellschaft" in seinem Buche „Manuia Samoa" sehr richtig darlegte, nie werden, maßgebend für sie wird stets allein der eigene Bedarf und Nutzen bezw. der Konsum auf Samoa bleiben. Aber die Viehwirtschaft wird mit der Zeit mancherlei Verbesserungen erfahren müssen — vor allem durch rationelle Einfuhr frischer, gesunder Zuchttiere; das sind indessen kleine Sorgen, die durch den Bedarf selbst reguliert werden. — Schafzucht wird wahrscheinlich das feuchte Klima nicht gestatten; es sei denn, daß die Tiere stets kurz geschoren gehalten werden, damit der hygroskopische Stapel nicht — ewig feucht — die Ausdünstung des Körpers hindert.

Von besonderem Interesse ist die Rindviehzucht auf Samoa, da sie hier eine ganz eigenartige Bedeutung erlangt hat, indem ihr Hauptwert, für die D. H. P. G. wenigstens, in dem — Appetit der Tiere liegt. Die Rinderherden haben nämlich die absonderliche Aufgabe, in den ausgedehnten Kokospflanzungen das Unkraut zu fressen. Das hat sich sehr bewährt, nachdem ein von Amerika eingeführtes sogen. Buffalogras (Monerma repens) in verblüffender Eile sich ausbreitete, alle vorhandenen Unkräuter verdrückte, aber schließlich auch so verfilzte, daß es die Luftzirkulation des Bodens hinderte. Das war natürlich den Palmenwurzeln, die überwiegend flach an der Oberfläche liegen, nicht angenehm; und daher wurde das Rindvieh angewiesen, diesen Beelzebub, mit dem man den Unkrautteufel ausgetrieben hatte, zu bändigen, wenn auch das harte Gras keineswegs ein beliebtes oder gutes Futter ist. Diese Kulturaufgabe der Rinder fand auch auf das Nolimetangere (Mimosa pudica) Ausdehnung, das — die eigentliche Ursache der Versuche mit Monerma repens —(ebenfalls eingeführt), in den Pflanzungen wucherte und nur dem Buffalogras wich; aber es erwies sich im Jugendstadium trotz seiner Dornen als ein jenem bevorzugtes Futter. Die Tiere, in Herden gehalten, gediehen dabei ganz gut, wenn schon, wahrscheinlich durch die Lebensweise begünstigt, die Perlsucht unter ihnen viele Opfer forderte und die Milch sehr fettarm ist. Das macht sich insofern besonders nachteilig geltend, als sie sich einmal zur Buttergewinnung nicht eignet, dann aber, weil die geringe Menge von Butter, die sie liefert, auch nicht schmackhaft ist.

Buffalogras und Nolimetangere, sowie andere Unkräuter haben die guten Samoagräser aus den Pflanzungen und dem Küstengebiet fast ganz verdrängt*). Das ist zu bedauern. Aber wie die Samoaner, so erwiesen sich auch die tierischen und pflanzlichen Bewohner den nachteiligen Begleiterscheinungen der Zivilisation nicht widerstandsfähig. Jene erliegen zu hunderten, ja tausenden den eingeführten Epidemien, diese Ratten, Katzen 2c. bezw. Unkräutern.

*) Die Verwalter der H. P. G. haben es nicht an Versuchen, Ersatz zu finden, fehlen lassen und schließlich die Verbreitung einer Küstenpflanze Desmodium policarpum, als Rankenklee bezeichnet, angestrebt. Für Beurteilung des Futterwertes dieser und der vorgenannten Rindviehnahrung mögen folgende Analysen dienen: Es enthalten:

	Rankenklee	Mimose	Buffalogras
Feuchtigkeit	10,40 %	10,60 %	11,57 %
Rohhafer	30,05	25,30	32,67
Mineralstoffe (Asche)	5,08	8,33	12,12
Protein	**15,63**	**20,00**	4,25
Fette	4,20	3,36	3,84
Stickstoffs-Extrakt	34,64	32,41	35,55
	100,00 %	100,00 %	100,00 %

Weitere Angaben hierzu vergl. des Verfassers „Flora der Samoa-Inseln (Englers Bot. Jahrb. XXV. 5 p. 641.

(Fortsetzung folgt.)

Auf der Reise nach Saypan (Mariannen) Tagebuchblätter.[1])

Von Hans Schroeder.

21. Febr. 1902.

Gestern ging ich in Neapel an Bord, nachdem ich Billet erhalten, um mich zunächst zu überzeugen, daß alles genau mit meinem Gepäck stimmte. Zu meiner Freude war alles dort, sogar wider Verhoffen die Patronen, welche dem Obersteward von der Hamburg-Amerika Linie zugeschickt sind; wie das zugeht, weiß er auch nicht und ich erst recht nicht.

Die „Stuttgart" lag nicht sehr weit hinaus, und der kleine Dampfer des Lloyd brachte mich schnell an Bord. Sie ist bedeutend kleiner, wie der „König" der D. O. A. L., aber nett eingerichtet. Natürlich hat es seine Schattenseiten, 2. Klasse zu fahren, wenn jeder Platz besetzt ist. Vier Mann in einer so engen Kabine, daß dieselbe voll ist, wenn einer darin steht, und man muß die nach Innen zu öffnende Thür immer sehr sorgfältig aufmachen, sonst stößt man den etwa darin stehenden über den Haufen, was manchmal weh thun soll. Alles so voll Handgepäck, daß man sich nicht umdrehen kann. Einer will lesen und Licht haben, der andere will schlafen und möchte es dunkel, der dritte ist frischer Luftmensch und will Fenster und Thür offen, der vierte schreit, das wäre sein Tod. Einer schnarcht und der andere hat den Abschied von Europa so stark begossen, daß er sich schlecht befinden wird — Landseekrankheit. — Einer geht um 9 Uhr zu Bett, der andere um 12, schnarcht womöglich noch und wieder einer wirft alle seine Gepäckstücke auf den Boden umher und schimpft noch, wenn Leute darüber fallen — kurz, wenn man 16 Jahre in Afrika seine wunderschöne selbstherrliche Einsamkeit gehabt hat, gewöhnt man sich nicht gleich daran. Außerdem habe ich noch Bett unten; etwas, was ich schon gar nicht leiden kann und ich schlief deshalb die Nacht im Rauchsalon. Heute morgen passierten wir den Stromboli, doch war kein Feuer zu sehen, weil eine große Wolke darauf lagerte. Die Straße von Messina, sehr schön beleuchtet von der durchbrechenden Sonne, machte sich jetzt aber doch nicht so schön wie im Sommer. Wir hatten etwas Wind von vorn, der den Aufenhalt an Deck etwas kühl machte, aber schön war's doch. Das Schiff geht ruhig, dennoch annoncieren einige Herren Erwartung von Seekrankheit, sie spielen Skat und einer macht eben den Witz: Wir spielen noch bis zum Erbrechen (Abbrechen); das kann ja bei Tisch, wozu es eben geläutet, noch recht appetitlich werden. —

22. Februar 1902.

Der Wind hat bedeutend aufgefrischt und es ist herrlich an Deck, aber nicht jedermann's Sache, dort zu gehen, obgleich Laufseile gespannt sind. Beim Diner gestern Abend bat mein Nachbar, ein junger Holländer, um Erlaubnis, auf-

[1]) Nachdruck nur mit Genehmigung des Verfassers gestattet.

zustehen. Ich gab sie recht gerne und ermahnte ihn, doch recht schnell die Treppe hinauf zu gehen, damit ihm hier unten nichts passiere. Die Tischgesellschaft amüsierte sich sehr über diesen freundlichen Rat, aber die meisten von den lachenden Herrschaften sind heute beim Frühstück nicht sichtbar gewesen. Es traute sich so recht niemand, spazieren zu gehen auf Deck, außer mir; man geht ungenierter, wenn man nicht alle fünf Schritt auszubiegen braucht. Neidische Blicke folgten mir, wie ich, die Hände in den Taschen (bei dem Winde eine Renommierleistung), auf- und abschritt. Die Leute wären wohl gerne auch so seefest gewesen. Desto größer war die Freude, wie bei einer mächtigen Welle das Schiff hinten untertauchte, viel Wasser über Deck kam und ich plötzlich bis fast an die Kniee in Wasser stand. — Es ist aber herrlich; trotz des stärkeren Windes kann man heute ohne Überzieher an Deck sein und der sprühende Seeschaum spritzt einem salzig ins Gesicht. Ich fange wieder an, Geschmack am Reisen zu finden, was bis jetzt nicht sehr der Fall!

Die Nacht verbrachte ich wieder im Rauchsalon und zwar meist frühstückend; denn da von den gestern Abend hingesetzten Butterbröten kein Mensch aß, hatte ich die ganze Nacht hindurch Proviant und benutzte dies gründlich in den Zwischenpausen, wenn ich aufwachte. Der Wind ist noch nicht schwächer und es schreibt sich schlecht.

Es sind viele Holländer an Bord, die nach Sumatra, Java ꝛc. gehen, auch mehrere Damen, von denen heute aber keine sichtbar — schade — es entgeht ihnen ein großes Vergnügen.

Heute Mittag recht wenig Leute bei Tisch, es gab Curry zum Lunch, aber ich habe ihn selber schon besser gemacht. — Sonst ist Verpflegung sehr gut und auch die Leute scheinen ganz umgänglich zu sein. Heute liegen die meisten zu Bett und der Wind macht noch gar keine Mine, abzuflauen. — Ein junges Missionspaar an Bord pflegte uns morgens und abends durch Hymnen zu ererfreuen; heute wird's wohl nichts werden, denn sie fingen Beide lange Noten. Er kam Nachmittag an Deck, aber es bekam ihm schlecht, plötzlich ging's los und statt, wie andere vernünftige Leute, über Bord zu halten, beschmutzte er das Lauftau, was über Deck gespannt war und das Deck selber auch noch. Dann zog er sich mit Verlust seines Hutes zurück. —

2. Klasse ist hinten, 1. Mittschiffs, dazwischen eine Strecke Hauptdeck, also niedriger gelegen. Auf demselben verschiedenes Schlachtvieh und die armen Tiere werden jämmerlich von den Wellen übergossen. Sie sind jetzt etwas besser untergebracht, die Schafe im Vestibule des Gepäckraums und wie ich mir Zigarren herausholte, kamen sie hinein und waren nicht wieder hinauszukriegen. „De verdammten Zägen“, fluchte der Packmeister; er muß wohl ein echtes Seekind sein. — Das Rindvieh dachte jedenfalls heute morgen, sie wären Seekühe geworden über Nacht. — Eben stoppt die Maschine — was nun wohl los ist?

23. Februar 1902.

Die Schotten sollten geschlossen werden, wurde uns gesagt. Habe sonst allerdings noch nicht erlebt, daß dazu die Maschine gestoppt werden muß. Wir haben jetzt etwas südlicheren Kurs und dadurch den Wind mehr von der Seite, was die Bewegung des Schiffes verschlimmert. Gehen an Deck unmöglich, weil jede siebente Welle drüber weg geht. Im Gepäckraum wird wohl alles durcheinander gefallen sein, wie wir das wieder auseinander kriegen, ist schleierhaft.

Wasser kommt permanent durch die Seitenthüren, welche nicht gut schließen, in die Gänge. Die Stewards haben nichts zu thun, wie auszuschöpfen und fluchen dementsprechend.

24. Februar 1902.

Der Wind frischte noch immer auf, bis wir abends glücklich bei Windstärke 11 (heftiger Sturm) angelangt waren. Man konnte nicht mehr gehen und stehen, ohne sich festzuhalten. Dabei kam immer Wasser in Rauchsalon und Kabinen, daß man ausrutschte. Ich flog, trotz meiner Seebeine, einmal häßlich gegen die Kante vom Sofa und fühle mein Knie noch. An Schreiben ꝛc. gar nicht zu denken; mich wundert nur, daß der Koch noch solch' gutes Diner fertig bekam. — Wärmer wird es entschieden. Wir fahren jetzt südlich von Kreta und werden wohl bald Sommerzeug herausholen müssen. — Gestern wäre es lebensgefährlich gewesen, in den Gepäckraum zu steigen, so wurden die Koffer durcheinander geworfen. — Mein Handgepäck in der Kabine wurde auch naß und ich benutzte heute mein Bett als Trockenplatz. Solch' Wetter gehört in solcher Ausdauer aber sehr zu den Ausnahmen und man muß sich etwaige Reisepläne nicht durch einen kleinen Sturmbericht verderben lassen. — Es scheint, als ob die Ladung etwas übergegangen war; jedenfalls hängt der Kasten heute ganz schief. —

25. Februar 1902.

Günstigstenfalls können wir heute gegen Abend in Port Said eintreffen. Das Wetter ist bedeutend ruhiger und die meisten Passagiere, auch Damen, waren gestern Nachmittag an Deck, obgleich die Dünung, und somit auch die Bewegungen des Schiffes ziemlich stark waren. Hauptunterhaltungsstoff bietet den Herrschaften, daß es bei dem Sturme wirklich geblitzt habe. — Heute ist es schön, aber bedeckt, auch nicht zu warm. Hatten gestern Abend Regen und Konzert der Kapelle. Beim „Paradiesvogel" konnte die Flöte immer nicht ordentlich mitkommen, muß auch schwere Partie sein. Ich schreibe gewöhnlich des Morgens früh, weil man da am ungestörtesten. Heute wird nun wohl alles schreiben wollen und die Tische im Rauchsalon vollbesetzt sein. Es fahren verschiedene Kommis für draußen mit. Diverse Missionare mit und ohne Familie, sogar ein junge Dame, die sich in Neu-Guinea verheiraten will! Leiter von Plantagen und Fabriken, auch ein Ingenieur für die chinesische Eisenbahn usw. Ich habe noch niemand nach Namen und Art gefragt. Wir unterhalten uns unvorgestellt. — Ein Feldmesser, ganz junger Mensch, und ein Landwirt für die Neu-Guineakompagnie sind auch vorhanden und ich werde näheres berichten können, wenn die Herrschaften sich erholt haben werden. Gestern war ja Rekonvalescenztag.

Ich vergaß ganz zu berichten, daß wir auch gelinde Havarie hatten am 23. Es wurde die eine Treppe, welche vom Ober- zum Hauptdeck führt, weggeschlagen und die Brücke, welche 1. und 2. Klasse-Promenadendeck verbindet, so beschädigt, daß sie unpassierbar. Wir konnten infolgedessen nach dem Diner keinen Kaffee bekommen, denn das Hauptdeck war nicht zu begehen; so kam die See über, gut, daß dies nicht eine Stunde früher passierte, sonst wäre das Diner wohl ausgefallen. Das arme Hornvieh, welches an Hauptdeck die Nacht hatte aushalten müssen, mußte gestern geschlachtet werden, so war es mitgenommen. — Eine der Unterlagen (wie Sparren) für's Sonnensegel wurde glatt durchgeschlagen durch die See. Mich wundert nur, daß das Sonnensegel nicht fortging. — Wunderschön sah es aber aus, wie der Gischt spritzte und die Wellen herüberkamen. Die tief

dunkelblaue Färbung des Meeres, darin das helle Wasser hinter der Schraube, alles mit Schaumflocken durchsetzt; aber wenn man es drei Tage genossen hat, weiß man doch, wie es aussieht und kann ganz gut wieder ruhiges Wetter vertragen.

Nachmittags.

Das Wetter heute recht schön. Es wird allmählich wärmer, obgleich bedeckter Himmel und zur Abwechslung nördl. Wind. Heute Abend 9 Uhr sollen wir ankommen in Port Said.

Das Meer wird grüner; das Zeichen der Nähe von Land. Sehen kann man letzteres natürlich noch nicht. Das südliche Klima macht sich auch geltend. Obgleich wir heute Nordwind und bedeckten Himmel haben, wird es merklich wärmer und ganz eifrige Leute holen sich schon ihre weißen Anzüge heraus, welche wir wohl erst zwei Tage nach Suez gebrauchen werden. —

Die Verpflegung ist sehr gut. Kaffee 6—8 Uhr, Frühstück 8—9, um ½11 eine Tasse Bouillon mit Butterbrot, ½1 Lunch, 4 Kaffee, 6 Diner, ½9 Butterbrot, also aus dem Futtern kommt man garnicht heraus; na, das ist man ja an Bord gewöhnt. —

Sehr angenehm ist, daß man heute wenigstens vernünftig seinen Dauerlauf an Deck machen kann; ich begreife die Leute nicht, die immerwährend in ihren Stuben sitzen. Gewöhnlich schreibe ich Morgens früh, weil ich da am ungestörtesten. Nach dem Frühstück wird spanisch studiert — ich bin schon bei der Steigerung der Eigenschaftswörter — dann gegangen bis Lunch, nach Lunch wieder spanisch und am Nachmittage noch ein gehöriger Dauerlauf. Bis jetzt war's ja noch immer zu luftig, abends an Deck zu sitzen, und waren wir im Rauchsalon, wo ich gleich die Nacht blieb; das Decksitzen wird jetzt wohl losgehen.

2. März 1902.

Gleich nach 12 Uhr am 26. v. M. ging es von Port Said ab in den Kanal hinein. Da das Schiff Kohlen einnahm und auch nahe am Quai lag, so gingen fast alle Passagiere an Land. Mir schlossen sich noch 10 Herren an und zu elfen stürmten wir zunächst ein besseres Café und begannen Ansichtspostkarten zu schreiben, welche uns von den Straßenhändlern massenhaft, wenn auch nicht in all zu schönen und jedenfalls nichts weniger wie reinen Exemplaren zur Verfügung gestellt wurden. — Die Herren schienen zu glauben, daß Bädeker der reine Waisenknabe gegen mich sei und so ehrend dies Vertrauen auch war, so zog ich es doch vor, zunächst einen Vertrauen erweckenden Dragoman zu engagieren. Ich fand auch bald einen biederen Türken, welcher ganz leidlich deutsch sprach und verhältnismäßig anständig aussah. Er hielt uns die allzu aufdringlichen Händler vom Leibe, führte uns in Geschäfte, wo man noch zu ergänzende Sachen billig einkaufen konnte, was verschiedene benutzten, ließ uns den berühmten Bauchtanz vorführen, ohne den es in Ägypten nun mal nicht zu gehen scheint und führte uns zum Schluß noch in ein recht gutes Variété-Theater, so daß die drei Stunden schnell vergingen. Auch sorgte er dafür, daß die Karten richtig in die „Postkiste" kämen, warnte uns vor der berüchtigten Spielhölle und betrug sich durchaus als Biedermann, was gut gegen die Aufdringlichkeit und Unverschämtheit der italienischen Fremdenführer abstach. —

Es wäre allerdings netter gewesen, die Stadt mit ihrem echt orientalischen Leben bei Tage zu sehen, aber man mußte sich eben begnügen. In Suez kamen

wir auch spät abends an, nach 20stündiger Kanalfahrt, und sahen nichts. — Bei dem kurzen Aufenthalte dort geht man eigentlich nie an Land. — Im Kanal war es sehr kühl und alles noch in europäischer Kleidung. Wir mußten 6 Schiffe vorbeilassen, also verhältnismäßig nicht zu viel Aufenthalt.

Das Leben und Treiben an den Ufern im südlichen Teile des Kanals interessiert einem immer auf's Neue. Bei einer Kameelherde sah ich ein Füllen saugen, was mir in meiner Praxis bei Pferden und Kameelen noch nicht vorgekommen.

Den am Ufer entlang laufenden Fellachen wurden allerhand Gegenstände ins Wasser geworfen, um sie zum Schwimmen zu veranlassen, was sie denn auch in puris naturalibus thaten. Wieder ans Ufer gekommen, hielten sie es in Erwartung noch anderer kommender Dinge für überflüssig, sich wieder anzuziehen, und liefen nackend mit dem nur halbe Fahrt gehenden Dampfer her, was natürlich unter den noch ganz europäischen Reisenden großes Interesse hervorrief. Es ist jetzt ein Kabel von Kairo nach Jaffa gelegt, welches ich bei früheren Reisen nicht bemerkt hatte.

Ismailia am Bittersee sah, wie immer, reizend aus, auch die Bahn, welche am Kanal meist entlang geht, erweckte lebhaftes Interesse. Verschiedene große Baggermaschinen arbeiteten und spieen durch lange Röhren den herausgeholten Schlamm weit ans Ufer. Viel scheint in letzter Zeit hier für die Befestigung der Seiten gethan zu sein; früher sah man noch nicht so lange durchweg aufgemauerte Strecken; aber das Mauerwerk ist permanent reparaturbedürftig, es stürzt in dem losen Untergrunde.

Im Roten Meere war es so kühl, wie ich es noch nie getroffen, da ich es ja immer August und September bereist hatte. Erst vorgestern habe ich mein weißes Zeug hervorgeholt, und eingefleischte Europäer haben bis jetzt noch immer weiße Kragen getragen.

Trotz der Kühle scheint das Rote Meer auch diesmal die Vergnügungssucht aufzustacheln. Wir wurden von der 1. Klasse aufgefordert, einen Vergnügungsausschuß zu bilden für ein hinter Aden zu begehendes Fest. Mich und einen anderen Herrn traf die Ehre, diesen undankbaren Posten zu übernehmen, und nun wenden wir unsere ganze Liebenswürdigkeit auf, um milde Mitwirkung für das abzuhaltende Konzert zu erlangen. Schon haben wir einen Künstler, der ein hübsches Programm entwirft; es steht zwar noch nichts darauf, aber die Randzeichnung ist einfach klassisch. Natürlich soll für gute Zwecke, ausnahmsweise mal nicht für die Boern, dabei gesammelt werden.

Daß es doch heiß ist, merkt man im Bade- und Gepäckraum. Beide liegen nahe der Maschine. Ich packte neulich meine Koffer um, und, da von einem das Schloß ab, vermißte ich diverse Sachen, auch recht angenehm.

Heute hielten die Missionare zweimal Kirche ab — einmal englisch, einmal deutsch

Gestern Abend hatten wir Herren einen gemütlichen Bierabend mit Gesang im Rauchzimmer, und, obgleich wir alten Tropenleute den Neulingen stets eingetrichtert hatten, in diesen Gegenden möglichst wenig zu trinken, gingen wir doch hierbei mit gutem Beispiel voran. Jedenfalls amüsierte sich alles königlich, und die Damen belagerten die Fenster; wenn der Gesang gar zu mehrstimmig wurde, wurde sogar applaudiert, dazu noch Konzert der Schiffskapelle; man legt im Roten Meer eben anderen Maßstab an musikalische und andere Genüsse.

4. März 1902.

In Aden kamen wir nicht an Land.

Das originelle Tauchen nach Münzen der Somalis in Aden ist verboten, seit neulich ein Junge vom Haifisch geholt ist. Boote kamen mit sehr schönen Gehörnen und anderen Kuriositäten. Es scheint, als ob diese Sachen hier aber in letzter Zeit teurer geworden. Die vorbeifahrenden Truppentransporte haben die Preise etwas verdorben — schade.

Für das Fest, welches heute Abend stattfinden soll, hatte ich einen kühnen Akkordzitherspieler gekeilt, aber nach einigen vergeblichen Proben wurde doch einstimmig beschlossen, die Wimmerkommode nicht in Betrieb zu setzen, was den Spieler recht schmerzlich berührte — so hat man auch auf dem indischen Ozean seine Leiden und Freuden.

Das Wetter andauernd schön, Wind von vorne, so leicht, daß kaum Bewegung im Meer.

5. März 1902.

Gestern bekamen wir im Golf von Aden die Nordseite der Halbinsel, welche ins Kap Guardafui ausläuft, schön in Sicht. Das Kap hatte ich ja auf allen meinen Reisen gesehen, aber mit mehr NS. resp. SN. Kurs. Gestern fuhren wir also nahe der Nordküste eine ganze Strecke entlang und war es mir interessant, zu beobachten, daß einige ganz gut gebaute, allerdings kleine Ansiedlungen oder Stationen sich nahe der Küste befinden. Das bergige Binnenland scheint stark mit Gras und Mimosenbusch bewachsen zu sein, auch waren vielleicht die Riesenaloen vorhanden. Dazwischen trat graues Gestein zu Tage. Etwas Aehnlichkeit mit Limbombo.

Am Abend kamen wir südl. von Sokotra vorbei, sahen nur die Leuchtfeuer Großer Bär und südl. Kreuz jetzt zusammen sichtbar.

8. März 1902.

Wir kommen jetzt in die Regengegend und hatten heute einige flotte Schauer von kurzer Dauer. Sonst verläuft Fahrt recht ruhig. Noch niemand wieder seekrank. — Sports werden gleich nach Colombo abgehalten und ich habe leider das undankbare Amt eines Preisrichters nicht abschlagen können. — Allerdings gelang es mir, mich aus dem Vorbereitungskomité zu schlängeln, da ich mit der Redaktion der noch vor Colombo erscheinenden „Seeschlange" genügend zu thun habe, deshalb auch etwas weniger Tagebuch in letzter Zeit. Temperatur hier sehr angenehm. Wollen versuchen, in Colombo, wo wir Montag den 10. ankommen, das Lager der gefangenen Buren zu besichtigen. Photographieren darf man dort nicht! Den Sinai und Cap Guardafui hätte ich gern photographisch aufgenommen, aber beide Male schien die Sonne vom Objekt her in den Apparat, so daß es doch nichts geworden wäre — 'na vielleicht auf der Heimreise.

11. März 1902.

Gestern glücklich vormittags in Colombo angekommen. — Ein wunderschöner Ort, schön gebaut und gute Straßen, wie man es sonst unter den Tropen nicht so sieht. — Die Einfahrt ist imposant. Es war schönes Wetter, aber doch nicht so klar, daß wir die Berge im Innern sehen konnten. Die Palmen- und anderen Baumbestände an der Küste großartig. Der Hafen durch eine riesige Mole geschützt, welche weit ins Meer hinein so breit angelegt ist, daß ein bequemer mit Quadern gelegter Spaziergang gebildet wird. — Wir passierten im

Hafen zunächst ein russisches großes Kriegsschiff und begrüßten dasselbe mit seiner Nationalhymne, wozu sämtliche russische Offiziere und Mannschaften die Häupter entblößten, bis wir vorübergefahren, sodann ein großer Messagerie-Maritime-Dampfer, welchem zu Ehren die Marseilleise gespielt wurde. — Die Franzosen klatschten laut Bravo und begrüßten uns lebhaft, dasselbe wiederholte sich am Abend bei der Ausfahrt. — Ein großer japanischer Dampfer, Linie Yokohama—London, kam um seine Nationalhymne, weil der dem Messageriedampfer gegenüberlag und wir beim Durchfahren nur einen natürlich anblasen konnten. —

Das beliebte Tauchen nach Geld ist hier noch im Schwunge und die langhaarigen, dunkelhäutigen Bengels sind sehr geschickt darin. — Sie haben 3 Baumstämme zum Boot zusammengebunden, der mittlere etwas tiefer, und das Ruder besteht einfach aus einem aufgeklöbten Bambus. —

Ich ging mit dem verantwortlichen Redakteur der „Seeschlange“ und Ingenieur Fischer an Land. Ersterer wußte gut Bescheid und führte uns in den z. T. wirklich sehenswerten und eleganten Hôtels und Theehäusern herum. — Natürlich erst zur Post, wo die nötigen Ansichtspostkarten erstanden wurden. — Ich allein schickte 20 ab und noch 2 Streifbänder mit eingedruckter Marke mit Speisezetteln, damit man zu Hause sieht, wie gut wir gefüttert werden und auch die seltenen Streifbänder aus Ceylon, welche ich so gelegt habe, daß sie unzerschnitten abgenommen werden können, erhält. — Am meisten Spaß machte es mir, in dem bunten, lebhaften Straßenleben verschiedentlich deutsch von ungefälschten Eingeborenen angeredet zu werden; sie waren damals mit Hagenbecks Singhalesentruppe in Berlin gewesen. Etwas deutsch wird in den meisten Läden verstanden und deutsches Geld gerne genommen. Die Zeiten haben sich geändert, seit ich 85 das erste Mal ausfuhr; ich glaube, ich habe vergessen zu erwähnen, daß uns in Portsaid 3 Mietsesel zum Reiten mit der besonderen Empfehlung angeboten wurden: Sie heißen Meyer, Müller, Schulze, dies von Vollblutfellachen! Ja, die Kultur schreitet im Sturmschritt durch die Länder. —

Wir sahen im Hôtel, wo wir nach dem Durchwandern der Straßen und Besehen der Läden uns erfrischten, einen der berühmten Zauberkünstler. Nach einigen gelungenen kleineren Produktionen machte er das weltberühmte Kunststück, aus einem Kern einen Mangobaum hervorwachsen zu lassen. Es sind solchen Leuten schon hohe Summen für die Ueberlassung des Geheimnisses dieses Kunststücks geboten, aber sie verraten nichts. — Der Kern wird in die Erde gesteckt, begossen und mit einem Tuche bedeckt, dann die aus Calabasse gefertigte Flöte geblasen; nach Wegnahme des Tuches hat der Kern einen Zoll langen Trieb gemacht. Wieder bedeckt und geflötet, wobei das Tuch etwas hoch gehalten wird, auf der vom Zuschauer abgewendeten Seite und nach Enthüllung steht ein ca. 50 cm hoher Mangobaum mit vollständigen Blättern (von welchen ich sogar eins mitgenommen) da. Er wird herausgenommen und gezeigt, er kommt wirklich zum Kerne heraus, welcher auch eine Wurzel getrieben. Derselbe Künstler besaß auch verschiedene zahme Cobras und ein Ichneumon. Diese mußten sich gegenseitig beißen und das Ichneumon hatte große Furcht vor der Schlange; wenn diese dann in ihren Korb zurückgeschickt wurde, sprang es wütend zu und biß sie in den Schwanz, so daß das arme Tier schleunigst ganz hineinkroch. — Den richtigen Schlangentanz habe ich nicht gesehen, weil ich zu Anfang der Vorstellung noch nicht da war. —

(Fortsetzung folgt).

Giebt es eine unmittelbare Reichsangehörigkeit?

Von Dr. iur. Hermann Hesse.

II.

a. Die Rechte.

1. Die Verfügungsmacht des Einzelnen findet eine Grenze an der Rechtsordnung, welche der allgemeine Wille schafft. An der Bildung dieses allgemeinen Willens ist der Einzelne unter gewissen Voraussetzungen beteiligt, und zwar als Rechtspersönlichkeit und als Staatsgenosse. Soweit der allgemeine Wille ihn bindet, ist er nicht berechtigt, sondern verpflichtet; soweit seine Verfügungsmacht unbeschränkt ist, ist er Rechtspersönlichkeit, die einen rechtlichen Anspruch darauf hat, daß diese ihre Verfügungsmacht nicht ohne den allgemeinen Willen, weder in einzelnen Fällen noch grundsätzlich, beschränkt werde. „Der einzelne Staatsgenosse als Persönlichkeit hat daher einen Anspruch auf Aufhebung aller die Freiheit verletzenden staatlichen Verfügungen"[1]).

2. Die Verfügungsmacht des einzelnen Staatsgenossen wird aber vom allgemeinen Willen nicht nur beschränkt, sondern auch zu positiven Leistungen an den Staat gezwungen; diese Leistungen sind zum Nutzen der Allgemeinheit bestimmt, und aus ihnen werden staatliche Einrichtungen geschaffen. Die Benutzung derselben ist unter bestimmten Voraussetzungen, welche ihrem Zweck entsprechen, gewährleistet.

Hieraus ergeben sich für den einzelnen Staatsgenossen Ansprüche auf positive Leistungen des Staates im Interesse des Einzelnen[2]).

3. Als Mitglied des Staates wirkt unter gesetzlich bestimmten Voraussetzungen[3]) jeder einzelne Staatsangehörige an der Bildung des allgemeinen Willens mit, und zwar in gesetzlich bestimmter Ordnung. Er erhält dadurch den Anspruch, zur Ausübung staatlicher Thätigkeit zugelassen, als Träger einer Organstellung anerkannt zu werden[4]). Dieser Anspruch verbürgt ihm, daß sein Wille bei der Bildung des allgemeinen Willens mitwirkt.

Unter diese drei Arten von Rechten, welche aus dem Zustande der Staatsangehörigkeit folgen, lassen sich alle die von den einzelnen Staatsrechtslehrern besonders aufgeführten Grundrechte oder politischen Rechte unterordnen; ihre Aufzählung würde den Rahmen dieser Betrachtung überschreiten[5]).

---

[1]) Jellinek S. 379.

[2]) Derselbe, a. a. O., hebt den Anspruch auf Verwaltungsthätigkeit und Gewährung des Rechtsschutzes hervor. Siehe auch GVG. § 16.

[3]) wie Stand, Alter, Geschlecht, Bildung u. s. w.

[4]) Jellinek S. 381.

[5]) Siehe Arndt, PrVU. S. 49; derselbe, Staatsrecht, S. 48; v. Rönne, Staatsrecht I S. 96; Laband I S. 138 Anm. 2; Zorn I S. 272 f.

b. Die Pflichten.

Die Staatsgewalt findet ihre Grenze in dem Recht, dem allgemeinen Willen der Gesamtheit der Staatsgenossen. Der allgemeine Wille bestimmt in gesetzmäßig geregelter Ordnung, wie weit die Grenzen der Wirksamkeit der Staatsgewalt reichen. Innerhalb dieser Grenzen, die je nachdem enger und weiter gezogen sein können, unterliegt der einzelne Staatsangehörige unbedingt der Herrschergewalt des Staates.

1. Der unumschränkten Herrschaft der Staatsgewalt unterliegen grundsätzlich alle diejenigen, welche nicht Staatsgenossen sind; so die Fremden, die Unterthanen[1]), und diejenigen, welche keine Staatsangehörigkeit besitzen. Ihnen gegenüber giebt es für die Staatsgewalt keine rechtlichen Grenzen; solche werden indes durch völkerrechtliche Vereinbarungen und kulturelle Anschauungen geschaffen, die man aber nicht als rechtliche Grenzen bezeichnen kann.

2. Den Staatsgenossen gegenüber ist jedoch die Staatsgewalt durch den allgemeinen Willen begrenzt. Innerhalb dieser Grenzen entspringen aus der Mitgliedschaft am Staate gewisse Pflichten, deren Erfüllung nicht nur ein Leisten an den Staat, sondern auch ein Handeln für den Staat in sich schließt: Die öffentliche Dienstpflicht[2]) und die öffentliche Leistungspflicht. Diese beiden Pflichten zu Diensten und zu Leistungen umfaßt die Gehorsamspflicht, welche auch zu einem Unterlassen zwingt[3]).

Daneben besteht für den Staatsangehörigen auch die Pflicht zur Treue[3]); sie enthält die Rechtspflicht zur Unterlassung von Handlungen, welche auf die Beschädigung des Staates abzielen[4]).

§ 3.

Die staatsrechtliche Natur der Staatsangehörigkeit im deutschen Rechte.

Aus dem Selbstbestimmungsrechte der Staaten ergiebt sich, daß jeder Staat die Bedingungen der Erwerbung und des Verlustes der Staatsangehörigkeit für seine Angehörigen selbständig und unabhängig vom Willen fremder Staaten regelt[5]). Dieses Selbstbestimmungsrecht ist eine Folge der Souveränität, welche sich als höchste Rechtsmacht darstellt, über der keine andere steht[6]). Ein Widerspruch der Interessen verschiedener Staaten, welcher durch dauernden Aufenthalt eines fremden Staatsangehörigen im Staatsgebiet hinsichtlich seiner öffentlich-rechtlichen Dienste und Leistungen hervorgerufen werden könnte, wird jedoch in der Regel durch Staatsverträge beseitigt[7]).

Der Inhalt der Staatsangehörigkeit, nämlich die in ihr enthaltenen Rechte und Pflichten der Staatsangehörigen, werden durch die Verfassung und die Gesetze des Staates bestimmt[8]).

---

[1]) im Sinne von § 2 IV 1 b; s. Heft 4 S. 127.
[2]) Jellinek S. 384.
[3]) Laband I S. 128; Zorn I S. 272.
[4]) Laband I S. 128, 130 ff.
[5]) Rivier S. 187.
[6]) Laband I S. 53.
[7]) RG. vom 1. 6. 1870 § 21 Abs. 3.
[8]) RV. Art. 3, 4 Nr. 1; PrVR. Art. 3.

Die Macht der geschichtlichen Thatsachen und die Anschauungen über den Staatsbegriff, welche die geschichtliche Entwickelung des Staatsvolkes bestimmen, sind jedoch von entscheidender Bedeutung für den Begriff der Staatsangehörigkeit und die in ihr enthaltenen Rechte und Pflichten. Man braucht in der Geschichte des deutschen Staatsrechts nicht allzu weit zurückzugreifen, um zu sehen, daß der Inhalt des Rechtes der Staatsangehörigkeit einem steten Wechsel unterworfen war und bis in die jüngste Zeit hinein eine stete Umbildung erfahren hat.

§ 4.

Der Einfluß kultureller und wirtschaftlicher Momente.

Von wesentlichem Einfluß auf die rechtliche Ausgestaltung des Begriffs der Staatsangehörigkeit sind kulturelle und wirtschaftliche Momente geworden. Der satzungsmäßige Wille der Allgemeinheit schafft, wie eingangs schon hervorgehoben ist, das Recht, und zwar unter Berücksichtigung der geistigen Strömungen und der wirtschaftlichen Bedürfnisse der Zeit.

1. Der Wille des Menschen wird von seiner Auffassung des Wesens der Dinge beherrscht; der Bethätigung des Willens liegt daher die jeweilige Erkenntnis des Wesens der Dinge zu Grunde. Insbesondere ist die Bethätigung des politischen Willens stets abhängig gewesen von der Auffassung der Willensträger über das Wesen des Staates und ihr Verhältnis zu demselben.

Nach den um die Mitte des 18. Jahrhunderts geltenden Anschauungen war aber die Zugehörigkeit zum Staate ein dauerndes Band [1]). Die Personalhoheit des Staates folgte dem zeitweilig außer Landes Gehenden überallhin nach. Auswanderung war teilweise verboten, teilweise durch die lästigsten Bedingungen erschwert [2]). Wo sie jedoch stattfand, waren Aus- und Einwanderung gleichbedeutend mit Aus- und Einbürgerung.

Der Wille des Einzelnen konnte jedoch auf die Gestaltung und Feststellung seiner staatlichen Angehörigkeit erst dann wirksamen Einfluß nehmen, „als die oben gekennzeichnete patrimoniale Anschauung überwunden und die Erkenntnis aufgekommen war, daß der Staatsbegriff das freiwillige Gebundensein der Glieder des Staatsvolkes an das Staatsgebiet enthalte [3]). Erst so entstand der Begriff des Staatsbürgers, ein Begriff, dem derjenige des Rechtsstaates seine Entstehung verdankt [4]). Die Ansicht von der Unzertrennbarkeit des Unterthanenverbandes war unter dem Einfluß der rationellen Staatstheorien [5]) geschwunden, welche gegen das Ende des 18. Jahrhunderts in Frankreich aufkamen und eine gänzliche Umwandelung der Anschauungen über das Wesen des Staates herbeiführten. Die Ausbildung des staats- und völkerrechtlichen Grundsatzes der Wanderfreiheit, der internationalen Freizügigkeit . . . . . gelangte etwa auf dem Wiener Kongreß in dem Zeitpunkt der Verfassungsredaktionen zu einem formellen Abschluß [6]). „Das

[1]) v. Martens II S. 171. Bis zum Jahre 1870 bestand im englischen common law der Grundsatz „once a subject, — always a subject."

[2]) a. a. O. II S. 168 ff.

[3]) Störk S. 10.

[4]) v. Rönne I S. 95.

[5]) Jean Jacques Rousseau, le contrat social; Fichte, der Bürgervertrag.

[6]) Störk S. 9.

zwischen dem Einzelnen und dem zu seiner wirtschaftlichen Grundlage dienenden Staatsgebiete bestehende Verhältnis war für ein in seiner Dauer auch vom Einzelwillen beeinflußtes erkannt und damit seiner früheren Unauflöslichkeit und Unfreiheit entkleidet"[1]). Indessen bildete das zu Anfang des 19. Jahrhunderts aufkommende Legitimitätsprinzip, welches die rechtmäßig erlangte Herrschergewalt für unveränderlich erklärte, eine Schranke, vor der das ausschließliche Selbstbestimmungsrecht des Einzelnen über sein Verhältnis zum Staate Halt machte. In der Folgezeit wurde dieses Selbstbestimmungsrecht des Einzelnen in wesentlichen Beziehungen zu Gunsten der staatlichen Interessen erheblich eingeschränkt, sodaß auch heute noch von einer völligen Freiheit des Einzelnen, seine Staatsangehörigkeit beliebig zu wählen, nicht gesprochen werden kann[2]). Gleichwohl aber wurde dem Einzelwillen ein bestimmter Einfluß auf die Gestaltung seines Verhältnisses zum Staate eingeräumt. Und zwar ermöglichte diesen Einfluß die Anteilnahme des Volkes an der Gesetzgebung, welche in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den meisten deutschen Staaten verfassungsmäßig gewährleistet wurde.

2. Hauptsächlich sind es nunmehr die Bedürfnisse des wirtschaftlichen Lebens gewesen, welche eine freiheitlichere Ausgestaltung des Begriffes der Staatsangehörigkeit herbeigeführt haben.

Die rechtliche Gebundenheit des Einzelnen an den Staat und die rechtlichen Beschränkungen der Fremden wurden je mehr als lästige Fessel empfunden, je umfangreicher der wechselseitige Austausch der geistigen und materiellen Güter zwischen den Angehörigen der einzelnen Staaten sich gestaltete, je schneller der rastlos schaffende Menschengeist durch die neuzeitlichen Verkehrsmittel entfernte Länder einander nahe brachte, je inniger die geistigen und wirtschaftlichen Wechselbeziehungen der Völker wurden.

Zunächst hatte daher die deutsche Bundesakte[3]) Maßnahmen der verbündeten Regierungen zu Gunsten des Handels und Verkehrs sowie der Schifffahrt in Aussicht genommen, welche nicht ohne Einfluß auf die Beziehungen der Angehörigen des einen Staates zu den andern Bundesgliedern bleiben konnten. Insbesondere aber wurden den Unterthanen der deutschen Bundesstaaten folgende Rechte zugesichert:[4]).

„a. Grundeigentum außerhalb des Staates, den sie bewohnen, zu erwerben und zu besitzen, ohne deshalb in dem fremden Staate mehreren Abgaben und Lasten unterworfen zu sein, als dessen eigene Unterthanen.

b. Die Befugnis

1tens des freien Wegziehens aus einem deutschen Bundesstaat in den andern, der erweislich sie zu Unterthanen machen will, auch

2tens in Zivil- und Militärdienste desselben zu treten, beides jedoch nur insofern keine Verbindlichkeit zu Militärdiensten gegen das bisherige Vaterland im Wege stehe; und damit wegen der dermalen vorwaltenden Verschiedenheit der gesetzlichen Vorschriften über Militärpflichtigkeit hierunter nicht ein ungleichartiges für einzelne Bundesstaaten nachteiliges Verhältnis entstehen möge, so wird bei der Bundesversamm-

---

[1]) Störk S. 10.
[2]) RG. von 1. 6. 1870 §§ 15, 17, 22.
[3]) Bundesakte vom 8. Juni 1815 Art. XIX bei Binding, Staatsgrundgesetze S. 32.
[4]) ebenda, Art. XVIII.

lung die Einführung möglichst gleichförmiger Grundsätze über diesen Gegenstand in Beratung genommen werden.

c. Die Freiheit von aller Nachsteuer (ius detractus, gabella emigrationis) insofern das Vermögen in einen andern deutschen Bundesstaat übergeht und mit diesem nicht besondere Verhältnisse durch Freizügigkeitsverträge bestehen.

d. Die Bundesversammlung wird sich bei ihrer ersten Zusammenkunft mit Abfassung gleichförmiger Verfügungen über die Preßfreiheit und die Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck beschäftigen."

Die Gemeinsamkeit der wirtschaftlichen Interessen, welche die Angehörigen der im Bunde vereinigten Einzelstaaten mit einander verband, hat sodann auf der Grundlage dieser Artikel der Bundesakte eine Übereinstimmung des diese wirtschaftlichen Interessen regelnden Rechts in wesentlichen Beziehungen herbeigeführt. Das Ergebnis dieser Entwicklung läßt sich kurz dahin zusammenfassen.

Der Grundsatz, daß die Aus- und Einwanderung aus dem einen Staat in den anderen gleichbedeutend ist mit der Aus- und Einbürgerung, ist aufgegeben. Die Auswanderung, der Wechsel des Staatsgebietes, ist möglich ohne den Verlust des Staatsbürgerrechtes, und die Einwanderung zwingt nicht mehr zur Annahme der Angehörigkeit des Aufenthaltsstaates. Letzterer darf den Fremden an der Erfüllung der Treu- und Gehorsamspflicht seinem Heimatsstaate gegenüber nicht mehr hindern; die Gebietshoheit des Aufenthaltsstaates beschränkt jedoch die Personalhoheit des Heimatsstaates. „Die Auszugs-, Abschoß- und Abfahrtsgelder waren vertrags- und verfassungsmäßig aufgehoben, und die nationale Freizügigkeit wurde durch Staatsverträge und durch die Gesetzgebung der einzelnen Staaten gewährleistet"[1]). So war dem Einzelnen eine größere Beweglichkeit zur Ausübung seiner wirtschaftlichen Thätigkeit eingeräumt.

Hieraus folgte das Bestreben, diese teilweise Rechtseinheit der deutschen Einzelstaaten wegen der damit verbundenen wirtschaftlichen Vorteile zu erhalten und weiter auszubauen, und dieses Bestreben konnte am ehesten verwirklicht werden, wenn die wirtschaftliche und rechtliche Einheit des Bundesvolkes als Summe der Angehörigen der Einzelstaaten gewährleistet wurde, und dieses in politischer Beziehung einen Einfluß auf die Gesetzgebung zur Regelung seiner wirtschaftlichen Interessen gewann. Vorbereitet wurde dieses Ziel durch die Gesetzgebung der einzelnen Staaten des Deutschen Bundes, welche ihren Angehörigen die im Artikel XVIII der Bundesakte zugesicherten Rechte gewährten; die Gründung des deutschen Zollvereins ist ein weiterer Schritt auf dem Wege zu der erstrebten wirtschaftlichen und rechtlichen Einheit der Angehörigen der deutschen Staaten gewesen. Endgültig gewährleistet wurde die wirtschaftliche Freiheit und zugleich die rechtliche Einheit des Bundesvolkes innerhalb des Bundesgebietes durch die Verfassung des Norddeutschen Bundes und die Reichsverfassung.

Unleugbar haben sonach die Bedürfnisse des wirtschaftlichen Lebens einen beträchtlichen Einfluß auf den Zusammenschluß des deutschen Volkes zu einer Rechtseinheit und damit auch auf die Entwicklung des Begriffes der Staatsan-

---

[1]) Störk S. 11.

gehörigkeit, wie er bisher in den einzelnen deutschen Staaten bestand, insbesondere aber auf den Inhalt des Staatsbürgerrechts ausgeübt.

Die freiere Auffassung des Begriffes der Staatsangehörigkeit wirkte aber auch in weiterer Folge auf das Verhältnis der Staatsangehörigen zum Auslande zurück. Da man die Notwendigkeit der nationalen Freizügigkeit erkannt und sie durchgesetzt hatte, hielt man die Zeit für gekommen, auch die internationale Freizügigkeit zu verwirklichen, ohne zu bedenken, daß die Voraussetzungen dazu weder in wirtschaftlicher noch in politischer noch in kultureller Beziehung die gleichen sind.

§ 5.

Der Einfluß der geschichtlichen Entwickelung

Im Rahmen dieser kulturellen und wirtschaftlichen Einflüsse hat sich nun die rechtsgeschichtliche Entwickelung des Begriffes der Staatsangehörigkeit vollzogen[1]).

Einen tiefgehenden Einfluß auf die Gestaltung der staatsrechtlichen Natur der Staatsangehörigkeit im jetzt geltenden deutschen Rechte hat die geschichtliche Entwickelung des deutschen Reiches von einer Reihe selbständiger Territorialstaaten zu einem Staatenbunde und endlich zu einem Bundesstaate ausgeübt.

1. Gegen das Ende des alten deutschen Kaiserreiches fanden sich innerhalb des verfassungsmäßigen deutschen Reichsgebietes eine Reihe selbständiger Territorialstaaten, deren Selbständigkeit thatsächlich schon längst anerkannt war, in formell rechtlicher Hinsicht jedoch erst durch die am 6. August 1806 erfolgte Niederlegung der Kaiserwürde des letzten deutschen Kaisers aus dem Hause Habsburg unanfechtbar begründet wurde. „Damit war auch der Hauptinhalt des deutschen Reichsbürgerrechts, der reichsgerichtliche Schutz, verloren“[2]). Das rechtliche Verhältnis der Angehörigen der Einzelstaaten zum Reiche wurde aufgelöst, und es bestanden nur noch rechtliche Beziehungen der Angehörigen zu ihren Staaten.

2. „Bei der Gründung des deutschen Bundes beabsichtigte man nun, den Rechten der deutschen Unterthanen den Schutz des Bundes gegen willkürliche Verletzung zu gewähren“[3]). Indes sicherte die Bundesakte den Angehörigen der Einzelstaaten nur die im Artikel XVIII aufgeführten Rechte zu. „Diese Bestimmungen hat man als Bundesindigenat bezeichnet; aber es fehlte zu diesem Begriff der notwendigste Inhalt des Bundesbürgerrechts und die Anerkennung seiner praktischen Bedeutung insofern, als der Unterthan eines deutschen Bundesstaats in einem andern deutschen Bundesstaate nicht anders behandelt wurde als ein außerdeutscher Ausländer“[4]). Der Bund hatte keine Staatsangehörigen[5]). Vielmehr standen die Bewohner des Bundesgebietes nur in rechtlichen Beziehungen zu ihren einzelnen Regierungen. Es gab sogar einzelne Staaten, wie Preußen und Österreich, Dänemark und die Niederlande, welche nur mit einem Teil ihres Gebietes dem Bunde angehörten[6]). Dies war völlig bedeutungslos für das Rechtsverhältnis der Bewohner der außerhalb des Bundesgebiets belegenen Teile

[1]) Jellinek S. 675.
[2]) von Rönne I S. 96 f.
[3]) ebenda S. 97.
[4]) a. a. O.; Geffken S. 34.
[5]) Klüber § 184 Note 6.
[6]) B.A. Art. I bei Binding, Staatsgrundgesetze S. 23.

dieser Staaten zu ihren Regierungen. Die Angehörigen der Staaten des Deutschen Bundes gehörten daher nur ihrem Einzelstaat an[1]), und die Angehörigkeit zum Gesamtstaate, dem Deutschen Bunde, war kein unmittelbares selbständiges Rechtsverhältnis, aus dem sich irgendwelche Rechte und Pflichten für die Angehörigen der Einzelstaaten ergeben hätten[2]).

Jeder der Einzelstaaten des Deutschen Bundes hatte daher selbständig im Wege seiner eigenen Gesetzgebung die Bedingungen festgesetzt, unter denen die Staatsangehörigkeit erworben, ausgeübt und verloren werden konnte; in den mannigfachsten Beziehungen wich indes die Gesetzgebung der Einzelstaaten über das Recht der Staatsangehörigkeit von einander ab[3]).

Thatsächlich waren nunmehr die Zusicherungen des Artikel XVIII der Bundesakte, soweit sie die Staatsangehörigkeit betrafen, auf diese Weise und auf diesem Wege eingelöst.

Gemeinsam war dieser einzelstaatlichen Gesetzgebung der Grundsatz, daß ein Wechsel der Staatsangehörigkeit zulässig war; die Möglichkeit des Besitzes einer doppelten Staatsangehörigkeit war jedoch durchgehends nicht anerkannt. Vielmehr wurde die Entlassung aus dem Staatsverbande vielfach von dem Nachweis abhängig gemacht, daß die Erwerbung der neuen Staatsangehörigkeit gesichert war, und die Aufnahme in den neuen Staatsverband erfolgte vielfach nur, wenn der Nachweis erbracht wurde, daß die Entlassung aus dem alten Staatsverbande genehmigt war[4]).

3. Die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes hat jedoch hierin Wandel geschaffen und auch diesen letzteren Grundsatz der doppelten Staatsangehörigkeit eingeführt[5]). An die Stelle der verschiedenen einzelnen territorialen Gesetzgebungen über den Erwerb und Verlust der Staatsangehörigkeit hat sie ein einheitliches nationales Recht gesetzt. Gleichzeitig aber hat sie den Begriff der Bundesangehörigkeit geschaffen, welchen das neuere Reichsrecht übernommen und fortgebildet hat.

Sehen wir zunächst einmal von der rechtlichen Stellung der Bewohner der Reichslande ab[6]), so finden wir, daß durch den Zusammenschluß der Einzelstaaten zum Bundesstaate ein Gesamtvolk geschaffen ist, welches Rechte und Pflichten gegen den Bundesstaat besitzt[7]), daß jedoch der Einzelne die Rechte und Pflichten, welche er vordem seinem Einzelstaate gegenüber besaß, darum keineswegs verloren hat.

---

[1]) A. A. Arndt, Staatsrecht, S. 10.
[2]) Jellinek S. 699.
[3]) Aus den Motiven zum RG. vom 1. 6. 1870 bei Cahn, S. 1.
[4]) Motive bei Cahn, S. 2 ff.
[5]) Laband I S. 127; Cahn S. 13.
[6]) S. unten § 9.
[7]) Jellinek S. 707.

Die Besiedelung Deutsch-Ostafrikas.

Von F. von Helldorf, Herkulu, Post Wilhelmsthal bei Tanga, Deutsch-Ostafrika.

Bezugnehmend auf den Artikel in Nr. 28 der Deutschen Kolonial-Zeitung betreffend die Besiedelung von Deutsch-Ostafrika, möchte ich mir erlauben, auch einiges, was wohl dazu dienen könnte, Aufschlüsse über die Sachlage zu geben, anzuführen, da ich mich hier in Usambara selbst niedergelassen habe. Ich bin in der Lage, persönliche Beobachtungen und Erfahrungen, die ich gemacht habe, mitzuteilen.

Gelegentlich einer Reise ins Innere habe ich die Gefahren, welchen die Gesundheit ausgesetzt ist, kennen gelernt, und wohl der größte Teil der Reisenden, welche von Daressalaam in der Richtung Kilossa Kilimatinde Tabora, landeinwärts ziehen, holen sich dabei eine Malaria-Infektion, woran dieselben, an ihrem Bestimmungsort angelangt, selbst wenn er im gesunden Klima liegt, zu leiden haben. Genannte Krankheitsgefahr und die doch zur Zeit sehr ungünstigen Absatzverhältnisse, welche jeden produzierten Artikel mit hohen Spesen belasten, lassen mir eine Ansiedelung in Uhehe zum Beispiel, vorläufig wenigstens nicht, empfehlenswert erscheinen, so sehr auch die sonstige Beschaffenheit des Landes dazu ermuntern mag. Anders dagegen liegen die Verhältnisse hier in Usambara. Die Reise von Tanga bis in das Hochland ist in 2—3 Tagen zu bewerkstelligen; von Korogwe, dem derzeitigen Endpunkt der Usambara-Eisenbahn, ist man in 3—4 Stunden in den Bergen. Die Gesundheit des Klimas möge daraus ersehen werden, daß von einer Kommission der Regierung, bestehend aus dem Gouverneur, einem Regierungsarzt und einem Bausachverständigen im Monat August d. J. eine Reise behufs Auswahl eines geeigneten Platzes für eine Erholungs-Station unternommen wurde, und der gefundene Ort ca. 3 Stunden vom Endpunkt der Bahn liegt.

Zur Ergänzung der Erörterung über das Klima und den Gesundheitszustand der hiesigen Bewohner sowie der Möglichkeit, vorkommenden Falles auch nicht ohne ärztliche Hülfe zu sein, füge ich noch des weiteren hinzu, daß hier in der nächsten Nachbarschaft 5—6 Ehepaare z. Z. mit Kindern wohnen, welch letztere gut gedeihen, und daß im Monat August d. J. drei Familien Kinder bekamen, und daß jede derselben Arzt und Pflegerin zur Stelle hatten, und schließlich, daß das Befinden von Mutter und Kind in allen 3 Fällen zur Zeit ein gutes ist.

In der ersten Zeit meines hiesigen Aufenthaltes in den Bergen habe ich allerdings stark an Fieber gelitten, indessen ist dies eine Folge eines langen Zelt- und Reiselebens im Innern und an den Küsten der Kolonie, wobei ich meinen Körper stark mit Malaria-Parasiten infizierte.

Ich komme jetzt zu der Geldfrage. Welche Mittel braucht ein Ansiedler, um sich hier niederlassen zu können?

Zunächst der Erbauung des Wohnhauses, der Stallungen und der Leutewohnungen würden folgende Summen zu Grunde zu legen sein.

a. Wohnhaus mit Blechdach, Holzwänden und Cementfußboden inkl. Fenster, Thüren und Anstrich pro Quadratmeter 14—15 Mk.

b. Stallung mit Schilfdach und Lehmwänden pro Quadratmeter 50 Pfg.

c. Leutewohnungen in gleicher Weise gebaut wie die Stallungen bestehend aus Wohn-, Schlaf- und Kochraum pro Familie pro Quadratmeter 60 Pfg.

Die Anschaffung eines Viehbestandes würde sich hier in Usambara wohl sehr danach richten, worauf der betreffende Ansiedler sein Hauptaugenmerk richtet. Ich sehe hier in Schweine- und Geflügelzucht eine günstige Aussicht. Das Schwein gedeiht hier gut. Man zahlt für ein 3 Monat altes weibliches Schwein z. B. 16 Mk. Preissteigerungen sind naturgemäß bei starker Nachfrage möglich. An der Küste in Tanga ꝛc. werden pro Pfund englisch Gewicht 55 Pfg. bezahlt. Man erreicht ein Gewicht von ca. 180 Pfund in ca. 15 Monaten. Besonders schwere Schweine zu produzieren, halte ich nur in dem Fall für angebracht, daß man dieselben selbst schlachtet und die Schlachtware verkauft, da sich schwere Schweine schlecht transportieren und auch der Markt dafür nicht immer günstig ist. Die Schweine gehen tagsüber auf Weide und bekommen abends ein gutes Futter.

Mais, Mohogo, Kartoffeln oder dergleichen. — Geflügelzucht ist auch nicht unrentabel, in erster Linie der Verkauf von Eiern. Es werden in Tanga z. Zt. pro Ei 6—8 Pfg. gezahlt. Als Rassen eignen sich wohl am besten eine Kreuzung zwischen den Einheimischen und einer Mittelmeerrasse, welch letztere hier viel verbreitet sind. Man kauft einen echten Hahn hier für 7 Mk. und ein Huhn von der einheimischen Zucht für 50 Pfg. Man kann von Kreuzungshühnern auf 220 Eier pro Jahr rechnen, denn die Hühner legen hier das ganze Jahr.

Die Zucht von Eseln ist nur bei großem Interesse und großer Sorgfalt möglich, und zwar halte ich es für angebracht, Halbmaskatzucht zu treiben. Die Stute der einzelnen Rasse kostet ca. 30—50 Mark. Edle Maskathengste zum Decken sind verschiedentlich vorhanden.

Ein Halbmaskatesel bringt nach Qualität 150—300 Mk.

Bei Bestellung beziehungsweise Anschaffung von Rindern und Kleinvieh würde ich nur zu einer kleinen lediglich für den Hausbedarf bestimmten Herde raten.

Wir kommen jetzt zur Acker- und Feldwirtschaft. Es kommen zunächst nur diejenigen Früchte in Betracht, welche man zur Erhaltung seines Viehbestandes bedarf. Mais, derselbe erntet nach ca. 5—7 Monaten je nach Höhenlage und Jahreszeit. Mohogo giebt nach 8—14 Monaten eine Ernte von ca. 800 Zentner pro Hektar.

Die europäische Kartoffel bringt nach 5 Monaten eine Ernte. Soweit man diese letztere nicht zum eigenen Gebrauch verwendet, ist der Verkauf nach der Küste wohl auch lohnend. Die Kartoffelpreise sind sehr schwankend hier, daß Angebot und Nachfrage nicht immer im Verhältnis stehen. Indessen ist man mit Hülfe der Regierung z. Zt. damit beschäftigt, eine Genossenschaft zum Verkaufen der Landesprodukte zu gründen.

Gerste und Saubohnen gedeihen hier recht gut, desgleichen fast alle europäischen Gemüsearten, welch letztere bei der Verpflegung eine nicht unwesentliche Rolle spielen.

Ich setze bei allen diesen Betrachtungen einen Durchschnitts-Regenfall im Jahre voraus, wie man ja überall mit ev. Mißgunst der Witterung rechnen muß, ist es naturgemäß auch hier der Fall. In hiesiger Landwirtschaft wird bei Düngung pro Jahr zweimal Mais, zwei bis dreimal Kartoffeln, zwei bis dreimal Frühgerste geerntet. Die Beschaffung von Saatgut wird den Ansiedlern hier sehr erleichtert. Die Regiernng giebt dasselbe unter der Bedingung der Rückerstattung in Natura nach erfolgter Ernte unentgeltlich ab.

Über die Lohnverhältnisse ist zu sagen, daß der eingeborene Mschamba bei einer Arbeitszeit von früh 8 Uhr bis abends 5 Uhr mit ½ stündiger Mittagspause 28 Pfg. Lohn bekommt. Derselbe eignet sich für alle Feldarbeit, Buschschlagen ꝛc. recht gut. Für schwerere Arbeit bei der ersten Anlage würde ich zu den kräftigen Waniamwezi raten, welche pro Tag zur Zeit 45 Pfg. bekommen, dafür aber 2 Stunden am Tage länger arbeiten. Mit heimischen Verhältnissen verglichen, würde die Arbeit eines normalen Feldarbeiters mit 70 Pfg. zu bezahlen sein, was sich hier bei dem geringeren Material auf mehrere Personen verteilt.

Dies würden somit einige Punkte sein, welche in gedrängter Kürze das berühren, was ein Mann, der den Plan hat, sich anzusiedeln, zu erwägen hat. Die Frage ist schon so viel besprochen und beschrieben worden und die Meinungen darüber sind sich ja vielfach widersprechend. Eins möchte ich noch erwähnen und ganz besonders betonen. Man sei bei der Auswahl des Landes vorsichtig und bedächtig. Man lerne das Land erst kennen, frage Leute, die dort bereits sitzen und erörtere alle Fragen, die bei der Wahl des Grund und Bodens in Betracht kommen, vorher auf das Sorgfältigste mit diesen. Ein vorheriger Aufenthalt in der Gegend, wo man sich anzusiedeln beabsichtigt, macht einen unter Anleitung eines erfahrenen Mannes bekannt, mit den Gewohnheiten der Eingeborenen. Man lernt das Arbeitsquantum, welches dieselben leisten können und müssen und ihre Art zu arbeiten kennen, sodaß man durch die gesammelten Kenntnisse sich viel Ärger und besonders Geld für die Zukunft sparen kann. Außerdem kann ein künftiger Ansiedler sich auf diese Weise am besten orientieren, wie weit er sich mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln auszudehnen vermag und worauf er sein Augenmerk am praktischsten richtet.

22. August 1902.

Die wirtschaftliche Entwicklung Samoas.

Von Dr. Reinecke.

IV.

Die Unkrautfrage wird mit zunehmender Kolonisation daher immer wichtiger; denn die fremden Eindringlinge folgen der Kultur bei Verdrängung der einheimischen Vegetation auf dem Fuße. Schon 1900 hat daher das Gouvernement bei Zeiten eine Ausrottung der besonders auf Hawai gefürchteten Lantana angeordnet; das Gleiche wird voraussichtlich auch für die z. B. auf Taliti so wuchernden Guajaven (Psidium) und viele andere Vegetationsperasiten der Fall sein und möglichst rechtzeitig geschehen müssen.

Kulturelle Aufgaben.

Die im vorletzten Abschnitt gemachten Vorschläge für die kulturelle Kolonisation bilden gewissermaßen den Grundstock für ein allgemeines Wirtschaftssystem, dessen weiterer Ausbau für die Entwicklung der Kolonie von großer Bedeutung sein dürfte. Allerdings wird ein solches — wie ich vorbeugend bemerke — in manchen kolonialen Kreisen auf Widerspruch stoßen; denn es entspricht nicht den sogenannten liberalen Tendenzen. Trotzdem ist es mit den Forderungen einer Selbstverwaltung wohl vereinbar; denn auch eine richtige Selbstverwaltung muß, wenn sie nutzen und der kolonialwirtschaftlichen Hauptbedingung entsprechen soll, nach kontrollierenden, organisierenden Maximen arbeiten.

Das Idealsystem in kultureller Beziehung für Samoa ist ein Pflanzungsrat, d. h. eine Körperschaft, die aus erfahrenen, vorurteilsfreien Pflanzern oder Kulturtechnikern gebildet wird. Wenn jedoch meine Ansichten vorher zutreffen, dann ist auch dieses Ideal zunächst unerreichbar; aber es kann trotzdem schon vorbereitet werden; zunächst durch den Gouvernementsrat, der allmählich — je nach Bedarf und Möglichkeit — eine Erweiterung erfährt. In diesem Falle möchte ich sogar von nationalen Bedenken absehen und lediglich der Praxis und Erfahrung die Vorhand lassen, soweit das mit den sonstigen Rücksichten und berechtigten Wünschen vereinbar ist.

Aus früher geäußerten Gründen und mit besonderer Inanspruchnahme der gegenwärtig gerechtfertigen Voraussetzung eines geeigneten Gouverneurs möchte ich zunächst dessen Rechte und Funktionen auch in dieser Richtung allen anderen Motiven und Sonderwünschen voranstellen, ihm gewissermaßen die Macht natürlicher Vorsehung, die Ausübung der Selektionstheorie zuerkennen, bis die einzelnen organischen Faktoren Fähigkeit und Kraft zu eigener Entfaltung und Verwaltung erlangt haben. Zunächst wird und muß jeder Kolonist nur, oder

doch das Gemeinwohl übersehend, für seinen eigenen Vorteil bedacht sein; erst eine Summe guter Faktoren kann ein harmonisches Ganzes geben.

Sobald also alle notwendigen Grundlagen für eine stetige Kolonisation durch Landesaufnahmen, Regelung der Arbeiterfrage ꝛc. geschaffen sind, würde der Gouverneur geeignete Männer, sagen wir den Geometer Haidlen, die Pflanzer Hufnagel, Krüger, Hugo Schmidt, Westbrook o. a. zur Bildung eines Pflanzungsrates heranziehen und evtl. Herrn Haidlen als Sachverständigen mit einem landeskundigen Vertreter wählen. Damit wäre zunächst für die Praxis, vorbehaltlich entsprechender Ergänzungen, gesorgt.

Einem Büreaubeamten des Gouvernements wäre die Grundbuch- und schriftliche Informationsarbeit gegen eine gewisse Entschädigung für die Mehrarbeit zu übertragen. (Schematische Auskunfterteilung nach Anweisung des Sachverständigen ꝛc.). Diese Thätigkeit wird voraussichtlich immer direkt vom Gouvernement nebenamtlich ausgeübt werden können. Anderenfalls würde sie dem Sachverständigen, aber in unbedingter Abhängigkeit vom Gouvernement, zu übertragen sein.

Für Abschlüsse von Verträgen ist der Gouverneur nach Anhörung des Sachverständigen und nach Zustimmung des Pflanzungsrates allein zuständig.

Über die Verwaltung des Pacht- und Kaufgeldes entscheidet der Pflanzungsrat nach Vorschlägen und Mehrheitsbeschluß, wobei Stimmengleichheit durch Votum des Gouverneurs entschieden wird.

Das sind Vorschläge, deren Beachtung ebenso wie ihre Erfolge selbst von der maßgebenden Instanz abhängig sind und entsprechend dem Rahmen dieser Ausführung, auch nur zu solchem Zwecke gemacht sind.

Von weit größerer Bedeutung und unabweisbarer Notwendigkeit für das Pflanzungswesen und für kulturelle Erfolge sind Untersuchungen und Versuche, die der Kolonialverwaltung direkt empfohlen seien. Schon an anderer Stelle wurde auf die Wasserkalamität und die Notwendigkeit von Maßregeln in dieser Richtung hingewiesen. Auch andere hier inbetracht kommende Fragen und Aufgaben wurden bereits angedeutet. Das ermöglicht eine kurze Zusammenfassung dieser wichtigsten Kulturaufgaben, die am besten einheitlich auf wissenschaftlicher Basis oder doch in Verbindung mit wissenschaftlichen Zielen zu behandeln sind.

1. Untersuchungen über die Untergrunds- und Bodenbeschaffenheit. — Dabei kommen als praktische Momente in besonderem Maße Feststellungen über die Grundwasserverhältnisse, sowie die Möglichkeit der Erlangung von verwendbarem Grund- und evtl. Quellwasser inbetracht. Die Untersuchungen haben festzustellen, a) ob und inwieweit geologische Schichten überhaupt vorhanden sind, b) in welcher Tiefe, c) welche Veränderungen in den verschiedenen Tiefen eintreten, d) inwieweit das Meer die Grundwasserverhältnisse beeinflußt, e) Abfluß- (Sicker)richtung der Niederschläge im Grunde; f) Tiefe der Verwitterungseinflüsse der organischen Einwirkungen (Verwesungsablagerungen, Wurzelthätigkeit). Solche Ermittlungen sind in den verschiedensten Gebieten einheitlich auszuführen und mit chemisch-physikalischen Untersuchungen des Bodens, der Schlacken, Tuffe ꝛc. und des Gesteins zu verbinden. Daraus sind Schlüsse auf die praktische Verwertbarkeit zu ziehen.

2. Untersuchung des Holzwertes der Urwaldbäume zur Verhütung oder möglichsten Einschränkung von Raubwirtschaft nach bereits in anderen Kolonialgebieten erprobten und bewährten Methoden.

3. Untersuchungen der endemischen und verbreiteten Vegetation auf ihren evtl. Nutzwert. Dabei ist nicht nur darauf zu achten, welche Bestandteile direkt technisch oder sonstwie verwendbar und nützlich sein können, sondern auch auf Opportunität anderer verwandter Kulturpflanzen für Samoa durch biologische Vergleiche zu schließen.

4. Kulturversuche. Mit den Erfahrungen und Beobachtungen aus 3 und 4 sind direkte Versuche zu begründen und auszudehnen (Veredlungen z. B. der heimischen Myrirtica-Arten, ihre direkte Verwertbarkeit, Wachstumsversuche mit Schattenbäumen, Bast- und Faserpflanzen rc.) — Ferner sind, ausgehend von den bereits im „Botanischen Garten" von Vaialua von Missionar Rev. Hills angestellten Versuchen, fremde Nutzpflanzen aller Art aus anderen feucht-tropischen Gebieten zu kultivieren und auf ihre Anpassungsfähigkeit für die verschiedenen Lagen der Inseln zu prüfen.

5. Heranziehung der Eingeborenen. Bei vorerwähnten Studien und Erfahrungen ist besonderes Augenmerk auf solche Kulturen zu richten, die zur selbständigen Ausübung durch die Eingeborenen geeignet scheinen und Aussicht bieten, diese dafür praktisch zu interessieren. In diesem Sinne sind die bisherigen Methoden und Gewohnheiten der Samoaner inbezug auf Verwendung der Vegetation und ihrer Bestandteile eingehend zu beobachten, daraus sind Schlüsse allgemeiner Art und solche zu einer umfangreicheren Bethätigung sowie Erweiterung der traditionellen Hausindustrie zu ziehen. — Daraus ergiebt sich als Konsequenz die weitere Aufgabe einer Schulung, Unterweisung und Anregung durch geeignete Methoden und Helfer. — Gleichzeitig empfiehlt sich eine möglichst durchgehende Regulierung niedriger Löhne resp. Bezahlung, damit der Gewinn nicht der Bedürfnis nach Arbeit und damit die Neigung dazu herabdrückt. Die Samoaner müssen, ohne einseitige geschäftliche Benachteiligung auf dem Niveau eines gewissen Luxusbedürfnisses erhalten werden; materieller Reichtum ist ihnen nicht dienlich, weder moralisch noch physisch.

6. Technische Versuche. An der Hand der Befunde und Folgerungen nach 3—5 sind, soweit die vorhandenen Mittel es zulassen, Untersuchungen praktischer Art vorzunehmen und möglichst unter Berücksichtigung der gegebenen Verhältnisse Nutzanwendungen daraus zu versuchen. Das gilt z. B. für technische Verwertung der widerstandsfähigen Flechtmaterialien von Blattepidermis (Pandanus Freycinetia rc.).

7. Vertilgung von Unkräutern und Bekämpfung von schädlichen Einflüssen. Nach Maßgabe der Grenzschutzbestimmungen und Kontrollstationen würde eine Untersuchung aller eingeführten Pflanzen, Sämereien und Pflanzenteile auf Parasiten rc. erforderlich sein.

8. Spezifisch wissenschaftliche Aufgaben. Samoa eignet sich speziell für biologische Forschungen und Untersuchungen tierischer wie pflanzlicher Art durch die schnelle, ununterbrochene Entwicklung und die Gunst der klimatischen Verhältnisse. Exakter Beobachtung und vertiefendem Naturstudium steht hier ein schönes und weites Arbeitsfeld offen. — Meteorologische, geophysische, seirmographische und phänologische Untersuchungen sind bereits durch Entsendung von

Fachleuten eingeleitet; diese Arbeiten werden erfolgreich in den Rahmen allgemein wissenschaftlicher Probleme und Ziele einzufügen sein, sodaß binnen wenigen Jahren mit hinreichenden Kräften und Mitteln **nicht nur** für **Samoa**, sondern ganz allgemein bedeutsame Ergebnisse zu erwarten sind.

Die **Organisation** dieser Aufgaben und ihre Verteilung auf geeignete Kräfte dürfte dem **kolonialwirtschaftlichen Komitee** in Verbindung mit zuständigen wissenschaftlichen Autoritäten überlassen werden; während der Staat entsprechende Mittel und fördernde Unterstützung zu gewähren hätte. Der ganze Apparat wäre zwar den bisher eingerichteten Versuchsstationen und botanischen Gärten in gewissem Grade anzupassen, aber doch nach vorerwähnten Gesichtspunkten erweiternd zu modifizieren.

Wirtschaftliche Aufgaben.

Noch in den Rahmen des vorigen Abschnittes gehört zum Teil die **Arbeiterfrage**. Darüber sind indessen schon so viele Ansichten, Wünsche und Klagen geäußert, daß es sich hier erübrigt, nochmals näher darauf einzugehen; zumal bereits durch den Kolonialetat der formelle Anfang zur Lösung des großen Problems — wenigstens versuchsweise — gemacht ist. Leider hat sich die durch den deutsch-englischen Tauschvertrag reservierte Berechtigung zur Anwerbung von Salomon-Insulanern auf nichtdeutschem Gebiet als ein Trugschluß erwiesen; auch der Bismarckarchipel ist durch das Reservat der deutschen Handels- und Plantagengesellschaft dort zu rekrutieren, bereits über Gebühr belastet. Die letzte Zuflucht bleibt daher China und Java. Chinesen sind leicht und in Menge zu haben, aber mit größter Vorsicht zu genießen; Japaner sind sehr gesucht und für Samoa wohl auch geeignet, aber — wahrscheinlich schwer zu haben. Für beide Fälle hat man an maßgebender Stelle die richtige Würdigung. Somit dürfen wir auch auf die Ausführung vertrauen und hoffen, daß die Entwicklung Samoas durch den lange bitter empfundenen Arbeitermangel nicht länger aufgehalten wird. — Dennoch aber dürfte eine Verzögerung dieser Vorbedingung noch einer unzweckmäßigen Erschließung vorzuziehen sein. Zunächst handelt es sich darum, und das ist eine unbedingte Forderung, den bereits vorhandenen und um ihre Existenz kämpfenden Unternehmungen, sowie der „Deutschen Pflanzungsgesellschaft Samoa" die erforderlichen Hilfskräfte zu verschaffen. Dazu dürften die im Etat vorgesehenen Mittel und Maßnahmen nicht ausreichen.

Was speziell die Chinesenfrage anbelangt, so verweise ich auf die von Dr. **Krämer** in Nr. 4 der „Kolonialztg." angeführten Bedenken.

Im Anschluß daran sei einiger **sanitärer Aufgaben** gedacht, die durch vermehrte Einwanderung und Arbeiterzufuhr erhöhte Bedeutung erlangen. Die Samoa-Inseln sind an sich klimatisch gesund. Infektionskrankheiten waren früher so gut wie unbekannt; umso gefährlicher erwiesen sie sich, als sie eingeführt wurden. Das gilt besonders für die sogenannten Kinderkrankheiten: Scharlach und Masern, deren Contagien völlig unvorbereiteten Organismen der Eingeborenen, ob Jung oder Alt, äußerst verderblich wirkten und viele Opfer forderten. Das ist ein unbestreitbarer Beweis für die Bedeutung natürlicher oder künstlicher Impfung; denn nach der ersten Epidemie erwiesen sich die Samoaner schon widerstandsfähiger. Noch überzeugender sind die Erfolge des Missionars Turner, der in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durch Pocken-Impfung thatsächlich — nach seinen

Angaben — jede Gefahr neuer Infektionen beseitigt hat. Neuerdings haben auch Influenza, Windpocken und Keuchhusten mit der Zivilisation Eingang auf Samoa gefunden. Doch all diese Krankheiten verschwinden gegenüber den besonders durch Einführung von Chinesen zu befürchtenden Fällen von Lepra und Syphilis. Diese Perspektive gebietet größte Vorsicht und vor allem Errichtung einer entsprechenden Quarantäne-Station für epidemische Einschleppungsgefahren überhaupt. Dann aber ist, wie schon Dr. Krämer in Nr. 6 d. Kolonialztg. betont, ein zeitgemäßes Hospital für Apia und Samoa überhaupt dringendes Bedürfnis, denn bisher fehlt es an jeder derartigen, den allergeringsten Forderungen entsprechenden Einrichtung, ebenso an Krankenpflegern. Das sogenannte deutsche Hospital ist ein primitives unwohnliches, deshalb möglichst wenig benutztes Holzhaus und die bisherigen „Krankenhänser" der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft spotteten allen Regeln der Hygiäne und — Menschlichkeit.

Auch an weiteren sanitären Aufgaben dürfte noch manches zu wünschen sein. Abgesehen von Prüfungen der Wasserverhältnisse (speziell des Regenwassers ꝛc.) sind genaue Studien über endemische Krankheitserscheinungen (Elephantiasis, Blenorrhöa, Samoa-Fieber, Nierenblutungen und Hautkrankheiten) sehr erwünscht und auch wissenschaftlich zweifellos wertvoll. Großes Vertrauen zu dem Arzt und erstaunliche Geduld bei Leiden erleichtern und fördern darauf gerichtete Forschung wahrscheinlich ganz besonders.

Das Hauptaugenmerk in sanitärer Prophylaxe wird stets auf die Einschleppungsgefahr zu richten sein und vor allem bei Einführung von fremden Arbeitern zu sorgfältigster Ausübung der erforderlichen Untersuchungen und zu rücksichtslosen Maßregeln führen müssen.

Endlich sei noch der schon von R. Deeken empfohlenen Einrichtung eines Kreditinstitutes und der Währungsfrage gedacht. Früher bestand ein höchst widersinniges Währungssystem, indem durch den „Berliner Vertrag" offiziell die amerikanische Dollarwährung (d. Vereinigten Staaten zu rund 4 Mk.) vorgeschrieben war, während thatsächlich fast nur englisches Geld und auch solches oft nur in sehr geringer Menge kursierte und zwar aus dem sehr plausiblen Grunde der überwiegenden Handelsbeziehungen und besseren Verkehrsverbindungen mit den englischen Kolonien. Die Geldnot war zeitweise so groß, daß bare Münze teuer bezahlt wurde. So wurde mir z. B. im August 1893, als ich noch mit amerikanischem Gelde nach Samoa kam, für den Dollar 1,20 $ (fast 5 Mk.) geboten. Das schien mir damals zunächst höchst sonderbar. Derartige Kurssteigerungen sind jedoch in der Südsee allgemein.

Seit 1900 ist nun deutsche Währung auf Deutsch-Samoa obligatorisch. Zu diesem Zwecke sind 200000 Mk. deutscher Münze eingeführt worden. Das bedeutet natürlich, abgesehen von den Transportkosten, einen nicht unerheblichen Zinsverlust für die Reisezeit. Dann aber ist zunächst mit deutschem Gelde im Außenhandel nichts anzufangen, oder doch nur mit weiteren Agio-Bußen. Andernfalls würde die eingeführte Summe sehr bald wieder von Samoa verschwunden sein und kostspielig ersetzt werden müssen. Das deutsche Geld hat, solange Handel und Verkehr nur auf fremdländische Gunst und Verbindungen angewiesen sind, rein lokalen Wert, nicht einmal soviel wie Kauri und ähnliche volkstümliche Zahlungsmittel. Für den eigentlichen Handelsverkehr ist es unbrauchbar. Das

hat immerhin den Vorteil, daß wenigstens ein, wenn auch kleiner Stamm von Münzen vorhanden ist und als ein Zeichen der deutschen Hoheit spricht.

Immer und überall zeigt sich als koloniales Übel der **Mangel einer deutschen Verkehrsader.**

Besonders für die nächste Entwicklung der Kolonie für und neue Besiedlung würde ein Kreditinstitut oder überhaupt eine Geldstelle in irgend einer geeigneten Form gerade in Anbetracht der bestehenden Schwierigkeiten sehr nützlich und wohl auch sicher ersprießlich sein, vorausgesetzt, daß sie nur auf reeller Basis und mit solidem Profit arbeitet. Für Pflanzungszwecke würde bereits in den a. a. O. gemachten Vorschlägen hierfür der Grund gelegt sein. Eine geschäftliche Verbindung dieser Verwaltung mit einem allgemeinen Geld- und Kreditinstitut dürfte nach vorstehenden Bedingungen nicht ausgeschlossen, vielleicht nach beiden Seiten vorteilhaft sein.

Gegenwärtig und seither überhaupt, ist der Zinsfuß für bares Geld auf Samoa sehr hoch, jedenfalls höher als notwendig. Zahlt doch die Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft sogar ihren Angestellten für die bei ihr deponierten Gelder 6%; also mindestens 2% über Reichsbankdiskont. Das ist eine Folge der erwähnten geldwirtschaftlichen Mißstände, die zweifellos einer Verbesserung dringend bedürftig und auch fähig sind. Darlehen und Kredit werden natürlich erheblich höher verzinst. M. E. müßte sogar ein vorsichtig arbeitendes Kreditinstitut mit 6—7% ganz gut fahren, zumal es bei genügender Fundierung und Sicherheit ohne erhebliche Barmittel durch Check- und Wechselverkehr sehr gut auskommen und genügenden Umsatz erzielen könnte. Unbedingt erwünscht ist natürlich eine ausreichende Kontrolle eines solchen Institutes auch im Interesse seiner eigenen Wirksamkeit, durch Festigung des Vertrauens auf seine Solidität und Sicherheit. Das auf Samoa bereits vorhandene, hochentwickelte Kreditsystem gewährt eine günstige Grundlage.

Schlußwort.

In den vorausgegangenen Betrachtungen glaube ich alle wesentlichen Thatsachen, Gesichtspunkte und Wünsche, die für eine gedeihliche Entwicklung unserer jüngsten Kolonie in Betracht kommen, kurz zusammengefaßt und erörtert zu haben. Der Leser wird darin erkennen, daß ich dem Einfluß der Reichsverwaltung darin geneigt bin, eine größere Selbständigkeit einzuräumen, als sie von manchen Seiten prinzipiell für gut befunden wird. Ich glaube, diese Voraussetzung als eine conditio sine qua non hinreichend begründet zu haben; sie steht und fällt mit der Qualifikation der Organe und in erster Reihe mit der Person des Gouverneurs. Ich glaube nach den bisherigen Erfahrungen, um die sich die hier ausgesprochenen Ansichten und Ratschläge krystallisieren, dabei dem ersten Gouverneur Dr. Solf im Großen Ganzen eine vorbildliche Bedeutung zuerkennen zu dürfen, wenn es auch ihm, wie angedeutet und begründet, nicht vergönnt ist, ungeteilten Beifall seiner Schutzbefohlenen zu ernten. Gerade das gegenwärtige Stadium der Erschließung Samoas ist ohne eine geschickte und feste Leitung, verbunden mit scharfer Kontrolle und weiser Beschränkung, in günstigem Sinne gar nicht denkbar,

da die durch allzu rosige Schilderungen und Verlockungen erweckte Begeisterung für das Insel-Paradies bereits größer geworden ist als dienlich; denn abgesehen von der Entstehung zahlreicher Pflanzungsunternehmungen hat sie eine förmliche Invasion von hoffnungsvollen Ansiedelungslustigen gezeitigt. Jede Schiffsverbindung bringt neuen Zuwachs überwiegend recht naiver Optimisten nach Apia, die erst, nachdem sie daheim bessere Chancen auf- und das erhebliche Reisegeld ausgegeben haben, am Ziele ihrer Sehnsucht, Hoffnungen und Erwartungen Aufklärung erlangen, die oft nicht den Verheißungen und Vorstellungen entsprechen dürfte. So sehr eine fortschreitende Besiedelung durch tüchtige, geeignete Kolonisten erwünscht und zu empfehlen ist, so sehr ist eine Einwanderung ungeeigneter Elemente zu bedauern; denn sie erschweren nur durch die subjektive Enttäuschung und Unzufriedenheit die allgemeine Entwicklung und gefährden auch die richtigen guten Urteile über das Schutzgebiet, indem ihre persönlichen Mißerfolge zu falschen Darstellungen der wahren Lage verleiten. Nichts ist unserer jungen Kolonialwirtschaft nachteiliger, als eine Mehrung solcher Mißvergnügter, durch eigene Schuld enttäuschter Nörgler; sie stören die Arbeitsfreude und Harmonie in den Kolonien und mehren die Zahl der Unzufriedenen, „Kolonialverdrossenen", daheim. Die versuchte Gründung eines „Deutschen Kolonialbundes", die gegenwärtig als Opposition der Deutschen Kolonialgesellschaft mit Eifer betrieben wird, ist die Wirkung solcher Erfahrungen, die in agitatorischer Propaganda sehr einseitig und persönlich hervortritt.

Das hier gesagte gilt, wie nun auch in Nr. 33 der „Deutschen Kolonialzeitung" bei der Erwähnung neuer kolonialer Unternehmungen auf Samoa richtig hervorgerufen wurde, für koloniale Gründungen.

Möge es der Kolonialverwaltung und den berufenen Instanzen gelingen, durch geeignete Maßnahmen falsche, einseitige Urteile und Enttäuschungen erfolgreich zu mindern, damit die Freude an der wirtschaftlichen Erschließung der „Perle der Südsee" nicht getrübt werde.

Beiträge zur Arbeiterfrage.

Von Karl Wiese, Chapanga, oberer Zambezi.

Um den sich immer mehr bemerkbar machenden Arbeitsmangel in unseren Kolonien abzuhelfen, ist von mehreren Seiten eine militärische Organisation der Arbeiter in Vorschlag gebracht worden, die bei oberflächlicher Betrachtung äußerst bestechend wirken muß. Ist doch militärische Disziplin in jedem Deutschen mehr oder weniger durch seine Erziehung entwickelt und der beste Teil der Bevölkerung selbst durch eine Periode gezwungenen Dienstes gegangen. Dennoch schließt dieser wohlgemeinte Vorschlag von vornherein seine Verwirklichung aus und zwar vom moralischen sowohl wie vom praktischen Standpunkt. Die Ansicht, welche ich in den nachfolgenden Zeilen vertrete, stützt sich auf eine mehr als zwanzigjährige Erfahrung in Afrika, in ununterbrochenem Kontakt mit den Eingeborenen und gesammelt bei der Administration großer Distrikte, sowohl des portugiesischen Ost-Afrika's (Zambezia) als des englischen Nord-Rhodesia's. Ich bin fast sicher, daß der größte Teil alter praktischer Afrikaner, denen ebenfalls eine lange Erfahrung zur Verfügung steht, meine Ausführungen unterstützen und wenn auch in Einzelheiten von denselben abweichen, im großen ganzen dieselben billigen werden.

Was wohl bei der Idee der Zwangsarbeit auf militärischem Wege zuerst und auf's Unangenehmste berührt, ist eine Maßregel in Vorschlag gebracht zu sehen, welche uns, offen gesagt, in pharaonische Zeiten zurückführt und dies, nachdem wir alle Kräfte eingesetzt, der ekelhaften Sklaverei ein Ende zu machen und in diesem Streben alle zivilisierten Nationen unendliche Opfer an Gut und Blut gebracht haben. Einen widerlichen Eindruck würde es machen, wenn wir Deutsche zu einem solch unverantwortlichen Schritt als die ersten greifen wollten, die wir bis jetzt stets Verfechter der persönlichen Freiheit gewesen sind und uns als Volk nie das Wort haben nehmen lassen, für solche einzutreten, selbst unsere materiellen Interessen außer Acht lassend. Sophistisch ist es, auf ähnliche geplante Maßregeln des jugendlichen Kongostaates hinzuweisen; der junge Staat hat schon manche Jugendstreiche begangen und unter denen, die er in Zukunft noch begehen wird, würde die militärische Organisation der Eingeborenen-Arbeit, wenn sie je zur Ausführung kommen sollte, nicht der am wenigsten zu verdammende sein. Ebensowohl könnte man den Kongostaat als Vorbild empfehlen bei der Eintreibung seiner Gummi- und Elfenbeinsteuern, deren Konsequenzen genügend bekannt und von aller Welt als einer zivilisierten Nation unwürdig gebrandmarkt sind. Allerdings werden viele entgegnen, daß auch wir gezwungene Arbeit in der Leistung unserer militärischen Pflichten verrichten, vergessen wir jedoch nicht, daß dieselbe nicht in Sklavenarbeit besteht, sondern das wir sie in unserem eigenen Interesse leisten, zum Wohl und zum Schutze von allem, was uns heilig ist, Vaterland,

Familie, Eigentum. Wie verschieden von der Sklavenarbeit, die wir durch „militärische Organisation des Arbeitswesens," von den Eingeborenen verlangen wollen! Nicht zum Schutze der oben erwähnten Heiligtümer würden wir das Opfer seiner menschenwürdigen Freiheit von ihm verlangen, sondern doch in erster Linie unseren Interessen zu dienen. Können wir dies heute wirklich ernstlich wollen, nachdem Tausende von zivilisierten Männern freudig ihr Leben für die Freiheit des schwarzen Menschen geopfert haben? Würde es Fortschritt genannt werden können und würde es nicht vielmehr ein bedeutender Rückschritt in dem Ausbau allgemeiner Menschenrechte bedeuten, unwürdig auch nur für einen Augenblick in Betracht gezogen zu werden? Wir ziehen in das Reich der Möglichkeit Tausende von menschlichen Wesen zu Lasttieren zu erniedrigen, sie auf Jahre hinaus ihrem Heim und Familie zu entreißen.

Die natürliche Folge muß eine systematische Demoralisierung der Eingeborenen sein; anstatt denselben zu heben, würden wir dazu beitragen, ihn auf eine noch niedrigere moralische Stufe herabzudrücken. Prostitution in größtem Maßstab bei der weiblichen Bevölkerung und Entartung bei dem männlichen Teil desselben ist mit Sicherheit bei der hervorragend sinnlichen Veranlagung des Afrikaners vorauszusehen. Ebenfalls ist wohl außer Frage, daß die Vermehrung der Bevölkerung, in welcher wir mit Hinsicht auf die wirtschaftliche Entwicklung unserer Kolonien so ungemein interessiert, ja man kann wohl sagen, ausschließlich angewiesen sind, einen bedeutenden Rückgang erleiden müßte, da man nicht vergessen darf, daß es sich um eine allgemeine Arbeitspflicht handelt, bei welcher Tausende von Eingeborenen in Frage kommen. Unmöglicherweise würden dieselben immer nur in ihrer Heimat verwendet werden können, sondern notgedrungen oft hunderte von Kilometern von derselben entfernt ihre Frohndienste zu leisten haben. — Der Fortschritt in Arbeitsfreudigkeit, welchen man sich nach geleisteter langjähriger Dienstzeit von den alten militärischen Arbeitern verspricht, erscheint mir nach meiner Erfahrung doch zum mindesten sehr zweifelhaft. Ich habe immer wahrgenommen, daß alte Soldaten sowohl in der portug. wie engl. Kolonie (Ost- und Zentralafrika) sich nach ihrem Rücktritt in's private Leben für zu gut hielten, um zu arbeiten und auf keinen Fall zu Plantagenarbeit zu bewegen waren. Fügen wir zu den berührten Punkten noch die Gefahren, welche die Bewaffnung und militärische Ausbildung großer Mengen Eingeborener in sich bergen müßte, so sind die wenigen berührten Punkte genügend, um die vorgeschlagene Maßregel als rückschrittlich und unpraktisch zu verwerfen.

Ich erinnere hierbei an die Askariaufstände im Kongostaat, Uganda und der englischen Westküste, welche beweisen, daß obige Befürchtungen nur zu gerechtfertigt sind, und, um sie zu paralysieren, eine europäische Kolonialarmee geschaffen werden müßte mit einem Kostenaufwand, der auch dem enthusiastischsten Kolonialschwärmer als bedenklich erscheinen muß.

So sehr ich nun gegen eine militärische Organisation der Arbeit bin, ebenso einmütig bin ich mit den Verfechtern dieses Systems, daß Maßregeln ergriffen werden müssen, um eine Verbesserung in den Arbeitsverhältnissen in afrikanischen Kolonien anzustreben. Durch meine langjährige Erfahrung in Afrika als Kaufmann, Pflanzer und Verwalter großer Gebiete habe ich Gelegenheit gehabt, die Wichtigkeit dieser Frage mir auf Schritt und Tritt entgegentreten zu sehen und zu beobachten, daß an eine sittliche Hebung des Negers nicht zu denken ist, ohne ihn zur Arbeit

zu erziehen und von seinem angeborenen Hange zum dolce far mente zu emanzipieren. Direkte Gewaltmaßregeln, welche diesen Zweck erreichen sollen, haben in meiner Erfahrung immer eine dem gewünschten Resultat entgegengesetzte Wirkung. Ein abschreckendes Beispiel der gesetzlich gezwungenen Arbeit zeigt sich in dem portugiesischen Zambesia, wo Arbeitszwang nach der herrschenden Prazogesetzgebung in Anwendung ist. Trotz dieses nun schon über 10 Jahre eingeführten Systems hat sich der Eingeborene durchaus nicht mehr mit der Arbeit befreundet wie zuvor, im Gegenteil beweisen die Statistiken, daß die Produktivität desselben ganz bedeutend zurückgegangen ist.

Der Export von Ölsaaten, welche früher in großen Quantitäten exportiert wurden und die ein vorzüglicher Gradmesser der Eingeborenen-Arbeit darstellt, ist während dieser Zeit gradweise zu einer ganz unbedeutenden Chiffre herabgesunken. Der ausgeübte Zwang hat dem Schwarzen die Arbeit noch verhaßter gemacht wie je vorher.

Für die portugiesische Kolonie hat der Arbeitszwang noch andere mißliche und ins Gewicht fallende Folgen gezeitigt; eine ganz bedeutende Verminderung der Bevölkerung zu Gunsten der angrenzenden englischen Kolonien, in welchen dem Arbeitszwang auf's Vorsichtigste ausgewichen wird. Ein Gebiet, welches ich im Anfange des letzten Jahrzehntes verwaltet, und welches damals 26000 Steuerzahler zählte, ist heut auf 8000 zurückgesunken und wird sich die Bevölkerungszahl mit Bestimmtheit noch weiter abwärts bewegen. Die Produktion an Ölsaaten ist auf ¼ des früheren exportierten Quantums zurückgegangen. Allerdings muß ich bemerken, daß auch die Handelsmonopole, welche mit dem Prazosystem in Verbindung stehen, für den Rückgang verantwortlich zu machen sind. Der Verminderung in der Erzeugung von Eingeborenen-Produkten steht keine verhältnismäßige Vermehrung im Export von Plantagenerzeugnissen gegenüber, wie man wohl annehmen dürfte. Die Zuckerkultur, die allerdings mehr wie je zuvor exportiert, hat sich durch Anwendung von Dampfpflügen und sonstigen Maschinen möglichst von der Arbeit des Eingeborenen unabhängig gemacht. — Das Resultat des Arbeitszwanges kann wohl in der Weise dargestellt werden, daß derselbe bestehende Industrien des Eingeborenen vernichtet hat, ohne, wie beabsichtigt war, eine Hebung der Plantagenwirtschaft hervorgerufen zu haben. Der Eingeborene ist nur noch unproduktiver geworden und hat Gebiete vorgezogen, wo ihm eine bessere Garantie seiner persönlichen Freiheit in Thun und Lassen garantiert ist.

In der englischen Kolonie Brit.-Zentralafrika hingegen, wo man ängstlich jeden Zwang vermieden hat, haben sich die Arbeitsverhältnisse bedeutend verbessert und verbessern sich noch stetig durch eine strikt durchgeführte Besteuerung des Eingeborenen. Er muß seine Steuer zahlen, und um dies zu ermöglichen, hat er eben zur Arbeit zu greifen. Wenn heute noch Arbeitsmangel in B. C.-A. besteht und sich fühlbar macht, so ist es infolge des ungemeinen Aufschwungs, welchen der Transit-Verkehr nach Nord-Rhodesia, Kongo-Freistaat und D. O.-A. genommen hat, der ein ganz bedeutendes Arbeitsquantum in Trägern den Plantagen und sonstigen Arbeiten des Landes entzieht. Auch die in dieser Weise vermehrte Nachfrage nach Arbeitern wird sich in kurzem in der Kolonie decken lassen, da eine Erhöhung der Steuern von der Regierung vorgesehen ist und der Eingeborene auf diesem Wege angehalten wird, seine Kräfte in Zukunft mehr anzustrengen und ein größeres Quantum Arbeit zu liefern.

Die Berechtigung, den Eingeborenen zu besteuern, wird wohl von niemand angezweifelt werden, wenn man die Vorteile in's Auge faßt, die ihm durch die Bevormundung des Europäers erwachsen sind. Sein Leben und Besitz sind ihm heute gesichert, wo sie früher der Spielball der Laune seines Häuptlings oder der Intriguen seines Nachbars waren. Die fortwährenden inneren Kriege, die früher jährlich einen bedeutenden Prozentsatz der afrikanischen Bevölkerung verschlangen, sind für immer beigelegt, ebenso den schrecklichen Zaubereianklagen das Handwerk gelegt, die so unendlich viele unschuldige Opfer forderten. Rechnen wir hierzu noch die Vorteile, welche ihm durch verbesserte Verbindungsmittel und die Möglichkeit eines vorteilhafteren Absatzes seiner Produkte, so wird die Forderung einer Gegenleistung für diese Wohlthaten nicht als unhuman und ungerecht verschrieen werden können. Diese gerechte Gegenleistung wird von ihm in Gestalt einer Steuer, eines Beitrages zu den Kosten für die Aufrechterhaltung der erwähnten Garantien von ihm gefordert. Er trägt durch Entrichtung derselben seine Schuld für genossenen Schutz ab, erzieht sich zur Arbeit und hilft dem dringenden Arbeitsmangel ab, welcher der Entwickelung der Kolonie und natürlicherweise auch der seinen entgegensteht und sicherlich nicht da gerechtfertigt ist, wo Tausende von starken gesunden Männern ein Leben des raffiniertesten Müßigganges führen, und heut dies mehr noch wie je zuvor. Jagd und Krieg, welche ihm früher ein Feld der Thätigkeit und Verwertung seiner Kräfte eröffneten und denen er seine physischen Vorteile verdankt, sind ihm durch die heutigen Umstände entrückt, und wenn ihm keine gesunde Thätigkeit als Ersatz geboten wird, so ist er einer langsamen aber sicheren physischen Degeneration verfallen. Bis zum heutigen Tage ist das Weib sein Lasttier, welches er gleich einem solchen erwirbt, welches alle Lasten und Arbeiten des Kampfes um's Dasein zu tragen hat, während sein Herr und Gebieter behaglich seinen Tabak raucht, seine Zeit im süßen Nichtsthun, bei Diskussionen und Zólóspiel verbringt. Es ist selbst eine Pflicht, ihm diesem unwürdigen Zuhältertum zu entreißen, dem Weibe einen Teil der Lasten, unter denen es frühzeitig hinaltert, abzunehmen, es auf eine höhere soziale Stellung zu heben und in dem männlichen Afrikaner durch das Mitwirken für das Wohl seiner Familie das Gefühl der Selbstachtung hervorzurufen. —

Eine, den verschiedenen Distrikten sich anpassende streng durchgeführte Besteuerung muß sich in diesem Bestreben als äußerst hilfreich empfehlen und der Plantagenwirtschaft durch Lieferung zahlreicher Arbeitskräfte neuen Impuls geben, den Handel befördern und den Ausbau von Verkehrsmitteln erleichtern. Nach meinen Erfahrungen ist die Forderung von zwei Monaten Arbeit im Jahr vom Eingeborenen durchaus nicht zu hoch, müssen doch Millionen von Europäern zwölf Monate im Jahr harte Arbeit leisten, um zum selben Resultat wie der Eingeborene zu gelangen: sich und ihre Familie zu erhalten und ihre Steuern zu bestreiten. —

Setzen wir den Fall, daß der gewöhnlich bezahlte Preis in einem gewissen Distrikt für monatliche Arbeit sich auf 10 Rupie beläuft, so würde man vom Eingeborenen eine Jahressteuer von 20 Rupies per Hütte fordern, welche in zwei Raten, eine im Anfang der Regenzeit und eine 6 Monate später, fällig sein würden, um das Arbeitsangebot über das ganze Jahr zu verteilen und nicht ein plötzlicher Arbeitsüberfluß zu einer, einem ebenso schroffen Mangel zu einer anderen Zeit des Jahres gegenübersteht, wie dies bei einmaliger Steuererhebung per Jahr

der Fall zu sein pflegt. Alle Arbeit in Plantagen oder bei öffentlichen Bauten würden dem Arbeiter in Regierungssteuer-Checks bezahlt werden, welche die Arbeitgeber von der Steuerbehörde gegen Kassa erwerben, und nur solche würden von diesen Behörden in Zahlung der Hüttensteuer vom Eingeborenen angenommen werden. Für einen Monat Arbeit würde der Eingeborene einen Steuercheck von 5 Rupie und 5 Rupie in Geld erhalten, im zweiten Semester natürlich desgleichen, so daß seine thatsächliche jährliche Besteuerung sich nur auf 10 Rupien belaufen, er in dieser Weise aber auch die Garantie leisten würde, sich zwei Monate im Jahre ernster Arbeit zu widmen. Vollständige Freiheit muß dem Eingeborenen jedoch gelassen werden, seine Arbeit in Geld oder Arbeit abzutragen und seine Arbeit da zu verkaufen, wo es ihm beliebt. Entscheidet er sich in Geld zu zahlen, so beweist, daß er sich bevorzugter Verhältnisse erfreut, eines verhältnismäßigen Reichtums genießt, welcher es als gerecht erscheinen läßt, daß er auch einen größeren Betrag zum Gemeinwohl beisteuert, wie sein in ungünstigeren Verhältnissen lebender Nächster, welcher zur Arbeit greifen muß. Man müßte in diesem Falle von ihm anstatt 20 Rupien, die doppelte Summe verlangen = 40 Rupies, zu welchem Preise die Steuerbehörden Arbeitschecks (über diesen Betrag lautend) an Eingeborene abzugeben autorisiert sein müßten.

Die Regierung müßte den Preis der monatlichen Arbeit unter Berücksichtigung der lokalen Verhältnisse verschiedener Distrikte der Kolonie festsetzen und würde ihrerseits den Vorteil einer vereinfachten Kontrolle und erleichterter Eintreibung der Steuern haben. Es könnte in dieser Weise mit Bestimmtheit auf ein gewisses Quantum verfügbarer Arbeit gerechnet werden, ebenso auf eine bestimmte Summe, welche unserem Handel zu Gute kommen würde, aus den Kassa-Zahlungen, welche der Eingeborene zu gleicher Zeit mit den Steuerchecks in Zahlung für seine Arbeit erhält. Durch ein sicheres jährliches Einkommen wird sich der Eingeborene an gewisse Ausgaben gewöhnen, welche ihm mit der Zeit durch Gewohnheit unentbehrlich werden und seinen Trieb zur Arbeit zweifellos stimulieren müssen. Durch die vorgeschlagenen Maßregeln würde eine große Menge heut brachliegender Arbeitskräfte zur Verwendung herangezogen werden, welche sich in Zukunft durch die projektierten Bahnen gleichmäßig und schnell über die ganze Kolonie werden verteilen lassen. Der Arbeitsmarkt der Kolonie wird durch dieselben auf eine gesunde Basis gestellt, ohne zu unhumanen und unzeitgemäßen Gewaltmaßregeln zu greifen, welche dem Eingeborenen „Arbeit" nur noch unsympathischer machen müssen.

Die Einkünfte der Kolonie würden sich bedeutend vermehren und sie in ihrer Entwicklung unabhängiger von der wechselvollen und launenhaften jeweiligen mehr oder minder kolonialfreundlichen Stimmung des Mutterlandes machen, ohne demselben immer mehr und mehr Lasten aufzubürden.

20. Juli 1902.

Auf der Reise nach Saypan (Mariannen) Tagebuchblätter.

Von Hans Schroeder.

II.

Nachher fuhren wir in den Viktoria-Park, eine recht schöne Anlage mit ausgedehnten Seen und wunderschöner Vegetation. — Als besondere Merkwürdigkeit sah ich hier eine Kokospalme, welche oben 5 Kronen trug, kommt sehr selten vor. Ich bedauerte sehr, meinen photographischen Apparat nicht bei mir zu haben, aber es war uns schon vor der Landung mitgeteilt, daß Photographieren auf Ceylon nicht erlaubt sei. —

In's Boerenlager gingen wir nicht; das wirkliche Lager bekommt man doch nicht zu sehen, sondern nur das Rekonvaleszentenhaus und die Insassen dürfen nicht sprechen mit Fremden; außerdem war Colombo mir interessanter. Die Tour nach Mount Lavinia, zum Rekonvaleszentenhaus, hätte fast unsere ganze Aufenthaltszeit beansprucht. — Die Gefangenen haben in erster Zeit sehr viel Freiheit genossen und sich frei bewegt. Da sie sich aber durch große Rauhbeinigkeit hervorthaten, sich betranken und Skandal verübten, wurden sie strenge genommen — die bösen grausamen Engländer. —

Wunderhübsche kleine Sachen giebt's hier und man muß das Portemonnaie zuhalten. Sehr schöne Edelsteine. Mir wurde ein großer, schön geschliffener Rubin für 60 M. angeboten, von wunderschöner Weinfarbe. Er war mir aber zu billig, um nicht den Verdacht zu erwecken, daß er unecht; sonst wäre es, da man Sachen stets für die Hälfte dessen bekommt wie sie angeboten werden, ein annehmbarer Gelegenheitskauf gewesen. —

13. März 1902.

Bei der Abfahrt aus Colombo, welche Punkt 6 Uhr nachm. stattfand, ereignete sich noch eine aufregende Szene. Ein Passagier hatte sich verspätet und suchte dem fahrenden Schiffe im Boot nachzurudern. Die Stuttgart ging aber immer ruhig weiter, allerdings nur halbe Fahrt, wie im Hafen Vorschrift. Die 3 Singtalesen im Boot arbeiteten verzweifelt und näherten sich auch wirklich etwas. Die Passagiere fingen an zu wetten, die meisten hielten auf sein Herankommen; ich sah aus dem Stande der Wetten, daß auf „ja" nicht viel zu bekommen war und setzte „nein" natürlich nur 1 M., da ich selbst nicht glaubte, daß der Kapitän ihn sitzen lassen würde, nachdem er auf 300 M. herangekommen. Wie der Lootse abgesetzt wurde, kam er denn glücklicherweise noch an Bord, worüber ein allgemeines Hurrah entstand. — Der Kapitän sagte mir später, er könne mit dem Lootsen an Bord nicht im Hafen anhalten, besonders nicht um diese Tageszeit, da der Nachtdienst beginnt und der Lootse zur Ablösung zurück muß. 2 gewiegte Wetter, welche ebenfalls, wie ich, gegengesetzt hatten, freuten sich,

daß sie verloren und der arme Kerl noch mitgekommen. Er ist Engländer und komponierte neulich eine Lloyd Gavotte, welche er der Kapelle einübte. Sehr nervös sind seine Bewegungen beim Dirigieren, beinahe noch schöner wie seine Musik, jedenfalls amüsanter. — Wir hatten ihn grade abends vorher beim Konzerte sehr beklatscht und da capo verlangt. — Nun wollte ich die Kapelle veranlassen, ihn beim Erreichen des Schiffes mit seiner Gavotte zu empfangen, doch kam es leider nicht dazu, da sie Tafel decken mußten. Übrigens ging nur einer zu Tisch während sich diese Szene abspielte. Alles blieb auf Deck, winkte und rief ihm zu, obgleich alle sehr hungrig waren. Nachher setzte sich alles befriedigt zum Diner.

14. März 1902.

Heute sollen wir gegen Mitternacht in Penang auf Malaica ankommen; so werden wir wohl wieder wenig sehen. — Einige Passagiere verlassen hier das Schiff, aus meiner Cabine keiner, so werde ich bis Singapore wohl noch im Rauchzimmer schlafen, wie bisher. Man gewöhnt sich ja an die allerdings nur 40 cm breiten Sofas und muß eben bei Seegang etwas im Schlafe balanzieren können. — Ein Vorzug vor der D.O.A.L. sind die elektrischen Fächer in den Kabinen. Tagsüber werden sie in 2. Kl. aber abgestellt, in 1. nicht. —

Es wurden auch Sports abgehalten und in Colombo eingekaufte Preise verteilt; da wir mit der Redaktion der „Seeschlange" aber sehr beschäftigt waren, so konnten wir uns nicht beteiligen. Wir sandten also jemand anders als Komiteemitglied zur ersten Klasse hinüber und gingen nur hin und wieder hin, um zuzusehen. Hauptereignis war ein Hindernisrennen zweimal ums Mitteldeck. Über Baum springen 4′ hoch — unter Bauck durch — unter Segel durchkriechen — durch Rettungsringe kriechen — wieder über den Baum — Nadel einfädeln lassen von Damen — Glas Bier und Stück Kuchen genießen — Schlußspurt. — Es war recht interessant, und die Hälfte der Teilnehmer lädierten sich mehr oder weniger. — Dann Wettrennen der Damen mit Eiern im Theelöffel — Zeitungskampf mit verbundenen Augen und aufgerollten Zeitungen — Hahnenkampf 2c.

Es wird wärmer, aber angenehme Briese. Trotzdem schwankt das Schiff fast garnicht; ich hoffe, von Penang aus Karten 2c. senden zu können. Von Singapore aus kann man sich dann wohl nach und nach wieder europäisch anziehen. — Auf Deck haben wir jetzt morgen ein großes Schwimmbassin aus Segeltuch zur Benutzung; angenehmer, wie unsere durchaus primitive Badekabine — Gestern Abend passierten wir das Leuchtfeuer auf einer der kleinen Inseln nördl. von Sumätra. Auch einen heimkehrenden Dampfer begrüßten wir mit bengalischen Lichtern. —

15. März 1902.

Gestern Abend hatten einige von uns eine Einladung beim Zahlmeister. Der Schiffsarzt, der erste Ingenier und Zahlmeisterassistent waren auch noch da und es war sehr fidel. Je länger die Sitzung dauerte, desto einfacher wurden die Witze und desto komplizierter das Gelächter. Wir gingen aber schon um 4 Uhr zu Bett, und außer mir hat heute jeder der Herren einen Kater. Wir fuhren grade in den Hafen von Penang ein, wie wir zu Bett d. h. ich in's Rauchzimmer ging.

Die Sonne war eben aufgegangen, wie ich mich erhob und beleuchtete eine wunderbar schöne Szenerien. Gegen das alles, was ich bis jetzt hier im Osten gesehen, ist Afrika doch nur ein Waisenknabe. — Penang liegt auf der Insel gleichen Namens, ist nicht so stattlich wie Colombo, aber wunderhübsch gebaut.

Die Vegetation noch üppiger, wie in Ceylon. Berge, wunderschön bis oben hin bewaldete Berge, auf welchen man zuweilen oben die Villa eines Europäers durchs Grün schimmern sieht, umgeben die ganze Bucht. Der Strand unten, so weit das Auge reicht, ein dichter Palmenwald. Dazu das lebendige Treiben auf dem Wasser und am Strande, die malayischen Boote, weitbauchig mit breitem Spiegel und origineller Bemalung, darin die Bootsleute mit der bekannten spitzen Hutform.

An einer Stelle standen die Kokospalmen meistens schief und vermute ich, daß hier mal ein starker lokaler Wirbelwind aufgetreten.

An Land ging ich nicht. Hoffentlich kommen sie alle 17 richtig an ihre Adresse. — Ein unternehmender Passagier war an Land und lobte die schön gehaltenen graden Straßen, welche sich alle im Kreuz schneiden. — Um 8 Uhr 30 Min. fuhren wir schon wieder ab, gaben 4 Passagiere ab und empfingen 2 in unserer Kajüte, so daß sich hier die Bevölkerungsziffer noch immer so ziemlich auf der Höhe erhält. Jetzt fahren wir an Malaica entlang. Überall schön bewaldete Berge, Luft verschleiert, es regnet häufig.

16. März 1902.

Das richtige Malaccastraßenwetter. Seit gestern Mittag regnet es ohne Pause. Gestern großes Abschiedsdiner mit Tafelmusik, weil die meisten Passagiere in Singapore von Bord gehen. — Wir kommen gegen 2 Uhr in Singapore an und es regnet einstweilen noch recht befriedigend; außerdem ist bekanntermaßen Sonntag und in englischen Kolonien infolgedessen sämtliche Läden ꝛc. geschlossen. Also ist es zweifelhaft, ob ich mir meine Ausrüstung besorgen kann. Nach Singapore wird's leerer hier an Bord und wohl auch langweiliger. Bis jetzt war's eigentlich recht nett und alles vertrug sich gut. Auf so langen Reisen nämlich, wo alle nichts zu thun haben, eine große Seltenheit.

18. März 1902.

Von Singapore war ich sehr überrascht; eine recht weitausgedehnte Stadt, mit einzelnen interessanten Bauten. Sonst herrschen im ganzen kleinere Wohnhäuser vor; groß sind nur die Hôtels, besonders de l'Europe und Adelphi und einige der öffentlichen Gebäude. Eine schöne Kirche, wohl noch aus portugiesischer Zeit, ist vorhanden. — Da es immer regnet, so sind die Straßen stets schmutzig und es wird wohl nirgends so viel gefahren wie hier. Die kastenförmigen Droschken wurden von den hiesigen kleinen Ponies gezogen und kostet die Stunde 75 Cts. = 1.35 M. Mit Rickschah ist es billiger, 20 Cts. pro Stunde für 1 Person. Die Rickschahleute sind alles Chinesen, welche nur mit dem spitzen Hut und kleinem Lendentuch bekleidet in fast permanentem Trabe und 1 oder 2 Personen in dem allerdings recht engen Kurwagen davoneilen. Sie sind eine hübsche, sehr schön gebaute Art Leute und stammen wohl aus einer anderen Provinz Chinas, wie die meisten anderen chinesischen Händler und Handwerker, welche Schönheit nicht grade drückt. — Jedenfalls herrscht die chinesische Bevölkerung bedeutend vor, so daß die Malayen fast dagegen verschwinden. Auch Indier giebt es ziemlich viele. — Es sind allgemein die tongkinesischen graden Schirme und großen, meist spitzen Hüte im Gebrauch. — Eine Pagode mit schönem Turm und einen größeren chinesischer Tempel sahen wir, konnten aber leider wegen Zeitmangel nicht hinein. Die Stadt liegt ziemlich weit vom Anlegeplatz der Lloydschiffe und man hat mit Ausrüstung viel zu thun. Vor allem wollte ich mir den botanischen

Garten ansehen und habe den ganzen letzten Tag darauf verwendet. — Eine deutsche Buchhandlung existiert und verlegt Postkarten mit Ansicht, welche ein Angestellter der Firma selbst aufnimmt. Sonst ist es hier strengstens verboten zu photographieren und die Agentur des Lloyd hat in den besuchteren Hotels große Warnungsplakate anbringen lassen, auf welchen mitgeteilt wird, daß jeder, welcher im Umkreise von 1½ Meilen von den Befestigungen photographiert, mit Zuchthaus und bedeutender Geldstrafe bestraft wird. Englische Plakate oder Warnungen giebt es aber nicht, und wo die Festung ist, weiß auch keiner. Früh am 17. ging ich an Land, um den botanischen Garten zu besehen. Er liegt ziemlich weit zur Stadt hinaus und ist wunderschön angelegt. Hier kann man wirklich tropische Vegetation in des Wort's verwegenster Bedeutung sehen und alles so wundervoll gruppiert. In der ganzen sehr ausgedehnten Anlage habe ich auch nicht eine Stelle gesehen, wo ich gedacht hätte, sie hätte schöner angelegt sein können. Auch verschiedene Bekannte aus Afrika traf ich, besonders aus der Mimosenfamilie. —

Wir sahen uns zuerst die Palmen an, und wenn ich auch manche, welche ich gerne mal gesehen hätte, z. B. die Sago-, die brasilianische Wachs- und die S.-Am. Honigpalme ꝛc. nicht fand, so lag es wohl daran, daß ein Führer fehlte. Die Farrne, in welche wir beim Besichtigen der Baumschulen gerieten, waren wundervoll, und doch fehlten die Arten, welche auf meiner Farm so graziös auf die Bäume klettern.

Dann der zoologische Teil mit kleinen, aber interessanten Exemplaren darin: z. B. die schwarze Tigerkatze, eine große Python, ein Orang-Utang und ein europäischer Fuchs, welcher eben sein Winterkleid abwarf und zur Sommerhaarordnung überging. — Besonders interessant war eine javanische Rehfamilie, die Gehörne bis zur Gabelung mit Fell bekleidet, und der einheimische Hirsch, ungefähr von der Größe des Dammwildes, dunkel gefärbt; die Rehe waren bedeutend kleiner wie die deutschen, aber es war nicht der Zwerghirsch.

Da wir die tropischen Nutzpflanzen nicht finden konnten, gingen wir ins Verwaltungsgebäude, um uns zu orientieren. Man gab uns einen Malayen mit und nach langer Wanderung gelangten wir in die Abteilung für Nutzpflanzen, welche für sich angelegt ist, was ich sehr praktisch finde. Hier trafen wir einen Obergärtner, Eingeborenen aus Colombo, und ich quetschte den Mann gehörig aus. Es würde zu weit führen, wenn ich alles aufzählen wollte, was wir sahen. Besonders interessierten mich Versuche mit neuen Sorten von bekannten Nutzpflanzen, und habe ich unter anderem auch eine Bohne des neuen Kaffees aus Westafrika, und natürlich sonst allerlei andere Sorten, welche man nicht kaufen kann, gesehen.

22. März 1902.

Seit wir um die Südspitze von Malakka herum sind, ist es sehr angenehmes Wetter, garnicht sehr heiß, nur heute und gestern Nm. etwas. Es ist seit Singapore leerer geworden und viele nette Leute dort ausgestiegen, deshalb ist die Stimmung hier noch etwas benaut. Es war eine nette Gesellschaft zusammen, wie man sie nicht auf allen Reisen trifft.

In Singapore lag auch die Vergnügungsyacht eines amerikanischen Millionärs namens Steuvensand, welcher hier an Bord kam mit Tochter. Die kleine Yacht begleitete uns zum Hafen hinaus und feuerte einen Salutschuß, worauf wir mit the star spangled banner antworteten. Sie kam bis auf 50 m heran, so daß sich

die zurückbleibenden und abfahrenden Parteien noch mit Sprachrohr unterhalten konnten. Solch' kleines Dings war ganz von New York bis hierher gefahren — doch allerhand Achtung.

Ich vergaß zu schreiben, daß im Roten Meere verschiedene Zugvögel an Bord kamen, darunter auch ein Wiedehopf; das erste Mal, daß ich einen so nahe sah, ein wunderhübsches Tier. Einen kleinen Habicht schoß der Kapitän aus dem Maste, er fiel aber ins Wasser.

Ein fliegender Fisch kam im indischen Ozean an Bord, früh morgens, und da er noch so schön frisch war, so ließ ich ihn mir zum Frühstück braten; er schmeckte sehr gut.

Gestern habe ich ein Wettbureau eingerichtet, wo auf die Geschwindigkeit des Schiffes gewettet wird. Lose à 1 Mark werden zugefaltet gezogen, dann geöffnet und verauktioniert, wobei der Eigentümer ½ des Preises erhält, die andere Hälfte der endgültige Gewinner. Die Lose, 20 oder 30 an der Zahl, tragen die Nummern der wahrscheinlich durchlaufenen Meilenzahl, und werden die Lose mit guter Zahl hoch bezahlt auf der Auktion. Ich gewann gestern 20 Mark.

23. März 1902.

Seit 8 Monaten hatte es in Hongkong nicht geregnet, und so war es höchste Zeit, daß etwas Feuchtigkeit fiel, wie die „Stuttgart" gestern einlief. So sahen wir wenig von der so sehr schönen Einfahrt. — Sobald es hell wurde, sah man schon viele Dschunken von vertrakter Bauart auf dem Meere. Hinten hoch und vorne niedrig sieht es bei etwas bewegter See immer so aus, als ob die Dinger untertauchen wollen. Dazu 2 Maste, wovon der vordere niedriger und das kleinere Segel führt, welch' letztere auch eine ganz andere Form zeigen, wie die bei uns üblichen. Es wird viel Fischfang getrieben und wir hatten heute prachtvolle Langusten zum Lunch.

Hongkong ist am Viktoria-Peach und umliegenden Bergen hinaufgebaut und präsentiert sich infolgedessen sehr schön bei gutem Wetter. Gestern regnete es und der Nebel war schon vor der Einfahrt recht dicht; von den Bergen war erst gegen Abend die untere Hälfte zu sehen. Die Stadt, in chinesisch-europäischem Stil erbaut, zeigt interessantes, reges, fast ganz chinesisches Leben. Die Straßen enger wie in Singapore, und die Häuser hoch, des beschränkten Raumes wegen. Der Handel im ganzen Osten ist hier wohl am größten, und jeder bebaubare Teil der Insel deshalb ausgenutzt. Brennholz und in trockenen Zeiten auch Wasser muß importiert werden und kostet viel. Wegen der Enge der Straßen und Schmutzigkeit der Chinesen hält sich auch immer etwas Pest und Cholera. Auf dem französischen Kriegsschiff hatten sie gerade einen Choleratodesfall gehabt. Hoffentlich zieht uns dies keine Quarantäne zu. Das Klima war noch recht warm, etwas schwül durch den leise, aber beharrlich träufelnden Regen, welcher es uns nun unmöglich machte, Ausflüge nach dem wirklich sehenswerten Public Garden und dem Happy Valley zu machen. Wir fuhren nun ein, an der ganzen Stadt vorüber und legten auf dem entgegengesetzten Ufer bei den Kohlen- rc. Stationen und Lagerhäusern an. Von hier halten kleine Dampfer, welche alle „Star" mit irgend einem Zusatz heißen, die Verbindung mit der Stadt aufrecht.

24. März 1902.

Wie wir weiter herauskamen in See, wurde es recht frisch; es bläst noch immer ein recht frischer Nordwind, so daß weiße Anzüge schleunigst verschwanden

und Ueberzieher wieder in Mode kamen. Trotz der recht steifen Brise geht aber die See nicht hoch, und der Kasten schwankt wenig; sogar alle Damen sind beim Frühstück. Neue Passagiere sind zugekommen; vielfach Missionare, welche überhaupt in der Mehrzahl nach China zu fahren scheinen. Kinder haben sie recht viele, und so ungezogen, daß man sich zusammennehmen muß, ihnen nicht das Fell zu vergerben. — Leider haben wir im Rauchsalon am meisten von diesem freundlichen Nachwuchs zu leiden, denn hier wird die Gesellschaft gefüttert, wenn es etwas windig ist. — Viele der Passagiere, darunter auch ich, haben Rheumatismus im Nacken, wohl durch das Schlafen im Zug hervorgerufen; sie bewegen sich sehr gemessen und gucken sich nicht um. — Die Ausfahrt aus dem Hafen, welche am 22. kurz vor Mitternacht stattfand, war noch sehr schön; es war klarer geworden und die Lichter der Straßen und Häuser, die Berge hinauf, sahen wunderhübsch aus. Ich glaube, wenn schönes Wetter ist, übertrifft Hongkong Neapel an landschaftlicher Schönheit. So bewaldet wie auf Malakka sind die Berge allerdings nicht; sie zeigen ein wildes Aussehen und sind recht steil. Eine Drahtseilbahn führt zu den oben gelegenen Villen der Europäer, auch ein gut konstruierter Serpentinenweg für Fuhrwerke, dazwischen Naturwege der Chinesen immer geradeaus die steilen Berge hinauf; man sollte glauben, sie müßten auf allen Vieren klettern, und dabei tragen sie noch ihre Lasten in der bekannten Weise, 2 Bündel an einem Bambusstab über die Schulter. Eine Strecke lang ließen wir uns auch in Palanquüß tragen, um das auch zu probieren; man sitzt in einem Kasten und sieht wenig, so daß wir trotz Regen bald wieder ausstiegen.

25. März. 1902.

Nahm heute ein heißes Dampfbad und ließ mich vom Badesteward massieren; so sind die Nackenschmerzen ziemlich fort; kamen auch blos daher, weil ich die neuen Netzunterjacken aus Singapore probieren wollte, statt bei Jaeger zu bleiben.

Der Wind weht munter weiter aus Norden und es ist hundekalt; obgleich wir doch jetzt ungefähr auf der Höhe von Kairo sind, so denkt doch niemand dran, an Deck zu sitzen. Im Salon und Rauchzimmer ist die Dampfheizung angestellt und infolge dessen ist es dort so voll, daß an ungestörtes Schreiben nicht zu denken. — Trotz des Windes, welcher ungefähr Stärke 4 weht, geht das Schiff doch recht ruhig. Seit Port Said kein Fall von Seekrankheit zu verzeichnen, davon kamen nur Fälle während des ausnahmsweise starken Windes im Mittelmeer vor. —

Ich vergaß noch anzuführen, daß in der Nähe von Sumatra viele Baumstämme und Wurzeln mit der Strömung schwammen; einer mit besonders großer Wurzelkrone und vier großen abgebrochenen Seitenzweigen wurde vom Ausguck in der Mars als Boot zwei Strich Steuerbord signalisiert. Ich hatte ihn anfangs auch für ein Boot mit vier Mann drin gehalten, konnte aber durch mein gutes Glas bald den Baumstamm erkennen. — Natürlich waren unter Passagieren gleich 2—17 Robinsonaden von Schiffbrüchigen rc. im Gange. —

Die Farbe des Meeres ziemlich grün, da wir uns nahe der Küste halten. Wir passieren viele Inseln und Leuchttürme, auch ist das Festland gewöhnlich in Sicht. Gestern kamen wir durch eine, weit über 100 zählende Flottille von Fischerdschunken. Heute wird das Meer immer lehmhaltiger, der Einfluß des Yangtsee-Kiang's. Wir werden wohl in der Nacht oder morgen Vormittag ankommen; Postschluß ist hier an Bord heute Abend 10 Uhr. —

Von neuen Mitreisenden höre ich, daß Cholera in Canton sehr schlimm, auch unter Weißen sei, und Hongkong doch noch immer Schiffe von dort annimmt; wenn's nur keine Quarantäne giebt, Shanghai sähe ich doch gerne. —

28. März 1902.

Am 25. gegen Abend fuhren wir in den Yang-Tsee ein. Ein riesiger Strom, von welchem man anfangs die Ufer nicht sieht, später auf beiden Seiten flaches Land. Shanghai liegt an einem Nebenflusse, auf welchen man mit dem Tender des Lloyd hinauffährt. Die „Stuttgart" blieb an der Mündung desselben liegen. Wir mußten, da wir von Hongkong kamen, am 26. morgens uns erst an Bord einer ärztlichen Untersuchung unterziehen, welche glücklicherweise nur darin bestand, daß der Arzt uns überzählte und freundlich „Dhank yoi" sagte. So konnten wir also an Land. Der kleine Tender „Bremen" lag bereit. Die meisten Passagiere verließen hier das Schiff, und ich fuhr mit ihnen zur Stadt. Es war recht frisch und alles trug Überzieher resp. Pelze. Die Fahrt den Nebenfluß hinauf, welcher auch immer noch reichlich die Breite des Rheins bei Köln hat, war hochinteressant. Ich habe noch nie so viel Schiffe verschiedener Nationen zusammen gesehen. Der ganze Fluß liegt voll, was ist Delagoabai dagegen; darunter viele Kriegsschiffe, natürlich meist chinesische, made in Germany. Größtes war ein österreichischer Panzer. Auch die „München" sel. Angedenkens, mit welcher ich von Rechts wegen nach Saipan hätte fahren müssen, lag hier im Dock und wird repariert. Die Dock-Gesellschaft hat sie, glaube ich, gekauft.

Der Frühling ist hier eingezogen, überall frisches Grün und wundervoll blühende Pfirsichbäume. Wir freuten uns darüber, wie wir vorüberfuhren. Doch scheint der Winterehier hier so hart nicht zu werden, denn Gemüse giebt's überall sehr schönes. Man sieht die Gärten und Felder deutlich. — Dazwischen Hügel wie die afrikanischen Ameisenhaufen, dicht nebeneinander, kleine Hütten dazwischen, auch Holzkästchen. Dies sind Gräber; die Toten werden hinausgetragen und der Sarg stehen gelassen, zuweilen überdacht, das sieht dann wie Hütten aus, später mit Erde überdeckt, keine regulären Friedhöfe wie in Hongkong, d. h. eigentlich ist ganz China ein ungeheurer Friedhof, sogar in der Stadt sah ich später Särge stehen.

Yokohama, 14. April 1902.

An Land alles ganz anders wie in Hongkong. Ganz anderer Typus der Bevölkerung, andere Sprache, wärmere Kleidung. Bekanntlich haben in China die Frauen die Hosen an und da sie auch keinen Zopf tragen, sind sie von den Männern leicht zu unterscheiden. Nur im Anfange irrt man sich häufiger und denkt gerade das Gegenteil.

Wir nahmen Quartier im Hotel des Colonies, welches eins der billigeren sein soll, 7 Dollars pro Tag, da es uns die beste Zeit genommen hätte, immer hin und zurück zum Dampfer zu fahren. — Ich hatte hier Gelegenheit, den Einkauf des Proviants für unsere „Stuttgart" beim chinesischen Lieferanten zu sehen. Körbe voll Salat, Radies, Gemüse aller Art, lebendes und geschlachtetes Geflügel, hauptsächlich Enten und Truthühner. Im Hofe wurden gerade Puten en masse geschlachtet, nach dem vereinfachten Verfahren, sie bei den Beinen aufzuhängen und ihnen dann die Kehle durchzuschneiden; die Kerls wateten bei dieser Beschäftigung buchstäblich im Blute.

Die europäischen Stadtteile haben ziemlich breite Straßen und nicht so hohe Häuser wie in Hongkong, viel Handel und Verkehr, lebhaftes Treiben. Es fällt einem zunächst auf, daß viel gespielt wird und in jeder Bar stehen ein oder mehrere Spielautomaten verschiedener Konstruktion, gewöhnlich für Einwurf von 20 Cts. eingerichtet. Alles spielt, sogar ich, vollständiger Nichtspieler, versuchte zum Abschied ein paar Sätze, da ich vier übrige 20 Cent-Stücke ja doch nicht verwenden konnte. Ich kam denn auch, da ich mich begnügte mit dem gewonnenen Gelde und nichts frisches einwechselte, mit dem Verluste der oben genannten Summe davon. Ein Reisegefährte gewann auf Anhieb beim ersten Satze 8 Dollar (Einsatz immer 20 Cts.), am nächsten Tage hatte er ca. 20 Dollars verloren; na, noch lange nicht Monte Carlo. Es waren aber zwei dabei, welche wirklich vorzüglich abschnitten, darunter ein junger Belgier, welchem auch das Geld auf der Reise etwas knapp geworden war und der zu diesem Pech doch das seltene Glück hatte und auch noch tags vorher die Wetten auf die Fahrgeschwindigkeit der Stuttgart gewonnen hatte.

Wir besuchten am Abend ein chinesisches Theater, leider sprach unser Führer einen miserablen Mund voll englisch, daß es nicht möglich war, der Handlung zu folgen. Die Darsteller, alles Männer, sprechen resp. singen im Flüsterton, mimen ganz ausdrucksvoll und sind stark geschminkt. Man kann hier, d. h. auf der Bühne die chinesischen Prachtkostüme studieren. Den Theaterzettel lege ich bei. — Das Publikum, welches so zahlreich vertreten, daß für uns extra Platz gemacht werden mußte, saß an kleinen Tischen, trank Thee, welcher, nebenbei gesagt, miserabel war, und zwar nicht nur für Nichtkenner, rauchte die kleinen chinesischen Pfeifen und brach bei den Pointen der Vorstellung, welche jedesmal vorher durch Gongschlag angezeigt wurden, in Heiterkeit aus. Musiker saßen im Hintergrunde der Bühne und behandelten Saiteninstrumente, auch in höchster Fistel, mit vieler Ausdauer, begleitet von Gongs, welche letztere also immer bei Knalleffekten stärker geschlagen wurden. Eigentlich nur Dialoge mit ein oder zwei Nebenpersonen, auch mal Statisten, höchstens vier. Während des Dialogs verfielen die Darsteller zuweilen in Gesang und eine gewisse Melodie muß drin sein, denn wir merkten nach 1/4 Stunde doch, daß sie immer wieder bei derselben Note wieder einsetzten. Kleine Zwischenakte wurden durch die Statisten markiert, welche sich mit dem Rücken zum Publikum davorstellten, wenn die Schauspieler sich auf der Bühne umzogen. Die Musik spielt unentwegt weiter. Abgang rechts, vom Zuschauer links, Vorhang im Hintergrunde, Eintritt links. Es war stets sofort eine frische Partie bereit und zog auf die Bühne, sowie die vorige ihre Darstellung beendigt hatten. Es wurde also ohne Pause gespielt. —

Wir hatten nach einer Stunde genug genossen und gingen weiter, um uns zunächst die Opiumhöhlen anzusehen. Höhlen sind es nun gerade nicht, sondern hellerleuchtete, reinliche Theehäuser, überall mit Divans neben niedrigen Tischen, auf welchen die Pfeifen nebst Zubehör stehen. Es war ziemlich voll, aber ich bemerkte nicht einen einzigen Chinesen im Opiumrausch. Europäer waren nicht vertreten.

Theehäuser besuchten wir verschiedene und fanden überall ein ziemlich aromaarmes Gebräu, aber gut besucht, auch von elegant gekleideten Frauen, mit sehr stark verkrüppelten Füßen. Das Ideal in letzter Richtung scheint zu sein, einen richtigen Pferdefuß herzustellen. Die Zehen, außer der großen, werden den kleinen

Kindern unter die Sohle gebunden und ein ganz hochhackiger Schuh angezogen. Dadurch wird der Spann sehr gewölbt. Das Hauptgewicht ruht beim Gehen auf der Ferse, unter welcher sich der sehr erhöhte Absatz befindet und da dies sonst zu viel Strümpfe kosten würde, haben diese oder vielmehr die Socken an dieser Stelle ein Loch, so daß also die Chinesin mit der bloßen Ferse im Schuh steht. Interessant, aber nicht schön nach unseren Begriffen. —

Im größten der Theehäuser fanden wir auch die Sing Song Girls, Sängerinnen, welche stark geschminkt auf einer Bühne saßen, rauchten, Thee tranken und einzeln ihre Lieder in höchster Fistel ertönen ließen. Die Chinesen scheinen eben, dank ihrer starken Nerven, eine besondere Vorliebe für diese Tonart zu haben. Wenn eine fertig war mit ihrem Liede, legte sie ihre Laute hin und trat ab, um gleich darauf durch eine neu ankommende ersetzt zu werden. Spät am Abend sah ich verschiedene dieser Mädchen auf den Schultern stämmiger Chinesen durch die Straßen tragen und unser Führer erklärte uns auf Befragen, daß sie auf diesem, hier für sie speziell üblichen Wege in die Wohnung reicher Chinesen geholt würden.

Ein besonders schönes Haus, wo die Mandarinen Wein tränken, wie unser Führer uns versicherte, wollten wir noch besuchen; es war aber inzwischen 11 Uhr geworden und wir konnten nur gegen besonderes Trinkgeld schnell einen Blick auf die innere Einrichtung werfen, welche allerdings tadellos schön und wertvoll war.

Am nächsten Tage galt unser Besuch der alten Chinesenstadt und jetzt, wir waren nur zu dreien, merkten wir erst, was chinesisches China eigentlich bedeutet. Die alte Stadt ist rings von einer starken hohen Mauer umgeben, innen enge Straßen, in denen sich alles drängt und stößt, in den Hauptstraßen meist Läden, Anhängeschilder in den buntesten Farben, reizende Sachen in den Läden und garnicht teuer. Man mußte das Portemonnaie krampfhaft zuhalten. Ein Gestank, unbeschreiblich. Ich bin doch von meinen Reisen durch die verschiedensten Gegenden etwas gewohnt und lachte die zimperlichen Europäer immer aus, welche sich in arabischen und indischen Stadtvierteln die Nase zuhielten, aber hier, allerhand Achtung! Dabei mußte man sehr aufpassen, daß man nicht Chinesen umstieß, welche sich auf der Straße — wie soll ich gleich sagen — garnicht genierten. — Kloake rechts — Kloake links — Kloake in der Mitte. Um dies wenig anmutende Thema gleich zu erledigen, bemerke ich, es gab außerdem auch noch solche in Wirklichkeit — ein mehrere Kubikmeter großes Loch mit 2 Brettern darüber, darauf stets ein oder mehrere Chinesen — ein Dach darüber. Und das merkwürdigste war, daß sich die Nase schon so an die Gerüche gewöhnt hatte, daß man es positiv nicht merkte, wenn man den Dingern nahe kam. —

Laut Zeitungsbericht starben hier in diesen Tagen täglich 1000 Menschen. Ich weiß nicht, ob's wahr ist, aber es wundert mich nur, daß es nicht mehr sind. Pest, Cholera, Diphteritis, Aussatz, Scharlach waren die Todesursachen, zwischen denen man wählen konnte. Davon war das Scharlach momentan das Schlimmste und war auch im hohen Grade der weißen Bevölkerung in den europäischen Stadtteilen verderblich. Der Ort war offiziell natürlich für verseucht erklärt, aber man ließ uns ja nachher doch ruhig nach Japan hinein, allerdings besahen sich hier die Aerzte erst jeden einzeln. —

(Fortsetzung folgt.)

Giebt es eine unmittelbare Reichsangehörigkeit?

Von Dr. iur. Hermann Hesse.

III.

Hieraus folgt, daß im Bundesstaate der Einzelne grundsätzlich eine doppelte Staatsangehörigkeit besitzt, nämlich die Angehörigkeit zum Einzelstaat und diejenige zum Bundesstaate. Denn die erstere ist gleichwie die letztere[1]) ein unmittelbares selbständiges Rechtsverhältnis, aus welchem sich für seinen Träger bestimmte Rechte und Pflichten ergeben[2]).

So hat die geschichtliche Entwicklung einen deutlich erkennbaren Unterschied zwischen der Staatsangehörigkeit und der Bundesangehörigkeit herausgearbeitet.

§ 6.
Bundes- und Staatsangehörigkeit.

1. Die Bundesangehörigkeit.

Mit der Gründung des Norddeutschen Bundes war ein einheitliches Bundesvolk geschaffen[3]) und damit der staatsrechtliche Begriff der Bundesangehörigkeit.

Das Wesen dieses neugeschaffenen Rechtsbegriffes erhellt aus Artikel 3 der Bundesverfassung und den zur Ausführung desselben auf Grund des Artikel 4 Nr. 1 der Bundesverfassung erlassenen Bundesgesetzen[4]). Der Artikel 3 enthält den Grundsatz, daß kein Angehöriger eines Einzelstaates von einem andern Einzelstaate in rechtlicher Beziehung ungünstigeren Regeln unterworfen werden darf als dessen eigene Angehörige[5]). Er besagt, „daß der Angehörige eines jeden Bundesstaates in jedem andern Bundesstaate als Inländer zu behandeln und demgemäß zum festen Wohnsitz, zum Gewerbebetriebe, zu öffentlichen Ämtern, zur Erwerbung von Grundstücken, zur Erlangung des Staatsbürgerrechts und zum Genusse aller sonstigen bürgerlichen Rechte unter denselben Voraussetzungen wie der Einheimische zuzulassen, auch in Betreff der Rechtsverfolgung und des Rechtsschutzes demselben gleich zu behandeln ist."

Zur Ausführung dieses Grundsatzes wurden die Gesetze über die Freizügigkeit, über die Gleichberechtigung der Konfessionen in bürgerlicher und staatsbürgerlicher Beziehung, über die Erwerbung und den Verlust der Bundes- und Staatsangehörigkeit, und das Gesetz über den Unterstützungswohnsitz in den Jahren 1869 und 1870 erlassen.

---

[1]) Laband I S. 124.

[2]) a. a. O.; Schulze, Preuß. Staatsrecht II S. 358.

[3]) Jellinek S. 705.

[4]) v. Rönne, Reichsverfassung S. 40 ff.

[5]) Laband I S. 168.

Aus alledem folgt, daß der Zustand der Bundesangehörigkeit in materieller Hinsicht die Voraussetzung zu einer ganzen Anzahl von Rechten ist und sonach für die Bundesangehörigen diese Rechte begründet. Selbstredend sind mit ihm auch gewisse Pflichten verknüpft, wie vor allem die Wehrpflicht, deren Erfüllung durch die Gesamtheit der Bundesangehörigen im Verhältnis zu den Einzelstaaten der Regelung durch die Gesetzgebung des Bundes vorbehalten bleiben sollte.

„Demgemäß ist die Bundesangehörigkeit ein staatsrechtlich relevanter Begriff und die gemeinsame Voraussetzung oder der Rechtsgrund einer Reihe von Rechten und Pflichten"[1]).

Aus dem Umstande jedoch, daß die Grundlage und Voraussetzung der Bundesangehörigkeit gemäß Artikel 3 der Bundesverfassung die Angehörigkeit zu einem Bundesstaate ist, hat man die Folgerung gezogen, daß die Bundesangehörigkeit kein unmittelbares selbständiges Rechtsverhältnis sei[2]).

Diese Ansicht ist jedoch nicht zutreffend. Denn diese Bestimmung des Artikel 3 bezieht sich nur auf die Art der Erwerbung der Bundesangehörigkeit, nicht aber auf deren materiellen Inhalt. Sie bezeichnet den Kreis derjenigen physischen Personen, mit welchen der materielle Inhalt der Bundesangehörigkeit, d. h. die ebenfalls im Artikel 3 enthaltenen Rechte und Pflichten, verknüpft werden soll. Sie hat daher lediglich formale Bedeutung und kommt für den materiellen Inhalt der Bundesangehörigkeit nicht in Frage, berührt daher durchaus nicht das Wesen derselben als eines selbständigen Rechtsverhältnisses. Sie giebt den Rechtsgrund der Erwerbung, nicht aber den Inhalt der Bundesangehörigkeit an.

Wenn die Bundesangehörigkeit aber einen selbständigen, von der Einzelstaatsangehörigkeit verschiedenen Inhalt hat, so muß man sie als ein selbständiges, von der Staatsangehörigkeit verschiedenes Rechtsverhältnis anerkennen, dessen Verknüpfung mit der Staatsangehörigkeit lediglich die formale Bedeutung hat, in dieser den Rechtsgrund der Erwerbung und des Verlustes der Bundesangehörigkeit festzustellen. Hieraus folgt, daß der Besitz der Bundesangehörigkeit ohne denjenigen der Staatsangehörigkeit an sich denkbar ist, daß man sich ferner die Bundesangehörigkeit an sich vorbehalten kann, wenn man die Staatsangehörigkeit aufgiebt. Die Ansicht dagegen, daß die Bundesangehörigkeit kein unmittelbares selbständiges Rechtsverhältnis sei[3]), findet keine Stütze an dem im Artikel 3 ausgesprochenen Grundsatze, sondern gründet sich lediglich auf die positive Vorschrift des § 1 des Reichsgesetzes vom 1. Juni 1870, welcher besagt, daß die Bundesangehörigkeit einzig und allein durch die Angehörigkeit in einem Einzelstaate erworben wird.

Die Motive selbst[4]) erklären sogar die Bundesangehörigkeit als den Inbegriff der durch die Verfassung und Gesetzgebung des Bundes begründeten Beziehungen der Norddeutschen, sowohl zu dem Bunde als solchem, als auch zu den einzelnen Bundesstaaten. Hierunter sind zu verstehen die Beziehungen des Einzelnen zum Bunde und den andern Einzelstaaten als demjenigen, dem der Einzelne gerade

[1]) Laband 3. Aufl. I S. 120; siehe unten S. 192; Arndt S. 46.

[2]) Motive bei Cahn, S. 1.

[3]) Laband I S. 125; siehe dagegen von Stengel 1895 S. 134.

[4]) a. a. O.

angehört[1]). Nicht aber sind die Beziehungen des Einzelnen zu seinem Heimatsstaate damit gemeint, denn diese werden durch den Begriff der Staatsangehörigkeit gekennzeichnet.

Nicht dem Angehörigen des Einzelstaates als solchem stehen die im Artikel 3 der Bundesverfassung bezeichneten Rechte zu, nicht darum ferner stehen sie ihm zu, weil er Angehöriger des Einzelstaates ist, sondern dem Angehörigen des Bundes, der als Angehöriger des Einzelstaates zugleich dem Bunde angehört[2]). Es hieße die Bedeutung des formalen Rechtsaktes des Zusammenschlusses der Einzelstaaten völlig außer Acht lassen, wenn man die aus der Bundesangehörigkeit sich ergebenden Rechte und Pflichten ohne weiteres aus der Angehörigkeit zum Einzelstaate ableiten wollte. Denn nur durch den Zusammenschluß der Einzelstaaten zum Bunde sind ihre Angehörigen der aus dem Bundesverhältnis entspringenden Rechte teilhaftig geworden. Aus dem Bundesverhältnis der Einzelstaaten und aus dem Verhältnis der Angehörigen der Einzelstaaten zum Bunde sind die im Artikel 3 der Bundesverfassung näher bestimmten Rechte den Angehörigen zu teil geworden; sie sind nur durch das Bundesverhältnis möglich geworden und verdanken ihm allein ihre rechtliche Entstehung. Sie sind daher nicht Rechte der Angehörigen der Einzelstaaten, sondern stehen einzig und allein den Angehörigen des Bundes als solchen zu.

Für diese Ansicht spricht auch der Wortlaut des Artikel 3, welcher besagt, daß dem für ganz Deutschland gemeinsamen Indigenat, also der Bundesangehörigkeit, die weiterhin bezeichneten Rechte entspringen[3]). Diesem klaren Wortlaut der Bundesverfassung gegenüber ist die Behauptung nicht recht verständlich, daß die Bundesangehörigkeit keine selbständige Eigenschaft sei, daß die Bundesunterthänigkeit keine unmittelbare, sondern eine mittelbare sei[4]). Denn wenn sich aus einem bestimmten Rechtsverhältnis, wie es die Bundesangehörigkeit ist, ganz bestimmte Rechtswirkungen ergeben, so ist dies Rechtsverhältnis begrifflich notwendig als ein eigenartiges und selbständiges zu bezeichnen, gleichgültig, unter welchen Voraussetzungen und in welcher Form es entsteht und endigt.

Für diejenige Auffassung aber, welche in der Bundesangehörigkeit ein selbstständiges Rechtsverhältnis erblickt, spricht ferner der § 21 Absatz 5 des Bundesgesetzes vom 1. Juni 1870, welcher lautet:

> „Norddeutsche, welche ihre Staatsangehörigkeit durch zehnjährigen Aufenthalt im Auslande verloren haben und demnächst in das Gebiet des Norddeutschen Bundes zurückkehren, erwerben die Staatsangehörigkeit in demjenigen Bundesstaate, in welchem sie sich niedergelassen haben[5]), durch eine von der höheren Verwaltungsbehörde ausgefertigte Aufnahme-Urkunde, welche auf Nachsuchen ihnen erteilt werden muß."

---

[1]) S. auch von Rönne I S. 99.

[2]) Geffcken S. 31 f.

[3]) „Für ganz Deutschland besteht ein gemeinsames Indigenat mit der Wirkung."

[4]) Laband I S. 125.

[5]) Also nicht nur in ihrem Heimatsstaate, in welchem zur Wiedererwerbung der verlorenen Staatsangehörigkeit gemäß § 21 Abs. 4 a. a. O. die Wohnsitznahme nicht zur Voraussetzung gemacht wird.

Hieraus folgt, daß die Bundesangehörigkeit auch nach dem formellen Verluste durch zehnjährigen Aufenthalt im Auslande noch die Wirkung hat, daß der Bundesangehörige in jedem Bundesstaate[1]) die Angehörigkeit erwerben kann, wenn er dort seinen Wohnsitz nimmt, selbst wenn er vorher die Angehörigkeit gerade dieses Bundesstaates nicht besessen hat. Dies Recht ist zweifellos ein solches, welches der Einzelne nicht als Angehöriger des Einzelstaates, sondern als Angehöriger des Bundes genießt.

Aus der Verfassung geht ferner hervor, daß die Angehörigen der Einzelstaaten in denjenigen Beziehungen als Gesamtvolk auftreten, in welchen der Bund seine Herrschaftsrechte unmittelbar über dieselben ausübt, und in welchen sie unmittelbar am öffentlich-rechtlichen Leben des Bundes teilnehmen[2]).

2. **Die Staatsangehörigkeit.**

Allerdings ist es richtig, daß gemäß Artikel 3 der Verfassung die Bundesangehörigkeit die Angehörigkeit in einem Einzelstaate zur Grundlage und Voraussetzung hat. Dies hat aber keinen Einfluß auf den materiellen Inhalt der aus der Bundesangehörigkeit sich ergebenden Rechte und Pflichten, sondern es folgt hieraus nur, daß, wie die Motive sagen[3]), für die Formen und Bedingungen, unter welchen die Erwerbung und der Verlust der Bundesangehörigkeit stattfinden, zur Zeit die in mannigfachen Beziehungen von einander abweichenden Indigenatsgesetzgebungen der einzelnen Bundesstaaten und in dem größten Bundesstaate die Gesetzgebungen der einzelnen Landesteile maßgebend sind. In Preußen allein befinden sich, außer der altpreußischen Gesetzgebung, noch acht verschiedene Gesetzgebungen über Erwerb und Verlust der Staatsangehörigkeit in Geltung.

Die Angehörigkeit zu einem Einzelstaate war aber durch die Gründung des Norddeutschen Bundes in ihrem Wesen durchaus nicht verändert. Ihre Erwerbung, die Ausübung der aus ihr entspringenden Rechte und die Erfüllung der aus ihr folgenden Pflichten sowie ihr Verlust erfolgten ganz wie in dem bisherigen Verhältnis, und zwar in jedem Einzelstaate verschieden, je nach den Bedingungen, welche die Gesetzgebung der Einzelstaaten für die Erwerbung und den Verlust festgesetzt, und je nach dem Umfang und Inhalt der Rechte und Pflichten, welche Verfassung und Gesetzgebung derselben als Wirkung der Staatsangehörigkeit gewährleistet hatten.

§ 7.

Das Reichsgesetz über die Erwerbung und den Verlust der Reichs- und Staatsangehörigkeit vom 1. Juni 1870.

I. Entstehung.

Die Verschiedenheit der einzelstaatlichen Gesetzgebung in Betreff der Staatsangehörigkeit konnte zu eigentümlichen Rechtsfolgen führen. Wenn z. B. ein Staatsangehöriger seinen Aufenthalt in einem andern Einzelstaate nahm, so konnte dadurch, daß die für den Verlust des Landesindigenats festgestellte Zeitperiode nicht gleichmäßig normiert war, der Verlust seiner Staatsangehörigkeit eintreten, ohne daß er in dem andern Einzelstaate die dortige Staatsangehörigkeit erworben

[1]) s. vorstehende Anm.

[2]) RV. Art 3, 29, 57, 59; Wahlgesetz vom 31. Mai 1869 §§ 1, 4.

[3]) Bei Cahn S. 2.

hätte[1]). „Gründet sich die Bundesangehörigkeit lediglich auf die Voraussetzung der ungleichartig normierten Staatsangehörigkeit, so folgt daraus die Möglichkeit der Staats- und Reichsheimatlosigkeit, und hieraus die Unzulässigkeit, solche Individuen zum Militärdienst oder zu den Steuern des Reiches heranzuziehen. Gleiche Unzuträglichkeiten konnten in Beziehung auf den Anspruch auf Reichsschutz entstehen"[2]).

Es war deshalb ein unabweisbares Bedürfnis geworden, übereinstimmende Normen über die Erwerbung und den Verlust der Staatsangehörigkeit herbeizuführen, um eine gleichmäßige Grundlage für die Bundesangehörigkeit zu gewinnen. Da die Regelung derselben eine Angelegenheit des Bundes war und nicht den Einzelstaaten überlassen bleiben konnte, hatte Artikel 4 Nr. 1 der Bundesverfassung die Bestimmungen über das Staatsbürgerrecht der Gesetzgebung des Bundes unterstellt. Das Wort „Staatsbürgerrecht" bedeutet in diesem Zusammenhange soviel wie „Bundesbürgerrecht und Einzelstaatsbürgerrecht." Das beweist der Umstand, daß das Bundesgesetz vom 1. Juni 1870 sodann eine einheitliche Regelung dieser beiden Rechtsverhältnisse herbeigeführt hat[3]).

II. Inhalt.

Das Gesetz hat einen zwiefachen Inhalt. Einmal regelt es die Erwerbung und den Verlust der Reichsangehörigkeit, sodann Erwerb und Verlust der Staatsangehörigkeit.

Betreffs des ersteren Punktes enthält es im § 1 lediglich die kurze Bestimmung, daß die Reichsangehörigkeit durch die Staatsangehörigkeit in einem Bundesstaate erworben wird und mit deren Verlust erlischt.

Im übrigen beschränkt sich das Gesetz auf eine einheitliche Regelung derjenigen Formen, unter denen die Staatsangehörigkeit erworben und verloren wird.

III. Bedeutung.

Das Gesetz hat daher lediglich formelle Bedeutung und kommt für die materiellen Wirkungen der Reichs- wie der Staatsangehörigkeit überhaupt nicht in Betracht.

Nur aus der Reichsverfassung und aus einer Anzahl von Reichsgesetzen ist der materielle Unterschied dieser beiden Rechtsverhältnisse ersichtlich, während für das formelle Verhältnis derselben der § 1 des Reichsgesetzes vom 1. Juni 1870 allein maßgebend ist.

§ 8.

Das Verhältnis der Reichs- und der Staatsangehörigkeit zu einander.

I. In materieller Hinsicht.

Begrifflich betrachtet, ist sowohl die Reichsangehörigkeit als auch die Staatsangehörigkeit ein gleichartiges selbständiges Rechtsverhältnis, nämlich das Ver-

[1]) von Rönne I S. 99.

[2]) a. a. O.

[3]) Im Folgenden wird für das Wort „Bund" stets das Wort „Reich" eingesetzt werden, weil sich die Ausführungen nunmehr im Wesentlichen auf die Zeit nach der Reichsgründung beziehen.

hältnis der Angehörigkeit zu einem Staate, welches gewisse Rechte und Pflichten begründet. Wir sehen deshalb zwei gleichartige selbständige Rechtsverhältnisse vor uns, welche in einer Person vereinigt sind, nämlich

1. Die Staatsangehörigkeit, das Verhältnis des Einzelnen zum Einzelstaate, welches gewisse Rechte und Pflichten begründet;

2. Die Reichsangehörigkeit, das Verhältnis des Einzelnen zum Reiche, welches ebenfalls gewisse Rechte und Pflichten, und zwar gleichartige, für den Einzelnen begründet.

Es entsteht daher zunächst die Frage, ob in einer einzelnen physischen Person ein Verhältnis zu mehreren Staaten vereinigt sein kann. Diese Frage ist unbedingt zu bejahen. Denn das neuzeitliche deutsche Staatsrecht kennt eine gleichzeitige Angehörigkeit eines Einzelnen zu mehreren Staaten[1]).

Wenn der Einzelne aber mehreren Staaten gleichzeitig angehört, so umfaßt das Verhältnis der Angehörigkeit zu jedem einzelnen Staate seine ganze Persönlichkeit. Die Rechte und Pflichten ferner, welche aus dem Zustande der Staatsangehörigkeit folgen, sind grundsätzlich ungeteilt mit seiner Person verknüpft. Dies ist unstreitig im Einzelstaate der Fall. Eine Teilung derselben ist jedoch die notwendige Folge der Angehörigkeit zu mehreren Staaten; denn es ist thatsächlich unmöglich, Rechte und Pflichten derselben Art gleichzeitig an mehreren Orten auszuüben und zu erfüllen

Die thatsächliche Unmöglichkeit der Ausübung eines Rechtes stellt aber das Dasein des Rechtes selbst nicht in Frage.

Die Pflichten andrerseits, welche der Einzelne jedem der mehreren Staaten zu leisten hat, werden, soweit sie unteilbar sind, nur einem Staate gegenüber erfüllt; hierdurch erlischt der Anspruch der übrigen Staaten auf die Leistung. Der Ausdruck „Teilung der Pflichten" ist daher nicht ganz zutreffend; wesentlich richtiger dürfte das Verhältnis durch die Bezeichnung „Verteilung der Pflichten" gekennzeichnet werden. Wenn es gestattet ist, zur Beleuchtung staatsrechtlicher Verhältnisse Analogieen aus dem Privatrechte heranzuziehen, so möchten wir das Verhältnis des Einzelnen als Pflichtobjekt mehreren Staaten gegenüber als ein aktives Gesamtschuldverhältnis bezeichnen[2]).

Rechtlich besteht daher die Möglichkeit, daß der Einzelne diese Rechte, die ihm Verfassung und Gesetz der mehreren Staaten zubilligen, in jedem derselben ausübt; denn wer Preuße und zugleich Anhaltiner ist, kann sowohl zum Preußischen wie zum Anhaltischen Landtage wählen. Rechtlich besteht auch die Möglichkeit, daß der Einzelne die Pflichten, welche ihm aus der Angehörigkeit zu mehreren Staaten erwachsen, erfüllt; wer Franzose und zugleich Russe ist, kann nicht nur in Frankreich, sondern darnach auch in Rußland seiner Wehrpflicht genügen. Thatsächlich wird sich aber aus diesem mehrfachen Verhältnis oft ein Widerstreit der Interessen der Staaten ergeben bei der thatsächlichen Unmöglichkeit, diese Pflichten gleichzeitig zu erfüllen. Dieser Widerspruch der Interessen ist an sich unlöslich bei Staaten, welche als gleichberechtigte selbständige Rechtssubjekte nebeneinander bestehen.

---

[1]) Laband I S. 127; Arndt S. 50 Nr. 4; s. auch BGB § 1936.

[2]) BGB. § 428.

Ist es nun aber nicht denkbar, daß die mehreren Staaten, denen ein Einzelner gleichzeitig angehört, dahin übereinkommen, daß der Einzelne seine Pflichten nur in demjenigen Staate zu erfüllen brauche, in dem er bei eintretender Leistungspflicht gerade seinen Wohnsitz hat? Ist es nicht möglich, daß die mehreren Staaten die Art und Weise, in welcher der Einzelne jedem von ihnen gegenüber seine Pflichten zu erfüllen hat und demgemäß auch seine Rechte ausüben darf, in welchen Beziehungen sie ferner den Einzelnen in Anspruch nehmen wollen, vertragsmäßig regeln? Um wieviel eher ist dies möglich, wenn die mehreren Staaten nicht in ein nur völkerrechtliches, sondern in ein staatsrechtliches Verhältnis zu einander treten und eine Staatenverbindung eingehen.

Es ist daher kein Widerspruch zu dem von Zorn[1]) nachdrücklich hervorgehobenen Satze: „Die Staatsangehörigkeit muß prinzipiell ein einheitlicher Begriff sein", wenn behauptet wird, daß die Ausübung der aus der Angehörigkeit zu mehreren Staaten sich ergebenden Rechte und Pflichten nicht einheitlich oder gleichzeitig und nicht an alle Staaten zu erfolgen brauche und doch von derselben einzelnen Person wahrgenommen werden könne.

Der grundsätzliche Fehler der Betrachtungsweise Zorns wie so vieler anderer liegt darin, daß sie den Zustandsbegriff der Staatsangehörigkeit mit den sich aus ihr ergebenden Rechten und Pflichten verquicken. Der erstere ist, logisch betrachtet, einheitlich und nicht teilbar. Dagegen hindert nichts, eine Summe von Rechten und Pflichten, welche aus dem Zustande der Staatsangehörigkeit folgen, ihrem Umfang und Inhalt wie ihrer Ausübung nach zu teilen, wobei sogar dem Einzelnen ein Wahlrecht gelassen werden kann, welchem der mehreren berechtigten Staaten gegenüber er seine Verpflichtung erfüllen will[2]).

Die von Laband, Zorn und anderen bekämpfte Ansicht der Waitzschen Richtung über die Bundes- und Staatsangehörigkeit, welche schließlich zu der Annahme einer geteilten Souveränität gelangte, um die staatsrechtliche Natur der Staatsangehörigkeit im Bundesstaate zu erklären, konnte deshalb nicht zu einem richtigen Ergebnis kommen, weil sie die Verschiedenheit der aus der Angehörigkeit des Einzelnen zu einem Bundesstaate hervorgehenden thatsächlichen Erscheinungen aus dem Wesen des Begriffes der Staatsangehörigkeit und nicht aus ihren Wirkungen ableitete; weil sie daher versuchte, den unteilbaren und einheitlichen Begriff zu teilen und dabei zu einem gekünstelten Aufbau des Bundesstaatsbegriffes gelangte, anstatt die mit dem Begriff verbundenen und aus ihm folgenden Rechtswirkungen nach Umfang und Inhalt und nach der Art der Ausübung zu teilen. Trotz ihrer offenbaren Mängel ist die Waitzsche Ansicht in wesentlichen Punkten zu richtigen Ergebnissen gelangt, denen gegenüber die Labandsche und die Zornsche Auffassung einen entschiedenen Rückschritt bedeutet.

Wenn Zorn[4]) behauptet, daß die Staatsangehörigkeit im Deutschen Reiche prinzipiell Reichsangehörigkeit, und die Zugehörigkeit zum Einzelstaate prinzipiell ein aus der Reichsangehörigkeit erst hervorgehendes Rechtsverhältnis sei, so ist das

[1]) I S. 253.
[2]) Zorn I S. 350.
[3]) Laband I S. 122.
[4]) I S. 254.

um deswillen nicht richtig, weil die Angehörigkeit zum Einzelstaate ein selbständiges Rechtsverhältnis ist, welches selbständig erworben wird und verloren geht und einen durch Verfassung und Gesetz der Einzelstaaten genau bestimmten Inhalt hat [1]).

Die Labandsche Behauptung [2]), daß die Reichsangehörigkeit keine selbständige Eigenschaft sei, weil das unmittelbare Substrat des Reiches nicht das deutsche Volk, sondern die deutschen Staaten bildeten [3]), kann man aus Laband selbst widerlegen; denn er behauptet an anderer Stelle [4]) in seiner Polemik gegen den Seydel'schen Bundesstaatsbegriff, daß die Reichsangehörigkeit ein staatsrechtlich relevanter Begriff und die gemeinsame Voraussetzung oder der Rechtsgrund einer Reihe von Rechten und Pflichten sei. Das ist ein Widerspruch, der wohl geeignet ist, die Bundesstaatstheorie Labands zu stützen, nicht aber imstande ist, den Glauben an ihre Richtigkeit in jeder Beziehung zu erhöhen. Dieser Widerspruch in den Ausführungen Labands ist auch dadurch nicht beseitigt worden, daß Laband in der neuesten Auflage seines Staatsrechts die Worte „Seydel kann sich der Thatsache doch nicht verschließen, daß die Reichsangehörigkeit ein staatsrechtlich relevanter Begriff und die gemeinsame Voraussetzung oder der Rechtsgrund einer Reihe von Rechten und Pflichten ist", einfach weggelassen hat, ohne seine Ausführungen im übrigen wesentlich zu ändern. Vielmehr tritt dieser Widerspruch auch an anderer Stelle [5]) hervor. Bei der Begründung seiner Auffassung vom Wesen des Bundesstaates führt er nämlich folgendes aus:

> „Das unmittelbare Objekt der als Reichsgewalt bezeichneten Herrschaftsrechte sind die Staaten. Die Gebiete der Gliedstaaten sind mittelbar Reichsgebiet, die Bürger der Gliedstaaten sind mittelbar Reichsunterthanen. Es wird hierdurch nicht ausgeschlossen, daß die Reichsgewalt in einzelnen Beziehungen ihre Hoheitsrechte direkt gegen das Reichsgebiet oder gegen die einzelnen Angehörigen des Reiches ausübt, daß sie unmittelbar auf das natürliche Substrat jedes staatlichen Gebildes, Land und Leute einwirkt."

Gegen die Labandsche Auffassung sprechen sich auch viele Stimmen in der neueren Litteratur aus. So sagt Geffcken [6]): „Das Reich übt eine direkte Herrschaft über die Reichsangehörigen aus; auch in inneren Angelegenheiten hat es zahlreiche Verwaltungsbefugnisse, und die Reichsgesetze verpflichten jeden Deutschen unmittelbar durch Publikation von Reichswegen." Zorn [7]) bezeichnet die Theorie Labands, daß im Bundesstaate die Zentralgewalt nur über Staaten, nicht direkt über die Unterthanen herrsche, als irrig und führt folgendes aus:

---

[1]) Geffcken S. 15; siehe oben § 6 am Ende S. 188.

[2]) I S. 124.

[3]) a. a. O.

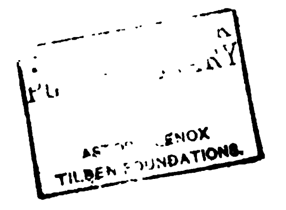
[4]) 3. Aufl. S. 120.

[5]) I S. 55; desgl. § 16.

[6]) S. 11.

[7]) I S. 255; auch Anm. 6 daselbst.

(Fortsetzung folgt.)



Kartographische Arbeiten über die deutschen Schutzgebiete.

Von H. Singer.

Zu den interessantesten Abteilungen der Ausstellung, die mit dem Berliner Kolonialkongreß verbunden war, gehörte die kartographische Sektion, in der die beiden Vorsteher des kolonialkartographischen Instituts in Berlin, Max Moisel und Paul Sprigade, den Werdegang und den Stand der Kartographie unserer Schutzgebiete zu veranschaulichen unternommen hatten; es ist denn auch diese Sektion namentlich von den Geographen gebührend beachtet und gewürdigt worden, und Professor Dr. Hans Meyer trug deren Bedeutung in seinem Vortrage über die Aufgaben der Erforschung der deutschen Schutzgebiete durch die Bemerkung Rechnung, auf dem Felde der kolonialen Kartographie könnten uns die übrigen kolonisierenden Nationen beneiden.

Diese Ansicht vermögen wir freilich nur bedingt zu teilen. Was Schönheit, technische Vollendung und wissenschaftliche Methode anlangt, so stehen die Veröffentlichungen jenes halbamtlichen Instituts allerdings so hoch, daß sie wohl den Neid unserer Konkurrenten erregen könnten und vielleicht auch erregen. Quantitativ aber ist die deutsche Kolonialkartographie vorläufig noch nicht unerreicht, und zum mindesten sind uns darin die Franzosen voraus, die auf die Aufnahmethätigkeit in ihren Kolonieen und auf die Publikation der Ergebnisse viel mehr Geld verwenden und darum mit ihren kolonialen Kartenwerken der Forschung erheblich schneller folgen können, als wir Deutsche. Hierzulande fehlt es für solche Zwecke noch immer an ausreichenden Mitteln, und dieser Überzeugung war offenbar auch Professor Meyer; denn er machte die von uns wiederholt erhobene Forderung, der Afrikafonds solle den Aufgaben, für die er bewilligt wird, auch wirklich dienen, zu der seinigen und vertrat sie auf dem Kongreß.

Hoffentlich fällt diese von autoritativer Seite ausgesprochene Mahnung auf fruchtbaren Boden. Aus dem Afrikafonds werden auch die Kosten für die kartographische Bearbeitung des eingehenden Aufnahmematerials bestritten. Vor etwa zwei Jahren wurden auf Ansuchen der deutschen Kolonialgesellschaft für die Einstellung von zeichnerischen Hülfskräften einige tausend Mark mehr innerhalb des Afrikafonds etatisiert, und nachdem nun die Ausbildung dieser Kräfte beendet ist, wird das Tempo, das sich bis heute noch immer recht langsam anließ, voraussichtlich etwas schneller werden. Aber wir fürchten, man wird auch fortan dem Andrängen des Stoffs noch nicht ausreichend gewachsen sein, zumal die Darstellung sämtlicher Schutzgebiete in Maßstäben von 1 : 300 000, ja 1 : 200 000, im Plane liegt. Es wird also nötig sein, den Afrikafonds noch viel ausgiebiger heranzuziehen, als jetzt. Über den Nutzen dürften kaum Meinungsverschiedenheiten bestehen: je schneller die Karte der Exploration folgt, um so besser für alle Zweige unserer kolonialen Arbeit.

Immerhin ist — was wir gern anerkennen — im Laufe des Jahres 1902 viel Wichtiges veröffentlicht worden, und es mögen deshalb einige Mitteilungen darüber, sowie über die nächsten Pläne unserer Kolonialkartographen hier gestattet sein. Es sind unter den letzten Publikationen interessante provisorische Skizzen und andererseits prächtige definitive Darstellungen vorhanden, an denen der Geograph und der Freund unserer Kolonieen seine helle Freude haben kann.

Für Togo hat sich das Aufnahmematerial in solcher Menge angehäuft, daß die angekündigte neue Spezialkarte dieses Schutzgebiets in 10 Blättern und in 1:200 000 von der Topographie desselben ein nahezu lückenloses Bild liefern wird. Bearbeiter ist P. Sprigade. Ein provisorischer Abzug von dem Blatt Lome (Südosten) war für die Ausstellung des Kolonialkongresses zurecht gemacht worden und liegt uns vor. Das Blatt verrät eine Unsumme von Fleiß und Sorgfalt, und sein Inhalt legt einen Vergleich mit der älteren Sprigadeschen Karte von Süd-Togo nahe, die im selben Maßstab im Jahrgang 1896 der „Mitt. a. d. deutsch. Schutzgeb." erschienen ist. Auf dem neuen Blatt finden wir zunächst die Ostgrenze, die Monulinie, festgelegt, das Ergebnis der deutsch-französischen Abgrenzungsarbeiten. Wies ferner die alte Karte östlich und südöstlich vom Agugebirgsstock bis zur Dahomegrenze und bis zum Küstengebiet nur ein sehr weitmaschiges Routennetz auf, so zeigt das neue Blatt die empfindlicheren Lücken bereits befriedigend ausgefüllt, dank den Aufnahmen Hupfelds, von Doerings, Dr. Heims, Graf Zechs, Klings, Freiherr von Seefrieds, Dr. Gruners u. a. Korrektionen erfahren hat die Zeichnung der Küstenlagunen, besonders die der Bo-Lagune. Positionsverschiebungen fallen im Nordwesten ins Auge, wo das erwähnte Agugebirge, der von Dr. Plehn durch Triangulierung ermittelten neuen Lage von Misahöhe folgend, um mehrere Bogenminuten nach Westen gerückt ist. Leider reicht Dr. Plehns Dreiecksnetz nicht bis zur Küste, hat also keinen absolut sicheren Anschluß an astronomisch genau bestimmte Punkte. Das Blatt, das in endgültiger Form wohl noch vor Ablauf des Jahres 1902 erscheinen wird[1]) giebt übrigens auch über den Straßenbau und dabei angelegte Brücken, Dämme und Durchlässe Auskunft. Das nach Baumann auf der älteren Karte nur angedeutete Sumpfland nördlich von Afioku (Südosten) ist nach der neuen Darstellung 25 km lang und dehnt sich bis gegen den Monu hin aus. Das westlich anstoßende zweite südliche Blatt ist nach einer Mitteilung Sprigades in der Zeichnung beinahe fertig, doch werden noch die Ergebnisse des Grafen Zech und des Freiherrn von Seefried von der deutsch-englischen Abgrenzungskommission abgewartet, die nach tadelloser Erledigung ihrer Arbeiten in der ehemals neutralen Zone (Salaga) die Vermessungen südwärts bis zur Küste fortführen wird. Man hofft nämlich von diesen Vermessungen ein festes Rückgrat für die Kartographie des ganzen Schutzgebiets zu gewinnen. Zu erwähnen ist außer dieser Togokarte noch eine im 1. Heft der „Mitt. a. d. deutsch. Schutzgeb." für 1902 erschienene Karte der Umgebung von Misahöhe in 1:100 000, bearbeitet von Paul Sprigade. Das schöne, sauber lithographierte Blatt (Terrain: Kurven mit brauner Schummerung, wie bei der Togokarte) wird dem Umstande gerecht, daß für einzelne Teile des Schutzgebiets eine geradezu erdrückende Fülle topographischen Stoffs vorliegt, der in der Zehnblattkarte nicht in vollem Umfange Aufnahme finden kann. Einige

---

[1]) Abschluß dieser Übersicht Anfang November 1902.

andere Gebiete Togos sollen, in derselben Größe dargestellt, folgen; das von Misahöhe erschien als das augenblicklich wirtschaftlich wichtigste, weshalb es zuerst an die Reihe kam.

Den Standpunkt der Kartographie für **Kamerun** im Herbst des Jahres 1901 veranschaulichte die Moiselsche Sechsblattkarte, die die erste Lieferung des neuen deutschen Kolonialatlasses bildete. Viele Routen erschienen auf ihr zum ersten Mal, wenn auch nur auszugsweise. Daß diese Kamerunkarte schon heute, nur erst ein Jahr nach ihrem Erscheinen, teilweise bereits wieder veraltet ist, darf nicht Wunder nehmen angesichts der Masse des unaufhörlich zuströmenden Materials. Von grundlegender Bedeutung für die Darstellung des Nordwestens des Schutzgebiets ist eine neue Spezialkarte in 1 : 250 000, die vollständig fertig und für den Gebrauch im Schutzgebiet auch bereits in einer größeren Anzahl von Exemplaren hinausgesandt wurde, aber, da wohl die Mittel erschöpft, erst zu Beginn des Jahres 1903 den „Mitteilungen" beigelegt werden kann. Sie war übrigens auf der Kongreßausstellung vorhanden und liegt uns vor. Die Karte, die von M. Moisel in mustergültiger Weise bearbeitet ist, reicht vom Rio del Rey nordöstlich noch etwas über Bali und Bafut hinaus und zeigt die neuen Aufnahmen Ramsays, Glaunings und Leßners, außerdem die des Bezirksamtmanns Dr. Meyer, des Oberleutnants Strümpell und des Leutnants Buthut — alle aus den Jahren 1900—1902. Ferner erscheinen dort die mit verwerteten älteren Routen, wie die Dr. Zintgraffs, von Bessers und Conraus, zum ersten Mal in größerer Ausführlichkeit. Am meisten neues Gebiet — besonders vom Croß der Grenze entlang nach Bali — erschließen die Aufnahmen Ramsays, eines der geübtesten Reisetopographen, die überhaupt jemals in unseren Kolonieen thätig gewesen sind. Ramsay ist aber auch in der Ortsbestimmung gut bewandert und hat seine Routen durch mehrere Breiten und eine Länge gestützt. Das Ergebnis dieser Beobachtungen bedeutet eine Verschiebung des ganzen Kartenbildes von Nordwest-Kamerun, wie man es sich in dieser Stärke wohl kaum hatte träumen lassen, und wir gestehen, daß wir deshalb anfangs aus der neuen Karte nicht recht klug werden konnten. Es genüge der Hinweis, daß Tinto im Kolonialatlas unter 5° 50', auf der Karte Ramsays, der in einem Orte in der Nähe die Breite nahm, unter 5° 33' n. Br. liegt, und daß der bekannte Ort Bali, den die Kamerunkarte im wesentlichen auf Grund der Konstruktion der Route Dr. Zintgraffs unter 6° 22' verlegt[1]), nach Ramsay unter 5° 53' n. Br. rückt; daraus wird man die gewaltige Veränderung in der Darstellung, die starke Verkürzung der Entfernung Küste — Bali, leicht erkennen. Es giebt sehr wenige Beispiele dafür, daß ein Afrikareisender, dessen Routenanfangs- und Endpunkte sicher festliegen, so schwere Fehler in der Aufnahme seines Weges gemacht hat, wie hiernach Dr. Zintgraff. Dasselbe muß auch von Hauptmann Hutter gelten, der offenbar unabhängig von Zintgraff gearbeitet hat. In der Länge ist die Veränderung vergleichsweise nur geringfügig; Bali z. B. liegt nach Ramsay etwa 7' westlicher, als auf den bisherigen Karten. Moisel wird sich seinerzeit jedenfalls näher über jene ungeheuerlichen Differenzen äußern. Die besprochene Karte macht dem Fleiß unserer kolonialen Topographen wiederum alle Ehre.

[1]) Auf v. d. Bechts Karte zu Zintgraffs Reisewerk liegt Baliburg gar unter 6° 30' n. Br.

Von den Aufnahmen der deutschen Mitglieder der Kommission, die die Südgrenze Kameruns festzulegen hatte, ist in den letzten Monaten einiges in provisorischer Form veröffentlicht worden. Hierher gehört zunächst Stabsarzt Hoesemanns Route von der Campomündung nach Dongo am unteren Dscha im „Deutsch. Kolonialbl.“ vom 1. Juli 1902, Maßstab 1 : 1 000 000. Über die durchzogenen Gebiete gaben bislang nur die älteren Reisewege Offorios, Crampels und Fourneaus Aufschluß. Hoesemanns Route verläuft zunächst nördlich des Campo oder Ntem, dem nach den Feststellungen der Mission Lesieur-Foret auch die bisher dem Benito zugeführten Flüsse des Innern zugehören, überschreitet dann einige zum Ogowe gehende Wasserläufe und erreicht den Dscha etwa unter 13° 30' ö. L., worauf sie in dessen Nähe südostwärts nach Dongo läuft (Oktober 1901 bis Februar 1902). Ferner ist im 3. Heft der „Mitteilungen“ für 1902 eine Darstellung des Gebiets am unteren Campo nach den Aufnahmen der deutschen Kommissare Hauptmann Engelhardt, Oberleutnant Foerster, Leutnant Schulz und Stabsarzt Hoesemann erschienen (Maßstab 1 : 500 000, Bearbeiter Moisel). Sie reicht bis 11° 10' ö. L. landeinwärts und giebt u. a. neue Aufschlüsse über den Unterlauf des Campo, dem Foerster im September 1901 gefolgt war. Gegen die bisherigen Karten zieht sich der Flußlauf etwas zusammen. Wie uns mitgeteilt wird, gedachten Hauptmann Engelhardt und Oberleutnant Foerster das Grenzgebiet nochmals zu durchqueren, und zwar diesmal in umgekehrter Richtung, vom Dscha nach der Campomündung. Unermüdlich in der Erforschung des ihm unterstellten Gebiets im Südosten und Süden von Kamerun ist Freiherr von Stein, und so konnte bereits die im Januar 1902 im „Kolonialbl.“ veröffentlichte vorläufige Darstellung seiner Routen von 1901 im Sangha-Dschagebiet (bearbeitet von M. Moisel, Maßstab 1 : 1 000 000) das bezügliche Blatt des Kolonialatlasses in sehr erheblichem Umfange ergänzen. Diese Karte beseitigte fast ganz den großen „weißen Fleck“, der sich zwischen den Reisewegen Dr. Plehns im Osten und von Carnaps im Norden einerseits und der Küste andererseits ausbreitete; sie brachte damit zugleich wertvolle Aufschlüsse über das Stromsystem des Bumba und Dscha, das viel ausgedehnter ist, als man annehmen konnte. Jetzt sind in Berlin wieder neue Arbeiten jenes Offiziers eingegangen: eine genauere Aufnahme des Bumba, dem Freiherr von Stein 1901 nicht überall zu folgen vermocht hatte. Liegen erst einmal, was wohl für eine nicht zu ferne Zukunft zu erwarten ist, die Aufnahmen der Kommission, des Freiherrn von Stein und der Mission Lesieur-Foret in voller Ausführlichkeit vor, so wird sich von dem noch vor zwei Jahren so gut wie unbekannten Süden und Südosten Kameruns ein ziemlich vollständiges Kartenbild entwerfen lassen.

Aber auch unsere Karten über den lange von der deutschen Kolonialregierung und der deutschen Forschung vernachlässigten Nordzipfel von Kamerun werden bald eine wesentliche Bereicherung erfahren. Die deutsche Schutztruppe hat bekanntlich das Land bis zum Tschadsee durchzogen und besetzt. Über die Aufnahmeergebnisse teilt uns Herr Moisel folgendes mit: Hauptmann Glauning hat den ganzen Weg Bali-Banyo-Kontscha-Garua-Tschad-Logone-Garua-Ngaumdere-Tibati-Yaunde-Küste und Oberleutnant von Bülow den Weg Garua-Tschad der englischen Grenze entlang aufgenommen, wobei er auch astronomische Ortsbestimmungen ausgeführt hat. Soviel gehe schon jetzt daraus hervor, daß das Kartenbild von Kamerun nördlich vom Benue durch diese Arbeiten sehr große

Veränderungen erfahren werde. Wir möchten daran den Wunsch knüpfen, daß diese Routen möglichst bald in einer Übersichtsskizze allgemein zugänglich gemacht werden.

Über Deutsch-Ostafrika hat das Jahr 1902 folgende kartographische Veröffentlichungen gebracht: Eine Übersichtskarte in 1:2000000, von Moisel bearbeitet, die den heutigen Stand unseres Wissens zur Anschauung bringt, findet sich im 2. Heft der „Mitteilungen" für 1902; sie verzeichnet zugleich die sehr ausgedehnten, über das ganze Schutzgebiet sich erstreckenden Routen des Bergassessors Dr. Dantz von 1898—1900. Für diese Karte haben etwaige durch die Kivukommission ermittelte Positionen wohl noch keine Verwendung gefunden; um so auffälliger erscheint es dann aber, daß zwar Fergussons Längen für das Südende des Kivu (Tschangugu 29° 06'15", Ischangi 29° 14'45") angenommen worden sind, nicht aber seine Längen für das Nordende und für den Tanganika. Daß die Fergusson'schen Längen, die den Tanganika erheblich nach Westen verschieben, gut sind, dafür spricht der Umstand, daß dieselbe Verschiebung sich auch aus Dr. Kohlschütters, Ramsays und Lemaires Beobachtungen ergiebt. Doch ist es möglich, daß der Bearbeiter auf diese Dinge kein Gewicht gelegt hat, weil es sich eben nur um eine Übersichtskarte handelt. Von der von Richard Kiepert begonnenen Ostafrikakarte in 1:300000 sind vor einigen Monaten zwei weitere Blätter erschienen: Kilwa von P. Sprigade und Massassi mit dem Ansatzstück Mikindani von M. Moisel. Die Blätter schließen sich aneinander an und stellen Küstengebiete dar. Das Blatt Kilwa erscheint verhältnismäßig leer, wenn man vom Küstenstrich absieht. Ins Innere führen nur, außer den älteren Wegen von der Deckens und Smith', die Routen Stierlings, Ramsays, Fromms und Glaunings; für das Küstengebiet selbst kam vornehmlich Bornhardt in Betracht. Im ganzen fanden außer bereits veröffentlichtem Material und den Seekarten 20 neu konstruierte Routen Verwendung. Den Vorzug großer Klarheit und hoher technischer Vollendung teilt das Blatt mit dem anderen, der Sektion Massassi. Auf ihr setzt sich der routenarme Strich noch im Nordwesten fort; im übrigen zeigt es ein dichtes Routennetz bis zum Rovuma hin. Der Rovuma selbst ist nach den Aufnahmen verschiedener Reisender mit ausreichendem Detail niedergelegt. Das Begleitwort verzeichnet 17 neu konstruierte Routen, darunter die von Berg, Bornhardt, Engelhardt, Ramsay, Fromm; dazu kommen noch einige Routen in dem Ansatzstück, das die Rovumamündung enthält. Eine Ergänzung erfährt das am 1. Oktober 1901 abgeschlossene Blatt Massassi durch eine im 3. Heft der „Mitteilungen" für 1902 veröffentlichte Skizze mit dem Ergebnis der Arbeiten des Paters Adàms (Maßstab 1:80 0C0, redigiert von P. Sprigade); hier ist der in die Bai von Lindi mündende Lukoledi mit mehr Einzelheiten und in sichererer Zeichnung eingetragen, auch die Gliederung des Gebirgslandes im Norden davon geht mehr ins Detail. Nach Mitteilung des Herrn Sprigade soll von der Ostafrikakarte im Jahre 1902 noch die Sektion Kissakki, eins der interessantesten und vollsten Blätter, erscheinen; außerdem ist die Sektion Mahengi im Stich. Zwei weitere Sektionen sind in Bearbeitung, so daß man hoffen darf, daß das große Kartenwerk nun mit schnelleren Schritten als bisher seiner Vollendung entgegengehen wird. Ferner wird uns mitgeteilt, daß das Gebiet im äußersten Südwesten Deutsch-Ostafrikas im Anschluß an die bereits veröffentlichten Aufnahmen der Nyassa-Tanganika-Grenzkommission in nächster Zeit in einer Karte kleineren Maßstabes bearbeitet werden soll; auf dieser Karte werden die neuen

Aufnahmen von Ramsay, die der Dr. Kohlschütter-Glauning'schen Pendelexpedition, die von Dr. Dantz, Fonck und von Prittwitz und Gaffron, welch' letztere besonders schön sind, mit dem gesamten älteren Material dargestellt werden, so daß wir endlich — was man lange vermißte — eine vollständige Karte des interessanten Rikwagebiets erhalten würden. Sodann erfahren wir aus einer Notiz im „Kolonialbl.", daß das Material der Kivukommission und dasjenige Dr. Kandts im Laufe des Jahres 1903 veröffentlicht werden soll. Für den neuen Kolonialatlas sind von der auf 9 Blätter berechneten Ostafrikakarte die Blätter Lindi und Dar-es-Salam in der Bearbeitung und sollen im Frühjahr 1903 erscheinen.

Die nächste Lieferung des Kolonialatlasses jedoch, die noch vor Schluß des Jahres 1902 herauskommen soll, wird den deutschen Schutzgebieten in der Südsee gewidmet sein; sie bringt in zwei Blättern in 1 : 2 000 000 Neu-Guinea und den Bismarckarchipel und in einem Blatt die Marshall- und Marianeninseln zur Darstellung.

Auf der Reise nach Saypan (Mariannen) Tagebuchblätter.[1])

Von Hans Schroeder.

III.

Hochinteressant war es aber. Von solchem Leben und Treiben macht man sich keinen Begriff. Rickschas und Wagen waren natürlich ausgeschlossen, höchstens sah man mal einen Mandarinen in seinem Palanquin durch die Straßen tragen. Lastträger, häufig mit Bündeln, welche die schmale Straße vollständig ausfüllten; geschubst wurde man genug, aber niemand nahm es auf der anderen Seite übel, wenn er halb übergelaufen wurde. —

Wir besichtigten zunächst eine chinesische Brauerei. Im Hofe standen unter einem Mattendach eine große Anzahl riesiger irdener Töpfe, ähnlich wie die größten Biertöpfe in Afrika. Sie waren mit hellgrauer Flüssigkeit gefüllt und da es zu früh am Morgen war, standen wir davon ab, sie zu probieren. — Ein Photogramm hiervon verdarb ich leider, weil ich vergaß, den Film gleich aufzurollen und später einen chinesischen Tempel darübersetzte. Sehr interessante Tempel besuchten wir mit riesigen Buddhastatuen. In einem auch der künftige Richter, ein dicker Herr mit glattem wütend verzerrtem Gesicht und der Zahlmeister, wie unser Führer uns erklärte, eine Figur mit langem Barte und ernstem Gesicht. Dieser soll die guten Thaten belohnen. Diese beiden links vom Buddha, rechts beinahe dieselben beiden Figuren, Richter und Zahlmeister für die Fremden, wie uns der Führer erklärte. — Ein interessantes Denkmal in der Mitte des Tempelhofes. — Ueberall vor dem Altar Papierhütchen an Schnüren aufgereiht, als Opfergeld. Man kauft eine derselben für 10 Cts. und läßt sie dem Buddha zu Ehren verbrennen. —

Ein Mandarinentheehaus wurde dann besichtigt. Der chinesischste der chinesischen Stile war hier angewendet. Inwendig schöne Statuen aus Bronze vergoldet. Draußen ein Garten mit Teich, Winkelbrücken und Felsgrotten, so daß kaum Platz für einige Bäume war. Vom Turme oben gute Aussicht über die Stadt. Alles so winklig und mit Irrgängen versehen, daß man sich trotz des kleinen Raumes verlief. —

Die verschiedenen Handwerker, welche in den offenen Häusern an der Straße arbeiteten, erregten unser Interesse. Von uns wurde wenig Notiz genommen, auch sahen wir am Morgen wenig Bettler. —

In das wegen seiner Foltereien berühmte Gefängnis wollte uns der Führer nicht bringen. Der Mandarin, welcher die Sache unter sich habe, sei nicht dort und es sei vergebene Mühe, dorthin zu gehen. Er zeigte uns aber einen Dieb an der Straße, gerade neben einem sehr üblen Abzugsgraben, mit dem bekannten quadratischen Halsbrett angeschlossen. Er sollte hier 2 Monate so mit dem schweren

[1]) Nachdruck nur mit Genehmigung des Verfassers gestattet.

Brett in Wind und Wetter sitzen und zum Schluß 300 (buchstäblich dreihundert) Bambushiebe erhalten. Ich fragte, ob dies nicht der Todesstrafe gleichkäme? Lachend versicherte er: Oh no — be nebber. Die Chinesen scheinen eben nur an Seuchen und Köpfen zu sterben. —

Wir besichtigten noch eingehend die wunderschönen Seiden- und Goldstickereien in den Läden, sowie die reizenden Elfenbein- und Holzschnitzereien und Metallarbeiten. Es war Mittag, wie wir zurückkamen und zu essen und trinken hatten wir seit dem frühen Morgen, wo wir aufbrachen, nichts erhalten; die chinesischen Nahrungsmittel sahen uns doch zu zweifelhaft aus. —

Uebrigens behaupteten einige, abgezogene Ratten an Stäben mit Querstangen an den Schwänzen aufgehängt, gesehen zu haben, daß das Ganze den Eindruck eines Schellenbaum's gemacht hätte. Ich selbst habe dies nicht gesehen. Am Nachmittage konnten wir nicht unterlassen, trotz der Warnungen wegen Ungesundheit, nochmal die interessante Stadt zu besuchen.

27. April 1902.

Wir wollten eben absolut das Gefängnis sehen und nahmen deshalb einen neuen Führer, weil wir dem alten nicht glaubten und in Eugen Wolff's Werk über China ja sehr viel über die Verlogenheit der Chinesen erzählt wird. Diesmal hatte der Kerl aber doch Recht gehabt. Wir kamen zum Gefängnis, einem niedrigen, überall von Mauern umgebenen Gebäude, von dessen offenem Hofe die Gefängnisse oder vielmehr Einfriedigungen durch hölzerne Gitterthüren getrennt sind. Wir durften nur einen Blick hineinwerfen durchs Eingangsthor; auch Photographieren wurde extra verboten. Die Gefangenen einer Abteilung kamen an die Gitterthür und amüsierten sich sehr über die Weißen. Auf Befragen teilte uns der Gefängnisdiener durch den Dolmetscher mit, daß dieses gerade die Abteilung für zum Tode verurteilte Verbrecher sei. Diese werden in China nicht so schnell exekutiert wie bei uns; ganz schwere Verbrecher 6 Monate nach dem Urteil, geringere in 1—2 oder erst 3 Jahren. Dies halten die Chinesen für milder, und wenn ich darüber nachdenke, haben sie, glaube ich, Recht; was kann nicht in der Zwischenzeit alles passieren?

Ganz nahe beim Gefängnis ist der größte Komposthaufen, den ich in meinem Leben gesehen — häuserhoch. Daneben ein großer freier Platz, an einer Seite desselben eine ca. 2 m hohe Erdaufschüttung, oben flach, wohl 5 × 5 m. Hier werden die Exekutionen vollzogen; augenblicklich spielten Kinder darauf. Diese Anlage befindet sich nahe der alten, hohen Stadtmauer, neben welcher wir jetzt eine ganze Strecke hingingen. — Die Ziegeln, aus denen dieselbe gebaut, haben etwa die doppelte Oberfläche der in Europa gebrauchten, sind aber wohl nur ⅔ so dick; alle mit dem Kaiserl. Chines. Stempel versehen. — Wir sahen noch zwei Schulen und zwei Kaiserhäuser, 1 zum blauen und 1 zum gelben Drachen; das letztere das vornehmste. Sehr gut gebaut und verschwenderisch mit schwer vergoldeten Schnitzereien und Statuen, sowie mit Malereien ausgestattet; unter letzteren nimmt der Drache natürlich den Hauptplatz ein. — Das Hauptthor dieser Kaiserhäuser darf nur der Herrscher selber öffnen; es soll seit 200 Jahren geschlossen sein, so lange war kein Kaiser in Shanghai. — Ob's wohl noch aufzukriegen sein wird?

Beim Rückwege sahen wir am Eingange eines Tempels zwei der hölzernen Käfige, in welchen schwere Verbrecher zu Tode gehungert werden. Die Käfige,

aus starken runden Stämmen gefertigt, haben oben ein geteiltes Brett mit Oeffnung darin, gerade groß genug, den Hals durch und den Kopf draußen zu lassen. Der Delinquent wird hineingestellt, das Brett um den Hals geschlossen und 3 Ziegelsteine unter seine Füße gelegt, so kann er stehen. Am nächsten Morgen wird der erste Stein fortgenommen, was das Stehen schon erschwert; am andern Tage folgt der zweite Stein, jetzt ist Stehen nur noch mit ganz nach unten gestreckter Fußspitze möglich; mit Wegnahme des letzten Steines tritt der Tod im Laufe des folgenden Tages ein, da der entkräftete Verbrecher halb erdrosselt wird durch seine hängende Stellung. Es waren vor kurzem zwei Seeräuber, glaube ich, so hingerichtet, und man hatte jeden Tag die Unglücklichen photographiert — ich habe die Bilder aber nicht kaufen mögen.

Wieder in die europäische Stadt angelangt, begegneten wir einem chinesischen Begräbnis. Der massive Holzsarg wurde an zwei Querstangen hängend, getragen; diese Stangen auf den Schultern, wie hier bei allen Lasten üblich. Hinterher das Gefolge in Yinrickschahs, ein langer Zug; zunächst des Sarges die Witwen des Verstorbenen in Weiß, welche jämmerlich weinten, dann die männlichen Angehörigen, und zuletzt Freunde und Bekannte, auch Kinder folgten mit. Der kleine Tender „Bremen“ brachte uns wieder an Bord. Auf dem Flusse sahen wir die „München“ wieder im Dock; sie, die den Verkehr mit Saipan und Umgegend aufrecht erhalten sollte, aber leider bei Yap auflief. Besonders fiel mir auf, daß die Dschuncken neben etwas anderer Bauart hier ganz andere Tackelage haben, wie in Hongkong; hier sind lange schmale Segel gebräuchlich.

Auf der Fahrt nach Japan zu wurde das Klima aber viel angenehmer. Wunderschön war es, wie wir in Nagasacki einliefen. Und nicht nur das Wetter, die Südküste Japans gehört zu dem Schönsten, was man sehen kann. Die Weiterfahrt durch die sog. Binnensee zwischen den Inseln hindurch übertrifft noch die Straße von Messina.

Besonders leid that mir hier, daß das Photographieren verboten, wegen der originellen Art des Kohlen's hier. Die Leichter voll Kohle schwärmen mit Männern, Frauen und Kindern, welche die Kohlen in kleine Körbe füllen und sich von Hand zu Hand zuwerfen, dabei beweglich und vergnügt sind, daß es eine Freude.

Nagasacki macht noch sehr japanischen Eindruck; ich hatte mich dem Zahlmeister der „Stuttgart“, als dem besten Landeskenner, angeschlossen, welcher eine amerikanische Dame auch noch unter seine Führerschaft nahm; so fuhren wir also zu dreien zunächst durch die interessante Stadt.

Das japanische Leben ist vom chinesischen total verschieden; nirgends auffallender Schmutz, die Häuser ganz offen und darin wohnen und arbeiten sie in vollster Öffentlichkeit. Das Mobiliar besteht aus dicken Matten, welche auf dem erhöhten Fußboden, welcher etwas unter das Dach zurückspringt, wie ein Teppich gelegt sind. Will man eintreten, so müssen die Schuhe abgelegt werden. Praktischerweise tragen die Japaner Sandalen, welche nicht gebunden, sondern mit der großen Zehe am Riemen festgehalten werden. Der japanische Strumpf hat dazu eine eigene Abteilung für den großen Zeh. So vollzieht sich für Japaner der Eintritt leicht, für Weiße ist er schon umständlicher. Weiter vielleicht 1 oder 2 der japanischen Schränkchen mit Schiebethüren. In der Mitte des Zimmers meist ein großes Kupfergefäß voll Asche; oben darauf Holzkohlen, um den Thee oder

Sakü (Reiswein) zu wärmen. Einige Sitzkissen, und zum Essen wird ein 20 cm hohes Tischchen hereingebracht. Nachts wird unter Steppdecken geschlafen. Natürlich wird dann dies offene Zimmer durch Schiebefenster, aus Holzgitterwerk mit Oelpapier überzogen, geschlossen; es wird ja ziemlich kalt hier im Winter. Das erwähnte Kupfergefäß mit Kohlen gefüllt dient im Winter auch zum Heizen. Vielfach sieht man aber schon kleine eiserne Oefen, die wohl erst in neuerer Zeit angeschafft sind, denn man sieht, daß die Schornsteine aus Eisenblech nach dem Bau des Hauses eingefügt wurden. — Zum Unterschied vom Chinesen heizt der Japaner also. Der erstere zieht sich trotz des rauhen Klimas mit zunehmender Kälte nur desto mehr Kledagen über einander an.

Wir begaben uns zunächst zu dem großen Buddhatempel, welcher wunderschön oberhalb der Stadt auf einem Berge liegt. Von hier aus hat man eine herrliche Fernsicht und Blüten — Blüten — Blüten. Alles blüht hier, und so wunderschön. Ich nehme natürlich die japanischen Tannen aus, welche aber durch ihre eigentümlichen Formen der Landschaft ein besonderes Gepräge geben; auch alle Bäume sind krakelig verschnitten, und ich kann jetzt die japanischen Bilder sehr verstehen. Genau so sieht's hier aus.

Vor dem Tempel in Ponnygröße aus Bronce das Roß, mit welchem Buddha nachts die Sterne besucht. Der Maulpartie nach könnte man auf den Gedanken kommen, es stamme vom Nilpferd ab. Man steigt auf einer breiten Treppe empor, an welcher einige Verkaufsbuden und Theehäuser liegen, oben auch wieder Theehäuser, und dem Fremden macht die unbefangene Freundlichkeit, mit der man zum Eintreten aufgefordert wird, einen angenehmen Eindruck. Die Theemädchen bedienen aufmerksam; man erhält auch stets Blumen, und der grüne japanische Thee ist für mich ein sehr angenehmes Getränk.

28. April 1902.

Auf der anderen Seite des Berges liegt an einer malerischen Meeresbucht Mogi, und da dies die lohnende Tour für kürzeren Aufenthalt ist, engagierten wir einen zweiten Mann, um den Yinrickschahs bergauf zu helfen und begaben uns nach vollendeter Besichtigung des Tempels auf den Weg. — Die Fahrt, wobei wir an den steilen Stellen bergauf ausstiegen, um es den Leuten nicht so schwer zu machen, dauerte etwas über 1 Stunde. — Anfangs immer bergauf auf guter ziemlich breiter Straße, die Felder an den Abhängen in Terrassen in saubersten Weise angelegt, dazwischen wieder blühende Kirschbäume, Pfirsichbäume und japanische Pflaumen; ein herrlicher Anblick. — Der japanische Kirschbaum trägt keine eßbaren Früchte, er wird nur der leicht in's rötliche spielenden Blüten wegen angepflanzt und in solcher Menge, daß man über diese Blütenfreudigkeit der Japaner ganz erstaunt ist. Kein Haus steht hier, ohne von mehreren dieser Bäume umgeben zu sein. Ortschaft reiht sich an Ortschaft in diesen dicht bevölkerten Distrikten nahe der Küste, jeder Zoll Erde ist ausgenutzt und Abwechselung bieten die Fichtenwälder mit ihren breitkronigen Bäumen in dieser eigenartigen Landschaft. — Auf dem Gipfel des Berges wurde in einem Dorfe Halt gemacht, damit die Yirickschaleute, welche hier übrigens Kurumajo heißen und von uns Kuromeyer genannt wurden, sich etwas verschnaufen und 1 Tasse Thee nehmen könnten. Es ist hier grade die Hälfte des Weges nach Mogi, und wie in Deutschland auf Bergesgipfeln die Wirts=, so laden hier die Theehäuser

zu Erfrischung ein. In den meisten giebt es auch japanisches Bier, Soda- und Mineralwasser, alles recht gut. —

Nach der anderen Seite zu fällt der Berg viel steiler ab und der Weg macht scharfe Kurven. Geländer giebt's überall nicht. Ortschaften giebt's auf dieser Seite weniger, Nur kurz vor Mogi ein größeres Dorf. — Mogi selbst am Meere mit dem hohen Berge im Hintergrund liegt ganz entzückend und wird auch viel als Sommeraufenthalt benutzt. Wir waren inzwischen hungrig geworden und ließen uns ein japanisches Mittagessen servieren — Grundbestandteil Reis und zwar kalt ohne Salz. Diesen füllte man in die kleinen Schalen, nahm von der beliebten Soyasauce, welche nebenbei Shosko, dazu und holte sich jetzt mit den Eßstäbchen, Fisch, gebraten und roh, gekochten Rettig, eingemachte Gurken u. s. w., wohl siebenerlei verschiedene Sachen, welche zum zu essen dastanden, heraus. Das Essen ging noch etwas schwierig, man kriegte nicht recht Reis auf die Stäbchen. Sonst schmeckt das meiste nicht übel; besonders der rohe Fisch, dessen die meisten Europäer nur mit Schauder gedenken, ist recht gut. Von einer sehr zarten Sorte werden die Filetstücken in Papierdünne geschnitten und erinnern lebhaft an Lachs. — Dazu giebt's den grünen japanischen Thee. Warm war bei der Sache nur dieser und die gebratenen Fische. Wir probierten auch den japanischen Reiswein, Satti, welcher warm serviert wird und entfernte Ähnlichkeit mit Sherry sowohl in Stärke wie in Aroma hat. —

29. April 1902.

Nachdem auch unsere Kurrmeyer gegessen, ging's zurück und zwar des steilen Weges halber meist zu Fuß. Da der Weg den Berg in Serpentinen nimmt, so kann man bedeutend abkürzen, indem man gerade durchklettert, wobei die kleinen Böschungen, welche die einzelnen Felder trennen, als Steige benutzt werden. Oben angelangt, hielten wir nicht wieder bei den Theehäusern an, sondern fuhren gleich weiter. Vergebens aber spähten wir nach der „Stuttgart" aus, wie wir am Hafen angekommen. Nach der Uhr waren noch über 30 Minuten Zeit bis zur Abfahrt, wo war sie? Wir jagten von einer Landungsbrücke zur anderen — nichts zu sehen. Schließlich meinte der Zahlmeister: vielleicht ist sie des tiefen Wasserstandes wegen mit der Ebbe zur Ausfahrt hinaus und liegt draußen, am besten fahren wir zum Agenten und erkundigen uns. Das Haus, welches uns als Ahrens & Co., welche in Japan die Agentur des Lloyd haben, bezeichnet wurde, war verschlossen, kein Firmenschild oder sonstiges Kennzeichen. Die Kurrmeyer irrten sich jedenfalls oder hatten falsch verstanden. Also weiter ging's auf Suche nach der Agentur, aber schon in beängstigt schnellem Tempo. Endlich trafen wir einen Weißen, welcher genügend japanisch sprach, um die Kurrmeyer genau zu instruieren, und hoffnungsfreudig stiegen wir wieder in die Rickschahs, um nach 5 Minuten wieder vor demselben Hause zu halten, welches wir als Agentur vorhin abgelehnt hatten. Lange Gesichter — vereinter Ansturm auf die verschlossene Thür — endlich öffnet eine Japanerin, welche genügend englisch versteht, um mitzuteilen, daß dies allerdings die Agentur, die Herren aber an Bord seien. — Ja, aber wo denn? Das wußte sie nun allerdings auch nicht. Wir wollten soeben noch mal nach dem Ausgange des Hafens jagen, als der Agent auf der Bildfläche erschien. Ja die „Stuttgart" ist schon 20 Minuten fort, war der freundliche Bescheid. „Und keen Jeld hab'n mir ooch," seufzte ich leise, denn für die kurze Tour nach Mogi, hatte sich niemand viel Geld eingesteckt. Herr Gese,

der Vertreter des Lloyd hier, lud uns zunächst mal in liebenswürdiger Weise zum Essen ein. Bei näherer Überlegung stellte sich heraus, daß die Uhr im Salon des Dampfers in den letzten Tagen wohl vergessen sei zu stellen. So dauert es bei der Fahrt gen Osten garnicht lange, bis ein Zeitunterschied von ca. 40 Minuten herauskommt, den unsere Uhren mit rührender Übereinstimmung aufwiesen. —

Na glücklicherweise geht ja Eisenbahn hier, und wir können die „Stuttgart" im nächsten Hafen, Kobe, nach 24 Stunden erreichen, d. h. dann sind wir da, das Schiff braucht einige Stunden mehr. — Welch' Glück, daß der Zahlmeister mit sitzen geblieben, so bot es doch keine Schwierigkeit, den Agenten anzupumpen. Mein Paß vom auswärtigen Amte lag auch wohlverschlossen im Koffer an Bord und Visitenkarten hätten auf dem Konsulate wohl kaum als Legitimation genügt. Nach dem Essen brachte uns Herr Gese in liebenswürdigster Weise auch noch zur Bahn, damit hier keine weiteren Schwierigkeiten entständen und wir saßen sehr zu rechter Zeit diesmal im Coupé I. Klasse und breiteten uns, da es noch ziemlich leer war, auf den Rat des reisekundigen Herrn über ca. 3 Sitze jeder aus, um schlafen zu können, es war jetzt 8.30 p. m.

Klein und niedlich, wie alles in Japan, kommen einem auch die Miniaturschmalspurbahnen hier vor. Man fühlt überall, man ist zu groß gewachsen für dies Land. Sitze niedrig und schmal, mit dem Kopf berührt man beinahe die Decke des Coupés. — Leider wurde es auf den vielen Stationen noch ziemlich voll, aber niemandem fiel es ein, den Occupanten von 2 oder 3 Sitzen zu ersuchen, seine Beine etwas zu verkürzen. Es waren nur 2 oder 3 Passagiere in europäischem Kostüm, alle anderen trugen die japanische Tracht, ließen meist ihre Sandalen auf dem Boden stehen und zogen die Füße auf die Sitze, die Damen auch. — Trotz dieser den Europäer leicht anfremdelnden Sitte darf man durchaus nicht auf sonstige Unbildung schließen. Wie der Miniaturschaffner mich fragte, wohin ich wollte, auf japanisch natürlich, und ich ihn infolgedessen nicht verstand, übersetzte der Herr neben mir die Frage in Deutsch. Die Folge war eine längere Unterhaltung, während die anderen schliefen; die Amerikanerin sanft an den Zahlmeister gelehnt, welcher selbst im Schlafe über die süße Last ein unglückliches Gesicht machte. Der Japaner hatte in Tókyo studiert und dort deutsch gelernt. Es wird dort überhaupt noch viel in deutscher Sprache gelehrt; überhaupt, meinte er, hätte vor dem chinesischen Kriege die deutsche Kultur entschieden den überwiegendsten Einfluß gehabt. Jetzt haben die Engländer, durch den Bündnisabschluß noch mehr, die Vorhand. Es wird auch hier wie überall den Boeren die übliche Sympathie entgegengebracht. Doch muß ich hier hinzusetzen, ist man Argumenten weit zugänglicher, wie in Europa, sogar die Weißen sind, mit Ausnahme einiger Holländer, zu überzeugen. Letztere halten sich eben mehr stammverwandt und gucken durch die Verwandtenbrille. —

Doch das gehört eigentlich nicht zur Eisenbahnfahrt. Eine unendliche Anzahl von Stationen, überall auf den Perrons das musikalische Klapp Klapp der Sandalen, welche, aus hartem Holz gefertigt, einen hellklingenden Ton geben. Hin und wieder wird Thee und japanisches Essen verkauft. Ein flaches Holzkästchen mit Reis und ein anderes mit den verschiedenen Zugerichten, dazu die Eßstäbchen. — Thee inkl. kleinen Thonkessel und Tassenkopf — auch alles miniatur — 3 Cents = ca. 7 Pfennig. Auch die Billets für die 24 stündige Fahrt kosteten etwas über 30 M. pro Nase, so daß man über zu teueres Reisen nicht klagen

kann. Allerdings fahren die Bahnen hier bedeutend langsamer. Morgens kamen wir zerschlagen in Shimonoseki an. Man ist nach so langer Dampferfahrt das Schütteln auf der Bahn nicht mehr gewohnt und es greift einen mehr an, wie gewöhnlich. — Hier wurde bekanntlich der Friede mit China geschlossen. Wir hatten nur kurzen Aufenthalt, ehe uns der kleine Dampfer nach Moji auf der Insel Hondo (Nipon) hinübersetzte. —

30. April 1902.

Hier beginnt die wunderschöne Binnensee. Das Fahrwasser ist eng und zu beiden Seiten liegen die wunderschönen Inseln mit bewaldeten oder sonst bestellten Bergen, dazwischen verstreut Ortschaften verschiedener Größe, im Frühling der prachtvolle Blütenflor, kurz, eine Fahrt, wie man sie nicht schöner machen kann und welche selbst mehr bietet, als die Reise durch die Straße von Messina. Länger ist sie auch, bis Kobe ca. 18 Stunden. Die „Stuttgart" hatte hier noch Vorsprung und war zwischen 3 und 4 Uhr morgens durchgedampft. —

Die Bahn, welche wir jetzt bestiegen, war entschieden besser eingerichtet als die gestern benutzte. Schlaf- und Speisewagen gab es; zwar wäre uns ersterer gestern angenehmer gewesen, aber man saß doch recht angenehm auf den breiten Polstern und konnte sich die wundervolle Gegend mit Muße betrachten. Die Fenster sind allerdings für den Gebrauch der Japaner, also sehr niedrig, eingerichtet, so daß man entweder liegen muß oder doch gebückte Stellung einnehmen, um aussehen zu können; wenn man so die Berge hinaufgucken will, ist es etwas schwierig und ermüdet auf die Dauer. — Die Fahrt geht von Moji ab, Schimonoseki grade gegenüber, vielfach nahe am Meere entlang, dann wieder ins Land hinein, Aussicht auf die belebten Dörfer und bestellten Felder bietend. Das Getreide war schon ziemlich hoch und hier und da begann bereits der Oelrettig zu blühen. — Die Reisfelder lagen wegen der frühen Jahreszeit noch alle in Stoppeln. So sahen wir das Meiste von der Binnensee und auch ein gut Teil des Binnenlandes, hatten außerdem, da es windig und regnerisch war, guten Schutz hinter Glasfenstern; die Fahrt auf der „Stuttgart" soll nicht so schön gewesen sein. Der Einrichtung des Speisewagens muß ich auch noch lobend gedenken. Am Ende des Schlafwagens, dessen Oberbetten Tags über hochgeklappt werden und sich so vollständig einfügen, daß sie wie Deckenverzierung aussehen, befindet sich das Speisezimmer, dahinter die Küche. 6 Personen haben Platz zu essen und es wird permanent gekocht und serviert, keine bestimmten Mahlzeiten und wunderbarer Weise alles billiger, wie man es in Hôtels bekommt. Aufmerksame Bedienung, aber Getränke warm. Wir kauften 3 Flaschen des recht trinkbaren japanischen Bieres, banden sie in ein Tischtuch und hingen sie, nachdem das Tuch genügend mit Wasser befeuchtet war, zum Fenster hinaus; nach 1 Stunde waren sie ganz genießbar. — Den ganzen Tag über fuhren wir durch die schönsten Gegenden und kamen zwischen 8 und 9 Uhr abends in Kobe an. Am Nachmittage 4 Uhr waren wir an einer besonders engen Stelle des Fahrwassers, wo auch die Bahn hart am Meere entlang geht, unserer „Stuttgart" begegnet, und lebhaftes Winken erfolgte natürlich von hüben und drüben. —

In Kobe war nichts mehr zu wollen. Nachtleben giebt es in Japan eigentlich nicht, und wir waren froh, nachdem wir nach langer Irrfahrt das einzige Hôtel des Ortes gefunden, nach der 24stündigen Eisenbahnfahrt ins Bett zu kriechen. —

Kobe macht einen mehr europäischen Eindruck wie Nagasacki. Die Straßen breiter, die Häuser nahe der See fast alle europäisch. Im Laufe der Nacht kam denn auch die Stuttgart an, und wir beeilten uns, an Bord zu kommen, um die Stunde der Abfahrt genau zu erfahren, denn bis Yokohama wollten wir doch nicht gerne wieder Bahn fahren. — Die amerikanische Dame verabschiedete sich hier, um die interessanten Punkte im Innern zu besuchen. Leider betrachtete sie sich auch zu der Eisenbahnfahrt als eingeladen und verabschiedete sich, ohne abzurechnen, aber unter den dankbarsten Versicherungen — so hatten wir's nun eigentlich nicht gemeint —.

Wer nach Kobe kommt, besieht sich auch sicher den berühmten Wasserfall. — Nach etwa $^{3}/_{4}$ stündiger Rickschahfahrt gelangte man an den Fuß des Berges außerhalb der Stadt. Man hat noch fast 20 Minuten zu steigen, auf gutem Wege, teilweise Treppe, an Kuriositätenläden und Theehäusern vorüber, ehe man beim Fall anlangt. — Hier ist das Schluß-Theehaus, wo es den berühmten Udo-Thee giebt, welcher hier in der Nähe bei Yamashiro wächst und der beste Japan's sein soll. — Vom Theehause aus ist über die Bodenfalte hinweg eine Veranda gebaut, von welcher man den Fall gemütlich betrachten kann. — Wir wurden in der üblichen freundlichen Weise von den Theemädchen zum Eintritt aufgefordert und der Thee wurde serviert, zusammen mit allerhand japanischen Leckerbissen, deren einer sehr an das Turkish Delight erinnert. — Ansichtskarten gab's auch, und ich war bald so eifrig am Schreiben, daß ich Wasserfall, Theehaus und Umgegend vergessen hatte, als plötzlich hinter mir: „Ueber Berg und Thal, rauscht der Wasserfall", ganz richtig gesungen, mit vollständigem Schlußjodler ertönt. Erstaunt drehe ich mich um. Hinter mir steht das Theemädchen und zeigt lachend die weißen Zähne. „Kleine, sprichst Du denn deutsch?" „Aber natürlich, warum denn nicht?" „Von wem hast Du das denn gelernt?" „Na! von den Marineoffizieren." „Bist allerdings in einer guten Schule gewesen." „Aber gewiß doch." Deutsch konnte sie und zwar gut und auf den Mund gefallen war sie auch nicht, im Gegensatz zu anderen Japanerinnen, welche meist nur ein freundliches Gesicht machen und lachen können. — Sie trug noch mehrere kleinere Lieder vor, welche aber doch nicht mehr den Effekt machten. Der Anfang war auch gar zu überraschend gewesen. Hier im allerfernsten Osten eine urechte Japanerin in unverfälschter Nationaltracht deutsch und zwar gut sprechen und das beliebte Wasserfallied, für welches ich von jeher geschwärmt, singen zu hören, machte einen eigentümlichen Eindruck und das intelligente Mädchen mußte auf mehrere der Ansichtskarten einen Gruß in Japanisch beifügen, was hoffentlich den Empfängern recht angenehm sein wird. — Man freut sich doch zu sehen, wie die deutsche Kultur sich ausbreitet, und wer nach Japan kommt, versäume nicht Kobe mit dem Wasserfall und der japanischen Jodlerin. — Jetzt kam das letzte Ende der langen Seefahrt, und obgleich man sich natürlich freut, wieder an Land und am Bestimmungsorte anzukommen, so kann man doch stets an den letzten Tagen eine wehmütige Abschiedsstimmung wahrnehmen. — Dies war ja schon öfter, besonders in Singapore und Shanghai, vorgekommen, wo liebgewordene Menschen, denen man sich auf der Reise angeschlossen, ausstiegen. Jetzt kam die Reihe an mich, den einzigen, welcher die Reise von Europa bis zum fernsten Osten, dem Endpunkte der Dampferlinie mitgemacht. — Etwas vereinsamt hatte ich mich in letzter Zeit gefühlt, an neue Passagiere schließt man sich ja doch nicht mehr an. „Es dauert ja nur noch

14 Tage und da ist es ja garnicht mehr wert", ist ungefähr das Gefühl, welches einen verhindert, genauere Bekanntschaften noch zu machen. —

Wir landeten am 1. April abends in Yokohama. Die 2 Tage Verspätung datierten noch vom Sturme aus dem Mittelmeer her und es war zu spät, noch an Land zu gehen. —

Am Morgen des 2. begab ich mich sofort auf das Generalkonsulat, um mich vorzustellen und den mir freundlichst mitgegebenen Empfehlungsbrief abzugeben. Der Generalkonsul empfing mich in liebenswürdigster Weise und war sofort mit Rat und That bei der Hand.

Yokohama hat eine große europäische Ansiedlung, welche den am Hafen gelegenen Teil und größtenteils auch den Bluff einnimmt, einen langgestreckten Hügel, welcher sich um den größten Teil der Stadt herumzieht und auf welchen die Villen der Geschäftsleute liegen. Diese Villen sind zum Teil geradezu luxoriös eingerichtet, von prachtvollen Gärten umgeben; so ganz, ganz anders, wie ich das aus Afrika gewohnt bin. Man lebt hier, und vegetiert nicht nur, wie dort, um so bald wie möglich wieder nach Hause zu reisen. Etwas sehr unbequem ist, daß die Straßen keine Namenschilder tragen. Es erschwert die Orientierung sehr und obgleich Yokohama ziemlich, so ist es doch nicht ganz regelmäßig gebaut, so daß ich anfangs meine Zuflucht stets zum Kurrmeyer nehmen mußte, wenn ich irgendwo hin wollte. Die Stadt ist in mehrere Viertel geteilt und in diesen haben die Häuser Nummern, welche die Kurrmeyer meist im Kopf haben. Es kommt aber auch vor daß solch 2beiniger Droschkengaul mit größter Geschicklichkeit durch das dichteste Gewühl stürmt und keine Ahnung hat, wo er eigentlich hin soll. Die japanischen Hüte, welche diese Leute tragen, sind sehr praktisch, ein steifer Ring um den Kopf, von welchem ca. 15 cm weit Stäbe ausgehen, welche den eigentlichen beinahe ½ kugelförmigen Hut tragen, so daß der Kopf vollständig geschützt und doch nicht im geringsten von der Luft abgeschlossen ist. Früher war dieser Hut neben einem kleinen Lendentuch die einzige Begleichung der Kurrmeyer in der warmen Jahreszeit. Zu ihrem Leidwesen hat aber die fortschreitende Kultur unter dem Einflusse der Missionare, Heilsarmee etc. hier Wandel geschaffen, und die Kerls müssen sich was anziehen. Sie schimpfen gehörig darüber und können einem auch wirklich leid thun. Missionare u. s. w. ziehen eben keine Rickschah mit 80—100 Kilo drin im Trabe den Berg hinauf. Weshalb hier verboten, was in Singapore erlaubt und dabei dem Jahrtausende alten Volksbewußtsein, als durchaus zweckmäßig und anständig entspricht, kann ich nicht recht einsehen. Auch glaube ich nicht, daß der Kurrmeyer gebildeter wird, wenn er Hosen anhat, zum Christentum tritt er deshalb doch nicht über. Sonst ist Yokohama wohl die angenehmste Stadt, um darin zu leben, für den Europäer. Wenn ich nicht irre, ist die Fremdenansiedlung hier bei weitem die größte, so daß von Verkehr die Rede sein kann. Damen sind viele vorhanden, es liegen hier ja gegen den Aufenthalt weißer Frauen absolut keine klimatischen Bedenken vor. Von manchen wird sogar behauptet, daß es hier gesünder wie zu Hause sei.

Das Klubleben ist natürlich, wie überall im Auslande, sehr entwickelt. Der Klub Germania hat ein nettes, geräumiges Haus und um 12 Uhr mittags, sowie von 5—7 Uhr abends kann man die meisten hiesigen Deutschen dort sehen. Schöne Billards, Kegelbahn und eine sehr gut ausgestattete Bibliothek mit Lese-

zimmern stehen zur Verfügung. Der Generalkonsul verkehrt viel dort und auch der Gesandte läßt sich regelmäßig dort sehen, wenn er von Tokyo herüberkommt.

Wie der allgemein beliebte Generalkonsul Coates fortging, veranstaltete ihm der Klub ein Picnic bei einem großen Tempel in der Nähe von Omori. Der Klub war ziemlich vollständig vertreten. Es war ein Sonntag gewählt worden, um allen Mitgliedern das Kommen zu ermöglichen; auch Kapitän und Offiziere des „König Albert", welcher gerade hier lag, beteiligten sich. Meist fuhren wir bis Kawasaki und gingen von dort die 1½ Stunden zu Fuß bis zu dem malerisch auf den Bergen gelegenen Tempel. Durch wunderschön angelegte

1. Mai 1902.

Felder und besonders Birnenplantagen, welch' letztere gerade in volle Blüte getreten waren kamen wir. Die Birnenbäume werden hier als Lauben frisiert. Der ursprüngliche Stamm wird etwas über 1 m vom Boden abgeschnitten und 3—4 Edelreise werden eingesetzt. Die jetzt entstehenden jungen Schüsse werden auf etwa 1,80 m hohe horizontale Bambusgitter, welche auf Bambuspfälen ruhen, gezogen, und der Abstand der Bäume nicht groß, so ist das ganze, zuweilen Hektargroße Feld eine einzige ununterbrochene Laube, was natürlich ganz reizend aussieht, besonders da auch die Birnen hier, wie fast alle laubabwerfenden Bäume, die Neigung haben, vor Austrieb der Blätter zu blühen, und so voll, so dicht, daß man von oben und unten nur Blüten sieht.

Giebt es eine unmittelbare Reichsangehörigkeit?

Von Dr. iur. Hermann Hesse.

IV.

> „In den zur Reichskompetenz gezogenen und vom Reiche selbst in Verwaltung genommenen Materien ergreift das Reich jeden Deutschen direkt, in den der Selbstverwaltung der Einzelstaaten überwiesenen indirekt, in den der Autonomie überlassenen thatsächlich garnicht."

Auch Arndt[2]) ist der Ansicht, daß der Einzelne unmittelbar dem Reiche unterworfen sei, wenn er die Pflichten aus der Reichsangehörigkeit wahrnehme, und beruft sich dabei auf Georg Meyer[4]). Jellinek[5]) endlich erklärt:

> „Der Bundesstaat gleicht, soweit seine Sphäre reicht, vollkommen dem Einheitsstaate. Er herrscht, wie dieser, direkt über sein Gebiet und sein Volk, ohne daß diese Herrschaft irgendwie durch die Gliedstaaten in ihrer staatlichen Eigenschaft vermittelt wäre".

Diese Ansicht Jellineks deckt sich vollkommen mit der von Laband[6]) angeführten Waitz'schen Auffassung, welche hier nicht unerwähnt bleiben darf:

> „Die Angehörigen eines Bundesstaates bilden Ein Volk, das eine doppelte staatliche Organisation empfangen hat; an der einen nehmen sie teil, in welchem Einzelstaat sie auch wohnen; denn nicht durch diesen, sondern unabhängig von demselben sind sie Bürger des Gesamtstaates."

Auch v. Mohl[7]), den Laband hier anführt, erklärt:

> „Da der Bund aus zweierlei Staaten besteht, dem Bundesstaate und den einzelnen Bundesgebieten, so steht auch den Bewohnern ein zweifaches Bürgerrecht zu, das des speziellen Staates, den sie bewohnen, und dann das allgemeine Bürgerrecht des Bundes."

Diese Ansichten, welche, — zum Teil allerdings auf Grund irriger Voraussetzungen, — die staatsrechtliche Natur der Staatsangehörigkeit und das Verhältnis der Reichs- zur Staatsangehörigkeit im wesentlichen richtig erkannt haben, für welche auch die thatsächliche Erscheinungsform dieser beiden Rechtsverhältnisse spricht, sind auch durch Laband nicht widerlegt worden.

---

[1]) S. 11.

[2]) I S. 255; auch Anm. 6 daselbst.

[3]) S. 50.

[4]) Staatsrecht § 193 Anm. 4.

[5]) S. 707.

[6]) I S. 123.

[7]) Bundesstaatsrecht der Vereinigten Staaten S. 380.

Laband bestreitet[1]), daß es neben dem Staatsbürgerrecht ein davon begrifflich verschiedenes Reichsbürgerrecht gäbe, und erklärt jeden Versuch, den Inhalt dieser beiden Bürgerrechte gegen einander abzugrenzen, für nach allen Richtungen hin unmöglich. Trotzdem kommt er[2]) zu dem Schlusse, daß der Inhalt des Staatsbürgerrechts und derjenige des Reichsbügerrechts sich zu einander ganz so verhalten, wie die Kompetenz der Staatsgewalt zu der des Reiches. Hiermit vollzieht er selbst die Abgrenzung des Inhalts der beiden Bürgerrechte. Denn da die Kompetenz des Reiches und diejenige der Einzelstaaten genau begrenzt ist[3]), und somit der Inhalt der Kompetenz des Reiches und derjenigen der Einzelstaaten feststeht, so ist auch nach der oben angegebenen von Laband zutreffend aufgestellten Formel der Inhalt des Staatsbürgerrechts und derjenige des Reichsbürgerrechts genau festzustellen. Wenn nun auch die von Laband[4]) selbst erwähnten Versuche von Georg Meyer[5]) und Gareis[6]), die Abgrenzung und die Feststellung des Inhalts genau vorzunehmen, bisher noch zu keinem abschließenden Ergebnis geführt haben, was bei den zahllosen Rechtsbeziehungen des Einzelnen zur Staatsgewalt auch thatsächlich unmöglich sein dürfte, so ist doch die theoretische Möglichkeit hierzu gegeben und von Laband selbst in seiner Formel anerkannt. Sein an dieser Stelle erhobener Einwand, daß die Unterthanenpflicht als solche nicht zu bestimmten Leistungen oder Unterlassungen verpflichte, sondern lediglich in der rechtlichen Gebundenheit, einem nach Maßgabe der Gesetze ergangenen Befehle des Staates Folge leisten zu müssen, bestehe, ist um deswillen nicht stichhaltig, weil, wenn die rechtliche Gebundenheit mehreren Staaten gegenüber besteht, die Erfüllung der Unterthanenpflicht im gegebenen Falle in der Weise erfolgen kann, daß der Verpflichtete sich durch Leistung an einen der mehreren Staaten befreit. Und daß aus der rechtlichen Gebundenheit Verpflichtungen zu positivem Thun entspringen, die in ihr latent enthalten sind, bis äußere Umstände, wie z. B. Zeitablauf bei Erreichung des wehrpflichtigen Alters, sie zur thatsächlichen Erscheinung bringen, und daß bei einem Anspruch mehrerer Staaten auf diese Leistungen der Verpflichtete die Wahl des berechtigten staatlichen Subjekts vornehmen kann, wird wohl weiteren Beweises nicht bedürfen. Die Unterthanenpflicht zwingt daher zu positiven Leistungen und Unterlassungen, geht aber darüber hinaus, indem sie eine allgemeine Gehorsamspflicht darstellt, deren Inhalt nur im gegebenen Fall in Erscheinung tritt.

Aus diesem Widerstreit der Meinungen scheint folgendes als das Richtige hervorzugehen.

Die Rechte und Pflichten, welche aus dem Zustande der Staatsangehörigkeit folgen, sind grundsätzlich ungeteilt in der Person des Staatsangehörigen enthalten. Unbestritten ist dies im Einheitsstaate der Fall, nicht dagegen im zusammengesetzten Staate, insbesondere dem Bundesstaate, weil hier der Angehörige in einem unmittelbaren selbständigen Rechtsverhältnis zu zwei verschiedenen Staaten steht, die als selbständige Rechtssubjekte einander gegenübertreten.

---

[1]) I S. 123 Abs. 2, 3.
[2]) I S. 124.
[3]) a. a. O. II S. 110 ff.
[4]) a. a. O. I S. 129 Anm. 2.
[5]) Staatsrecht §§ 224 ff.
[6]) Staatsrecht §§ 54 ff.

Daß dies letztere der Fall ist, dürfte nicht zu bestreiten sein. Das Reich ist ein staatliches Rechtssubjekt, und die Einzelstaaten sind es ebenfalls. „Denn sie können sich durch ihre eigenen, ausschließlich auf ihrem Willen beruhenden Verfassungen organisieren, die ihre Gesetze, nicht die des Reiches sind"[1]). An dem staatlichen Charakter der Einzelstaaten ändert auch der Mangel der Souveränität nichts, welche dem Reiche zusteht. „Die Souveränität ist unabhängige und höchste Gewalt[2]); sie ist die Eigenschaft einer Staatsgewalt, kraft deren sie die ausschließliche Fähigkeit rechtlicher Selbstbestimmung und Selbstbindung hat. Vermöge der Souveränität hat der Staat daher nicht alle möglichen Hoheitsrechte, sondern stets nur die, welche er in einem gegebenen Zeitpunkte sich thatsächlich beigelegt hat. Sie ist daher kein wesentliches Merkmal der Staatsgewalt"[3]). „Wesentliches Merkmal des Staates ist dagegen das Dasein einer Staatsgewalt. Diese ist nicht weiter ableitbare Herrschergewalt aus eigener Macht und daher zu eigenem Recht. Der Umfang dieser Herrschergewalt ist für ihr Dasein ganz gleichgültig. Wo ein Gemeinwesen aus ursprünglicher Macht und mit ursprünglichen Zwangsmitteln Herrschaft gemäß einer ihm eigentlichen Ordnung zu üben vermag, da ist ein Staat vorhanden"[4]).

Daß das Reich souverän ist, und den Einzelstaaten die Souveränität mangelt, beweist Jellinek[5]) durch folgende Ausführungen:

> „Von zwei dauernd verbundenen Staaten ist daher derjenige, welcher seine staatsrechtliche Zuständigkeit durch sein Gesetz nicht auszudehnen vermag, sondern an der staatlichen Rechtsordnung des andern eine Grenze für seine Kompetenzerweiterung findet, nichtsouverän, während der Staat, der durch sein Gesetz dem andern staatsrechtliche Kompetenz zu entziehen vermag, der souveräne ist." „Wenn daher zwei miteinander verbundene Staaten staatliche Kompetenzen, die heute der Einheitsstaat zu besitzen pflegt, derart verteilt aufweisen, daß jeder von ihnen sich nur eine bestimmte Quote dieser Kompetenzen zuschreibt, so ist damit in keiner Weise eine Teilung der Souveränität oder auch nur der Staatsgewalt gesetzt. Vielmehr sind hier zwei getrennte Staatsgewalten vorhanden, deren Kompetenz rechtlich beschränkt ist, ohne daß sie beide zusammen die ganze Staatsgewalt ausmachen[6])." „Zwischen Bundes- und Gliedstaat ist daher weder die Souveränität noch die Staatsgewalt geteilt. Geteilt sind die Objekte, auf welche die Staatsthätigkeit gerichtet ist, nicht die subjektive Thätigkeit, die sich auf diese Objekte bezieht[7])."

Aus diesen Ausführungen Jellineks geht hervor, daß die Rechte und Pflichten, welche im Bundesstaate der Einzelne als Angeöhriger des Einzelstaates und des Gesamtstaates besitzt, und auf welche die Staatsthätigkeit gerichtet ist, im Bundesstaate geteilt sind. Eine Kollision dieser Rechte und Pflichten, welche an sich in

[1]) Jellinek S. 447.
[2]) Derselbe S. 432, 438; Laband I S. 53.
[3]) Jellinek S. 442; Geffcken S. 11.
[4]) Derselbe S. 446.
[5]) S. 451; Zorn I S. 59; Laband I S. 101.
[6]) Jellinek S. 442.
[7]) Laband I S. 124.

zwei selbständigen Staaten möglich ist, wird jedoch durch die Verteilung der Kompetenz zwischen Gesamtstaat und Einzelstaaten vollständig ausgeschlossen. Die Angehörigkeit eines Einzelnen zu zwei selbständigen nebengeordneten, aber auch übergeordneten[1]) Staaten birgt daher keinen unlöslichen Widerspruch und nicht notwendig einen Widerstreit der Interessen der mehreren Staaten in sich. Das ist stets anzunehmen, wenn diese übereinkommen, und zwar durch Vertrag oder Verfassung, in welcher Weise und in welchen Beziehungen jeder von ihnen den Einzelnen in Anspruch nehmen darf.

Es ist deshalb die Behauptung gerechtfertigt, daß die Vereinigung der Reichs- und Staatsangehörigkeit in einem Einzelnen für diesen den Zustand der Angehörigkeit zu zwei verschiedenen Staaten in der Weise begründet, daß die aus der Angehörigkeit zu beiden Staaten sich ergebenden Rechte und Pflichten nebeneinander ausgeübt und erfüllt werden können. Insbesondere geht hieraus hervor, daß die Reichs- und Staatsangehörigkeit sich in materieller Hinsicht begrifflich gegenseitig nicht bedingen, daß die eine an sich auch ohne die andere bestehen kann, falls nicht durch besondere gesetzliche Regelung die gegenseitige Bedingtheit herbeigeführt wird. Das Ergebnis ist aber besonders hervorzuheben, daß die Reichsangehörigkeit ein unmittelbares selbständiges Rechtsverhältnis ist, welches auch ohne den Besitz der Staatsangehörigkeit in materieller Hinsicht denkbar ist.

II. In formeller Hinsicht.

Die materielle Selbständigkeit des Begriffes der Reichsangehörigkeit ist jedoch in dem Reichsgesetz vom 1. Juni 1870 nicht zum Ausdruck gekommen, obwohl sie an einzelnen Stellen durchschimmert[2]).

In formeller Hinsicht ist vielmehr nach § 1 a. a. O. die Staatsangehörigkeit zur Grundlage und Voraussetzung der Reichsangehörigkeit gemacht worden.

Thatsächlich sind daher Reichs- und Staatsangehörigkeit eine untrennbare Eigenschaft; es giebt nach dem Reichsgesetze vom 1. Juni 1870 keinen Reichsangehörigen, der nicht zugleich die Angehörigkeit zu einem Einzelstaate besäße, und keinen Staatsangehörigen, der nicht zugleich Reichsangehöriger wäre.

Aber diese thatsächliche formelle Übereinstimmung bedingt nicht die rechtliche Einheit dieser beiden Rechtsverhältnisse. Das beweist nicht nur die materielle Selbständigkeit derselben, sondern auch formelle Erwägungen führen zu demselben Ergebnis.

Die Staatsangehörigkeit ist zwar zeitlich, aber nicht dem Range nach, das primäre Verhältnis, die Reichsangehörigkeit die Folge der Staatsangehörigkeit[3]). Jeder Staatsangehörige ist daher ipso iure Reichsangehöriger, nicht aber besitzt der Reichsangehörige zugleich die Angehörigkeit in jedem Einzelstaate, in dem er seinen Wohnsitz nimmt[4]). Auch aus dieser formellen Bestimmung des Gesetzes ergiebt sich, daß Reichs- und Staatsangehörigkeit zwar in einer einzigen Person vereinigt sein können und auch thatsächlich in jedem einzelnen Staatsangehörigen vereinigt sind, daß sie aber rechtlich keine Einheit bilden. Letzteres wäre dann

[1]) Laband I S. 124.
[2]) a. a. O. § 21 Abs. 5.
[3]) von Rönne, Staatsrecht I S. 100; Laband I S. 125; Arndt, Pr.V.U. S. 184.
[4]) § 12 des R.G. vom 1. Juni 1870.

anzunehmen, wenn der Reichsangehörige, sobald er durch Wohnsitznahme in thatsächliche Beziehungen zum Einzelstaate tritt, auch unmittelbar in das Rechtsverhältnis der Staatsangehörigkeit einträte; das ist aber nicht der Fall. Vielmehr erzeugt der Wohnsitz in einem fremden Einzelstaate für den Einzelnen als Staatsangehörigen das Fremdschaftsverhältnis [1]); als Reichsangehöriger aber hat er das Recht, nicht ungünstigere rechtliche Behandlung als der Inländer und schließlich die Aufnahme in den Staatsverband zu verlangen [2]). Macht er von diesem Rechte Gebrauch, so endigt das Fremdschaftsverhältnis, und er ist Angehöriger des neuen Staates geworden, wobei er nicht notwendig die ehemalige Staatsangehörigkeit aufzugeben braucht.

Mit der gedachten rechtlichen Einheit der Reichs- und Staatsangehörigkeit ist jedoch nicht zu verwechseln die begriffliche Einheit. Diese wird dadurch herbeigeführt, daß das Verhältnis des Einzelnen zu mehreren Staaten sich in ein solches der Angehörigkeit zu einem einzigen Staate verwandelt, indem aus dem Bundesstaate ein Einheitsstaat wird. Solange diese Entwickelung jedoch nicht erfolgt ist, sind Reichs- und Staatsangehörigkeit zwei selbständige, durchaus verschiedene Begriffe, mit eigenem Rechtsinhalt und besonderen Rechtswirkungen.

III. Das Ergebnis vorstehender Ausführungen ist nunmehr folgendes:

Die Staatsangehörigkeit wie die Reichsangehörigkeit sind zwei in einer physischen Person vereinigte, gleichartige selbständige Rechtsverhältnisse des Einzelnen zu seinem Heimatsstaate und zum Reiche; aus jedem derselben ergeben sich verschiedene Rechtswirkungen:

1. Die Staatsangehörigkeit giebt dem Einzelnen die Rechte und Pflichten, welche in der Verfassung und in den Gesetzen des Einzelstaates gegeben sind,

2. die Reichsangehörigkeit diejenigen, welche ihm in der Verfassung und in den Gesetzen des Reiches gesetzt sind.

Der Inhalt der Reichsangehörigkeit [3]) gipfelt aber in dem Anspruch des Reichsangehörigen dem Einzelstaate gegenüber,

a. in rechtlicher Beziehung nicht ungünstigeren Regeln unterworfen zu werden als die Angehörigen des eigenen Staates [4]);

b. die rechtliche Gleichstellung mit dem Inländer zu erlangen, ohne durch die Einzelstaatsgewalt daran verhindert zu werden, weder des Staates, dem der Reichsangehörige bisher angehörte, noch desjenigen, dem er in Zukunft angehören will.

Der Artikel 3 der Reichsverfassung, in welchem diese Rechte gewährleistet sind, ist demnach von grundlegender Bedeutung für das materielle Verhältnis der Reichsangehörigkeit zur Staatsangehörigkeit [5]). Je mehr jedoch die Reichsgesetzgebung die Geltung der Partikularrechte beseitigt, je weiter die Rechtseinheit im Deutschen Reiche fortschreitet, desto mehr verliert der allgemeine Rechtsgrundsatz, welcher im Artikel 3 normiert ist, an thatsächlicher Bedeutung. Er bildet aber

---

[1]) siehe oben § 2 IV c Heft 4 S. 128.

[2]) R.V. Art. 3.

[3]) ebenda.

[4]) Laband I S. 168.

[5]) A. A. Zorn I S. 256.

auch heute noch die rechtliche Grundlage, ohne welche das Recht der Reichsangehörigen, in jedem Einzelstaate in rechtlicher Beziehung nicht ungünstigeren Regeln unterworfen zu werden als die Angehörigen des Einzelstaates und die rechtliche Gleichstellung mit denselben ungehindert zu erlangen, des verfassungsmäßigen Schutzes entbehren würde.

Das formelle Verhältnis der Reichs- zur Staatsangehörigkeit wird dagegen einzig und allein durch das Reichsgesetz vom 1. Juni 1870 bestimmt, und zwar dahin, daß die Staatsangehörigkeit die Voraussetzung zum Besitze der Reichsangehörigkeit bildet. Es ist daher die Reichsangehörigkeit nur mittelbar zu erwerben, nämlich vermittelst der Angehörigkeit in einem Einzelstaate.

Das materielle Verhältnis der Reichs- zur Staatsangehörigkeit hat nun im Laufe der Zeiten keine Änderung erfahren; es besteht heute noch wie zur Zeit der Reichsgründung. Wohl aber ist das formelle Verhältnis geändert und zwar einmal durch die Angliederung der Reichslande, sodann durch das Schutzgebietsgesetz vom
17. April 1886.
15. März 1888.
25. Juli 1900.

§. 9.

Reichs- und Staatsangehörigkeit in den Reichslanden.

I. Erwerbung der Reichslande.

Kraft des Rechtes der Eroberung hatte sich das Reich kurz nach seiner Gründung Land und Volk von Elsaß-Lothringen unterthan gemacht. „Das Reichsland war vor seiner Vereinigung mit dem Reiche kein staatliches Subjekt, sondern ein Gebietsteil des französischen Staates. Durch den Präliminarfrieden vom 26. Februar 1871 Artikel 1 „verzichtet Frankreich zu Gunsten des Deutschen Reiches auf alle seine Rechte und Ansprüche auf diejenigen Gebiete, welche östlich von der nachstehend verzeichneten Grenze belegen sind.“ — — Das Deutsche Reich wird diese Gebiete für immer mit vollem Souveränitäts- und Eigentumsrechte besitzen [1]).

Die Staatsgewalt des Reiches war damit über ein Gebiet ausgedehnt, das bis dahin fremdes Staatsgebiet war, und über ein Volk, welches bisher einem fremden Staate angehörte.

II. Die staatsrechtliche Stellung der Reichslande.

Die Einheit der Staatsgewalt im Reiche und in den Reichslanden reichte aber nicht aus, um eine staatliche Einheit zu begründen. Das neuerworbene Gebiet gehörte daher nicht zum Reiche, sondern dem Reiche. „Das Subjekt der Staatsgewalt in Elsaß-Lothringen ist sonach das Reich, d. h. die Gesamtheit der zum Reiche vereinigten Staaten in ihrer begrifflichen Einheit, in ihrer staatlichen Persönlichkeit, und Elsaß-Lothringen ist ein Bestandteil oder eine Provinz des Reiches“ [2]). Es ist kein Staat, weil seine Bewohner nicht durch eine eigene, ausschließlich auf ihrem Willen beruhende Verfassung organisiert wurden [3]); vielmehr

---

[1]) Laband I S. 200.

[2]) Derselbe II S. 204.

[3]) Jellinek S. 447.

beruhte ihre Verfassung auf Gesetzen des Reiches. „Elsaß-Lothringen ist daher weder dem Reiche noch dem Auslande gegenüber ein selbständiges Subjekt von Hoheitsrechten, von staatlichen Befugnissen und Pflichten, folglich kein Staat, sondern es ist ein Bestandteil, ein Verwaltungsdistrikt des Reiches"[1]). „Daraus ergiebt sich, daß eine elsässisch-lothringische Staatsangehörigkeit völlig ausgeschlossen ist"[2]). In vielen Beziehungen gilt jedoch auch das Reichsland Elsaß-Lothringen als Bundesstaat[3]).

III. Das Verhältnis der Reichsländer zum Reiche und zu den Einzelstaaten.

Die Elsaß-Lothringer blieben zunächst französische Staatsangehörige, als die deutschen Truppen in Frankreich einrückten und das Land besetzten. Die Ausübung der Staatsgewalt durch die deutschen Militär- und Zivilbehörden änderte an diesem Zustande nichts. Erst durch die vertragsmäßige Gebietsabtretung, welcher die gesetzliche Angliederung folgte[4]), wurden sie deutsche Unterthanen[5]). Ausgenommen waren diejenigen, welche binnen bestimmter Frist durch Option, d. h. durch eine vor der zuständigen Behörde abgegebene Erklärung sich für die Beibehaltung der bisherigen Staatsangehörigkeit entschieden[6]).

Diese Unterthanenschaft gab ihnen nicht die vollen Rechte der deutschen Reichsbürger; es fehlte ihnen die subjektive Qualität des Reichsvolkes, und sie waren keine Staatsgenossen[7]). Sie befanden sich in einer ähnlichen Rechtsstellung, wie zur Zeit die Eingeborenen unserer Schutzgebiete[8]). Insbesondere fehlte ihnen das Wahlrecht zum Deutschen Reichstage, denn die Gesetzgebung in Elsaß-Lothringen wurde gemäß dem Gesetze vom 9. Juni 1871 (§ 3) durch den Kaiser ausgeübt, welcher hierbei an die Zustimmung des Bundesrats gebunden war[9]). Ebenso waren die Elsaß-Lothringer von der Ableistung der Wehrpflicht zunächst entbunden.

Mit Rücksicht auf ihre kulturelle Gleichwertigkeit mit den Reichsangehörigen bestimmte jedoch das Vereinigungsgesetz vom 9. Juni 1871, daß Artikel 3 der Reichsverfassung in den Reichslanden sofort in Wirksamkeit treten sollte. Demgemäß durften die Elsaß-Lothringer in rechtlicher Beziehung in den Einzelstaaten nicht ungünstigeren Regeln unterworfen werden als die Angehörigen der Einzelstaaten. Insbesondere durfte ihnen die Aufnahme in den Staatsverband des Einzelstaates nicht verweigert werden. Dies scheint wenigstens aus der nicht recht verständlichen Bestimmung des Artikels 3 Abs. 1 der Reichsverfassung hervorzugehen, daß der Angehörige jedes Bundesstaates in jedem andern Bundesstaate als Inländer zu behandeln und demgemäß zur Erlangung des Staatsbürgerrechts unter denselben Voraussetzungen wie der Einheimische zuzulassen ist. Insofern ist

---

[1]) Laband II S. 199; auch von Rönne I S. 75.

[2]) Laband II S. 208; auch Arndt S. 754.

[3]) EG. zum BGB. Art. 5; RG. vom 30. 8. 1871 betr. die Einführung des RStGB. in Elsaß-Lothringen Art. 1 Abs. 2.

[4]) Durch RG. vom 9. Juni 1871.

[5]) Laband II S. 211.

[6]) a. a. O.; Cahn S. 16 f.; Arndt S. 755.

[7]) Jellinek S. 368.

[8]) v. Stengel 1895 S. 134 Anm. 3.

[9]) Laband II S. 240 f.

also ein Unterschied zwischen der Rechtsstellung der Elsaß-Lothringer für die Zeit unmittelbar nach der Angliederung an das Reich und der heutigen Rechtsstellung der Eingeborenen unserer Schutzgebiete begründet, als erstere als Inländer zu behandeln waren und die Staatsangehörigkeit in einem Einzelstaate unmittelbar erlangen konnten, während die Eingeborenen keinen gesetzlich gewährleisteten Anspruch auf gleiche Behandlung mit den Inländern haben und die Staatsangehörigkeit in einem Einzelstaate nicht unmittelbar erwerben können. Denn § 9 des Schutzgebietsgesetzes[1]) besagt, daß Eingeborenen durch Naturalisation die Reichsangehörigkeit verliehen werden kann; erst wenn sie auf diese Weise Reichsangehörige geworden sind, können sie gemäß § 2 Nr. 4 des RG. vom 1. Juni 1870 die Staatsangehörigkeit in einem Bundesstaate durch Aufnahme erlangen. Wehrpflichtig sind die Eingeborenen jedoch auch heute noch nicht gleich den Reichsländern in der Zeit kurz nach der Angliederung an das Reich[2]).

Die Unterthanenschaft der Elsaß-Lothringer war jedoch nicht von langer Dauer; nach und nach erhielten sie die Rechte und Pflichten übertragen, welche den Inhalt des Reichsbürgerrechts ausmachen.

Zunächst wurden durch Reichsgesetz vom 23. Januar 1872 die Bestimmungen über das Reichskriegswesen in Elsaß-Lothringen eingeführt. Demgemäß wurden auch die Elsaß-Lothringer wehrpflichtig gleich den Reichsangehörigen und hatten gleich diesen die Kosten und Lasten des gesamten Kriegswesens des Reiches anteilmäßig zu tragen.

Außerdem aber wurde durch Reichsgesetz vom 8. Januar 1873 auch das Reichsgesetz vom 1. Juni 1870 in die Reichslande eingeführt.

Die völlige rechtliche Gleichheit mit den Angehörigen der Einzelstaaten als Reichsangehörigen und damit die Reichsangehörigkeit erhielten die Elsaß-Lothringer jedoch erst durch das Reichsgesetz vom 25. Juni 1873 zugesichert. Dieses Gesetz bestimmte, daß die Verfassung des Deutschen Reiches in Elsaß-Lothringen vom 1. Januar 1874 ab in Wirksamkeit treten sollte. Gemäß § 6 desselben Gesetzes sollte das Wahlgesetz für den Deutschen Reichstag vom 31. Mai 1869 am gleichen Tage in Elsaß-Lothringen in Kraft treten.

1. Die Einführung der Reichsverfassung in die Reichslande hatte die Wirkung, daß die Bewohner der Reichslande vom 1. Januar 1874 an Reichsangehörige wurden[3]) und in das gleiche rechtliche Verhältnis zum Reiche traten wie die Angehörigen der Einzelstaaten. Es standen ihnen nunmehr die gleichen Rechte und Pflichten zu wie den übrigen Reichsangehörigen, welche die Reichsangehörigkeit durch die Angehörigkeit zu einem Einzelstaate besaßen.

2. Wenn gleichwohl auch das Reichsgesetz vom 1. Juni 1870 in die Reichslande eingeführt ist, so bedeutet dies nur, daß „materiell dieselben Thatsachen, welche in den Bundesstaaten den Erwerb oder Verlust der Staatsangehörigkeit und in untrennbarem Zusammenhange damit den der Reichsangehörigkeit begründen, in Elsaß-Lothringen unmittelbar den Erwerb oder Verlust der Reichsangehörigkeit bewirken, und daß formell die Behörden des Reichslandes dasselbe Verfahren beobachten,

---

[1]) Schgg. S. 36.
[2]) S. Seite 221.
[3]) von Rönne, RV. S. 25 § 2, S. 39.

wie im übrigen Reichsgebiet die Behörden der Einzelstaaten" [1]). „Dagegen giebt es kein vom Reichsbürgerrecht verschiedenes Staatsbürgerrecht in Elsaß-Lothringen mit eigenem Inhalt und spezifischen Rechtswirkungen" [2]). Das beweist vor allen Dingen, daß „die rechtliche Fähigkeit zur Mitwirkung an der Bildung der Vertretungskörper" [3]), das Wahlrecht, in den Reichslanden jeder Reichsangehörige auszuüben befugt ist, während das Wahlrecht zu den Vertretungskörpern der Einzelstaaten kein Reichsangehöriger auszuüben berechtigt ist, wenn er nicht die Angehörigkeit in diesem Einzelstaate besitzt.

IV. Wesen und Bedeutung der Reichsangehörigkeit in den Reichslanden.

1. Wesen.

Erwerbung und Verlust der Reichsangehörigkeit erfolgen in den Reichslanden nicht vermittelst der Erwerbung und des Verlustes der etwa fingiert zu denkenden Landesangehörigkeit [4]), sondern unmittelbar und in gleicher Weise, wie die Staatsangehörigkeit in einem Einzelstaate erworben wird und verloren geht.

Da die formelle Voraussetzung des § 1 des Reichsgesetzes vom 1. Juni 1870 in den Reichslanden für den Besitz der Reichsangehörigkeit in Wegfall gekommen ist, so nimmt Zorn [5]) hier eine ganz besondere Anomalie als vorliegend an. Dem ist jedoch nicht beizustimmen. Vielmehr tritt hier nur die materielle Bedeutung der Reichsangehörigkeit als eines selbständigen unmittelbaren Rechtsverhältnisses mit eigenem Inhalt und besonderen Rechtswirkungen [6]), losgelöst von der formellen Abhängigkeit von der Staatsangehörigkeit, klar und deutlich zu Tage: Der Begriff der unmittelbaren Reichsangehörigkeit, der im alten deutschen Reichsstaatsrecht durch Jahrhunderte eine so bedeutsame Rolle gespielt hat, ist wiedererstanden.

2. Bedeutung.

Die unmittelbare Reichsangehörigkeit in den Reichslanden hat sonach eine Änderung des formellen Verhältnisses der Staatsangehörigkeit zur Reichsangehörigkeit herbeigeführt und der letzteren zu der ihr materiell gebührenden Bedeutung verholfen. Ihr Dasein, welches in der ganzen staatsrechtlichen Litteratur sowie auch in der neuesten Reichsgesetzgebung anerkannt ist, und welches Zorn als eine Anomalie bezeichnet, ist aber der schlagendste Beweis für die Unrichtigkeit aller derjenigen Auffassungen, welche den Begriff der Reichsangehörigkeit als eines selbständigen unmittelbaren Rechtsverhältnisses mit eigenem Inhalt und besonderen Rechtswirkungen in Abrede stellten. Ihre Bedeutung liegt daher nicht nur auf politischem, sondern auch auf juristischem Gebiet. Denn sie lehrt uns erkennen, daß die thatsächliche Doppelstellung des Einzelnen als Angehörigen zweier Staaten eine rechtliche Wirkung

---

[1]) Laband II S. 209.

[2]) a. a. O.

[3]) a. a. O. S. 210.

[4]) siehe bei Cahn S. 12 Anm. „Diese Bezeichnung ist thatsächlich im amtlichen Gebrauch!" Siehe auch Riebow I S. 71 § 21; Kolisch S. 57.

[5]) I S. 454.

[6]) siehe oben § 6 I Heft 6 S. 186.

des Zusammenschlusses der deutschen Staaten zum Bundesstaate ist, und daß die Rechtswirkungen, welche sich aus der Angehörigkeit zu zwei Staaten ergeben, durch Verträge, Verfassungen und Gesetze in der Weise geregelt werden können, daß sie auch in einem Einzelnen zur Erfüllung gelangen können, ohne daß dadurch ein Widerstreit der Rechte und Pflichten in dem Einzelnen oder der rechtlich geschützten Interessen der mehreren Staaten entstünde.

§ 10.

Reichs- und Staatsangehörigkeit in den Schutzgebieten.

I. Erwerbung der Schutzgebiete.

War schon durch die Erwerbung der Reichslande die grundsätzliche formelle Abhängigkeit der Reichsangehörigkeit von der Staatsangehörigkeit beseitigt, so tritt der selbständige Charakter der Reichsangehörigkeit auch in formeller Hinsicht noch viel mehr hervor, seitdem die Staatsgewalt des Reiches auch über ferne in Übersee gelegene Länder mit einer kulturell minderwertigen Bevölkerung ausgedehnt ist.

II. Staatsrechtliche Stellung.

Die Einheit der Staatsgewalt im Reiche und in den Schutzgebieten reicht, wie Jellinek[1]) zutreffend ausführt, allein nicht aus, um eine staatliche Einheit zu begründen. Die Schutzgewalt ist mit der Reichsgewalt identisch; dennoch bilden die Schutzgebiete mit dem Reiche keine staatliche Einheit, weil das Volk dieser Gebiete zwar vom Reiche beherrscht wird, aber mit dem Reichsvolk dessen subjektive Qualität nicht teilt[2]). Die Schutzgebiete sind daher der Herrschaft des Deutschen Reiches unterworfen, allein sie bilden keinen Bestandteil des verfassungsmäßig umschriebenen Reichsgebietes. Sie gehören dem Reiche, aber nicht zum Reiche. Sie sind daher grundsätzlich für das Reich Ausland im staatsrechtlichen Sinne[3]). „Sie sind daher eigentliche Kolonien, die als überseeische Provinzen des Deutschen Reiches seiner Souveränität unterstehen[4]).“ Nicht aber sind sie Ausland in völkerrechtlicher Beziehung, und das ist in mancher Hinsicht auch für den Begriff der Reichsangehörigkeit in den Schutzgebieten von Bedeutung. Die Schutzgewalt des Reiches hat in den Schutzgebieten einen unbeschränkt territorialen Charakter, d. h. sie schließt fremde staatliche Herrschaftsrechte daselbst völlig aus. Dieser territoriale Charakter der Schutzgewalt ist aus der Ausübung der Gerichtsbarkeit über alle Bewohner und aus der Geltung der deutschen Gesetze für alle Bewohner der Schutzgebiete ersichtlich[5]). Daran ändert auch nichts, daß den Eingeborenen der Schutzgebiete eine rechtliche Sonderstellung beigelegt ist[6]).

III. Rechtsstellung der Bewohner.

Der souveränen Staatsgewalt des Reiches unterstehen sonach alle Bewohner der Schutzgebiete. Aber die Art und Weise, in welcher sich die Reichsgewalt den

---

[1]) S. 368.

[2]) a. a. O.

[3]) Derselbe S. 597; Laband II S. 277.

[4]) von Stengel, S. 32.

[5]) Schgg. S. 1 § 2, S. 11 § 3, S. 31 § 7; Laband II S. 280; v Stengel S. 40.

[6]) Schgg. S. 23 § 4, S. 31 § 7, S. 47 § 10.

Bewohnern der Schutzgebiete gegenüber äußert, führt eine durchaus verschiedene Rechtsstellung derselben herbei.

1. Was zunächst die Eingeborenen anlangt, so sind sie keine Staatsgenossen, sondern nur Unterthanen des Reiches. Sie sind nicht Angehörige des Reiches, denn sie gehören nicht einem der das Reich bildenden Staaten noch auch den Reichslanden an, besitzen daher auch nicht die Rechte und Pflichten, welche aus der Angehörigkeit zum Reiche oder zu den Einzelstaaten folgen. Sie sind aber auch nicht bloße de facto Unterthanen oder subditi temporarii, sondern bilden eine besondere Klasse von Unterthanen, welche durch die Unterwerfung ihres Gebietes unter die Staatsgewalt des Reiches in ein rechtliches Verhältnis der Gebundenheit an die Reichsgewalt getreten, welche ihr unterworfen sind[1]). Um dies Rechtsverhältnis der Gebundenheit zu bezeichnen, kann man sie Angehörige der Schutzgebiete nennen im Gegensatz zu den Angehörigen fremder Staaten und Kolonien.

Die Eingeborenen unterstehen insgesamt der Schutzgewalt des Reiches, auch die Bewohner der Interessensphären, d. h. die bislang thatsächlich noch nicht besetzten und verwalteten Teile der Schutzgebiete. Denn die Schutzgewalt hat einen territorialen Charakter und erstreckt sich über die Schutzgebiete in ihrem ganzen Umfang, soweit sie durch völkerrechtliche Verträge abgegrenzt sind und infolge stillschweigender Anerkennung der nicht zu den Vertragsparteien gehörenden Staaten als deutsche Schutzgebiete gelten. Seit den ersten Zeiten unserer kolonialen Herrschaft wurden sogar als Eingeborene nicht nur die Angehörigen der in den Schutzgebieten heimischen Stämme, sondern auch die Angehörigen anderer farbigen Stämme angesehen[2]). Es geschieht dies auch heute noch[3]); nur kann der Gouverneur mit Genehmigung des Reichskanzlers Ausnahmen bestimmen[4]). Japaner gelten aber nicht als Angehörige farbiger Stämme.

Wenngleich die Schutzgebiete keine Staaten sind, so ist doch die Angehörigkeit zu denselben ein staatsrechtlich bedeutsamer Begriff und die Voraussetzung einer Reihe von Rechten und Pflichten. Dieser Rechtsbegriff der Schutzgebietsangehörigkeit ist jedoch streng zu scheiden von demjenigen der Reichs- und Staatsangehörigkeit des deutschen Staatsrechts[5]). Die Reichsangehörigen sind nicht zugleich Schutzgebietsangehörige, denn erstere stellen die herrschende, letztere die beherrschte Klasse der Bewohner der Schutzgebiete dar, und diese Thatsache findet ihren rechtlichen Ausdruck in dem verschiedenen Maße der Rechte und Pflichten der Angehörigen des Reiches und derjenigen der Schutzgebiete.

Im weitesten Umfange ist die gesetzliche Sonderstellung der Schutzgebietsangehörigen durch die Reichsgesetzgebung anerkannt.

Zwar werden die Schutzgebietsangehörigen in vielen Beziehungen den Reichsangehörigen gleich behandelt. Sie können wegen strafbarer Handlungen nicht an fremde Staaten ausgeliefert werden[6]). Auch kann ihnen das Recht zur

[1]) von Stengel 1895 S. 138, 1901 S. 59.

[2]) Riebow I S. 532, 565 § 2, 624; II S. 63.

[3]) Schgg. S. 24 § 4, S. 25 § 2.

[4]) siehe unten zu 2a Heft 8.

[5]) A. A. Laband I S. 126 Anm. 1.

[6]) Riebow I S. 41, II S. 95 Art. 3, S. 362 Art. 5; analog RStGB. § 9.

Führung der Reichsflagge erteilt werden[1]). Sind sie Angehörige der im Deutschen Reiche anerkannten Religionsgemeinschaften, so werden ihnen in den Schutzgebieten Gewissensfreiheit und religiöse Duldung gewährleistet[2]).

Doch unterstehen sie besonderem Recht[3]) und besonderer Gerichtsbarkeit[4]). Sie sind gewissen Beschränkungen und Abweichungen vom deutschen Recht unterworfen hinsichtlich

a. der Veräußerung von Grund und Boden[5]);
b. der Verpfändung von beweglichen Sachen[6]);
c. der Kreditgewährung[7]);
d. der Dienstverträge[8]);
e. der Errichtung von Rechtsgeschäften[9]);
f. des Schutzes gegen den Wucher[10]).

An öffentlich-rechtlichen Besonderheiten sind weiterhin zu erwähnen:

a. Die Beschränkung der Auswanderungsfreiheit[11]);
b. die Schaffung von Reservaten[12]).

Infolge der kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Verschiedenheit der Daseinsbedingungen, unter denen die einzelnen Volksstämme der räumlich weit von einander getrennten Schutzgebiete leben, sind auch die Rechte und Pflichten der Angehörigen der einzelnen Schutzgebiete verschieden.

Gemeinsam für alle Schutzgebietsangehörigen besteht jedoch die Gehorsamspflicht und die Treuverpflichtung. Diese folgen aus ihrer Unterthanenschaft zum Reiche.

Diesen Pflichten entsprechen:

a. Der Anspruch auf Schutz dem Auslande gegenüber[13]);
b. das Recht, an den Wohlthaten des staatlichen Gemeinwesens teilzunehmen.

Dagegen ist ein Wohnrecht dem Schutzgebietsangehörigen nicht zuzusprechen; denn das Reichsgesetz vom 1. November 1867 über die Freizügigkeit ist in die Schutzgebiete nicht eingeführt; es ist demnach eine Landesverweisung der Schutzgebietsangehörigen möglich.

Eine Auslieferung der Schutzgebietsangehörigen an die Gerichte eines Bundesstaates oder des Reiches in Elsaß-Lothringen ist jedoch nicht möglich;

---

[1]) Schgg. S. 47 § 10; Riebow I S. 431, II S. 38; siehe auch RG. vom 25. 10. 1867 § 2; HGB. § 503 Abs. 2.

[2]) Schgg. S. 58 § 14.

[3]) Schgg. S. 23 § 4, 31 § 7 Abs. 3; Riebow I S. 627ff.; V S. 207ff.

[4]) Schgg. S. 23 § 4; Riebow I S. 186 § 1, 251, 364 §§ 2f., 565, 569; II S 63, 130, 177f., 182, 218, 229f., 247, 262, 369, 213ff., 294; IV S. 165ff., 191ff.

[5]) Riebow I S. 249, 279, 299, 473 § 5, 624ff.; II S. 134, 201, 233, 291; V S. 19, 192 § 3, 198.

[6]) a. a. O. I S. 248, IV S. 38, V S. 12.

[7]) a. a. O. I S. 624ff., IV S. 10, 24, 42, 45, V S. 58, 157.

[8]) a. a. O. I S. 552; II S. 318; III S. 8.

[9]) a. a. O. II S. 40.

[10]) a. a. O. III S. 16.

[11]) a. a. O. I S. 253, 280, 322; II S. 37ff., 64, 131, 214; IV S. 92, 123, 132 V S. 21, 108. Deutsches Kolonialblatt 1902 Nr. 4 S. 86.

[12]) Riebow III S. 26.

[13]) siehe oben S. 219 Anm. 6.

denn das Reichsgesetz vom 21. Juni 1869 über die Gewährung der Rechtshülfe hat nur für die Nichteingeborenen in den Schutzgebieten Geltung[1]). Eine Kaiserliche Verordnung, durch welche gemäß § 4 a. a. O. dieses Gesetz auch für die Schutzgebietsangehörigen in Kraft gesetzt werden könnte, ist bisher nicht ergangen.

Da ferner die Bestimmungen der Reichsverfassung über das Reichskriegswesen in den Schutzgebieten nicht in Geltung sind, so besteht auch für die Schutzgebietsangehörigen nicht die allgemeine Wehrpflicht. Doch folgt aus ihrer allgemeinen Pflicht zum Gehorsam gegen das Reich, daß sie vom Kaiser und vom Gouverneur zu militärischen Dienstleistungen herangezogen werden können. In einzelnen Fällen ist diese Dienstpflicht durch besondere Verträge festgesetzt[2]).

Wenn sonach die Schutzgebietsangehörigen im Verhältnis zu den Reichsangehörigen eine geminderte Rechtsstellung besitzen, so sind sie doch nicht als Ausländer im Sinne der Reichsgesetze zu betrachten. Den in den Schutzgebieten geltenden Reichsgesetzen und preußischen Gesetzen[3]) unterliegen zwar nur die Reichsangehörigen, soweit ihnen nicht auch die Schutzgebietsangehörigen durch Kaiserliche Verordnung unterstellt sind[4]). Da jedoch die Schutzgebietsangehörigen nicht nur thatsächlich der Staatsgewalt des Reiches unterworfen und Bewohner von staatsrechtlich dem Reiche gehörenden Gebieten sind, sondern in einem Verhältnis der rechtlichen Gebundenheit an das Reich stehen, so unterscheiden sie sich in dieser Beziehung von den Ausländern, welche nur subditi temporarii, nur de facto Unterthanen ohne rechtliche Gebundenheit sind[5]). *Sie sind demnach auch nicht als Ausländer zu betrachten noch als solche zu behandeln*[6]). Ebensowenig sind naturgemäß im Sinne der bezeichneten Gesetze diejenigen Reichsangehörigen als Ausländer zu betrachten, welche sich in den Schutzgebieten oder im Auslande aufhalten. Entscheidend für den Begriff des Ausländers im Sinne dieser Gesetze ist nur das *Verhältnis der rechtlichen Gebundenheit an die Staatsgewalt des Reiches*, und nicht der Aufenthalt im Reichsgebiet oder in den Schutzgebieten und damit die thatsächliche Erreichbarkeit der Person oder des Vermögens des Einzelnen.

Von Bedeutung ist die Angehörigkeit zu den Schutzgebieten im Gegensatze zu der Eigenschaft als Ausländer vor allem in prozessualer Hinsicht.

a. Jeder Schutzgebietsangehörige hat gleich dem Reichsangehörigen Anspruch auf Bewilligung des Armenrechtes, sofern ein Gerichtsstand vor einem deutschen Gerichte für ihn begründet ist[7]).

Die Reichsangehörigen haben diesen Anspruch vor den ordentlichen Gerichten der Schutzgebiete ipso iure; denn sie unterliegen gemäß § 3 Schgg. und § 19 K.GG. den Bestimmungen der Zivilprozeßordnung[8]). Den Schutzgebietsangehörigen

---

[1]) Schgg. S. 11 § 3, S. 23 § 4.

[2]) Siehe Deutsche Kolonialzeitung 1896 Nr. 41 S. 323f.; Riebow I S. 156, 166; Kolonialblatt 1896 S. 104.

[3]) Schgg. S. 11 §§ 3, 19.

[4]) a. a. O. S. 23 § 4.

[5]) Siehe auch v. Stengel S. 35ff., 59ff.

[6]) Die Anwendung der Grundsätze der Reziprozität und der Retorsion ist den Schutzgebietsangehörigen gegenüber ausgeschlossen. Siehe Art. 31 EG. zum BGB.

[7]) Riebow IV S. 167 § 1, 191 § 1; C.P.O. § 114.

[8]) Siehe dagegen die Verfügung des Preußischen Justizministers, Preußisches Justiz-Ministerial-Blatt Nr. 12 vom 21. März 1902, auch abgedruckt im Deutschen Kolonialblatt 1902 Nr. 7.

steht der Anspruch zu, weil sie keine Ausländer sind; er steht ihnen unbedingt zu, und nicht nur insoweit, als den Reichsangehörigen in den Schutzgebieten die Gegenseitigkeit verbürgt ist; nur dann aber steht er ihnen zu, wenn sie den Bestimmungen der Zivilprozeßordnung unterstehen.

b. Zur Sicherheitsleistung[1]) wegen der Prozeßkosten sind die Schutzgebietsangehörigen unter den gleichen Bedingungen wie zu a. nicht verpflichtet.

c. In gleicher Weise tritt für sie die Verpflichtung zur Zahlung des Ausländervorschusses[2]) nicht ein.

Die unten angezogene Verfügung des Preußischen Justizministers teilt die Auffassung, daß die Schutzgebietsangehörigen vor preußischen Gerichten in prozessualer Hinsicht als Inländer zu behandeln sind. Die Begründung dieser Auffassung scheint jedoch nicht ganz zutreffend. Es heißt daselbst:

> „Die Gouverneure der Schutzgebiete sind dahin verständigt worden, daß die Reichsangehörigen von den Gerichten in den Schutzgebieten sowohl hinsichtlich der Sicherheitsleistung für die Prozeßkosten und des Ausländervorschusses als auch hinsichtlich der Zulassung zum Armenrecht als Inländer zu behandeln sind. Hiernach ist die Gegenseitigkeit als verbürgt anzusehen, und es sind demnach auch die Eingeborenen der Schutzgebiete, wenn sie vor preußischen Gerichten auftreten, in Ansehung der Sicherheitsleistung, des Ausländervorschusses und des Armenrechts als Inländer zu behandeln."

Die Fiktion, daß den Reichsangehörigen bezüglich der erwähnten prozessualen Vorschriften in den Schutzgebieten die Gegenseitigkeit als verbürgt anzusehen sei, ist zunächst durchaus entbehrlich Denn die Reichsangehörigen unterstehen auch in den Schutzgebieten gemäß § 3 Schgg. und § 19 Kgg. den Bestimmungen der C.P.O. Die Gegenseitigkeit könnte ihnen außerdem nur in fremden Staaten verbürgt werden, nicht aber in solchen Gebieten, welche staatsrechtlich in einem Abhängigkeitsverhältnisse zum Reiche stehen. Wenn demnach die Gouverneure der Schutzgebiete angewiesen sind, die Reichsangehörigen in den genannten prozessualen Beziehungen als Inländer zu behandeln, so ist dadurch den Reichsangehörigen nicht die Gegenseitigkeit verbürgt, sondern es ist nur ihr gesetzlicher Anspruch anerkannt, daß die Bestimmungen der Zivilprozeßordnung auch von den Gerichten der Schutzgebiete entsprechend[3]) auf sie angewendet werden.

---

[1]) CPO. § 110.

[2]) G.K.G. § 85.

[3]) d. h. mit den Beschränkungen, welche die Verschiedenheit der Gerichtsverfassung im Reiche und in den Schutzgebieten notwendigerweise nach sich zieht.

(Fortsetzung folgt.)

Uebersicht über die bedeutendsten Forschungsreisen in Nordostafrika.

Von G. A. Kannengießer.

(Mit einer Kartenskizze).

I.

Die weißen Flächen auf der Karte Afrikas werden von Jahr zu Jahr kleiner. Vorzüglich ist der Nordosten des Kontinents in den letzten Jahren von den Reisenden verschiedener Nationen erforscht.

Im Laufe des Jahres 1901 sind die beiden deutschen Forscher, Herr Oskar Neumann und Herr Freiherr von Erlanger von ihren Reisen durch Süd-Aethiopien, den Sudan, die Galla- und Samal-Länder glücklich zurückgekehrt.

Die Forschungsreisen dieser Herren zerfallen in 3 verschiedene Teile, zuerst die gemeinsame Reise von Zeila über Harar-Scheikh-Hussein nach Adis-Abeba; dann diejenige des H. O. Neumann nach dem blauen Nil und von Adis-Abeba über die äthiopische Seenplatte, wobei zeitweise wieder ein Zusammenmarsch mit der Expedition v. Erlanger stattfand, nach dem Abaja-See und von dort zum Flußgebiete des Sobat im Sudan; drittens diejenige des Frh. v. Erlanger von Adis-Abeba über die Seen zum Sanale-Doria (Juba).

Die Aufgabe, welche sich die Herren für diese Reisen gestellt haben, bestand in der Erforschung der unbekanntesten Gegenden Nordost-Afrikas, in geographischer und naturwissenschaftlicher Beziehung.

Ende Mai 1901 brach die Expedition[1]) von Harar nach Süden auf, und überschritt das bis 1800 m hohe, mit Buschwerk bewachsene Plateau, welches sich bis zum Wabbi Fl. hinzieht; bewohnt ist dasselbe von den Ennia Galla, einem Mischstamme von Galla und Somali, sie sind Nomaden und leben von der Viehzucht, ihre viereckigen Hütten werden aus Rinderdung gebaut.

Der Wabbi wurde nach 14tägigem Marsch erreicht und nicht ohne Schwierigkeiten überschritten, man betrat damit das von Arussi Galla bewohnte Land, welches zur Herrschaft des in Ginir residierenden abessinischen Statthalters, des Desajmatsch „Wolde Gabriel" gehört. Die Expedition schlug nun westliche Richtung ein und marschierte parallel dem Flußthal des Wabbi nach Scheikh-Hussein, wo sich mehrere, als heilig verehrte Gräber befinden. Die Bewohner des Ortes stammen von arabischen Kolonisten ab.

Von Scheikh-Hussein erreichten die Forscher, nach dem nunmehr auf Adis-Abeba eingeschlagenem Marsch, die Hochebene „Didda" zwischen Wabbi und Hauasch. Dieses etwa 3000 m hohe und sehr rauhe Plateau, welches durch die

---

[1]) Die Angaben sind entnommen: 1. dem Vortrage des H. O. Neumann, erschienen in der Zeitschrift der Gesellsch. für Erdkunde in Berlin Heft I 1902; 2. dem Vortrage des H. Frh. v. Erlanger in der Abt. Berlin-Charlottenburg der D. Kol. Ges. veröffentlicht i. den Verhandlungen Band VI Heft 3.

eingetretene Regenzeit teilweise in einen Morast verwandelt wurde, wird von einem wilden Reitervolk (Galla) bewohnt. Nachdem der Hauasch, wie sein Nebenfluß Modjo, welche infolge der Regenzeit ein starkes Hindernis bildeten, überwunden waren, gelangte man Mitte August nach Adis-Abeba.

Über diesen Ort, wie über Kaiser Melenik und die ganzen Verhältnisse in Abessinien giebt Frh. v. Erlanger eine sehr interessante Schilderung, der hier nur das Wichtigste entnommen werden soll. Darnach ist Adis-Abeba, wie allgemein angenommen, keine Stadt, sondern nur eine Ansammlung von runden abessinischen Hütten, in deren Mitte auf einem Hügel der Palast des Negus sich erhebt.

Nach H. O. Neumann soll in kurzem Adis-Abeba, wegen eingetretenen Holzmangels, nach dem zwei Tagemärsche westlich gelegenem Dorfe Ejere verlegt werden, das dann den Namen „Adis Halem" (die neue Welt) erhalten wird.

Der Kaiser selbst wird, als ein intelligenter Mann von 56 Jahren, mit klugen Augen und scharf ausgeprägten Gesichtszügen, geschildert, der im Gegensatz zu seiner Gemahlin „Taitu" den Europäern gegenüber freundlich gesinnt ist.

Die sittliche Verwahrlosung des gewöhnlichen Volkes ist eine große, da auf Meneliks Anordnung „freie Liebe" herrscht, anders ist es unter den vornehmen Abessiniern, bei denen eine kirchliche Eheschließung stattfindet. Die Landesreligion ist die griechisch-koptische Kirche. Was die Justiz anlangt, so herrscht im Strafverfahren das Vergeltungssystem, d. h. hat jemand einen anderen erschlagen, so kann der Thäter der Familie des Erschlagenen zur Vollstreckung der gleichen Todesart ausgeliefert werden. Diebstahl an öffentlichem Eigentum wird mit Abschlagen der rechten Hand bestraft.

Die Eingeborenen treiben keinen Handel, sie überlassen denselben den Arabern und Indern; als Zahlungsmittel zirkulieren Maria-Theresia-Thaler, das unter der jetzigen Regierung geprägte Geld, außerdem als Kleingeld, Salzstangen von denen 4 Stück den Wert eines Thalers haben, und Patronen zum Gras-Gewehr.

Die Kolonisation des Gebirgslandes Abessinien durch Europäer wird von Frh. v. Erlanger infolge des dort herrschenden guten Klimas und der Fruchtbarkeit für möglich gehalten, nur die noch sehr unsicheren Verhältnisse stehen einer europäischen Einwanderung entgegen.

Von Adis-Abeba aus unternahm H. O. Neumann im September einen Vorstoß in ein bis dahin von Europäern noch nicht betretenes Stück Abessiniens, das im Norden von dem hier sehr tief eingeschnittenen Lauf des Abai (Blauer Nil), im Westen vom Guder, im Osten vom Muger, beides sind Nebenflüsse des Abai, begrenzt wird. Es ist dies ein bis 3000 m hohes Plateau, welches von Ackerbau treibenden Galla bewohnt wird. Der Zweck dieser Reise war, die Unterschiede in der Fauna zwischen Hauasch- und Blauem Nil-Gebiet festzustellen und diesen Teil des Landes kartographisch aufzunehmen. Mitte November brachen beide Karawanen getrennt zum Marsch nach der bis jetzt nicht genau bekannten Seen-Kette im ostafrikanischen Graben auf.

Vor Ueberschreitung des Hauasch wurde von Frh. v. Erlanger der heilige Berg Sekuala mit seinem Kratersee, der besonders von Leprakranken zur Heilung aufgesucht wird und den auch Kaiser Menelik jährlich besucht, erstiegen.

Vom Hauasch bis zum Zuai See dehnt sich eine wasserlose öde Steppe aus. Der Zuai, der einige Inseln enthält, ist durch den Sukfuk Fluß mit dem südlich

daran liegenden Hora Schale[1]) verbunden. Hier entdeckte man einen neuen See, den Hora Korre, der mit dem ersteren durch einen Flußarm verbunden ist. Unmittelbar südlich dieser beiden Seen liegt ein dritter See, der Hora Lamina. Der weitere Marsch führt zum 5. See, dem Abassi.

Das zwischen den Seen liegende Gelände ist alter Seeboden und die Erhebungen und Berge, welche aus der Sohle der Senkung aufsteigen, sind vulkanischer Natur. Es ist wohl anzunehmen, daß diese Erhebungen zu der Zeit, als sich hier ein einziger großer See befand, bereits, als Inseln, aus demselben hervorgeragt haben.

Das Land zwischen dem Zuai- und dem Abassi-See wird von den Arussi Galla, die teils Nomaden, teils aber auch seßhaft sind, bewohnt, während auf dem Plateau südlich des Abassi, wie am Nordost-Ufer des Abbaja-See eine von diesen ganz verschiedene Völkergruppe — Sidano Uata dera, Djamdjam — lebt, die auch in der Sprache wenig mit den Galla übereinstimmt. H. O. Neumann sagt, daß diese Stämme an die Wandorobbe in Ostafrika erinnern.

Nach kurzem Aufenthalt am Südufer des Abassi S. zogen beide Karawanen in Abera ein.

Folgen wir nun zunächst H. O. Neumann, welcher von der, in etwa 3100 m Höhe auf dem Plateau östlich des Abaja S. liegenden Hauptstadt des Dejasmatsch Baltscha aus dem Ostufer obengenannten Sees entlang, nach Süden zog. Durch eine schmale Landbrücke vom Abaja S. getrennt, schließt sich südlich ein kleinerer See, der von den Eingeborenen „Gandjule“ genannt wird, an. Hier stellte der Reisende die bisher unbekannte Thatsache fest, daß der Sagan, der Hauptzufluß des Stefanie-S., nicht dem Gandjule entströmt, vielmehr die Quellen desselben in kurzer Entfernung vom Südost Ufer des Abaja S. liegen, und nur während der Regenzeit der Gandjule durch ein sonst trockenes Ausflußbett einen Strom in den Sagon ergießt.

Vom Südende des Gandjule zog die Expedition nach Nordwest, dem Flußgebiet des Sobat und damit dem Nil zu. Westlich des Seis wurde der erste Negerstamm, „die Gardulla“, angetroffen, welche wahrscheinlich der Banturasse angehören. Bemerkenswert ist, daß dies Volk, Hütten aus Holzplanken baut, deren spitzes Strohdach durch eine irdene rote Vase verziert wird. Das Volk treibt Baumwollbau und versteht gute Stoffe zu weben.

Zwischen dem Sitz der Gardulla und dem, zum Rudolf-S. fließenden Omo dehnt sich zuerst eine unbewohnte Ebene, die aber reich mit Wild, besonders Elefanten, Nashörnern, Büffel und Antilopen besetzt ist, aus. Dann steigt das Gelände zu einem Gebirge an, das die Wasserscheide zwischen den Zuflüssen zum Stefanie-S. und denen zum Omo bildet. Die Durchquerung der Landschaften Uba, Gofa, Doko etc., welche politisch zu der Aequatorial-Provinz Abessiniens, unter dem Graf Leontiew gehören, ging nur langsam vor sich, da unter dem Maultierbestande der Expedition die Rotzkrankheit ausgebrochen war. Diese Krankheit scheint nach den bereits von Kapt. Welby, wie jetzt von H. von Erlanger und O. Neumann gemachten Erfahrungen an allen Zuflüssen des Stefanie-S. endemisch zu sein. Vor Betreten der Ebene war H. Neumann auch bereits vor der Krankheit gewarnt.

---

[1]) Hora heißt Salzee Schale-Pelikan.

Die Überschreitung des Omo erfolgte in der Landschaft Malo und zwar auf Flössen, mit darunter gebundenen, aufgeblasenen Ziegenhäuten. Bei dieser Gelegenheit wurden Nilpferde in ungeahnter Menge angetroffen, welche, weil sie nicht gejagt werden, sich wenig scheu zeigten.

Ethnographisch ist zu bemerken, daß die Bewohner der durchzogenen Landschaften wie diejenigen der am rechten Omoufer liegenden Landschaften: Koscha und Konta, Nachkommen eines alt hier eingesessenen Volkes sind, welches sich jedoch mit Galla vermischt hat, sie werden zur Gruppe der Walamo gerechnet. —

In den beiden letzten Landschaften blühte, infolge mehrjähriger Hungersnot der Sklavenhandel, auf den Märkten wurden neben Vieh und Baumwolle auch Kinder zum Verkauf gebracht.

Das Reich „Kaffa", welches der Reisende zunächst betrat und in dessen Hauptstadt-Anderatscha — ein längerer Aufenthalt genommen wurde, um den Verlust an Maultieren ꝛc. zu ergänzen, ist erst seit einigen Jahren von Abessinien unterworfen. Der südliche Teil des Landes ist vom schönsten Urwald bedeckt, durch den ein breiter Weg zur Hauptstadt führt. Die Bewohner stammen vermutlich von den alten Aethiopiern ab, jedenfalls hat sich das Christentum hier erhalten.

Vor der Eroberung durch die Abessinier soll das Land die größte Produktion an Kaffee aufgewiesen haben, während es in dieser Beziehung jetzt zurückgegangen ist, und von dem nördlich gelegenen, besser kultivierten Djimma bedeutend übertroffen wird.

Der Hauptstadt letzteren Reiches „Djiren" stattete H. Neumann einen Besuch ab und sagt von dem Donnerstagsmarkt daselbst, daß es der größte Markt ganz Abessiniens sei, auf welchem alle Produkte Nordost-Afrikas gehandelt würden und der infolge davon auch von 20—30000 Menschen besucht wird.

Westlich an Kaffa grenzt die Landschaft Gimirra, deren männliche Bewohner pelerinenartige Umhänge aus Riedgräsern gefertigt, sowie spitze Hüte aus Fellen von Ziegen und Kolobus-Affen tragen. Hier ist der letzte abessinische Posten. Die Bewohner der dann folgenden Länder Vinescho und Scheko betreffend, bemerkt H. Neumann, daß es ein eigentümlicher Menschenstamm sei dessen Sprache mit keiner der bisher bekannten Völker in Beziehung gebracht werden könnte. Die Männer — Frauen hat der Reisende, außer zwei alten Weibern, nicht gesehen, da diese aus Furcht vor der Raubsucht der Abessinier verborgen gehalten werden — sind von kräftiger, untersetzter Statur, tätowiert und zwar in besonders charakteristischer Weise auf der Stirn. Die von ihnen ebenfalls getragenen Pelerinen sind außer aus Riedgräsern und Baumrinde, sogar aus Stoffen, aus letzterer gefertigt, ähnlich denen aus Uganda und Usogo. Die Wohnhütten, massiv gearbeitet, sind mit aus festem Scheitholz hergestelltem Dach versehen. H. Neumann rechnet das Volk zu den Bantustämmen.

Im westlichen Teil von Scheko traf die Expedition auf einen großen, nach Westen fließenden Strom, dem Gelo, dessen Lauf man bis kurz oberhalb des Tata-Sees, den derselbe durchfließt, folgte, um dann durch unpassierbare Sümpfe gezwungen nach Süden abzubiegen. Nach zweitägigem Marsch gelangte die Expedition an das Ufer eines neuen Flusses, Akobo, dem man folgte.

(Fortsetzung folgt.)

Viehzucht in Paraguay.

Von Generalkonsul R. von Fischer-Treuenfeld, Dresden.
(Mit 5 Abbildungen.)

Paraguay befindet sich in dem Übergangsstadium aus einer aufblühenden Viehwirtschaft in das des Ackerbaues. Die Viehzucht bildet jedoch immer noch die reichste Produktionsquelle des Landes, die weit davon entfernt ist, ihre volle Entwicklung erreicht zu haben, da ausgedehnte vortreffliche Weideländer noch unbesetzt danieder liegen.

Nachdem der 5jährige große Krieg (1864—69) den Viehbestand Paraguay's, der im Jahre 1864 bereits 2 Millionen Stück Großvieh zählte, im Jahre 1870 bis auf nur 15 000 Stück vernichtet hatte, da konnte erst wieder mit der langsam zunehmenden Bevölkerung auf einen Zuwachs des Viehbestandes hingearbeitet werden. Die Thatsache, daß nach so vollständiger Vernichtung der Viehherden dennoch schon nach 30 Jahren der frühere Bestand nicht nur wieder erreicht, sondern sogar weit überholt worden ist, liefert den besten Beweis für die Vortrefflichkeit des vorhandenen Weidelandes; und nur mangelnder Unternehmungsgeist steht einer Verzehnfachung des heutigen Viehbestandes im Wege.

Nach Dr. R. Endlich[1]) kann eine Qu.-Legua (1875 ha) paraguayer Weideland mit 600—800 Rindern, „in vereinzelten" Fällen mit mehr, ohne Nachteil auf Körperformen und Vermehrungsprozente besetzt werden, sodaß ein Rind oder 10 Schafe 2,3—3,0 ha Land erfordern.

Viehbestände in Paraguay.

	1887	1896	1900	1901
Rinder	912 245	2 102 680	2 283 039	2 413 780
Schafe	42 490	130 352	214 058	236 755
Pferde	88 106	114 616	182 790	207 330
Ziegen	15 542	33 514	32 334	46 871
Schweine	13 375	39 513	23 887	38 377
Maulesel	—	14 841	3 490	5 974
Esel	—	10 803	4 067	4 665
	1 071 758	2 446 319	2 743 665	2 953 752

In Argentinien werden, da die Weiden dort teurer sind, 1000 und mehr Rinder auf den Hektar gesetzt, allerdings auf Kosten einer weniger günstigen Entwicklung der Tiere. Hierin liegt auch einer der hauptsächlichsten Gründe, woher Viehseuchen auf argentinischen Weiden viel stärker auftreten, als in Paraguay, wo sich die Tiere freier bewegen.

[1]) „Die Rinderzucht in den zentralen Teilen Südamerikas." Beihefte zum Tropenpflanzer. Nr. 4 und 5, Berlin, 1901.

Auf guten Weiden kann sich eine Rinderherde in 4 Jahren verdoppeln; hiernach müßte die jährliche Zunahme 26 % der gesamten Kopfzahl betragen. In außergewöhnlichen Fällen ist eine Zunahme von 35 % in einem Jahre zu verzeichnen, während im allgemeinen der Viehzüchter auf guten Weiden mit einer jährlichen Zunahme von 20—25 % seines Viehbestandes zufrieden sein kann. Die Größe der paraguayer Viehwirtschaften (Estancias) schwankt zwischen 3—20 Qu.-Leguas (à 1875 ha). Eine Qu.-Legua kostet 4000—6000 Mk. Für Weiden, die sich in unmittelbarer Nähe von Verkehrsstraßen, an der Eisenbahn, oder an den Ufern schiffbarer Flüsse befinden, wird bis 10 000 Mk. für die Qu.-Legua gezahlt. Gute Kämpe in der Nähe des Paraguayflusses sind in den letzten 10 Jahren um das Doppelte im Werte gestiegen.

Dr. E. Kemmerich urteilt nach langjähriger Erfahrung als einer der bedeutendsten Estancieros wie folgt:[1]) „Die günstigsten Aussichten bieten sich in Paraguay für Viehzucht in größerem Maßstabe, die besonders gebildeteren Landwirten, die über ein Kapital von 15—20 000 Mk. verfügen, zu empfehlen ist, wenn sie beabsichtigen, ein einfaches, arbeitsames Leben zu führen." Dieselbe hohe Autorität stellt eine Berechnung des Ertrages eines Betriebes für kleinere Landwirte im oberen Paraguay unter den im Jahre 1899 bestandenen Verhältnissen auf und gelangt zu folgendem Resultat:

Angenommen ein eingewanderter Pächter beginnt seine Viehzucht mit 500 Kühen, die ihm à Mk. 26.— zusammen Mk. 13 000 kosten, so belaufen sich seine Ausgaben wie folgt:

Für 500 junge Zuchtkühe	à Mk. 26.—	Mk.	13 000
„ 30 Zuchtbullen	à „ 36.—	„	1 080
„ 10 Reitpferde zum Hüten	à „ 90.—	„	900
„ Pacht für 530 Stück Vieh	à „ 1.80	„	954
Da 500 Kühe 400 Kälber bringen so stellt sich die Pacht im 2. Jahr für 930 Stück Vieh	à Mk. 1.80	„	1 674
Pacht im 3. Jahr für 1330 Stück Vieh		„	2 394
Ausgaben in 2½ bis 2¾ Jahren		Mk.	20 002

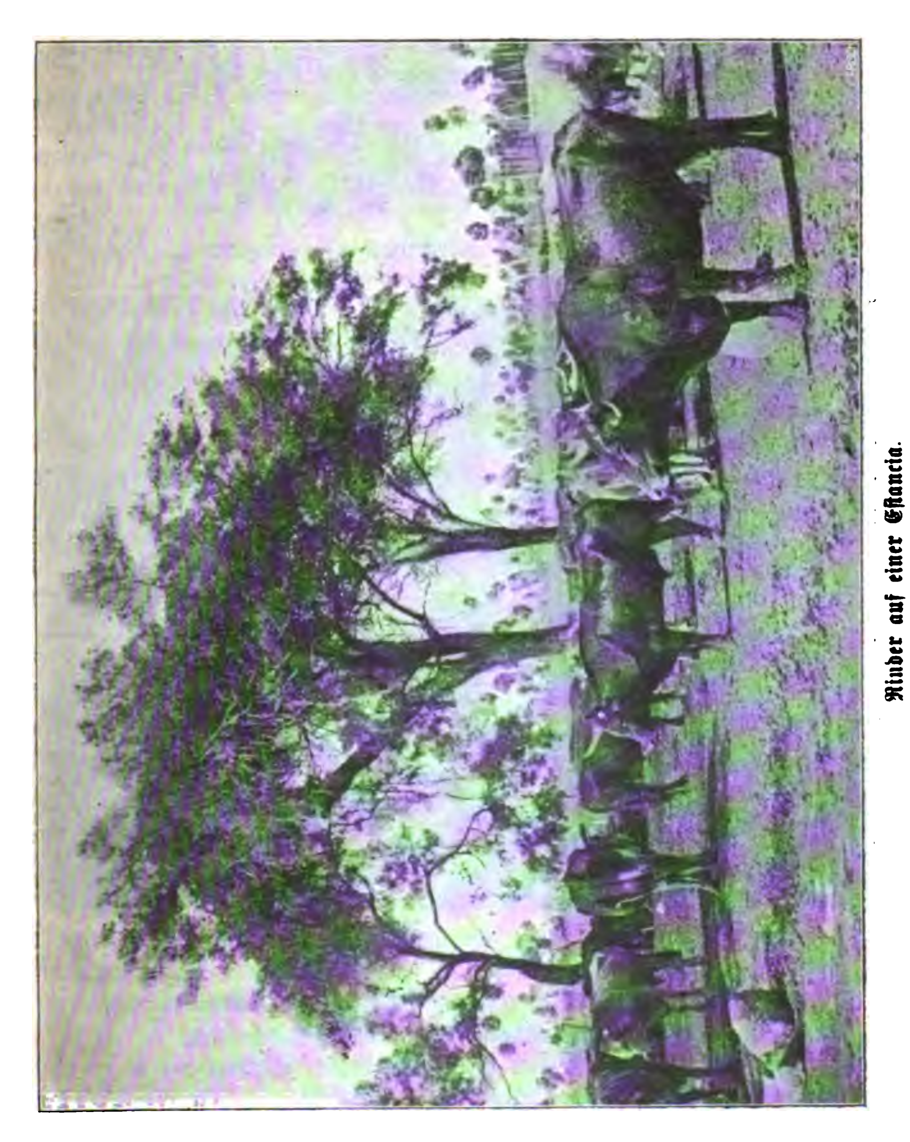
Der Pächter wird in 2¾ Jahren 1330 Stück Rinder besitzen und bei einem jährlichen Verlust von 2 % bleiben ihm mindestens 1246 Stück Vieh. Diese bewerten sich wie folgt:

470 Kühe à 26 Mk.	Mk.	12 200
384 zweijährige Tiere à Mk. 20.—	„	7 680
392 einjährige Tiere à „ 10.—	„	3 920
Pferde und Zuchtbullen	„	1 980
Gesamtwert des Viehbestandes	Mk.	25 780

Zieht man jährlich 2 % Verlust an Tieren in Rechnung, so ist auch die Pacht um ca. Mk. 900.— zu kürzen und es resultieren somit: Mk. 19 700 Ausgaben gegen Mk. 25 780 Einnahmen. Das zuerst angelegte Kapital verzinst sich unter allen Umständen mit ca. 12 % jährlich. Mehr darf ein ins Land gekommener Ansiedler nicht erwarten, zumal der Ankömmling, wie in dem hier an-

[1]) „Reisebilder aus dem oberen Paraguay". Parag. Rundschau, Asuncion 1900.

genommenen Falle, nicht selbst arbeitet, sondern sein Vieh in einer respektablen deutschen oder einheimischen Estancia in Pacht zum Hüten giebt. Im vierten Jahre kann er fette Rinder verkaufen; damit mehren sich seine Einnahmen und er kann dann nicht nur seinen Lebensunterhalt damit decken, sondern auch sein Kapital sicher mit 12—15 % jährlich verzinsen.



Rinder auf einer Estancia.

Dr. Kemmerich weist ebenfalls nach, wie größere Betriebe mit 8000 bis 10000 Stück Vieh und einem angelegten Kapital von 300000 Mk. in Land, Vieh und Gebäuden, 12—15 % jährlich einbringen, wo hingegen in Argentinien bei schon teuren Bodenpreisen nur ausnahmsweise mehr als 7—8 % herausgearbeitet werden kann.

Ähnliche Berechnungen sind auch von anderen Estanzia-Autoritäten veröffentlicht worden, und ergeben gleiche Resultate als die, zu welchen Dr. Endlich und Dr. Kemmerich gelangen. Es sei hier nur ein kurzer Auszug aus einem ausführlichen Anschlage des Paraguayer Estanzieros Herrn Louis Riemer erwähnt[1]):

Für eine größere Estanzia würde folgendes zu beschaffen sein:

10 Leguas (18750 ha) Kamp à Mk. 8000, 1 Wohnhaus, 1 Arbeitergebäude, 2 Schuppen, 2 Brunnen, 2 große Viehdepots, 2 kleine dito, Drahteinzäunungen, 6 ha Ackerland, diverse Anpflanzungen	Mk. 97040
An Viehbestand: 4000 Kühe, 400 Bullen, 1000 Ochsen zum Fettwerden, 150 Pferde, 50 Stuten, 3 Hengste, 300 Schafe, 20 Zugochsen, 2 Karren und diverse Geräte und Sattelzeug	Mk. 173200



Kolonistenhaus in San Bernardino.

An Personal ist erforderlich: 1 Aufseher, 6 Viehhirten, 2 Jungen, 2 Köchinnen, 1 Waschfrau, 1 Schafhirt, 1 Ackermann, einschließend Lohn, Unterhalt, allgemeine Unkosten, jährlich	Mk. 3840
Gesamt	Mk. 274080
Bei der Bilanz im ersten Jahre ist die Estanzia mit Mk. 274080 belastet, und stellt dagegen als Einnahme 3200 Kälber, à Mk. 11	Mk. 35200

[1]) „Paraguay und seine Viehzucht"; Paraguay Rundschau Nr. 29. Asuncion 1901.

Reinertrag durch den Verkauf der 1000 Fettochsen
à Mk. 8 . . . . Mk. 8000

Gesamt Mk. 43200

Die Estanzia verzinst also die Kapitalanlage mit 15³/₄ %.

Diese Reinerträge aus der paraguayer Viehzucht haben ein besonderes Interesse, wenn sie mit den entsprechenden Grundrenten aus den landwirtschaftlichen Betrieben Deutschlands verglichen werden, die nach Zusammenstellungen von Dr. L. Huschke[1]) bei kleineren Bauerngütern (13,64 ha; 48000 Mk.) eine mittlere Grundrente von 2 %; bei mittleren Bauerngütern (45 ha; 133000 Mk.) 1,33 % Grundrente; bei größeren Bauerngütern (61,11 ha; 150000 Mk.) noch nicht 0,5 % und bei Rittergütern (108¹/₂ ha; 273500 Mk.) etwas über 0,5 % Grundrente ergeben.

Paraguay besitzt große Viehwirtschaften: Die Aktiengesellschaft „Societé Foncière du Paraguay" hat im eigentlichen Paraguay 450000 ha und im Chaco



Estanzia im Chako.

18750 ha Land. Der Viehbestand war im Jahre 1900: 22427 Stück Zuchtvieh, 7114 Ochsen, 478 Dienstpferde und Maulesel und 640 Stuten. Die Jahresvermehrung betrug 36 %; der Reingewinn 138254 Fr.; Dividende 13,8 %.

Im Jahre 1902 war der Viehbestand der Gesellschaft auf 45000 Stück gestiegen; außer einem zahlreichen Beamtenpersonal wurden 200 Arbeiter und Knechte beschäftigt. Für Einzäunungen waren 72 Millionen Meter Draht verwendet. Das Schlachtvieh findet teils für den Konsum der Hauptstadt, teils in dem Saladero „Risso" Verwendung, und die Gesellschaft gedenkt ihren eigenen Saladero einzurichten. Die hauptsächlichsten Estanzias der Societé Foncière: Villa Sana, Santa Luisa, Santa Sofia, San Lorenzo, Toldo-cué, Caracol Saty

[1]) „Landwirtschaftliche Reinertragsberechnungen bei Klein-, Mittel- und Großbetrieb" 1901.

liegen im Norden Paraguays zwischen den Flüssen Aquidaban und Apa, mit einer gemeinschaftlichen General-Inspektion in Villa Sana, während sich der Hauptsitz in Paris befindet.

Der Distrikt von Villa Concepción allein umfaßt 300000 Rinder mit einem jährlichen Zuwachs von 70000 Stück. Den Anteil, den deutsches Kapital in jenem Distrikte im Jahre 1900 hatte, bestand in 180000 ha Weideland mit 20000 Stück Hornvieh, 1000 Pferden und 4000 Schafen; eine deutsche Kapitalanlage von über eine Million Mark in Concepcion allein. Auch Pferde- und Schafzucht wird in Paraguay lohnend betrieben; jedoch nur für den eigenen Bedarf, da ein Wettbewerb hierin mit Argentinien ausgeschlossen ist.

Die Saladero-Industrie Paraguays und der La Plataſtaaten, die insgesamt eine enorme Größe erreicht hat, bietet stets einen offenen Markt für die Rinder-



Rancho einer Estanzia.

zucht, während der Fleischexport, verbunden mit einem starken Fleischkonsum in den La Plata-Staaten und auf den Flotten der See- und Flußschiffahrt eine unaufhaltsame Steigerung des Bedarfs an Fleischprodukten verursacht. Da andererseits der Süden Argentiniens infolge seines rauheren Klimas mehr für Schaf- als für Rinderzucht geeignet ist, und die besseren Teile der nördlichen Hälfte der Republik, die noch vor ein paar Jahrzehnten ausschließlich der Viehzucht dienten, heute zumeist zum Ackerbau übergegangen sind, so wird die Notwendigkeit immer zwingender, das nördlich gelegene Paraguay und das noch weiter entfernte brasilianische Matto-Grosso in den Kreis intensiver Viehzucht und in den Fleisch-Weltmarkt hineinzuziehen.

In dieser Konjunktur liegt die Garantie für eine fernere ergiebige Entwickelung der Rinderzucht Paraguay's, denn während in Argentinien der Export

gefrorener Schafrümpfe im Jahre 1896 von 1932697 auf 2722727 im Jahre 1901 stieg, so war in demselben Zeitraume die Anzahl der auf argentinischen Saladeros eingepökelten Rinder von 449400 auf 400400 Stück zurückgegangen. Eine gleiche Erscheinung hat infolge der Entwickelung des Ackerbaues in der Republik Uruguay stattgefunden, wo die auf den Saladeros eingeschlachteten Rinder von 723400 Stück im Jahre 1896 auf 683400 im Jahre 1901 heruntergingen. Nach dem Viehzensus des Jahres 1895, verglichen mit dem des Jahres 1888, betrug der Rückgang des argentinischen Rinderbestandes trotz vermehrter Nachfrage dennoch 200000 Stück. Mit der Abnahme des Angebots am La Plata sind dort auch die Fleischpreise 15—20 % gestiegen, und da Rinder viel billiger in Paraguay als am La Plata sind, so wird es immer leicht sein, paraguayer Saladero-Produkte auf den Weltmarkt zu bringen und selbst lebendes Vieh nach den argentinischen Saladeros zu verfrachten.

Fettes Schlachtvieh wurde in Asuncion für den Bedarf der Hauptstadt wie folgt bezahlt:

Fette Ochsen	43—56	Mark
„ Jungochsen	39—50	„
„ Kühe	35—39	„

Durchschnitts-Viehpreise in Paraguay; 1901.

Arbeitsochse	Bueye de trabajo	46	Mark
Jungochse	Novillo	39	„
Kuh	Vaca	28	„
Schlachtochse	Bueye para tablada	51	„
Stier	Toro	38	„
Milchkuh	Vaca lechera	37	„
Kalb (1jährig)	Ternero	12	„
Schwein	Cerdo	22	„
Mastschwein	Cerdo cebado	34	„
Hammel	Carnero	5	„
Schaf	Oveja	5	„
Maulesel	Mula	107	„
Eselhengst	Asno hechon	107	„
Esel	Asno	22	„
Ziege	Cabra	5	„
Hengst-Pferd	Caballo entero	173	„
Stute, ungezähmt	Yegua chúcara	25	„
Stute, gezähmt	Yegua mansa	35[1]	„
Arbeits-Wallach	Caballo castrado	80	„
Reitpferd	Caballo para montado	195	„

Bei Halb- oder Vollbluttieren kommen höhere Preise in Rechnung.

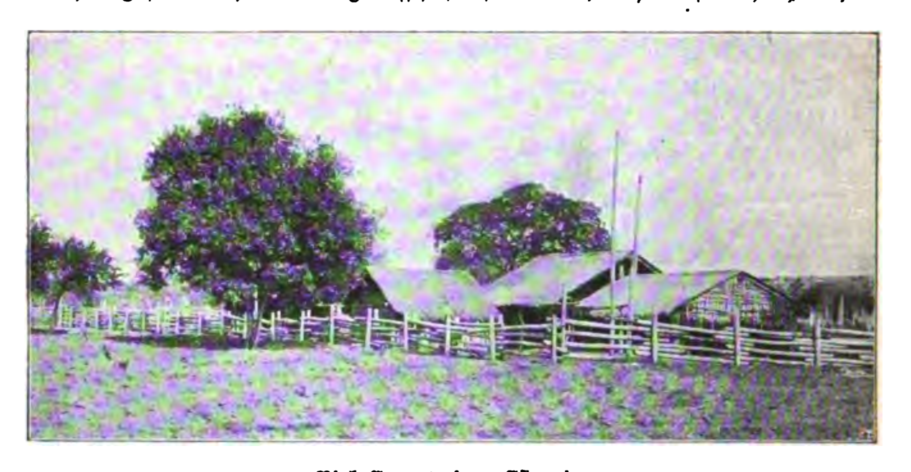
Die in Brasilien gezüchteten Zebustiere werden mit Vorteil zum Kreuzen der einheimischen Franquero-Rasse benutzt, deren Nachkommen, Chinas genannt,

[1]) In Südamerika gilt es als eines Mannes unwürdig, eine Stute zu reiten daher der niedrige Preis derselben.

sich recht gut bewähren. Vollblut-Zebustiere werden mit 250—400 Mark bezahlt und zweijährige Chinas mit 50—75 Mk.; Milchkühe holländischer Kreuzung mit 250 Mk.; und Chinastiere haben Preise bis zu 750 Mk. erreicht. Auch Durhamstiere und Shorthorns werden zur Kreuzung benutzt. Halbblutstuten von Hannoveraner-Vollbluthengsten werden mit 225—250 Mk. gerne erstanden.

Als Nebenprodukte der Viehzucht und des Saladerobetriebes sind: Häute, trockne sowohl als gesalzene; Knochen, Hörner, Ochsenzungen und Klauen zu nennen; die wesentliche Ausfuhrartikel bilden.

Wer in Paraguay einen großen Gewinn aus der Viehwirtschaft ziehen will, der muß die Leitung seines Besitztums mit Eifer und Ausdauer, unter gleichzeitiger Entbehrung so mancher Kulturgenüsse, selbst übernehmen, wofür ihn jedoch eine



Vieh-Corral einer Estanzia.

herrliche Natur, gesundes Klima, freie ungehinderte Thätigkeit auf eigner Scholle entschädigen und ihm mit Zuversicht einen wirtschaftlichen Erfolg in Aussicht stellen. Es wäre daher im Interesse Paraguay's sowohl, als zum Nutzen des Deutschtums, wenn sich finanzkräftige, aus jungen gebildeten Landwirten bestehende Deutsche Estanzia-Gesellschaften bilden würden, um einen erheblicheren Teil der reichen Weideländer Paraguay's, als dies bisher geschehen ist, für die wirtschaftlichen Interessen des Deutschtumes zu gewinnen. Der Bericht des Kaiserl. Konsuls in Asuncion, Freiherr v. Wangenheim, sagt hierüber[1]: „Es ist kleineren Deutschen Kapitalisten (30000 bis 50000 Mk.) hier ein Feld der Kapitalanlage geboten. Es befinden sich gegenwärtig in deutschen Händen etwa 6500 qkm (650000 ha) mit rund 70000 Stück Rindvieh besetzt, welche einen Gesamtwert von nahezu 4 Millionen Mk. darstellen.“

---

[1]) „Handelsberichte über das In- und Ausland.“ Reichsamt des Innern. Berlin, Dezember 1901.

Zur Tabakfrage.

Die Verhandlungen, die kürzlich in Berlin zwischen dem Tabakverein und dem Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika und Herrn Legationsrat Dr. Golinelli über den Tabakbau in dieser Kolonie stattgefunden haben, verleihen den Ausführungen Interesse, die wir in einem Artikel der „Times" über die Förderung des Tabakbaus in Indien niedergelegt finden. Man empfindet es als einen Rückstand, daß die englische Tabakindustrie immer noch auf den Bezug aus den Vereinigten Staaten und über Amsterdam angewiesen ist, während in Australien, den britischen Besitzungen in Afrika und Westindien eine ordentliche geschäftliche Kultur nicht stattfindet. Der Artikel verweist auf Britisch-Indien, wo der Tabak als eine einheimische Pflanze zu betrachten ist, obschon Sir George Birdwood der Ansicht war, daß er aus Amerika nach dem Orient gebracht wurde. Dagegen behaupten andere, er sei mit Hernandez de Toledo um 1617 aus Brasilien nach Indien gekommen. Jedenfalls war der Tabak den Indiern lange vor dem 17. Jahrhundert bekannt, obschon sie ihn nicht zum Rauchen benutzten; eine Varietät kam frühzeitig aus Persien hinüber und soll in der Gegend von Dinapur angebaut worden sein, wo sie als „Darabjerd"-Pflanze bekannt war und anderen Varietäten ihren Ursprung gab. Der „Tunka"-Tabak wurde in den Godavari-Kristna-Bezirken angebaut, wohin er um das Jahr 1370 von Kaira in Bombay gebracht worden war. Diese und andere Tabakarten wurden bei den Indiern als Medizinalpflanzen benutzt.

Daß die Aufmerksamkeit der britischen Eroberer sich nicht der Kultur und der Zubereitung des einheimischen Krautes für Raucherzwecke zuwandte, berührt heutzutage eigentümlich. Die ersten Abenteurer der Ostindischen Gesellschaft scheinen den Handelswert des Tabaks übersehen zu haben. Wahrscheinlich lernten die Indier das Rauchen von den ersten europäischen Reisenden, allein sie benutzten nur unzubereitete Blätter, deren Geruch die Europäer nicht einlud, dem geschäftlichen Wert des Krautes nachzuforschen. Bis zu einer verhältnismäßig nahe zurück liegenden Zeit, vor etwa fünfzig Jahren, blieben die nach Indien gesandten Soldaten und Beamten dem nordamerikanischen oder kubanischen Kraute treu, während die Eingeborenen kleine Grundstücke mit einheimischem Kraut bebauten; beinahe jede Haushaltung hatte ein Tabakfeld. Die Leute zerrieben die Blätter zu Schnupftabak und nahmen die Gewohnheit des Tabakkauens an. Dann kam die Zeit, wo die Anglo-Indier gewahr wurden, daß die Tabakpflanze in Indien mit Vorteil auf weiten Flächen angebaut werden könnte. Es war bemerkt worden, daß eingeborene Händler sich der Zigarrenfabrikation zugewandt hatten und vor einem halben Jahrhundert mit Europäern ein gewisses Geschäft im Absatz von „Lunka"- und „Trichis"-Zigarren machten, die einen gewissen Ruf genossen, obwohl die Zubereitung noch sehr primitiv war. Erst vor etwa 30 Jahren nahmen europäische Firmen den Anbau und die Zubereitung von Tabak in Indien in größerem Maße auf. Wie sehr seither das Geschäft fortgeschritten ist, ergiebt sich

aus der großen Menge von Zigarren aus indischem Tabak, die in Indien selbst und in England vertrieben werden. Wenn der Anglo-Indier auf Urlaub oder, um in den Ruhestand zu treten, nach der Heimat reist, ermangelt er nie, einen Vorrat an indischen Zigarren oder Zigaretten mitzubringen, und andere raucht er nicht, wenn er indisches Kraut zu finden vermag. Fast jeder Kleinhändler, in London wenigstens, verkauft jetzt echte Zigarren, „made in India“, von verschiedenen Marken; die Einfuhr läßt sich nach Millionen berechnen. Einzelne Verkäufer haben sich eine Spezialität daraus gemacht und sind den früheren Anglo-Indiern wohlbekannt.

Was die Güte der Ware betrifft, so findet Sir Richard Temple, daß die feinen Eigenschaften des indischen Tabaks mit der Zeit einen gefährlichen Mitbewerb für Kuba und die noch junge Tabakindustrie Jamaikas hervorrufen können. Ein anderer bekannter Anglo-Indier, Sir John Strachey, erklärt, in den letzten Jahren habe die indische Tabakindustrie derartige Fortschritte gemacht, daß gewisse indische Zigarren denen aus allen andern Teilen der Erde überlegen seien, mit Ausnahme der Vuelta Abajo auf Kuba, und daß die besten indischen Marken mit Havannahzigarren, die zehnmal teurer sind, in Vergleich kommen. Einige behaupten, so fährt er fort, die besten indischen Zigarren seien aus Javatabak gemacht, allein Kenner versichern mir, daß der Tabak wirklich indischer ist; wie dem auch sein mag, er ist nicht aus Java, da er das besondere Aroma nicht hat, das dem Tabak aus Niederländisch-Indien eigen ist. Schon Sir Charles Dilke hat in seinem vor etwa zwölf Jahren erschienenen Werke: Problems of Greater Britain die Ansicht ausgesprochen, die Billigkeit und die Ausbreitung der Kultur von Tabak in Indien eröffne die Aussicht auf eine Vermehrung der Einnahmen. Diese Ansichten werden hie und da durch amtliche Berichte von Sachverständigen unterstützt, welche die Regierung mit Nachforschungen über den Tabakbau beauftragt.

Vor 29 Jahren, beim Beginn der Bewegung für die Ausdehnung des Tabakbaus in Indien erhielt der jetzige Generaldirektor des indischen Statistischen Amtes, J. E. O'Conor, einen Auftrag, über den Tabakbau und dessen Aussichten zu berichten. Er stellte fest, daß die Gewohnheit des Rauchens im ganzen Lande allgemein ist, obschon sie von manchen Sekten der großen Eingeborenen-Gemeinschaften bekämpft wird. Sein Bericht enthält Angaben über die Ausdehnung der Tabakkultur, soweit sie mit annähernder Sicherheit beizubringen waren, über die in den verschiedenen Landesteilen befolgten Kulturverfahren, deren Mängel und mögliche Verbesserung. Wie andere Forscher vor ihm erkannte er, daß das Verfahren der Eingeborenen bei der Zubereitung der Blätter äußerst primitiv sei, und daß nur da, wo europäische Kapitalisten thätig seien, die Behandlung der Ernte eine geschäftliche Nutzung für Britisch-Indien sichere. Wenn man die kleinen Flächen, welche die Rayat auf den von ihnen bebauten Grundstücken mit Tabak bepflanzen, nicht mit berücksichtigt, waren damals wenigstens 800 000 ha in mehr oder weniger rationeller Weise, aber systematisch, mit Tabak bebaut, und der Durchschnittsertrag eines Hektars wurde auf etwa 550 kg geschätzt. Kubanischer und nordamerikanischer Samen wurde eingeführt und bewährte sich gut. Madras war damals wie heute der Hauptsitz der Tabakindustrie, die indes auch in Bengalen, Bombay, dem Penschab, den Nordwestprovinzen, den Zentralprovinzen, Assam, Burma und manchen anderen Eingeborenenstaaten betrieben wurde und noch wird.

Spätere Erhebungen sind in dem wertvollen Werk von Dr. George Watt: Dictionary of the Economic Products of India zusammengefaßt. Sie ergaben, daß in Burma ein Tabak gebaut wird, der in jeder Hinsicht dem persischen und türkischen gleichkommt, daß dort und in anderen Teilen Indiens aus amerikanischer Saat ein dem virginischen gleichwertiges Kraut gewonnen wird, und daß der Anregung Sir John Stracheys entsprechend, auch die ausgesuchtesten Kubanischen Spielarten erzielt werden können. Seit der Vollendung des Wattschen Werkes, also seit etwa zwölf Jahren, sind bedeutende Fortschritte in der Kultur sowohl wie in der Behandlung der Ernte erreicht worden, die Kultur hat sich ausgedehnt und weitere große Flächen sind für den Tabakbau als geeignet erkannt worden. Herr C. Krischna Menon von der Landwirtschaftlichen Schule zu Madras hat im Auftrag der Regierung während der letzteren Jahre den Tabakbau in verschiedenen Teilen Indiens studiert und schätzt die vor fünf Jahren noch unbebaute Fläche, die sich für Tabak eignen würde, auf mindestens 800 000 ha. Seither hat eine große Firma in Dindigul einige Tausend Hektar unter Tabakkultur genommen. Man kann sagen, daß in ganz Indien wenigstens 2 Millionen Hektar Land für die Gewinnung der verschiedenen Tabakarten für die verschiedenen Bedürfnisse der Industrie geeignet wären, und ebensoviele Menschen könnten in Indien ihren Unterhalt daran verdienen, wenn die Kultur voll entwickelt wäre.

Es giebt gewisse Meinungsverschiedenheiten über die Brauchbarkeit aller Arten indischen Tabaks als Schnitttabak. Allein wo virginischer, türkischer, kubanischer und persischer Tabak wachsen kann, handelt es sich bei der Zubereitung zu Pfeifen- oder Zigarettentabak nur um die Behandlung der Blätter, wissenschaftliche Gärung und die Ausgaben. Wenn der Betrieb lohnen soll, muß er auf einem großen Maßstabe geführt werden, und es scheint, daß der Kostenpunkt das Haupthindernis für den Erfolg dieses Zweiges der Tabakindustrie in Indien gewesen ist. Die dem Raucher in allen englisch-sprechenden Ländern und in Indien selbst bekannten indischen Zigarrenmarken werden im Lande selbst hergestellt. Ihre Überlegenheit gegenüber den früheren „Lunkas“ und „Trichis“ ist durch die Ausbildung der eingebornen Pflanzer in der rationellen Kultur, die Behandlung des Tabaks in den Faktoreien nach amerikanischen und europäischen Aufbereitungsverfahren und die Anpassung der fertigen Ware an den Geschmack der Absatzgebiete erreicht worden. Die Raucher sind in allen Herren Länder grillenhafte Leute. Was in der Zigarrenindustrie Indiens möglich gewesen ist, kann auch für die Zubereitung des Schnitttabaks geschehen. Ohne in technische Einzelheiten einzugehen, sei nur erwähnt, daß die Behandlung der Blätter bei der Zubereitung von Pfeifentabak andere Substanzen als Tabak [wenigstens für englischen Geschmack] und ebenso viele und sorgfältige Verfahren wie bei der Zubereitung von Zigarrentabak erster Güte erfordert. Was die Herstellung von Zigaretten angeht, so gelten ähnliche Bemerkungen, nur muß zugegeben werden, daß lebhafte Zweifel über die Benutzbarkeit indischen Tabaks überhaupt zur Papierzigarette herrschen, so wie sie in Europa und Amerika bekannt ist; immerhin, wenn Herr Penn in seinem kürzlich erschienenen Buche: „*The Sovereine Herbe*“ mit seinen Angaben über die Zuthaten zu den französischen, italienischen und sogar ägyptischen Zigaretten gewisser Güte Recht behält, dürfte kein Grund vorhanden sein, warum die indische Zigarette nicht mit ihnen in Mitbewerb treten könnte. Das Zigarettenrauchen ist in Indien nicht neu, aber die Zigaretten waren dort bis ganz kürzlich

sehr grob, aus minderwertigem Tabak angefertigt und in Blätter verschiedener Pflanzen eingewickelt. Dem ist zum Teil schon anders geworden, und die Zigarette hat sich bei Eingeborenen und Europäern mehr eingebürgert. Der Generaldirektor des Statistischen Amtes stellt in seinem letzten Jahresbericht fest, daß im Finanzjahr 1900/1 die Einfuhr von Tabak nach Indien 38 Lakh Rupien (5,3 Mill. M.) betrug, und daß davon 45 % auf Zigaretten kamen. Es ist anzunehmen, daß die Hälfte der Zigaretten geringerer Güte auf die Eingebornen kamen, und der Generaldirektor glaubt, daß sich der Tabakindustrie gute Aussichten böten, wenn sie sich auf die Herstellung von Zigaretten verlegen wollte. Einstweilen werden Zigaretten, in Tabakblätter gewickelt, in Indien hergestellt und als eine Art Miniatur „manila" ausgeführt. Sollte es indes unmöglich scheinen, in Indien Papierzigaretten anzufertigen, so würde immerhin die Möglichkeit bleiben, solche in England aus indischem Tabak herzustellen. Der Rohstoff ist in Indien so reichlich in jeder Art und jeder Güte vorhanden, daß die englischen Fabrikanten sich mehr als bisher nach den dortigen Bezugsquellen umsehen könnten. Entweder könnten sie vollständig ausgerüstete Fabriken in Indien errichten und die eingeborenen Landwirte in der Behandlung der Blätter unterrichten, oder die Blätter zur weiteren Verarbeitung nach Europa einführen. Die britischen Zigarrenfabrikanten könnten mit den in Indien arbeitenden britischen Zigarrenfabrikanten nicht in Wettbewerb treten, sicherlich nicht in Madras, allein sie könnten dem indischen Tabak in ihrem eigenen Interesse zu einer größeren Verbreitung verhelfen. Vor vierzig Jahren wäre der Mann, der von der Möglichkeit einer Verdrängung des chinesischen Thees durch den indischen auf allen Weltmärkten geredet hätte, einfach verhöhnt worden. Allein es scheint nichts dem entgegenzustehen, daß der indische Tabak in jeder Zubereitung mit dem amerikanischen und kubanischen in Wettbewerb tritt oder wenigstens seinen gebührenden Anteil am Weltabsatz erhält, wenn derselbe Unternehmungsgeist, dasselbe Kapital und dieselben technischen Verfahren, die der Theeindustrie zugute gekommen sind, auch der Tabakindustrie zugewandt werden.

* * *

In diesen Darlegungen klingt wieder einmal der Satz durch, den wir unsern Kolonialgegnern nicht genug vorhalten können: wir brauchen koloniale Rohstoffe für unsere Industrie. In England hat man eingesehen, daß man die gebotenen Gelegenheiten zum Bezug von Rohstoffen aus den eigenen Besitzungen lange Jahre unbenutzt gelassen hat, zum Schaden der eigenen Industrie. Dies gilt besonders für Baumwolle, deren Zufuhr aus den Vereinigten Staaten in absehbarer Zeit abgeschnitten werden wird. Es muß also Ersatz geschaffen werden. Der südafrikanische Krieg hatte die Aufmerksamkeit nicht nur der politischen, sondern auch der wirtschaftlichen Kreise von anderen britischen Besitzungen abgelenkt. Allein die verlorene Zeit wird, das glauben wir bestimmt, eingeholt werden. Aufsätze, wie der oben wiedergegebene sind, jetzt in den meisten größeren Blättern und Zeitschriften zu finden; sie sind ganz bezeichnend für die Stimmung, die jetzt in England herrscht. Man tritt dort, wie in Deutschland, schon seit einigen Jahren in das Zeichen der Kolonialwirtschaft auf moderner Grundlage ein, und das soll ein Grund für uns sein, auf dem mit gutem Erfolg betretenen Wege voranzugehen. Sodann sollen wir unsere Aufmerksamkeit denjenigen praktischen Neuerungen und Versuchen widmen, die nunmehr, da der Anstoß gegeben ist, auf

dem weitesten Felde, das es giebt, den verschiedenartigen britischen Besitzungen über See, stattfinden werden. Hier will man in Indien den Tabakbau fördern: mögen unsere Fachleute sich über das bereits Geleistete aussprechen und sich dann für die Nutzbarmachung der Erfahrungen unserer Vettern in unseren Schutzgebieten rüsten für den Augenblick, wo ein geschäftsmäßiger Tabakbau, sei es in Ostafrika durch die dort einwandernden Indier, für den Absatz nach Europa, sei es in Südafrika für den Verbrauch an Ort und Stelle eingeleitet werden kann. Unsere Tabakindustriellen, die der Kolonialbewegung noch fern stehen, mögen sich sagen, daß wenn die englischen Fabrikanten die ihren in Indien dargebotene Gelegenheit ganz ausnutzen diejenigen Länder, die ihren Rohstoff beziehen aus zweiter Hand weiter, in eine bedauerliche Abhängigkeit geraten werden.

* * *

Uebersicht über die bedeutendsten Forschungsreisen in Nordostafrika.

Von G. A. Kannengießer.

(Mit einer Kartenskizze).

II.

Die Ufer des Gelo sind mit Urwald bedeckt. Von den Bewohnern desselben, den Maschango, war jedoch sehr wenig zu sehen, nur ihre zum Fang von Tieren aufgestellten Fallen wurden häufiger gefunden. Mit Eintritt in die eigentliche Tiefebene (Sudan) stellten sich einige Eingeborene ein, die zu den Anyuak (Schilluk) gehörten; beide Geschlechter gingen nackt. Infolge erneuten Ausbruchs der Rotzkrankheit — von 65 Tieren, mit denen man Gimirra verlassen, waren nur noch 13 Maultiere, 2 Pferde und 2 Esel vorhanden — und da von den spärlich vorhandenen, selbst notleidenden Eingeborenen keine Lebensmittel zu erhalten waren, litt die Expedition am nötigsten Mangel. Endlich gelangte man an den Zusammenfluß des Akobo mit dem Pibor (Ruzi Welbys) und hatte das unerwartete Glück, auf dem Pibor einen Dampfer zu treffen, an dessen Bord sich Slatin Pascha, General-Inspektor des Sudans, befand. Derselbe war in dienstlichen Angelegenheiten in der Nähe beschäftigt gewesen und hatte von der Anwesenheit eines Europäers gehört. Die Expedition wurde von Slatin aufgenommen und H. O. Neumann gelangte so am 15. Juni 1901 nach Chartum, wo die Expedition aufgelöst wurde. —

In Beziehung auf das Flußnetz des Sabat ist H. O. Neumann der Ansicht, daß der Baro der Hauptquellfluß ist. Der Gelo, der ebenso bedeutend wie der Pibor ist, muß sich nach seinem Austritt aus dem Tata-See teilen und einen Arm zum Baro senden, der zweite Arm, der sich später wiederum teilt, mündet in den Pibor[1]).

Auf die hochinteressanten Resultate, welche die Expedition auf dem Gebiete der Fauna, Flora 2c., sowie besonders in geologischer Beziehung errang, kann hier aus Mangel an Raum nicht näher eingegangen werden, auch müssen die großen nach Europa mitgebrachten Sammlungen zuerst ihre spezielle Verarbeitung finden.

Bevor wir Herrn Freiherrn von Erlanger auf seinem weiteren Vorgehen vom Abjaa-S. aus begleiten, wird es nicht unangebracht erscheinen, hier zuerst die Besprechung einer Reise des Herrn Major Austin[2]), welche von Chartum durch das Gebiet des Sobat[3]) über den Rudolf-S. nach Mombassa ging, folgen zu lassen.

---

[1]) Nach der Routenkarte des Major Austin — Geographical Journal Nr. 6. 1902. — teilt sich der Gelo ebenfalls in mehrere Arme.

[2]) Siehe wie vorstehend.

[3]) In Nr. 33 der D. Kolztg v. 1901 kurze Besprechung der vorhergehenden Reise des Maj. Austin im Stromgebiet des Sobat.

H. Major Austin, mit Major Bright und Dr. Garner, traf am Abend des 11. Jan. 1901 von Chartum über Faschoda zu Schiff in Fort Nasser am Sobat ein. Von hier ging die Weiterreise zu Lande den Pibor aufwärts vor sich, bis zum Zusammenfluß mit dem Akobo.

In Bezug auf den Pibor, der als ein großer Strom auch von H. O. Neumann angesehen wird, will ich hier bemerken, daß H. Major Austin derselben Ansicht wie Oberst Watson ist, der bei genauer Erforschung des Oberlaufes des Nils feststellte, daß dieser etwas nördlich von Gondokorro einen Arm in nordöstlicher Richtung entsendet und daß dieser Arm, aller Wahrscheinlichkeit nach, in den Pibor mündet; daher auch vielleicht die so bedeutende Wassermenge, welche er führt. Bis jetzt ist der Lauf des Pibor nur bis etwa 7½° nördl. Breite bekannt. Bis zu diesem Punkte gelangte ein ägyptisches Kanonenbot, dem hier durch nicht passierbare Sümpfe ein Halt geboten wurde.

Doch zurück zur Expedition Austin. Dieselbe folgte von nun an dem Akobo, fast bis zu seiner Quelle. Von den Ufern des Flusses sagt der Reisende, daß sie sehr morastig sind und daher das Vorgehen ungemein erschweren. Auf den höher gelegenen Stellen findet man Hütten der Anyuaks, umgeben von kleinen Anpflanzungen, doch sind die Eingeborenen äußerst furchtsam, was sich durch die Raubzüge der Abessinier, deren Opfer sie sind, erklärt. Je mehr sich der Fluß dem Gebirge, welches von den Bewohnern Ungwalla[1]) (1050 m) genannt wird, nähert, sind die Ufer mit Wald bedeckt. Am 27. 2. verließ die Expedition den Akobo und folgte dem Nebenflusse Ajibur, der direkt von Süden kommt. Die Landschaft Boma, welche dieser Fluß durchströmt, schildert M. Austin als ein Gebirgsland von 900—1200 m Höhe, dessen roter toniger Boden äußerst fruchtbar und dessen Klima köstlich ist.

Nachdem der Reisende wieder in die Ebene hinabgestiegen war und eine Wüste durchquerte hatte, erreichte er in östlicher Richtung vorgehend den Sacchi-Fluß, der dem Rudolf-S. zufließt, dessen Wasser aber vor Erreichung des Sees im Sumpfe verschwindet. Vom Sacchi machte M. Austin einen Vorstoß zum Omo, der als der schönste Fluß bezeichnet wird, den die Expedition überhaupt erreicht hat. Von allen Zuflüssen zum See ist er der einzige, der während aller Jahreszeiten dem See Wasser zuführt. Dann zog die Karawane am westlichen Ufer des Rudolf-S. nach Süden, bis zur Mündung des Turkwell, etwas nördlich des 3° nördl. Breite.

Infolge großer Trockenheit der vorhergehenden Jahre war der Wasserstand des Sees ein bedeutend niedriger, wie 1898, in welchem Jahre M. Austin ebenfalls den See besuchte; das Wasser selbst war sehr brackig. Aus diesen Gründen war auch der früher vorhandene große Wildstand verschwunden. Der Sand des Sees ist vollständig schwarz, weshalb die Suaheli ihm auch den Namen „der schwarze See" gegeben haben, im Gegensatz zum Stefanie-S., den sie den „Weißen" nennen.

Am 22. Mai begann die Erforschung des Turkwell, der seine Quellen am Elgon hat, jedoch ebenso wie der Sacchi, führt er sein Wasser nicht direkt dem See zu, sondern dasselbe wird vor der Mündung von dem porösen Boden aufgesogen.

Der Marsch im Thal des Flusses war wegen des dichten Waldes äußerst schwierig, so daß häufig das Flußbett benutzt werden mußte. Westlich des Ober-

---

[1]) Bottego bezeichnet diese Berge mit dem Namen „Isheno."

[illegible] eine Gebirgskette, „Chemorongi" genannt, hin, die mit d[illegible] [illegible]. Das Thal des Oberlaufes, wie die Abhänge sind b[illegible] Die Felder der Eingeborenen werden durch künstlich angelegte Kanäle be[illegible] Am 1 August gelangte die Expedition an den, am östlichen Abhang der K[illegible] kette [illegible] gelegenen Baringo-See, an dessen Ufer eine englische Station [illegible] ist. Die 120 km südlich vom See gelegene Nakuro Station der Ugan[illegible] wurde in 7 Tagen erreicht und von hier führte die Bahn die Expedi[illegible] 2 Tagen nach Mombassa, eine Strecke von 720 km, zu deren Überwindun[illegible] früher 2 Monat brauchte.

Dem interessanten Reisebericht ist eine vorzügliche Routenkarte beige[illegible] Wenden wir uns nun der Forschungsreise des Frhr. von Erlanger z[illegible] nach der Trennung von H. O. Neumann Ende Januar 1901 von Abera [illegible] Vormarsch nach Ginir antrat. Vorher möchte ich jedoch noch einige inter[illegible] Bemerkungen des Frhr. v. Erlanger über das Saganthal, seine Umgebung [illegible] über Abera hervorheben.

Die Ebene des Saganflusses ist hervorragend durch ihren Wildreich[illegible] große Herden von Elefanten und Gazellen, dazwischen hunderte von Kuhantil[illegible] Zebra, Oryx und Wasserböcken, in den Sümpfen Büffel, dann Strauße i[illegible] Antilopenherden bevölkern die Gegend, auch Nashörner steigen nachts [illegible] Gebirge zum Fluß hinab.

Östlich des Sagan besuchte Frhr. v. Erlanger auf seinem Rückmarsch [illegible] Abera den Ort Burtschi (Burgi), wo 1893 der Fürst Ruspoli durch Elefa[illegible] getötet wurde. Die Bewohner von Burgi, welche die Giebel ihrer Häuser [illegible] Straußeneiern schmücken, sind durch das Weben dicker Tücher berühmt. [illegible] Stadt Abera liegt im Gebirge, umgeben von Bambuswäldern. Der Reise[illegible] sagt über die Bewohner, „die Hauptnahrung derselben besteht aus einem, aus d[illegible] Blattscheiben einer hier gezogenen Bananenart geriebenen Teig, „Uncett" genan[illegible] der zu dicken sauren Kuchen verarbeitet wird. Diese Bananenart, von welcher si[illegible] förmliche Wälder in der Nähe der Ansiedelungen befinden, trägt keine Frücht[illegible] Als Zahlmittel gelten der Meneliktthaler und pfannenartige Eisenbleche.

Nach vierwöchentlichem beschwerlichem Marsch durch das Gebirge (bis 3000 m[illegible] wurde Ginir erreicht, von wo der Weitermarsch nach Süden begann. Wie gro[illegible] die Karawane bei ihrem Abmarsch war, mag folgende Aufstellung zeigen: 12[illegible] Somalis, 60 Abessinier, 230 Kamele, 95 Maultiere, 25 Esel, 12 Pferde und [illegible] 60 Ochsen. Die oben angeführte Zahl der Leute war mit Hinterladern bewaffnet. Die große Zahl der Kamele wird dadurch erklärt, daß nicht weniger, als 50 der-selben allein, mit Tauschwaren beladen waren, da die Expedition in Gegenden kam, wo Geld nicht mehr als Tauschmittel angenommen wird.

Den Web überschritt man auf natürlicher Brücke. Frh. v. E. sagt von derselben, „sie ist gebildet durch die tunnelartigen Windlandhöhlen, einem wahren Naturwunder. Hier bricht der reißende Strom durch die vielverzweigten Felsgrotten, die sich domartig aufbauen.

Man gelangte nun an den größten Strom Nordost-Afrikas, dem Ganale-Doria, der in seinem Unterlauf den Namen „Juba" führt. Nach Überschreiten des Daua, eines Nebenflusses des Ganale, wurde das Flußthal verlassen und in südwestlicher Richtung auf El-Uak, einem Schnittpunkt verschiedener Karawanen-

laufes zieht sich eine Gebirgskette, „Chemorongi“ genannt, hin, die mit dem Suk Geb. zusammenhängt. Das Thal des Oberloufes, wie die Abhänge sind bewaldet. Die Felder der Eingeborenen werden durch künstlich angelegte Kanäle bewässert. Am 1. August gelangte die Expedition an den, am östlichen Abhang der Kamasiakette reizend gelegenen Baringo-See, an dessen Ufer eine englische Station errichtet ist. Die 120 km südlich vom See gelegene Nakuro Station der Ugandabahn wurde in 7 Tagen erreicht und von hier führte die Bahn die Expedition in 2 Tagen nach Mombassa, eine Strecke von 720 km, zu deren Überwindung man früher 2 Monat brauchte.

Dem interessanten Reisebericht ist eine vorzügliche Routenkarte beigegeben.

Wenden wir uns nun der Forschungsreise des Frhr. von Erlanger zu, der nach der Trennung von H. O. Neumann Ende Januar 1901 von Abera seinen Vormarsch nach Ginir antrat. Vorher möchte ich jedoch noch einige interessante Bemerkungen des Frhr. v. Erlanger über das Saganthal, seine Umgebung, wie über Abera hervorheben.

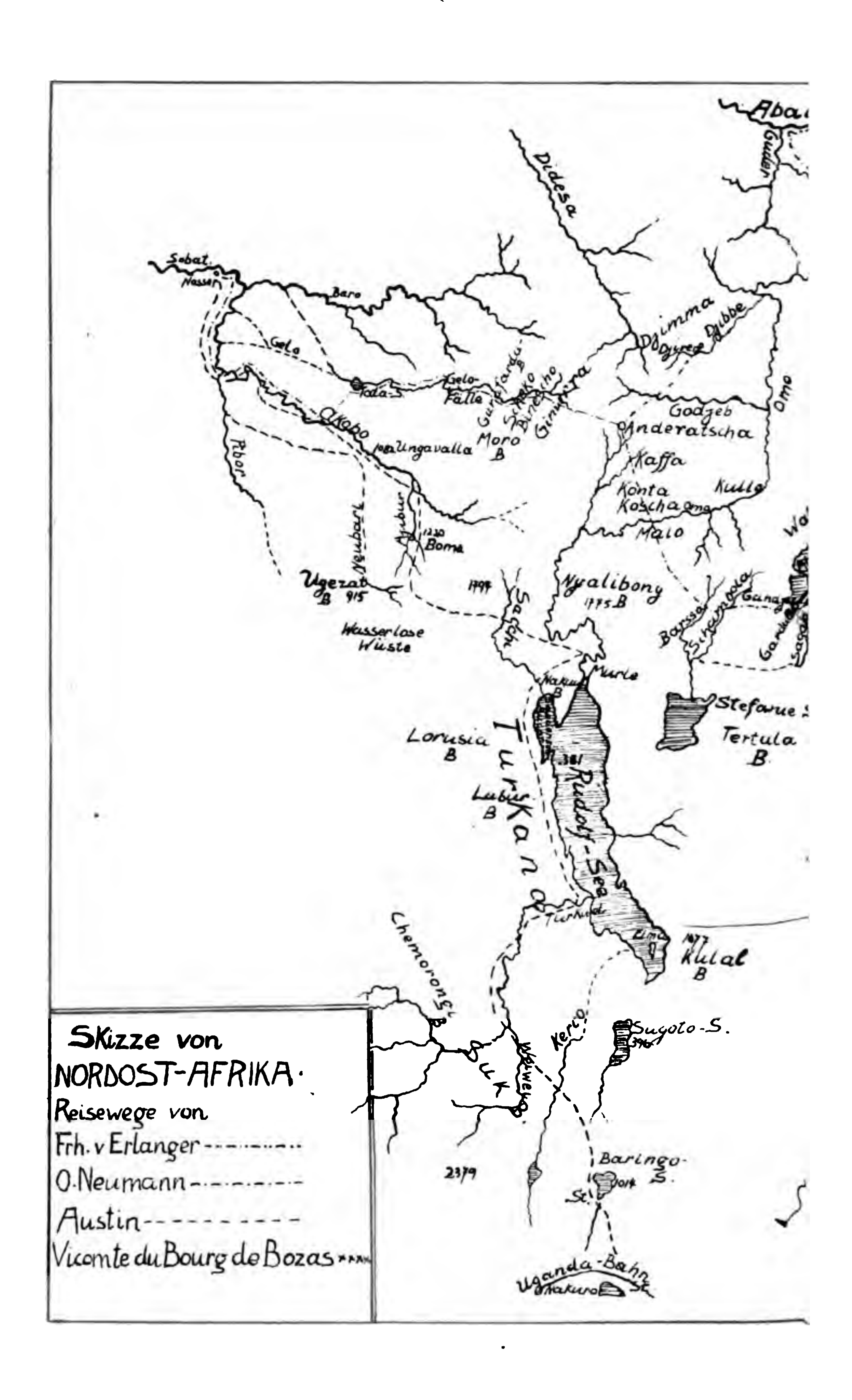
Die Ebene des Saganflusses ist hervorragend durch ihren Wildreichtum, große Herden von Elefanten und Gazellen, dazwischen hunderte von Kuhantilopen, Zebra, Oryx und Wasserböcken, in den Sümpfen Büffel, dann Strauße sowie Antilopenherden bevölkern die Gegend, auch Nashörner steigen nachts vom Gebirge zum Fluß hinab.

Östlich des Sagan besuchte Frhr. v. Erlanger auf seinem Rückmarsch nach Abera den Ort Burtschi (Burgi), wo 1893 der Fürst Ruspoli durch Elefanten getötet wurde. Die Bewohner von Burgi, welche die Giebel ihrer Häuser mit Straußeneiern schmücken, sind durch das Weben dicker Tücher berühmt. Die Stadt Abera liegt im Gebirge, umgeben von Bambuswäldern. Der Reisende sagt über die Bewohner, „die Hauptnahrung derselben besteht aus einem, aus den Blattscheiben einer hier gezogenen Bananenart geriebenen Teig, „Uncett“ genannt, der zu dicken sauren Kuchen verarbeitet wird. Diese Bananenart, von welcher sich förmliche Wälder in der Nähe der Ansiedelungen befinden, trägt keine Früchte.“ — Als Zahlmittel gelten der Menelikthaler und pfannenartige Eisenbleche.

Nach vierwöchentlichem beschwerlichen Marsch durch das Gebirge (bis 3000 m) wurde Ginir erreicht, von wo der Weitermarsch nach Süden begann. Wie groß die Karawane bei ihrem Abmarsch war, mag folgende Aufstellung zeigen: 120 Somalis, 60 Abessinier, 230 Kamele, 95 Maultiere, 25 Esel, 12 Pferde und 60 Ochsen. Die oben angeführte Zahl der Leute war mit Hinterladern bewaffnet. Die große Zahl der Kamele wird dadurch erklärt, daß nicht weniger, als 50 derselben allein, mit Tauschwaren beladen waren, da die Expedition in Gegenden kam, wo Geld nicht mehr als Tauschmittel angenommen wird.

Den Web überschritt man auf natürlicher Brücke. Frh. v. E. sagt von derselben, „sie ist gebildet durch die tunnelartigen Windlandhöhlen, einem wahren Naturwunder. Hier bricht der reißende Strom durch die vielverzweigten Felsgrotten, die sich domartig aufbauen.

Man gelangte nun an den größten Strom Nordost-Afrikas, dem Ganale-Doria, der in seinem Unterlauf den Namen „Juba“ führt. Nach Überschreiten des Daua, eines Nebenflusses des Ganale, wurde das Flußthal verlassen und in südwestlicher Richtung auf El-Uak, einem Schnittpunkt verschiedener Karawanen-

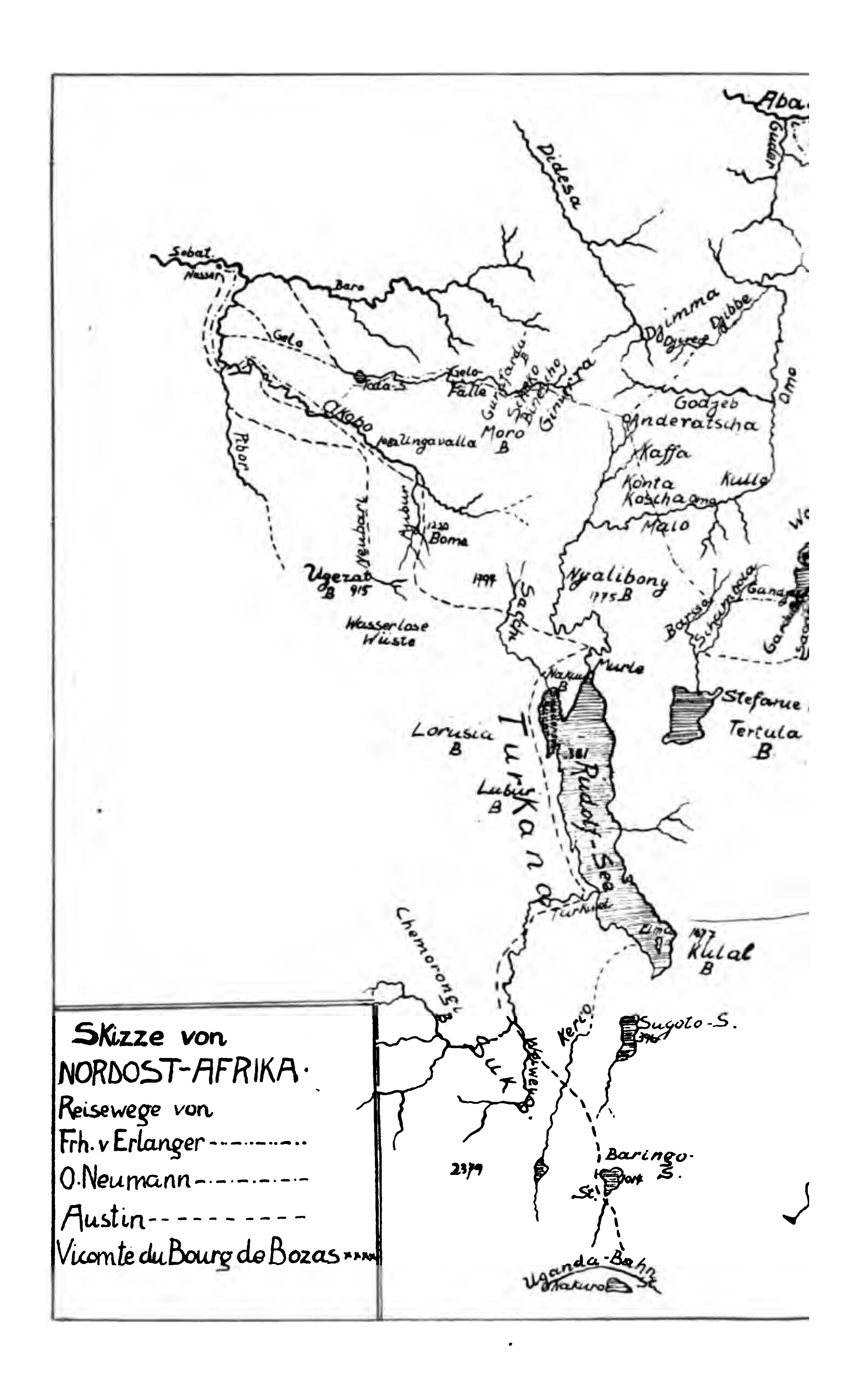


Skizze von
NORDOST-AFRIKA.
Reisewege von
Frh. v Erlanger
O. Neumann
Austin
Vicomte du Bourg de Bozas
Sobat
Baro
Gelo
Gelo-Fälle
Akobo
Ungavalla
Pibor
Boma
Ugezat
B
915
Wasserlose
Wüste
Didesa
Djimma
Moro
B
Godjeb
Anderatscha
Kaffa
Konta
Koscha
Kullo
Omo
Malo
Nyalibony
1775 B
Murle
Stefanie S.
Tertula
B
Lorusia
B
Turkana
Rudolf-See
Lubur
B
381
Kulal
B
Chemorongi
Suk
Kerio
Sugoto-S.
Baringo-S.
2379
Uganda-Bahn

Harar
Gobba
Adis Abeba
Hauasch
Muger
Ennya Galla
Ogaden
Plateau
Salut
Arussi Galla
Didda
Scheik Hussein
Sidamo
Abbassi
Gurar
Arussi
Goba
Lugh
Bodja B.
Maduco
Aruss
Uelmal
Web
Somali
Wabbi
Burgi
Ganale Doria
Boran
Liban
Daua
Gudemi B.
Dolo
Lugh (Abamale)
Ogaden
Boran
Ogaden
Bardera
Ogaden
Juba
Wabbi
Lorian S.
Deschak
Kismaju
Ozean

Die Höhenzahlen sind in Metern angegeben.

Wilhelm Süsserott, Verlag.
Berlin W 35.



Skizze von
NORDOST-AFRIKA.
Reisewege von
Frh. v Erlanger
O. Neumann
Austin
Vicomte du Bourg de Bozas
Sobat
Nasser
Baro
Gelo
Pibor
Akobo
Dedesa
Djimma
Anderatscha
Kaffa
Konta
Koscha
Malo
Omo
Godjeb
Kulle
Boma
Ugezat
Wasserlose Wüste
Nyalibong
Murle
Stefanie
Tertula
Lorusia
Lubur
Turkana
Rudolf-See
Kulal
Chemorongi
Suk
Kerio
Weiwei
Sugolo-S.
Baringo-S.
Uganda-Bahn
Nakuro

straßen, marschiert. Dieser Ort, eigentlich nur einige Wasserlöcher, liegt bereits in der Lorian Ebene, im Lande des Somalistammes Dagodi.

Von hier ab war es ursprünglich die Absicht des Freiherrn gewesen, zum Süd-Ende des Rudolf-S. vorzudringen, was jedoch wegen großen Wassermangels aufgegeben wurde. Es blieb nun nichts anderes übrig, als auf Bardera — berüchtigt durch die Ermordung C. v. d. Decken's im Jahre 1865 — und damit in das Gebiet des Somali-Aufstandes zu marschieren.

Der sehr beschwerliche Marsch führte durch eine mit Akazien bestandene, spärlich bewohnte Ebene. In Anbetracht der großen Stärke der Expedition ließen die Bewohner Barderas dieselbe unbehelligt passieren.

Die Süd-Ogaden schildert Frh. v. Erlanger als schöne Gestalten, die ihr wolliges Haar mit einer hölzernen Nadel schmücken. Ihre Tracht besteht aus einem erdbraun gefärbten Stück Stoff, die Bewaffnung aus Schild, Lanze und Messer.

Von Bardera bis zur Küste hatte die Expedition eine sehr ungesunde Gegend zu überwinden, die viel Fieber hervorrief. Die Thatsache, daß der Verlust der Expedition an Menschen, nach glücklich erreichtem Ziel, nur 7 Personen betrug, ist ein Beweis, welch großer Wert auf die Gesundheitspflege gelegt wurde, und gereicht dem Führer zum besonderen Ruhm.

Am Ende der Reise wurde noch die geographische Entdeckung gemacht, daß der Abfluß des Lorian-Sumpfes durch den See Deschek Uama mit dem Juba in Verbindung steht.

Von Kismaju resp. Mombassa wurde die Heimreise angetreten.

Ein Teil der von Frh. v. Erlanger erforschten Gegenden und zwar das östlich der äthiopischen Seenkette gelegene Quellengebiet des Web- und des Wabbi-Schebelli wurde etwa ½ Jahr später von einem anderen Forscher besucht, aus dessen Reisebericht[1]) das Folgende entnommen ist.

Die Expedition des Herrn Vicomte du Bourg de Bozas, welche unter Mitwirkung mehrerer Gelehrten von Seiten des franz. Unterrichts-Ministeriums nach Nordost-Afrika gesandt wurde, hatte den Auftrag, eine wissenschaftliche Erforschung der im Süden Abessiniens gelegenen, von den Galla Arussi bewohnten Hochebene zu unternehmen.

Von Djibuti über Harar, von wo der Weitermarsch am 2./6. 01 angetreten wurde, schlug die Expedition den Weg nach Süden (Scheikh Hussein) ein, indem sie sich westlich des Erer, eines Nebenflusses des Wabbi, hielt.

Bald nach Verlassen von Harar verlor man einige Kamele, die von einer giftigen Pflanze gefressen hatten. Der Reisende ist der Ansicht, daß nicht die eigentliche Pflanze giftig ist, sondern daß Parasiten einzelne Teile der Pflanze infiziert haben und auf diese Weise die Vergiftung der Tiere erfolgt ist. Die Somali nennen diesen Busch „Gommor".

Von den Bewohnern der Landschaft Gurura und besonders des Dorfes gleichen Namens entwirft der Vicomte eine sehr ungünstige Schilderung. Dies große Dorf ist von einer Lehmmauer, hinter der eine Mimosenhecke steht, umgeben. Die 1—2 m breiten Straßen sind Kloaken, in denen fortwährend Wasser steht. Die Kleidung der Frauen besteht von den Hüften ab, bis dahin gehen sie

[1]) Erschienen in „La Géographie". Bulletin de la Société de Géogr. à Paris. Heft 6. 1902.

straßen, marschiert. Dieser Ort, eigentlich nur einige Wasserlöcher, liegt bereits in der Lorian Ebene, im Lande des Somalistammes Dagodi.

Von hier ab war es ursprünglich die Absicht des Freiherrn gewesen, zum Süd-Ende des Rudolf-S. vorzudringen, was jedoch wegen großen Wassermangels aufgegeben wurde. Es blieb nun nichts anderes übrig, als auf Bardera — berüchtigt durch die Ermordung C. v. d. Decken's im Jahre 1865 — und damit in das Gebiet des Somali-Aufstandes zu marschieren.

Der sehr beschwerliche Marsch führte durch eine mit Akazien bestandene, spärlich bewohnte Ebene. In Anbetracht der großen Stärke der Expedition ließen die Bewohner Barderas dieselbe unbehelligt passieren.

Die Süd-Ogaden schildert Frh. v. Erlanger als schöne Gestalten, die ihr wolliges Haar mit einer hölzernen Nadel schmücken. Ihre Tracht besteht aus einem erdbraun gefärbten Stück Stoff, die Bewaffnung aus Schild, Lanze und Messer.

Von Bardera bis zur Küste hatte die Expedition eine sehr ungesunde Gegend zu überwinden, die viel Fieber hervorrief. Die Thatsache, daß der Verlust der Expedition an Menschen, nach glücklich erreichtem Ziel, nur 7 Personen betrug, ist ein Beweis, welch großer Wert auf die Gesundheitspflege gelegt wurde, und gereicht dem Führer zum besonderen Ruhm.

Am Ende der Reise wurde noch die geographische Entdeckung gemacht, daß der Abfluß des Lorian-Sumpfes durch den See Deschek Uama mit dem Juba in Verbindung steht.

Von Kismaju resp. Mombassa wurde die Heimreise angetreten.

Ein Teil der von Frh. v. Erlanger erforschten Gegenden und zwar das östlich der äthiopischen Seenkette gelegene Quellengebiet des Web- und des Wabbi-Schebelli wurde etwa ½ Jahr später von einem anderen Forscher besucht, aus dessen Reisebericht[1]) das Folgende entnommen ist.

Die Expedition des Herrn Vicomte du Bourg de Bozas, welche unter Mitwirkung mehrerer Gelehrten von Seiten des franz. Unterrichts-Ministeriums nach Nordost-Afrika gesandt wurde, hatte den Auftrag, eine wissenschaftliche Erforschung der im Süden Abessiniens gelegenen, von den Galla Arussi bewohnten Hochebene zu unternehmen.

Von Djibuti über Harar, von wo der Weitermarsch am 2./6. 01 angetreten wurde, schlug die Expedition den Weg nach Süden (Scheikh Hussein) ein, indem sie sich westlich des Erer, eines Nebenflusses des Wabbi, hielt.

Bald nach Verlassen von Harar verlor man einige Kamele, die von einer giftigen Pflanze gefressen hatten. Der Reisende ist der Ansicht, daß nicht die eigentliche Pflanze giftig ist, sondern daß Parasiten einzelne Teile der Pflanze infiziert haben und auf diese Weise die Vergiftung der Tiere erfolgt ist. Die Somali nennen diesen Busch „Gommor".

Von den Bewohnern der Landschaft Gurura und besonders des Dorfes gleichen Namens entwirft der Vicomte eine sehr ungünstige Schilderung. Dies große Dorf ist von einer Lehmmauer, hinter der eine Mimosenhecke steht, umgeben. Die 1—2 m breiten Straßen sind Kloaken, in denen fortwährend Wasser steht. Die Kleidung der Frauen besteht von den Hüften ab, bis dahin gehen sie

[1]) Erschienen in „La Géographie". Bulletin de la Société de Géogr. à Paris. Heft 6. 1902.

nackt, aus einem ledernen Rock. Ihr Haar, welches mit einem fettigen Stoff-Ueberzug bedeckt ist, fällt hinten in einem Chignon herunter. An den Armen und Handgelenken tragen sie Ringe aus Eisen oder Kupfer mit groben Zeichnungen versehen, um den Hals eine Kette von Perlen oder Kauris, ebenso in den Ohren Ringe aus Zinn oder Silber. Den Anzug der Männer bildet eine Toga aus weißem Baumwollstoff. Am Oberarm tragen sie ebenfalls ein Armband, welches aus doppelt gewundenem Eisendraht angefertigt zu sein scheint. Ihre Wohnungen sind ohne alle Sorgfalt erbaut und sehr schmutzig; im Innern sind sie voller Rauch, da jeder Abzug für denselben fehlt. Die Folge davon sind weitverbreitete Augenkrankheiten. Die Straße nach Scheikh Hussein wurde dann verlassen, der unbedeutende Erer überschritten und das zwischen diesem Flusse und dem Dakhatto, ebenfalls ein Nebenfluß des Wabbi, bis jetzt noch unerforschte Plateau von Mullu, welches mehr oder weniger die Grenze zwischen den Sitzen der Galla und Somali bildet, erstiegen.

Die Hochebene hat den Charakter der Wüste, war jedoch ehemals bewohnt, wie die Ruinen von Wohnsitzen zeigen. Heute giebt es dort nur zahlreiche Herden von Gazellen, Oryx und Zebra, die zur Erhaltung der Expedition beitragen mußten.

Mehrere Berge, teilweise vulkanischer Natur, bis zur Höhe von 12—1400 m wurden festgestellt.

Mangel an Wasser zwang den Reisenden, in das Thal des Dakhatto hinabzusteigen, dem er bis zum Einfluß in den Wabbi Schebelei folgte. Der letztere Fluß beschreibt hier der Routenkarte nach in seinem Laufe einen vollständigen Halbbogen, dessen Durchmesser etwa 100 km in der Luftlinie beträgt und der nach Osten offen ist. Der Wabbi führt eine beträchtliche Wassermenge, so das der Vicomte seine Reise auf einem Kahne fortsetzen konnte, während die Karawane am Ufer folgte. Später verengte sich das Thal derart, daß die Expedition zeitweise auf die Hochebene des linken Ufers steigen mußte, die hier auftretende Tsetsefliege dezimierte den Bestand an Tragtieren bedeutend.

Die Landschaft Imi, welcher Name bis jetzt irrtümlicherweise auf allen Karten als ein Wohnort bezeichnet war, ist eine neutrale Zone zwischen den Galla und Somali. Der Wabbi macht hier zahlreiche Windungen im Alluvialboden.

Die Bewohner von Imi sind ein Negerstamm, „die Djeberti-Osmaïl", deren große Statur, Gesichtsausdruck und dunkele Farbe an die Sudanesen Nubiens erinnern. Sie sind Ackerbauer und treiben Handel —, an Abessinien zahlen sie einen bedeutenden jährlichen Tribut.

Die Expedition überschritt in der Landschaft Imi, bei dem Dorfe Iddi, den Wabbi, der hier etwa 80 m breit und 5—6 m tief ist und einen reißenden Lauf hat. Es wurde dann das Land bis zum Web — eine Entfernung von etwa 80 km nach der Karte — erforscht, die hier liegenden Gebirge, bis zu 1130 m Höhe, bilden die Wasserscheide zwischen beiden Flüssen. Der Web ist bekanntlich ein Nebenfluß des Ganale Doria. Dem Web folgte man stromauf; hierbei wurde auch den Windlandshöhlen ein Besuchabg estattet. Der Reisende sagt von letzteren, daß diese zahlreichen und bemerkenswerten natürlichen Auswaschungen ein geologisches Phaenomen von besonderer Schönheit sind. Den unterirdischen Lauf des Flusses schätzt er auf 2 km Länge. Seit Menschengedenken besuchen Galla-Pilger diese Stätte, um dort zu beten.

Vom Thal des Web aus entstieg man die Hochebene des rechten Ufers und erreichte Goba, das in einem Kessel liegt, dessen Ränder Höhen bis zu 3700 m aufweisen. Die Vegetation ist hier eine sehr reiche, die Abhänge sind mit Urwald bedeckt, zahlreiche Wasserläufe stürzen zu Thal und vereinigen sich zu oft bedeutenden Flüssen.

Goba ist die Residenz des Desjamatsch Lullsagid. Hier blieb die Karawane durch Regen gezwungen, längere Zeit liegen. Der Vicomte d. B. machte dann noch einen Vorstoß nach Süden, bis an den Ganale Doria. Nach Überwindung der südlich Goba gelegenen Gebirge von Urgoma, dessen höchste Spitzen 3650 m erreichen, kam der Forscher auf eine Hochebene, die bis zum Ganale abfällt; sie wird von vielen Flüssen durchzogen. Im Gegensatz zu dem Steppenland der Arussi, das ganz ohne Bäume, ist diese Hochebene mit dichtem Wald bedeckt, der Boden ist sehr fruchtbar und würde sich für alle Kulturen eignen, besonders aber für Tabak und Zitronen, die hier wild gedeihen. Jetzt ist dieses Land fast unbewohnt, da die Viehzucht treibenden Galla infolge der Rinderpest nach Norden gezogen sind. Nach Goba zurückgekehrt, folgte Vicomte d. B. einem Rufe des Kaisers Menelik nach Adis-Abeba, während die Karawane in Goba blieb. Nach Petermanns Mitteilungen 48 Bd. 1902 2. soll die Expedition jetzt auf dem Wege über den Rudolf-S. nach Uganda sein.

Zum Schluß will ich hier noch kurz die bemerkenswerte Expedition des österreichischen Rittmeisters Herrn Graf von Wickenburg[1]) erwähnen, dem es gelang, die bis jetzt noch teilweise unbekannten Gegenden südwestlich des Rudolf-S. bis zum Guaso Njiro und dem Lorian-Sumpf zu durchqueren. Der Reisende ging im April 1901 von Adis Abeba aus nach Süden, folgte der äthiopischen Seenkette und gelangte so zum Stefanie-S., den er im Austrocknen begriffen vorfand sodaß die Inseln darin trockenen Fußes erreicht werden konnten. Nach einem Besuche des Rudolf-S. begann im Juli der Zug nach dem Lorian-Sumpf. Bald nach Überwindung der Gebirge im Süden des Stefanie-S. nahm die Gegend den Charakter der Wüste an. Mehrere Gebirge mußten überschritten werden, Höhen bis zu 2000 m wurden festgestellt. Da die Wüste sich bis zum Juba auszudehnen schien, so wurde in südlicher Richtung weitergegangen und die Marsabit-Berge erreicht, die bereits im Jahre 1895 von D. Smith entdeckt wurden. Von hier gelang es, durch dichten Busch zum Guaso Njiro, der sich in der Lorian ergießt, zu kommen. Der See war größtenteils ausgetrocknet und schien keinen Abfluß zu haben — die Erkundungen des Frhr. von Erlanger sagen das Gegenteil. Vom Lorian zog Graf Wickenburg zum Tana, den er bei Karakovo erreichte, fuhr diesen hinunter und traf Ende Oktober in Lamu ein.

Nach den neuesten Nachrichten soll der unternehmungslustige und unermüdliche Reisende jetzt in dem Abschnitt zwischen dem Rudolf-S. und dem Nil sein. —

Außer diesen hier besprochenen Expeditionen, sind noch verschiedene andere in Abessinien resp. in Nordostafrika unterwegs. Es würde jedoch zu weit führen, dieselben an dieser Stelle noch zu besprechen. Jedenfalls ist unsere Kenntnis über das bisher nur stellenweis bekannte Land, dank den oben angeführten fünf Forschern, bedeutend vermehrt. Hoffen wir, daß die nächsten Jahre volle Aufklärung über die noch dunklen Punkte bringen werden.

---

[1]) Geogr. Zeitschrift 1902.

Giebt es eine unmittelbare Reichsangehörigkeit?

Von Dr. iur. Hermann Hesse.

V.

Andererseits stehen die Schutzgebietsangehörigen den Reichsangehörigen, wenn auch nicht in materieller, so doch in prozessualer Hinsicht völlig gleich, sobald sie den Bestimmungen der Zivilprozeßordnung unterstellt werden. Dies geschieht einmal

a. durch Kaiserliche Verordnung gemäß § 4 Schutzgebietsgesetzes.

Eine entsprechende Kaiserliche Verordnung ist aber bisher nur für das Schutzgebiet von Kiautschou erlassen. Auf Grund des § 11 Schgg. von 1888[1]), der Kaiserlichen Verordnung vom 27. April 1898[2]), der Ausführungsverordnung des Reichskanzlers vom gleichen Tage[3]) und der Verordnung des Kaiserlichen Gouverneurs von Kiautschou vom 15. April 1899[4]) findet das für Nichtchinesen geltende Recht auch auf Chinesen Anwendung, sofern Chinesen mit Nichtchinesen in einen bürgerlichen Rechtsstreit verwickelt sind.

b. Es unterstehen jedoch auch die Angehörigen der übrigen Schutzgebiete den Bestimmungen der Zivilprozeßordnung[5]), wenn sie bei bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten mit Reichsangehörigen und Ausländern als Kläger auftreten. Dies folgt aus der Anwendung des Grundsatzes: „actor forum rei sequitur“[6]).

c. Endlich unterstehen die Schutzgebietsangehörigen den Bestimmungen der Zivilprozeßordnung, sobald sie sich im Reichsgebiet aufhalten, oder sofern sonst ein Gerichtsstand für sie im Reichsgebiete begründet ist[7]). Denn es ist kein Grund vorhanden, daß sie in dieser Beziehung schlechter gestellt sein sollten als die Ausländer, welche sich im Reichsgebiet aufhalten oder daselbst einen besonderen Gerichtsstand besitzen. Sie sind aber auch den Ausländern in prozessualer Hinsicht nicht gleichzustellen, weil sie nicht bloße de facto Unterthanen gleich den Ausländern sind, sondern an die Staatsgewalt des Reiches rechtlich gebunden sind.

Daß die Schutzgebietsangehörigen eine besondere, von derjenigen der Reichsangehörigen verschiedene Rechtsstellung einnehmen, ergiebt sich endlich auch daraus, daß ihnen die Reichsangehörigkeit verliehen werden kann[8]).

---

[1]) Riebow I S. 23.

[2]) a. a. O. IV S. 165.

[3]) a. a. O. IV S. 167.

[4]) a. a. O. IV S. 191.

[5]) Jedoch nur hinsichtlich des Verfahrens; das anzuwendende materielle Recht bestimmt sich nach der Rechtsstellung, nach dem status der Parteien.

[6]) lex 2 C. 3, 13.

[7]) C.P.O. §§ 23ff.

[8]) Schgg. S. 36 § 8

2. Die Angehörigen fremder Staaten, welche sich in den Schutzgebieten aufhalten, stehen in dem Verhältnis der Fremdschaft zum Reiche[1]). Die Bezeichnung derselben als Schutzgenossen, welche Laband anwendet[2]), ist jedoch nicht zu empfehlen, da sie geeignet ist, eine Verwechselung mit dem völkerrechtlichen Begriffe der Schutzgenossen herbeizuführen. Außerdem stehen sie rechtlich den Ausländern, den Fremden, welche sich im Reichsgebiet aufhalten, völlig gleich, und es ist nicht einzusehen[3]), warum der bloße Aufenthalt im Schutzgebiet anstatt im Reichsgebiet bei gleicher rechtlicher Stellung eine Verschiedenheit der Bezeichnung rechtfertigen sollte. Auch von Stengel[4]) nennt sie Ausländer. Nur die Thatsache des Aufenthalts im Schutzgebiete unterwirft sie der Reichsgewalt. Doch äußert sich diese auch gegen die Fremden verschieden.

a. Sind sie Bewohner fremder Kolonieen, welche nicht die Angehörigkeit zu ihrem herrschenden Staate besitzen, so werden sie den Eingeborenen gleichgestellt. Dieser Grundsatz kommt in der kolonialen Gesetzgebung vielfältig zum Ausdruck[5]). Doch können die Gouverneure Ausnahmen bestimmen. Hierdurch ist die Möglichkeit gegeben, weitgehende Rücksicht darauf zu nehmen, welche Rechtsstellung die fremden Kulturstaaten den Eingeborenen ihrer Kolonieen zuweisen. Man wird annehmen können, daß es den Grundsätzen des Völkerrechts entspricht, wenn man den Angehörigen fremder Kolonialgebiete in prozessualer und materieller Hinsicht in unseren Schutzgebieten diejenige rechtliche Behandlung angedeihen läßt, welche die fremden Staaten ihnen selber zuerkennen[6]).

b. Sind die Fremden Angehörige fremder Kulturstaaten, so genießen sie rechtlich dieselbe Behandlung wie die Ausländer, die sich im Reiche aufhalten.

Zu erwähnen ist noch, daß in den Schutzgebieten mit Ausnahme von Kiautschou[7]) auch Ausländer als Gerichtseingesessene zu Beisitzern für die ordentlichen Gerichte der Schutzgebiete von dem Richter ernannt werden können. In den Konsulargerichtsbezirken können nämlich kraft des personalen Charakters der Konsulargerichtsbarkeit nur solche Personen vom Konsul zu Beisitzern des Konsulargerichts ernannt werden, welche der Gerichtsbarkeit des Konsuls unterliegen, also nur Reichsangehörige oder Schutzgenossen. In den Schutzgebieten unterliegen jedoch infolge des territorialen Charakters der deutschen Schutzherrschaft alle Bewohner, also auch die Ausländer, der deutschen Gerichtsbarkeit, es sind also auch Ausländer Gerichtseingesessene, welche gemäß §§ 2 Schgg. und 12 Kgg.

---

[1]) siehe oben § 2 IV 1c Heft IV S. 128.

[2]) II S. 279. Hiergegen wendet sich Köbner (siehe unten Anm. 6) unter Betonung des territorialen Prinzips der kolonialen Gerichtsbarkeit im Gegensatz zu dem streng personalen Prinzip der Konsulargerichtsbarkeit.

[3]) Siehe auch § 3 Schgg. vom 25. Juli 1900, welcher die Anwendung des § 25 des Kgg. vom 7. April 1900, betreffend die Rechtsverhältnisse der Schutzgenossen, in den Schutzgebieten ausschließt. § 9 des Schgg. vom 25. 7. 1900 spricht ebenfalls nur von Ausländern und Eingeborenen. Siehe endlich Laband II S. 280 Anm. 2.

[4]) S. 58.

[5]) siehe oben Heft VII S. 219 Anm. 2.

[6]) Diese Auffassung vertritt Köbner in seiner Vorlesung über „Kolonial- und Konsularrecht".

[7]) Schgg. S. 7 § 12 des Kgg.

zu Beisitzern ernannt werden können[1]). Die Schutzgebietsangehörigen dagegen können nicht zu Beisitzern ernannt werden, weil die Bestimmungen des Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes über die Gerichtsverfassung in den Schutzgebieten nicht für sie gelten.

3. Die Reichsangehörigen. Die herrschende Klasse in den Schutzgebieten bilden die Reichsangehörigen, die nicht nur der Staatsgewalt unterthan, sondern auch Reichsbürger sind. Ihr Verhältnis zum Reiche ist genau dasselbe wie dasjenige der Reichsländer und der Einzelstaatsangehörigen als Reichsangehörige.

Alle Reichsangehörigen in den Schutzgebieten genießen dieselbe rechtliche Behandlung, gleichgültig, ob sie Angehörige der Einzelstaaten und als solche reichsangehörig, oder ob sie unmittelbare Reichsangehörige sind.

IV. Wesen und Bedeutung der Reichsangehörigkeit in den Schutzgebieten.

1. Wesen.

Aus der staatsrechtlichen Stellung der Schutzgebiete folgen gewisse Besonderheiten inbetreff der Erwerbung und des Verlustes der Reichsangehörigkeit sowie der Ausübung der in ihr enthaltenen Rechte und Pflichten.

a Die Erwerbung der Reichsangehörigkeit.

Da die Schutzgebiete nicht zu dem in der Verfassung bezeichneten Reichsgebiet gehören und demnach im staatsrechtlichen Sinne als Ausland gelten, so nehmen ihre Bewohner[2]), wie oben des Näheren ausgeführt ist, eine besondere Rechtsstellung ein, welche als Schutzgebietsangehörigkeit gekennzeichnet ist. Das allen Deutschen gemeinsame Indigenat fällt bei ihnen fort, da Artikel 3 der Reichsverfassung nicht in die Schutzgebiete eingeführt ist. Die Schutzgebietsangehörigen können demnach die Staatsangehörigkeit in einem Einzelstaate nicht durch Aufnahme erlangen. Sie haben keinen Anspruch darauf, den Angehörigen der Einzelstaaten hinsichtlich der Erwerbung des Staatsbürgerrechts gleichbehandelt zu werden.

Da ferner das Reichsgesetz vom 1. Juni 1870 nicht in die Schutzgebiete eingeführt worden ist, so kann auch die Schutzgebietsangehörigkeit nicht die Voraussetzung zum Besitze der Reichsangehörigkeit bilden, kann weiterhin die Reichsangehörigkeit, wie dies in Elsaß-Lothringen der Fall ist, nicht in gleicher Weise in den Schutzgebieten erworben werden, wie die Staatsangehörigkeit in einem Einzelstaate.

Da endlich die Schutzgebiete keine Bundesstaaten sind, sondern Pertinenzen des Reiches bilden, so erwies sich die Einführung des Reichsgesetzes vom 1. Juni 1870 in die Schutzgebiete als unthunlich, und es trat die Notwendigkeit hervor, eine neue Rechtsform zu finden, welche die Erwerbung der Reichsangehörigkeit in den Schutzgebieten ermöglicht[3]).

---

[1]) So Köbner in seiner Vorlesung, der aber zugleich die Berufung eines Nichtdeutschen zu einem solchen öffentlichen Amte für nicht wünschenswert hält. Siehe Heft IV S. 128, Anm. 8.

[2]) abgesehen von den Reichsangehörigen und Ausländern.

[3]) Siehe Cahn S. 202 f.

Diese neue Rechtsform ergiebt sich aus § 9 des Schutzgebietsgesetzes[1]), welcher lautet:

„Ausländern, welche in den Schutzgebieten sich niederlassen, sowie Eingeborenen kann durch Naturalisation die Reichsangehörigkeit von dem Reichskanzler verliehen werden. Der Reichskanzler ist ermächtigt, diese Befugnis einem anderen Kaiserlichen Beamten zu übertragen.

Auf die Naturalisation und das durch dieselbe begründete Verhältnis der Reichsangehörigkeit finden die Bestimmungen des Gesetzes über die Erwerbung und den Verlust der Bundes- und Staatsangehörigkeit vom 1. Juni 1870 (Bundesgesetzbl. S. 355, Reichs-Gesetzbl. 1896 S. 615), sowie Art. 3 der Reichsverfassung und § 4 des Wahlgesetzes für den deutschen Reichstag (Bundesgesetzbl. S. 145) Anwendung.

Im Sinne des § 21 des bezeichneten Gesetzes, sowie bei Anwendung des Gesetzes wegen Beseitigung der Doppelbesteuerung vom 15. Mai 1870 (Bundesgesetzbl. S. 119) gelten die Schutzgebiete als Inland."

α. **Die Naturalisation.**

Gemäß Abs. 1 § 9 Schgg. kann die Reichsangehörigkeit in den Schutzgebieten unter bestimmten Voraussetzungen durch Naturalisation verliehen werden. Eine Verpflichtung, dem Antrag auf Erteilung der Naturalisationsurkunde stattzugeben, besteht nach dem Wortlaute des Gesetzes nicht. Der Kreis derjenigen Personen, welche in den Reichsverband aufgenommen werden können, erstreckt sich auf die Ausländer und auf die Eingeborenen, d. h. die Schutzgebietsangehörigen und die Angehörigen fremder Kolonieen, welche den Eingeborenen unserer Schutzgebiete für rechtlich gleichstehend erachtet werden. Voraussetzung ist jedoch die Niederlassung in einem deutschen Schutzgebiete.

Die Reichsangehörigkeit wird vom Reichskanzler verliehen, welcher ermächtigt ist, diese Befugnis einem anderen Kaiserlichen Beamten zu übertragen.

Eine solche Übertragung hat aber bisher noch nicht stattgefunden, und insbesondere ist die Befugnis zur Verleihung der Reichsangehörigkeit durch Naturalisation den Gouverneuren der Schutzgebiete bisher nicht übertragen worden.

Es sind daher durch die Gouverneure bis jetzt noch keine Ausländer oder Eingeborene naturalisiert worden. Wohl aber haben die Gouverneure von Ostafrika und Südwestafrika in einzelnen Fällen die Angehörigkeit zu den Schutzgebieten verliehen.

a. Im Jahre 1896 unterwarf sich der als Rebell vom englischen auf deutsches Gebiet übergetretene Araber Mbaruk bin Raschid mit seinem Anhang dem Kaiserlichen Gouverneur von Ostafrika[2]). Dadurch, daß der Araber, welcher bis dahin englischer Schutzgebietsangehöriger war, die ihm vom Gouverneur gestellten Bedingungen für sich und seine Leute annahm, kam ein Vertrag öffentlich-rechtlicher Natur zustande, durch welchen der Araber samt seinen Leuten die deutsche Schutzgebietsangehörigkeit erwarb.

---

[1]) S. 36.

[2]) Deutsches Kolonialblatt 1896 S. 370 ff., 554 f.

b. Im Schutzgebiete von Südwestafrika wurde ferner im Jahre 1895 durch Vertrag zwischen dem Kaiserlichen Gouverneur und einigen Burenfamilien diesen letzteren die Schutzgebietsangehörigkeit verliehen[1]). Dieser Vertrag räumt den Buren zwar eine Rechtsstellung ein, welche sie in mancher Hinsicht von den Eingeborenen unterscheidet; sie verpflichten sich, getreue Unterthanen zu sein, die deutschen Gesetze zu befolgen und im Schutzgebiete Heeresfolge gemäß den deutschen Militärgesetzen zu leisten. Doch sind sie dadurch nicht Reichsangehörige geworden. Denn der Gouverneur ist nicht befugt gewesen, die Reichsangehörigkeit durch Naturalisation zu verleihen.

Wohl aber haben die Gouverneure in beiden Fällen als Vertreter des Kaisers in der Ausübung der Schutzgewalt die Schutzgebietsangehörigkeit verliehen; denn hierfür bedürfen sie einer besonderen Ermächtigung durch Reichsgesetz oder Kaiserliche Verordnung nicht[2]).

Die Naturalisation der Ausländer und Eingeborenen erfolgt nach den Bestimmungen des Reichsgesetzes vom 1. Juni 1870[3]).

β. **Die Aufnahme.**

Die Naturalisation ist aber nicht die einzige Rechtsform, in welcher die Reichsangehörigkeit in den Schutzgebieten unmittelbar erworben werden kann. Vielmehr folgt aus Abs. 3 § 9 Schgg., daß auch die Aufnahme als Rechtsform für die Erwerbung der unmittelbaren Reichsangehörigkeit in den Schutzgebieten in Frage kommt.

Der Abs. 3 § 9 Schgg. besagt nämlich, daß im Sinne des § 21 des RG. vom 1. Juni 1870 die Schutzgebiete als Inland gelten.

1. Der § 21 des genannten Gesetzes enthält jedoch in seinem Absatz 4 die Bestimmung, daß Deutschen, welche ihre Staatsangehörigkeit durch zehnjährigen Aufenthalt im Auslande verloren und keine andere Staatsangehörigkeit erworben haben, die Staatsangehörigkeit in dem früheren Heimatsstaate wieder verliehen werden kann, auch ohne daß sie sich dort niederlassen.

Hieraus folgt, daß denjenigen, welche durch Naturalisation die unmittelbare Reichsangehörigkeit in den Schutzgebieten erworben, sie aber durch zehnjährigen Aufenthalt im Auslande verloren und keine andere Staatsangehörigkeit erworben haben, die unmittelbare Reichsangehörigkeit in den Schutzgebieten wieder verliehen werden kann, auch ohne daß sie sich dort niederlassen.

Ein gesetzlicher Anspruch auf die Wiederverleihung besteht nach dem Wortlaut des Gesetzes nicht. Wird jedoch in diesem Falle die Reichsangehörigkeit wieder verliehen, so geschieht dies in der Rechtsform der Aufnahme. Denn gemäß § 9 Abs. 2 Schgg. finden auf die Naturalisation und das durch dieselbe begründete Verhältnis der Reichsangehörigkeit die Bestimmungen des RG. vom 1. Juni 1870 entsprechende Anwendung. § 2 Nr. 4 dieses Gesetzes besagt aber, daß die Staatsangehörigkeit in einem Bundesstaate für einen Deutschen durch Aufnahme begründet wird; eine entsprechende Anwendung dieses Grundsatzes führt zu dem Ergebnis, daß im Falle des § 21 Abs. 4 des RG. vom 1. Juni 1870 die un-

[1]) Deutsche Kolonialzeitung 1896 Nr. 41 S. 323 f.

[2]) Siehe von Stengel S. 70 f.

[3]) §§ 2 Nr. 5, 6, 8.

mittelbare Reichsangehörigkeit in den Schutzgebieten für Deutsche durch Aufnahme begründet wird.

2. Weiterhin kommt die Aufnahme als Rechtsform für die Begründung der unmittelbaren Reichsangehörigkeit in den Schutzgebieten im Falle des § 21 Abs. 5 des RG. vom 1. Juni 1870 in Betracht[1]). Der Absatz 5 lautet:

„Deutsche, welche ihre Staatsangehörigkeit durch zehnjährigen Aufenthalt im Auslande verloren haben und demnächst in das Gebiet des Deutschen Reiches zurückkehren, erwerben die Staatsangehörigkeit in demjenigen Bundesstaate, in welchem sie sich niedergelassen haben, durch eine von der höheren Verwaltungsbehörde ausgefertigte Aufnahmeurkunde, welche auf Nachsuchen ihnen erteilt werden muß."

War im Falle des Absatz 4 § 21 die Aufnahme nur für die unmittelbaren Reichsangehörigen möglich, welche die Reichsangehörigkeit in den Schutzgebieten durch Naturalisation erworben hatten, so ist durch Absatz 5 a. a. O. allen Reichsangehörigen die Möglichkeit und weiterhin ein Anspruch gegeben, die unmittelbare Reichsangehörigkeit durch Aufnahme zu erwerben.

Voraussetzung ist die Niederlassung in irgend einem Schutzgebiete, sowie der Antrag auf Erteilung der Aufnahmeurkunde. Diesem Antrage muß stattgegeben werden, sofern kein Grund vorliegt, welcher nach den §§ 1—5 des Gesetzes über die Freizügigkeit vom 1. November 1867 die Abweisung eines Neuanziehenden oder die Versagung der Fortsetzung des Aufenthalts rechtfertigt[2]).

Welche höhere Verwaltungsbehörde für die Ausfertigung der Aufnahmeurkunde in Frage kommt, ist im Gesetz nicht bestimmt. Doch wird, wie für die Naturalisation, so auch für die Erteilung der Aufnahmeurkunde der Reichskanzler oder ein von ihm ermächtigter Beamter zuständig sein.

γ. Weiterhin wird die unmittelbare Reichsangehörigkeit in den Schutzgebieten gemäß § 9 Abs. 2 Schgg. und § 2 des RG. vom 1. Juni 1870 begründet durch

1. Abstammung von einem unmittelbaren Reichsangehörigen,
2. Legitimation durch einen solchen,
3. Verheiratung mit einem solchen.

Nicht aber ist sie durch Adoption zu erwerben.

δ. Endlich können Ausländer durch Anstellung im unmittelbaren oder mittelbaren Staatsdienste der Schutzgebiete die unmittelbare Reichsangehörigkeit mit ihrer Bestallung ohne besonderen Rechtsakt erwerben[1]).

Werden dagegen Schutzgebietsangehörige im unmittelbaren oder mittelbaren Staatsdienste der Schutzgebiete angestellt, so erwerben sie dadurch nicht die unmittelbare Reichsangehörigkeit. Denn die Schutzgebietsangehörigen sind nicht Ausländer im Sinne der Reichsgesetze und nehmen eine besondere Rechtsstellung ein. Demgemäß stellt sie § 9 Schgg. den Ausländern gegenüber, und es hätte ihnen, da der § 9 des RG. vom 1. Juni 1870 in den Schutzgebieten nur bezüglich der naturalisierten Eingeborenen[2]) in Geltung ist, das Recht ausdrücklich verliehen werden müssen, die Reichsangehörigkeit durch Anstellung als Beamte des Schutzgebietes zu erwerben.

---

[1]) A. A. Cahn S. 188.
[2]) § 7 RG. vom 1. Juni 1870.
[1]) Cahn S. 102f.; § 9 RG. vom 1. Juni 1870.
[2]) Abs. 2 § 9 Schgg.

b. Ausübung der Rechte und Pflichten.

Die Reichsangehörigkeit in den Schutzgebieten hat dieselben Rechtswirkungen wie in der Heimat zur Folge; mit ihrem Träger sind dieselben Rechte und Pflichten verknüpft, hier wie dort; nur ist die Ausübung derselben in den Schutzgebieten teilweise unmöglich[1]). Sie ruhen demnach, bis ihr Träger sich im Reichsgebiet aufhält[2]). Hierin ist rechtlich nicht eine Beschränkung der Rechtsstellung der Reichsangehörigen in den Schutzgebieten zu erblicken. Denn rechtlich stehen den Reichsangehörigen diese Rechte zu; nur ist ihre thatsächliche Ausübung an den Wohnsitz im Reichsgebiet geknüpft. Es ist keine Befreiung des Reichsangehörigen in den Schutzgebieten von gewissen Pflichten anzunehmen, deren Erfüllung nur im Reichsgebiet möglich ist[3]). Er muß vielmehr zu diesem Zwecke das Reichsgebiet aufsuchen, falls nicht die Erfüllung der Pflicht im Schutzgebiete selbst ausnahmsweise gestattet wird[4]).

Der rechtliche Charakter der Reichsangehörigkeit in den Schutzgebieten wird aber durch diese Beschränkungen, welche aus der staatsrechtlichen Stellung der Schutzgebiete folgen, in keiner Weise berührt. Denn § 9 Abs. 2 Schgg. besagt ausdrücklich, daß auf die in den Schutzgebieten erworbene unmittelbare Reichsangehörigkeit die Bestimmungen des Gesetzes vom 1. Juni 1870 in formeller, und in materieller Hinsicht Artikel 3 der Reichsverfassung und § 4 des Wahlgesetzes für den Deutschen Reichstag vom 31. Mai 1869 entsprechende Anwendung finden.

Die unmittelbaren Reichsangehörigen der Schutzgebiete haben demnach dieselbe rechtliche Stellung wie die unmittelbaren Reichsangehörigen in Elsaß-Lothringen und diejenigen, welche die Reichsangehörigkeit infolge der Angehörigkeit zu einem Bundesstaate besitzen. Sie dürfen deshalb von den Bundesstaaten nicht schlechter gestellt werden als deren eigene Angehörige und können die Angehörigkeit zu einem Bundesstaate durch Aufnahme erlangen[5]).

Insbesondere haben sie gemäß § 2 Schgg. ihren Gerichtsstand vor den ordentlichen Gerichten der Schutzgebiete, abgesehen von dem Falle, daß sie gegen Schutzgebietsangehörige klagen, und unterliegen gemäß § 3 Schgg. und § 19 Kgg. dem in den Konsulargerichtsbezirken geltenden und in die Schutzgebiete eingeführten deutschen Recht. Auch ist jeder unmittelbare Reichsangehörige in den Schutzgebieten zur Übernahme einer Vormundschaft verpflichtet[6]). In Prozessen gegen Schutzgebietsangehörige unterliegen sämtliche Reichsangehörige gemäß dem Grundsatze „actor forum rei sequitur“ der Gerichtsbarkeit des mit der Rechtsprechung über die Schutzgebietsangehörigen betrauten Verwaltungsbeamten. Hierin liegt eine Minderung ihrer Rechtsstellung gegenüber den Reichsangehörigen im Reichsgebiete. Sie wird dadurch begründet, daß nach § 2 Schgg. nicht das deutsche Gerichtsverfassungsgesetz in die Schutzgebiete eingeführt, sondern die Gerichtsverfassung der Konsulargerichte übernommen ist. Der richterliche Beamte braucht deshalb auch nicht die Befähigung zum Richteramt[7]) wie in der Heimat zu besitzen.

---

[1]) Wahlrecht, Wehrpflicht.

[2]) A. A. von Stengel S. 58 a. E.; § 1 des Wahlgesetzes vom 31. Mai 1869.

[3]) RV. Art. 63; Erfüllung der Wehrpflicht im Reichsgebiete.

[4]) RG. vom 18. 7. 1896; Arndt S. 557; Riebow IV S. 65, 185; V S. 203, 206; Deutsches Kolonialblatt 1902 Nr. 14.

[5]) Kolisch S. 16 Nr. 3.

[6]) BGB. § 1785; siehe auch § 1786[8].

[7]) GVG. §§ 2 ff.

Auf der räumlichen Entfernung der Schutzgebiete vom Reiche und auf ihrer staatsrechtlichen Sonderstellung beruhen jedoch einzelne Besonderheiten, welchen die unmittelbaren Reichsangehörigen der Schutzgebiete in prozessualer und bürgerlich-rechtlicher Hinsicht unterliegen.

1. Als Wohnsitz des unmittelbaren Reichsangehörigen gilt in Ansehung des Gerichtsstandes die Stadt Berlin[1]. Hierdurch gewinnt er auch die Fähigkeit zum tauglichen Bürgen[2]), sofern er ein angemessenes Vermögen besitzt.

2. Das für ein Aufgebot zum Zwecke der Todeserklärung eines unmittelbaren Reichsangehörigen zuständige Gericht wird, sofern dieser keinen letzten inländischen Wohnsitz hatte, von dem Reichskanzler bestimmt[3]). Für Angehörige eines Bundesstaates wird es von der Landesjustizverwaltung durch allgemeine Anordnung bestimmt.

3. Der für die Eheschließung eines unmittelbaren Reichsangehörigen zuständige Standesbeamte wird vom Reichskanzler bestimmt[4]), sofern keiner der Verlobten seinen Wohnsitz oder seinen gewöhnlichen Aufenthalt im Inland hat. Bei Angehörigen eines Einzelstaates wird in diesem Falle der zuständige Standesbeamte von der obersten Aufsichtsbehörde des Bundesstaates bestimmt.

4. Die Bewilligung der Befreiung von Ehehindernissen für unmittelbare Reichsangehörige steht dem Reichskanzler zu, für Angehörige eines Einzelstaates dem Einzelstaate[5]).

5. Das uneheliche Kind eines unmittelbaren Reichsangehörigen kann auf Antrag seines Vaters durch Verfügung des Reichskanzlers für ehelich erklärt werden[6]). Bei Einzelstaatsangehörigen steht die Ehelichkeitserklärung dem Einzelstaate zu.

6. Bei der Annahme an Kindesstatt kann der Reichskanzler dem unmittelbaren Reichsangehörigen Befreiung von der Vorschrift des § 1744 BGB. „daß der Annehmende das fünfzigste Lebensjahr vollendet haben und mindestens achtzehn Jahre älter sein muß als das Kind", gewähren[7]).

7. Der Reichsfiskus ist gesetzlicher Erbe eines unmittelbaren Reichsangehörigen[8]). Da jedoch die vermögensrechtliche Persönlichkeit der Schutzgebiete durch das Reichsgesetz vom 30. März 1892 über die Einnahmen und Ausgaben der Schutzgebiete grundsätzlich anerkannt ist[9]), so tritt an die Stelle des Reichsfiskus der Fiskus desjenigen Schutzgebietes, in welchem der Erblasser zur Zeit des Todes seinen Wohnsitz hatte.

8. Das für einen reichsunmittelbaren Mündel zuständige Vormundschaftsgericht wird vom Reichskanzler bestimmt, wenn der Mündel im Reiche weder Wohnsitz noch Aufenthalt noch einen letzten inländischen Wohnsitz hatte[10]).

---

[1]) CPO. §§ 13, 15; StPO. § 11.
[2]) BGB. § 239, § 773 Nr. 2.
[3]) CPO. § 961.
[4]) BGB. § 1320.
[5]) BGB. § 1322.
[6]) BGB. § 1723.
[7]) BGB. § 1745.
[8]) a. a. O. § 1936.
[9]) von Stengel S. 34.
[10]) FG. § 36 Abs. 2.

9. Dasselbe gilt für die Zuständigkeit des Gerichts bei der Pflegschaft über einen abwesenden Reichsunmittelbaren[1]).

10. Dasselbe gilt für die Zuständigkeit des Gerichts bei der Bestätigung eines Vertrages über die Annahme an Kindesstatt[2]).

11. Dasselbe gilt für die Zuständigkeit des Nachlaßgerichts[3]).

Gemäß Artikel 5 EG. zum BGB. beziehen sich die vorstehenden Bestimmungeu nicht auf die unmittelbaren Reichsangehörigen der Reichslande.

c. Verlust.

Bei der zweifachen natürlichen Grundlage des Staates in Volk und Gebiet ergiebt sich aus den wechselnden Beziehungen des Volkes zum Gebiet, daß der Einzelne auch während des Aufenthalts außerhalb des Staatsgebiets der Staatsgewalt unterworfen und Angehöriger des Staates bleibt. Entzieht er sich jedoch durch Aufenthalt auf fremdem Staatsgebiet oder in herrenlosen Ländern dauernd der heimischen Staatsgewalt, so verliert er seine Angehörigkeit zum Staate auf Grund der Vermutung[4]), daß dies seinem Willen entspreche. Selbstredend aber kann er seine Staatsangehörigkeit nie verlieren, wenn er sich auf Gebieten aufhält, welche der heimischen Staatsgewalt unterworfen sind, ohne doch Staatsgebiet zu sein. Dies ist der Fall mit den Schutzgebieten. In ihnen herrscht die souveräne Staatsgewalt des Reiches, hier als Schutzgewalt bezeichnet, und zu ihr stehen sämtliche Reichsangehörige, die sich dort aufhalten, in demselben Verhältnis wie zur Reichsgewalt in der Heimat.

Der Aufenthalt in einem Schutzgebiet ist deshalb grundsätzlich dem Aufenthalt im Reichsgebiet gleichzuachten[5]). Diesen Grundsatz spricht das Schutzgebietsgesetz vom 25. Juli 1900 in Betreff des § 21 des Reichsgesetzes vom 1. Juni 1870 ausdrücklich aus[6]); es besagt aber nicht, daß einzig und allein im Sinne des § 21 die Schutzgebiete als Inland zu betrachten seien. Es würde aber auch zu dem Sinne und Geiste des Gesetzes geradezu widersprechenden Ergebnissen führen, wollte man argumento e contrario folgern, daß die Schutzgebiete im Sinne aller andern §§ des Gesetzes nicht als Inland zu betrachten seien. Hierzu liegt eine zwingende Veranlassung nach dem Wortlaute des Gesetzes überdies gar nicht vor. Es ist daher durchaus zulässig, im Wege der sinngemäßen ausdehnenden Auslegung den Grundsatz als durch § 9 des Schutzgebietsgesetzes für festgestellt zu erachten, daß, wo durch das Reichsgesetz vom 1. Juni 1870 Rechtswirkungen hinsichtlich des Verhältnisses der Staats- und Reichsangehörigkeit an den Aufenthalt im Auslande geknüpft sind, unter Ausland nicht die Schutzgebiete, sondern nur die der Staatsgewalt, der Gebietshoheit des Reiches nicht unterstehenden fremden Gebiets-

---

[1]) a. a. O. § 39 Abs. 2.

[2]) a. a. O. § 66 Abs. 2.

[3]) a. a. O. § 73 Abs. 2.

[4]) Einen gewissen Schutz gegen die unrichtige Anwendung dieser Vermutung gewährt § 21 Abs. 4, 5 des RG. vom 1. Juni 1870; es steht jedoch zu erwarten, daß lege ferenda diese Rechtsvermutung durch den bestimmten Entlassungsantrag ersetzt werden wird.

[5]) von Stengel S. 36; Cahn S. 154 Nr. 6.

[6]) § 9 Abs. 3.

teile zu verstehen seien, daß die Schutzgebiete vielmehr überall da, wo jenes Gesetz vom Reichsgebiet spricht, ebenfalls gemeint seien[1]).

Dieser Grundsatz ist von der erheblichsten Bedeutung nicht nur für die unmittelbar, sondern vor allem für die mittelbar erworbene Reichsangehörigkeit und das die Voraussetzung der letzteren bildende Verhältnis der Staatsangehörigkeit.

Die Reichsangehörigkeit geht durch Aufenthalt in den Schutzgebieten nie verloren, wohl aber, wenn der Reichsangehörige sich ununterbrochen zehn Jahre im Auslande aufhält. Sie geht ferner verloren durch Ausspruch der Behörde gemäß §§ 20, 22 des Reichsgesetzes vom 1. Juni 1870. Für unsere Betrachtung sind jedoch nur folgende Bestimmungen von Bedeutung:

1. Die Staatsangehörigkeit geht verloren durch Entlassung auf Antrag[2]); die Entlassung wird unwirksam, wenn der Entlassene nicht binnen 6 Monaten seinen Wohnsitz außerhalb des Reichsgebiets verlegt oder die Staatsangehörigkeit in einem andern Bundesstaate erwirbt.

Würde man nun den oben festgestellten Grundsatz nicht für zutreffend erachten, wie dies Cahn[3]) und im Anschluß an ihn Arndt[4]) thut, so würde man zu dem Ergebnis kommen, daß ein Deutscher mit der Aushändigung der Entlassungsurkunde[5]) seine Staats- und Reichsangehörigkeit verliert, auch wenn er sich binnen einer Frist von 6 Monaten in einem deutschen Schutzgebiete niederließe. Er würde hier also alle Wohlthaten der deutschen Herrschaft als Heimatloser genießen, ohne daß man ihn zu den staatsbürgerlichen Pflichten heranziehen könnte. Daß das Gesetz diese Wirkung nicht beabsichtigt haben kann, daß die Annahme Cahns und Arndts deshalb nicht haltbar ist, beweist auch folgende Erwägung.

Auf das Verhältnis der in den Schutzgebieten begründeten unmittelbaren Reichsangehörigkeit finden nach § 9 Abs. 2 des Schutzgebietsgesetzes die Bestimmungen des Reichsgesetzes vom 1. Juni 1870, also auch dessen § 18, Anwendung. Gemäß § 18 Abs. 2 a. a. O. wird daher die Entlassung des unmittelbaren Reichsangehörigen aus dem Reichsverbande unwirksam, wenn der Entlassene nicht binnen 6 Monaten seinen Wohnsitz außerhalb des Schutzgebiets verlegt oder die Angehörigkeit zu einem andern Bundesstaate erwirbt[6]). Bleibt er also 6 Monate nach der Entlassung im Schutzgebiete wohnen, so behält er die Reichsangehörigkeit; verlegt jedoch ein Deutscher, der in der Heimat aus dem Staats- und Reichsverbande entlassen ist, seinen Wohnsitz binnen 6 Monaten nach demselben Schutzgebiete, so soll er die Staats- und Reichsangehörigkeit verlieren. Diese unterschiedliche Behandlung der unmittelbaren und der mittelbaren Reichsangehörigen kann vom Gesetz nicht gewollt sein; sie ist auch im Gesetz thatsächlich nirgends begründet. Es ist deshalb die Annahme gerechtfertigt, daß die Schutzgebiete betreffs der Reichs- und Staatsangehörigkeit als Reichsgebiet anzusehen sind, sofern nicht das Gesetz ausdrücklich bestimmt, daß sie als Ausland gelten sollen.

---

[1]) S. hierzu Störk, RG. über das Auswanderungswesen § 1. S. 44, 51, § 4 S. 62.

[2]) § 13 No. 1 a. a. O.

[3]) S. 140.

[4]) PrVU. S. 197.

[5]) § 18 RG. vom 1. Juni 1870.

[6]) In letzterem Falle findet eine Entlassung des unmittelbaren Reichsangehörigen aus dem Reichsverbande überhaupt nicht statt.

2. Deutsche, welche durch zehnjährigen Aufenthalt im Auslande die Staatsangehörigkeit verloren haben und demnächst in das Reichsgebiet zurückkehren, erwerben gemäß § 21 Abs. 5 a. a. O. die Staatsangehörigkeit in demjenigen Bundesstaate, in welchem sie sich niedergelassen haben, durch eine Urkunde, die ihnen auf Nachsuchen erteilt werden muß. Sie haben also einen Anspruch auf die Wiederaufnahme in den Staats- und Reichsverband.

Im Sinne des § 21 a. a. O. gelten die Schutzgebiete als Inland, und zwar nicht nur auf Grund der oben ausgeführten allgemeinen Erwägungen, sondern kraft der besonderen gesetzlichen Bestimmung des § 9 des Schutzgebietsgesetzes; und da sie keine Bundesstaaten sind, so kann ein Deutscher, der sich nach Verlust der Staatsangehörigkeit nicht in einem Bundesstaate, sondern in einem Schutzgebiete niederläßt, hier nur die unmittelbare Reichsangehörigkeit, und zwar durch Aufnahme[1]), erwerben. Und er hat ein Anrecht darauf; auf sein Nachsuchen muß ihm der Reichskanzler oder ein von diesem beauftragter Beamter die Aufnahmeurkunde ausfertigen[2]).

2. Bedeutung.

Aus vorstehenden Ausführungen ergiebt sich, daß die Reichsangehörigkeit in den Schutzgebieten in formeller Hinsicht vollständig unabhängig von der Staatsangehörigkeit geworden ist, daß sie demnach auch formell selbständig als ein unmittelbares Verhältnis des Einzelnen zum Reiche besteht, als in jeder Hinsicht unmittelbare Reichsangehörigkeit.

§ 11.

Der gegenwärtige Rechtszustand.

I. Durch die räumliche Erweiterung des Reichsgebiets über die gemäß der Reichsverfassung in ihm enthaltenen Einzelstaaten hinaus sind drei Rechtsgebiete geschaffen worden, in denen sich die Anwendung der Bestimmungen über die Reichs- und Staatsangehörigkeit, insbesondere des Reichsgesetzes vom 1. Juni 1870, verschieden gestaltet.

Zwar ist die Staatsangehörigkeit ein Rechtsverhältnis, welches dem Einzelnen überallhin folgt und mit ihm — bis auf die im Gesetz vorgesehenen Fälle — dauernd verbunden ist. Dennoch aber ist dieses Rechtsverhältnis gewissen räumlichen und zeitlichen Beschränkungen unterworfen. Diese Beschränkungen zeigen sich beim Erwerbe, äußern sich vor allem bei der Ausübung der mit der Staatsangehörigkeit verbundenen Rechte und der aus ihrem Besitz entspringenden Pflichten und wirken endlich auch bei dem Verluste derselben mit. Aus diesen Beschränkungen erklärt sich einmal die Trennung des der Reichsgewalt unterworfenen Gebietes in drei verschiedene Rechtsgebiete hinsichtlich der Erwerbung und des Verlustes der Reichs- und Staatsangehörigkeit sowie bezüglich der Ausübung und Erfüllung der damit verbundenen Rechte und Pflichten. Ein weiterer wesentlicher Grund für diese Trennung liegt in der verschiedenen staatsrechtlichen Stellung der drei Rechtsgebiete.

---

[1]) siehe oben S. 249 ff.

[2]) A. A. Cahn S. 188 Nr. 35.

II. Das unmittelbare Geltungsgebiet des Reichsgesetzes vom 1. Juni 1870 ist das in der Reichsverfassung genau umgrenzte Reichsgebiet. Hier hat das Gesetz die Geltung behalten, welche es bei seinem Inkrafttreten besaß. Denn hier ist die Erwerbung der Reichsangehörigkeit nur durch die Erwerbung der Angehörigkeit zu einem Einzelstaate möglich, und sie erlischt mit dem Verluste derselben. Hier sind die Angehörigen eines Bundesstaates formell nicht unabhängig von demselben, sondern durch ihn Bürger des Gesamtstaates. Eine unmittelbare Reichsangehörigkeit kann hier nicht erworben werden; wohl aber ist ein unmittelbarer Reichsangehöriger, der seinen Wohnsitz in diesem Rechtsgebiet genommen hat, zur Ausübung der aus der Reichsangehörigkeit entspringenden Rechte befugt und zur Erfüllung der mit ihr verbundenen Pflichten genötigt. Immerhin erhellt hieraus der Satz, daß die Reichsangehörigkeit zwar kraft des Reichsgesetzes vom 1. Juni 1870 innerhalb dieses Rechtsgebietes nur durch die Erwerbung einer Einzelstaatsangehörigkeit erworben werden kann, daß sie jedoch ein selbständiges Rechtsverhältnis darstellt, dessen Bestehen von dem Dasein der Einzelstaatsangehörigkeit materiell unabhängig ist. Wenn ferner die Ausübung der aus der Reichsangehörigkeit entspringenden Rechte jedem Reichsangehörigen auch in denjenigen Bundesstaaten gewährleistet ist, deren Angehörigkeit er nicht besitzt, so folgt hieraus, daß die Reichsangehörigen ein Gesamtvolk bilden; daß sie zwar formell nicht unabhängig von dem Bundesstaate, durch dessen Angehörigkeit sie die Reichsangehörigkeit erwarben, sondern durch ihn Bürger des Gesamtstaates sind, während sie materiell nicht durch diesen, sondern unabhängig von ihm als Bürger des Gesamtstaates erscheinen und ihre reichsbürgerlichen Rechte nicht als Einzelstaatsangehörige, sondern auf Grund ihrer Reichsangehörigkeit ausüben und in gleicher Weise ihre reichsbürgerlichen Pflichten erfüllen.

III. Dieses materielle Moment, welches die Reichsangehörigkeit als das bei Weitem wichtigere Rechtsverhältnis erscheinen läßt, überwiegt schon in dem zweiten Rechtsgebiete, in den Reichslanden. Denn hier ist das formelle Erfordernis zum Erwerbe der Reichsangehörigkeit, die Erwerbung der Einzelstaatsangehörigkeit, nicht mehr vorhanden. Sondern die Reichsangehörigkeit wird hier unmittelbar erworben, wenn auch infolge der Einführung des Gesetzes vom 1. Juni 1870 in die Reichslande unter denselben formellen und materiellen Voraussetzungen, unter denen die Einzelstaatsangehörigkeit innerhalb des ersten Rechtsgebietes erworben wird. Die überwiegende Bedeutung der Reichsangehörigkeit ergiebt sich ferner aus der Ausübung der politischen Rechte in den Reichslanden. Nicht als Preuße, Sachse oder Anhaltiner nimmt der eingewanderte Altdeutsche an den Wahlen zu den Vertretungskörpern in den Reichslanden teil, sondern einzig und allein der Besitz der Reichsangehörigkeit berechtigt ihn zur Ausübung dieses Wahlrechts. Hier erscheinen die Reichsangehörigen, mögen sie auch zum Teil die Angehörigkeit zu einem Einzelstaate besitzen, als ein Gesamtvolk in der Ausübung und Erfüllung der öffentlich-rechtlichen Befugnisse und Pflichten. Sie sind bis auf den erwähnten Teil Reichsunmittelbare, welche ihre Reichsangehörigkeit nicht der Angehörigkeit zu einem Einzelstaat verdanken. Denn die Erwerbung einer reichsländischen Staatsangehörigkeit ist infolge der staatsrechtlichen Stellung der Reichslande als Verwaltungsdistrikt, als Provinz des Reiches, unmöglich. Die unmittelbare Reichsangehörigkeit in den Reichslanden zieht dieselben Rechtsfolgen nach sich wie die auf Grund des § 1 des Reichsgesetzes vom 1. Juni 1870

erworbene Reichsangehörigkeit; und zwar sind diese Rechtsfolgen deshalb dieselben, weil die Reichsverfassung, in welcher sie den Reichsangehörigen gewährleistet und genau bestimmt sind, in die Reichslande eingeführt ist, und weil damit die Reichslande zu einem staatsrechtlichen Bestandteil des Reichsgebiets erklärt worden sind. Der Verlust der unmittelbaren Reichsangehörigkeit erfolgt aus denselben Gründen, welche gemäß dem Reichsgesetze vom 1. Juni 1870 den Verlust der mittelbaren Reichsangehörigkeit nach sich ziehen, abgesehen natürlich von dem Verlust auf Grund des § 1 des genannten Gesetzes, der hier nicht in Betracht kommen kann.

IV. Was endlich das dritte Rechtsgebiet anlangt, so wird es von den deutschen Schutzgebieten gebildet, welche infolge ihrer räumlichen Trennung vom Reiche und wegen der kulturellen Minderwertigkeit ihrer Bewohner eine besondere Rechtsstellung zugewiesen erhielten. Es sind dies Gebiete, die, wie ihr Name sagt, mit Land und Leuten unter dem Schutze des Reiches stehen. Die Rechtspersönlichkeit des Staates fehlt ihnen, und man bezeichnet sie als Pertinenzen des Reiches; das bedeutet, daß sie keine Bestandteile des verfassungsmäßigen Reichsgebietes bilden, aber im völkerrechtlichen und staatsrechtlichen Sinne der souveränen Staatsgewalt des Reiches unterworfen und in gleicher Weise völkerrechtlich nicht als Ausland zu bezeichnen sind. Die Bewohner der Schutzgebiete sind deshalb nur Unterthanen des Reiches, und nicht Angehörige desselben. Weil die Schutzgebiete keine Staatswesen sind, giebt es auch keine Staatsangehörigkeit der Schutzgebiete im Sinne des Reichsgesetzes vom 1. Juni 1870. Wohl aber ist durch die Reichsgesetzgebung der Begriff der Schutzgebietsangehörigkeit als eines besonderen Rechtsverhältnisses mit eigenem Inhalt und spezifischen Rechtswirkungen geschaffen worden. Die Schutzgebietsangehörigkeit ist jedoch streng zu trennen von der Staatsangehörigkeit und von der Reichsangehörigkeit, da die Schutzgebietsangehörigen eine genau bestimmte, von derjenigen der Staats- und Reichsangehörigen durchaus verschiedene Rechtsstellung einnehmen.

Eine besondere gesetzliche Regelung wurde erforderlich bezüglich des Aufenthalts von Reichsangehörigen in den Schutzgebieten. Diese verlieren durch zehnjährigen Aufenthalt in den Schutzgebieten die Reichsangehörigkeit nicht, denn in dieser Beziehung gelten die Schutzgebiete nach § 9 des Schutzgebietsgesetzes als Inland.

Das Gleiche ist aber nicht der Fall hinsichtlich der Erwerbung der Reichsangehörigkeit und der Ausübung der mit ihr verbundenen Rechte und Pflichten; sondern hierbei tritt der Charakter der Schutzgebiete als Pertinenzen des Reiches zu Tage. Deshalb bestimmt das Schutzgebietsgesetz, daß die Reichsangehörigkeit in den Schutzgebieten auf eine besondere Art und Weise erworben werden kann, nämlich durch Verleihung vom Reichskanzler oder von einem durch denselben beauftragten Beamten; sie kann aber ferner in den Schutzgebieten erworben werden durch Aufnahme, Anstellung als Beamter und die in § 2 des Reichsgesetzes vom 1. Juni 1870 unter 1—3 aufgeführten Erwerbsgründe.

Um der auf diese Weise erworbenen Reichsangehörigkeit einen materiellen Inhalt zu geben und sie der im Reichsgebiet und in den Reichslanden erworbenen gleichzustellen, bestimmt das erwähnte Gesetz des Ferneren, daß auf die Naturalisation und das durch dieselbe begründete Verhältnis der Reichsangehörigkeit die Bestimmungen des Gesetzes über die Erwerbung und den Verlust der Bundes- und

Staatsangehörigkeit vom 1. Juni 1870, sowie Artikel 3 der Reichsverfassung und § 4 des Wahlgesetzes für den deutschen Reichstag vom 31. Mai 1869 Anwendung finden. Es ist kein Zweifel, daß dieser Grundsatz auch für die auf andere Weise in den Schutzgebieten erworbene Reichsangehörigkeit gilt.

Damit ist klar und deutlich ausgesprochen, daß die vom Reichskanzler in den Schutzgebieten verliehene Reichsangehörigkeit unmittelbar, und zwar vermittelst des besonderen Rechtsaktes der Naturalisation erworben wird; es ist ferner festgestellt, daß sie auch im Falle der Aufnahme und der Anstellung als Beamter, endlich auch durch Abstammung, Legitimation und Verheiratung unmittelbar erworben wird; daß sie somit losgelöst ist von der Einzelstaatsangehörigkeit und als ein besonderes eigenartiges Rechtsverhältnis besteht; endlich daß die sich aus ihr ergebenden Rechtsfolgen die gleichen sind wie bei der im Reichsgebiet oder in den Reichslanden erworbenen Reichsangehörigkeit, abgesehen von einigen durch die staatsrechtliche Stellung der Schutzgebiete bedingten Besonderheiten in prozessualer und bürgerlich-rechtlicher Hinsicht.

Der Verlust der unmittelbaren Reichsangehörigkeit in den Schutzgebieten wird endlich durch dieselben Voraussetzungen bedingt, welche den Verlust derselben in den Reichslanden bewirken. Kurz gesagt, als ein besonderes, eigenartiges Rechtsverhältnis besteht hier die unmittelbare Reichsangehörigkeit.

III. Schluß.

§ 12.

Ergebnis.

Die gewaltige Ausdehnung, welche das Reichsgebiet seit der Errichtung des Reiches gewonnen hat, bedingte eine allmähliche Ergänzung der gesetzlichen Bestimmungen über die Reichs- und Staatsangehörigkeit. Während ursprünglich eine unmittelbare Reichsangehörigkeit dem neueren deutschen Staatsrechte völlig unbekannt war, ist allmählich die Bedeutung der Reichsangehörigkeit so unendlich gewachsen, daß sie nicht mehr grundsätzlich vom Besitze der Einzelstaatsangehörigkeit abhängt, sondern als ein selbständiges Rechtsverhältnis besteht: als unmittelbare Reichsangehörigkeit.

Aber nicht nur im Staatsrecht wird die Bedeutung der Reichsangehörigkeit als eines selbständigen Rechtsverhältnisses mehr und mehr anerkannt[1]); auch das bürgerliche und das Prozeßrecht teilen diesen Standpunkt ganz entschieden. Denn dem bürgerlichen Recht und dem Prozeßrecht ist der Grundsatz, daß die Reichsangehörigkeit nur eine Folge der Staatsangehörigkeit sein kann, völlig fremd[2]).

Wenn sich daher jetzt Bestrebungen geltend machen, welche auf eine Änderung des Reichsgesetzes vom 1. Juni 1870 hinzielen[3]), weil dieses den Verlust der Reichsangehörigkeit ohne und selbst gegen den Willen[4]) ihres Trägers eintreten

[1]) Arndt S. 54; v. Stengel S. 58; Geffcken S. 11, 31.

[2]) BGB. §§ 1320, 1322, 1723, 1745, 1936; EG. zum BGB. Art. 35; CPO §§ 15, 961; StPO. § 11; FG. §§ 36, 39, 66, 73.

[3]) Deutsche Kolonialzeitg. 1897 Beilage IX; 1898 S. 226, 280; 1901 S. 221 Alldeutsche Blätter 1900 S. 468; 1901 S. 53.

[4]) Deutsche Kolonialzeitg. 1900 Nr. 48 S. 546.

läßt, so mag darauf hingewiesen werden, daß neben der gesetzlichen Bestimmung des neugeschaffenen staatsrechtlichen Begriffes der Schutzgebietsangehörigkeit eine einheitliche Zusammenfassung und Neuregelung der Bestimmungen über die Erwerbung der Reichsangehörigkeit und ihr Verhältnis zur Staatsangehörigkeit und Schutzgebietsangehörigkeit ebenso notwendig ist.

Denn sowie ein derartig bedeutsames Rechtsinstitut wie die Reichsangehörigkeit unbestimmt ist, wird es auch bestritten. Im Leben der Menschen, und weiterhin vor allem im öffentlich-rechtlichen Leben eines ganzen Volkes, soll jedoch Klarheit und Bestimmtheit herrschen.

Schon darum erweist sich als unumgänglich notwendig eine gesetzliche Feststellung und Bestimmung des Begriffes der

unmittelbaren Reichsangehörigkeit.

Litteratur.

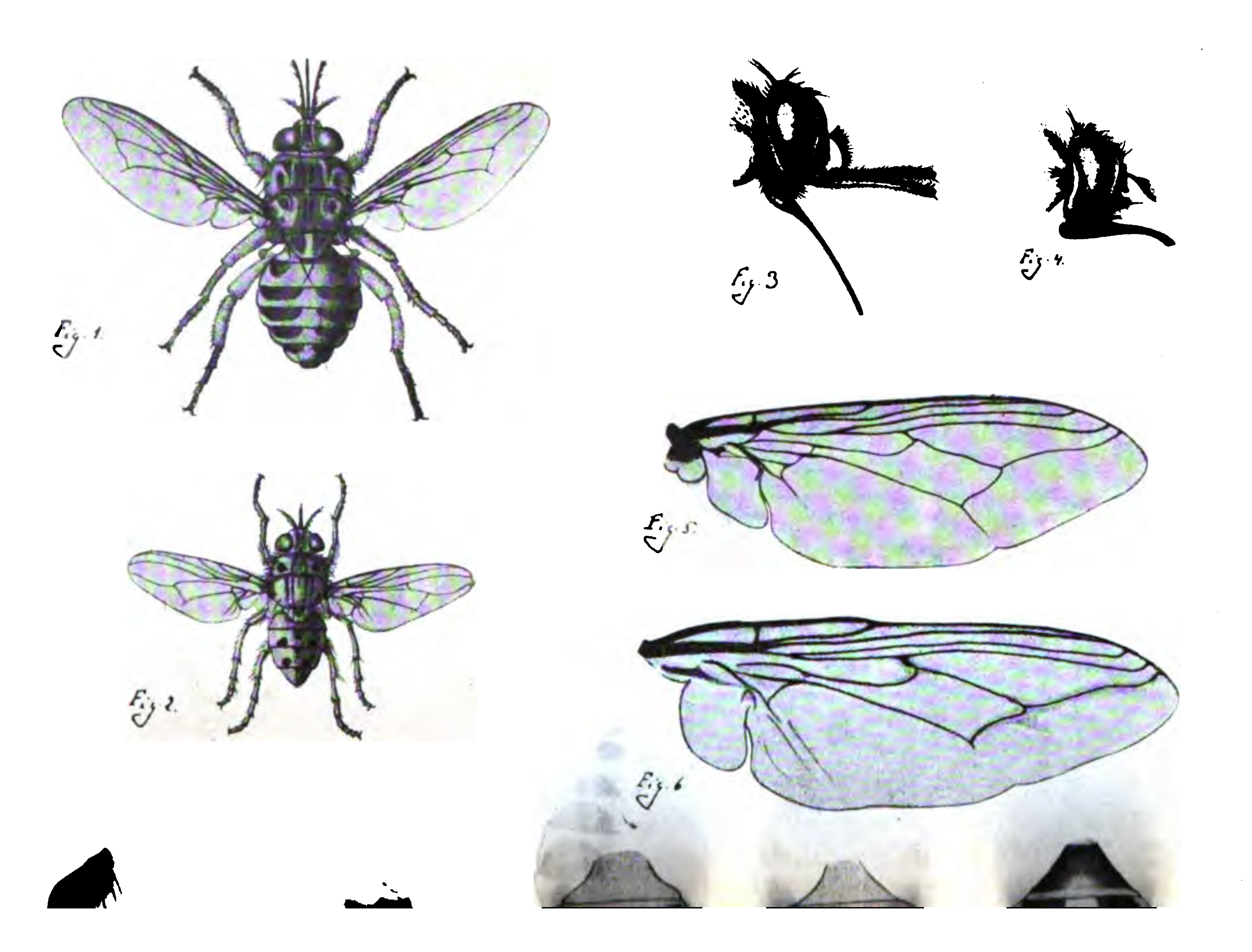
1. Arndt, Das Staatsrecht des Deutschen Reiches. Berlin 1901.
2. Geffcken, Die Verfassung des Deutschen Reiches. Leipzig 1901.
3. Jellinek, Das Recht des modernen Staates: Allgemeine Staatslehre. Berlin 1900.
4. J. L. Klüber, Das öffentliche Recht des Deutschen Bundes. 3. Aufl. 1831.
5. Laband, Das Staatsrecht des Deutschen Reiches. 3. Aufl., Freiburg i. B. und Leipzig 1895, 4. Aufl., in 4 Bänden, Tübingen und Leipzig 1901.
6. von Martens, Völkerrecht. Berlin Bd. I 1883, Bd. II 1886.
7. Georg Meyer, Staatsrecht. Leipzig 5. Aufl. 1896.
8. von Mohl, Bundesstaatsrecht der Vereinigten Staaten.
9. Rivier, Lehrbuch des Völkerrechts. Stuttgart 1889.
10. von Rönne, Das Staatsrecht des Deutschen Reiches. 2 Bd. Leipzig 1876, 1877.
11. Schulze, Preußisches Staatsrecht. Leipzig 2. Aufl. 1886, 1888.
12. von Stengel, Die Deutschen Schutzgebiete, ihre rechtliche Stellung, Verfassung und Verwaltung. München und Leipzig 1895.
13. Derselbe, Die Rechtsverhältnisse der Deutschen Schutzgebiete. Tübingen und Leipzig 1901.
14. Zorn, Das Staatsrecht des Deutschen Reiches. Berlin 1895, 1896.
15. Arndt, Die Verfassungsurkunde für den Preußischen Staat. Berlin 1894.
16. Cahn, Das Reichsgesetz über die Erwerbung und den Verlust der Reichs- und Staatsangehörigkeit vom 1. Juni 1870. 2. Aufl. Berlin 1896.
17. Kolisch, Die Kolonialgesetzgebung des Deutschen Reiches. Hannover 1896.
18. Riebow-Zimmermann, Die Deutsche Kolonialgesetzgebung. Berlin 1. Teil 1892, 2. Teil 1898, 3. Teil 1899, 4. Teil 1900, 5. Teil 1901.
19. von Rönne, Verfassung des Deutschen Reiches. Berlin 1895.
20. Das Schutzgebietsgesetz nebst seinen Ergänzungsgesetzen. Zum Handgebrauch zusammengestellt im Reichs-Marine-Amt. Berlin 1901.
21. Störk, Reichsgesetz über das Auswanderungswesen. Berlin 1899.
22. Alldeutsche Blätter, Jahrgang 1900, 1901.
23. Deutsches Kolonialblatt, Jahrgang 1896, 1902 Nr. 4, 5, 7, 14.
24. Deutsche Kolonialzeitung, Jahrgang 1897, 1898, 1900, 1901.
25. Preußisches Justiz-Ministerialblatt Nr. 12 vom 21. März 1902.
26. Köbner, Vorlesung über „Kolonial- und Konsularrecht“ am Seminar für orientalische Sprachen zu Berlin, deren Ergebnisse in einem demnächst erscheinenden „System des Kolonialrechts“ niedergelegt werden sollen.

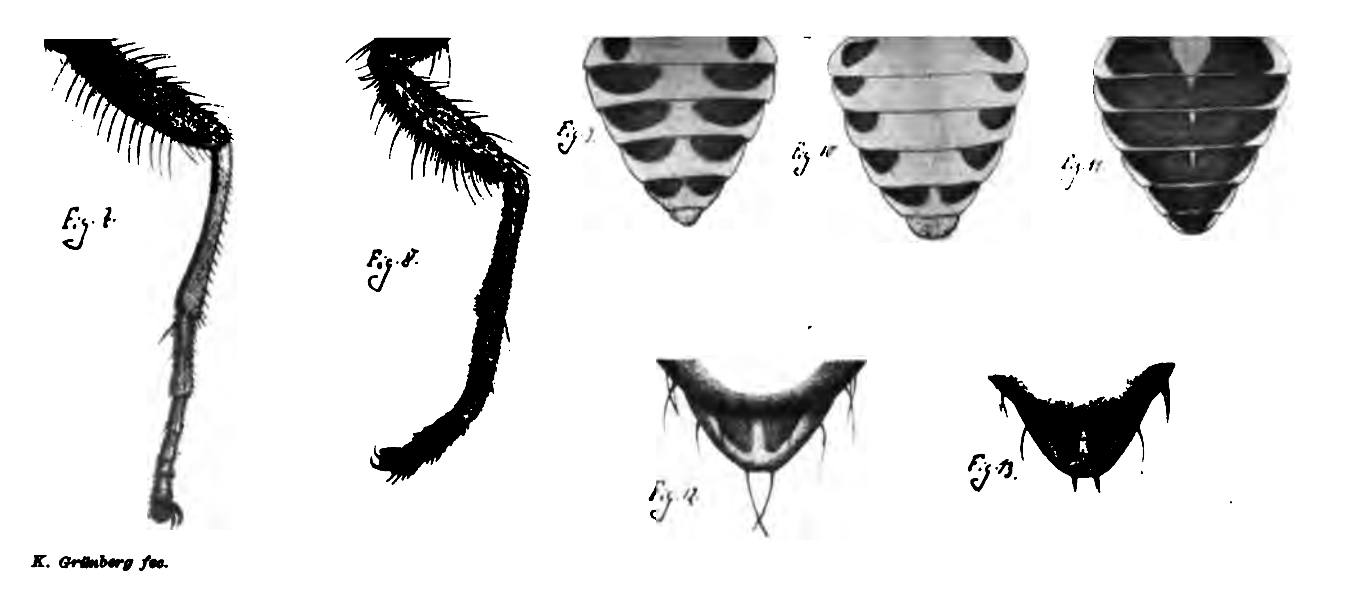
Abkürzungen.

BGB. = Bürgerliches Gesetzbuch.
HGB. = Handelsgesetzbuch.
FG. = Gesetz über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit.
CPO. = Civilprozeßordnung.
GVG. = Gerichtsverfassungsgesetz.
RV. = Reichsverfassung.

Pr.V.U. = Preußische-Verfassungs-Urkunde.
RStGB. = Reichsstrafgesetzbuch.
EG. = Einführungsgesetz.
Schgg. = Schutzgebietsgesetz.
Kgg. = Konsulargerichtsbarkeitsgesetz.
GKG. = Gerichtskostengesetz.
RG. = Reichsgesetz.

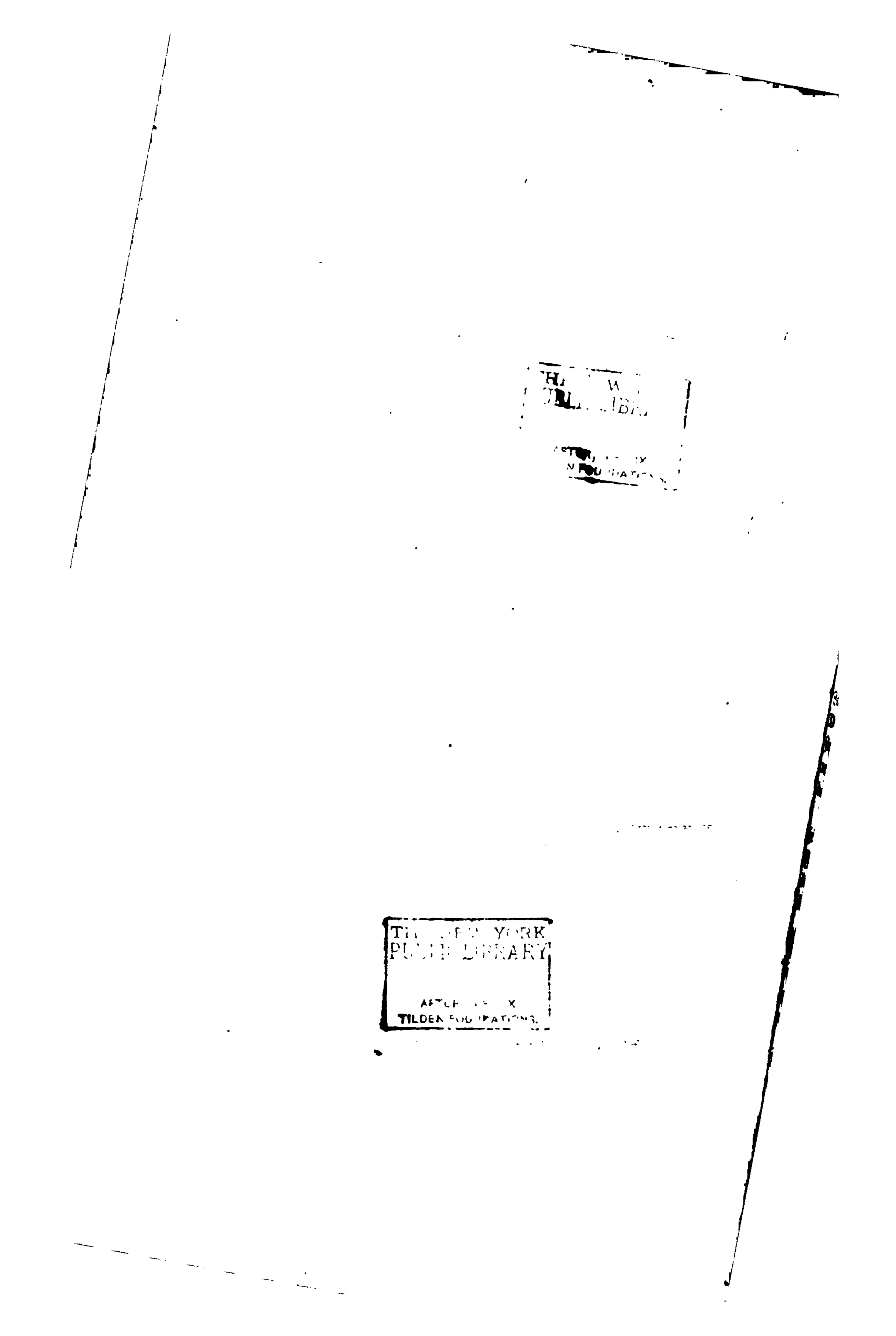
THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS.


Fig. 1.
Fig. 2.
Fig. 3
Fig. 4.
Fig. 5.
Fig. 6



K. Grünberg fec.

Fig. 1. Glossina longipalpis Wiedem. Vergr. 3,5.
Fig. 2. Stomoxys calcitrans L. Vergr. 3,5.
Fig. 3. Kopf vou Glossina longipalpis. Vergr. 7.
Fig. 4. „ „ Stom. calc. Vergr. 8.
Fig. 5. Flügel von Glossina longipalpis Wiedem. Vergr. 7.
Fig. 6. „ „ „ tabaniformis Westw. Vergr. 7.
Fig. 7. Vorderbein von Glossina longipalpis Wiedemann. Vergr. 10.
Fig. 8. „ „ „ tachinoides Westw. Vergr. 10.
Fig. 9. Glossina longipalpis. Hinterleibszeichnung des von Afzelius stammenden Exemplares. Vergr. 7.
Fig. 10. „ „ Exemplar mit stark reduzierter Hinterleibszeichnung. Vergr. 7.
Fig. 11. „ tachinoides. Typische Hinterleibszeichnung. Vergr. 7.
Fig. 12 u. 13. Glossina longipalpis Unterschied in der Scutellumbeborstung beim ♂ (Fig. 12) und ♀ (Fig 13). Vergr. 7.



Ueber die Tsetse.

Von B. Lichtwardt, Charlottenburg und K. Grünberg, Berlin.
(Aus dem Zoologischen Museum zu Berlin.)
Mit 1 Tafel Abbildungen.

Die Frage, ob im Kamerungebiete die Glossina morsitans Westw. vorkomme, gab mir den Anstoß, mich mit dieser Fliege näher zu beschäftigen.

Teilt man nach Prof. Dr. Friedrich Brauer „die Zweiflügler des kais. Museums zu Wien, 1883", die Dipteren in niedrigere und höhere Formen, oder der Zeit nach in ältere oder jüngere (Orthorrhapha und Cyclorrhapha) ein, so sind diejenigen die niedrigsten und ältesten, welche die ursprünglichsten Larvenformen besitzen. Dies sind die Orthorrhaphen, zu denen als einfachste Larvenformen die der Mücken (Schnaken) gehören, die noch gegenständige Kiefer und eine äußere Kopf- und Kieferkapsel besitzen.

Bei den Cyclorrhaphen nehmen die Kiefer der Larven eine vertikale Lage an und wirken als Haken; eine äußere Kopf- oder Kieferkapsel fehlt. Diese Diptera cyclorrhapha bilden die jüngsten und höchsten Formen. Ihre Larven stellen sich meist als weißliche, walzige, glatte oder mit Kriechwulsten versehene Formen dar, die sich stets in der eigenen zu einer Tonne erhärtenden Larvenhaut verpuppen.

Beim Auskriechen wird der vordere Pol des Tönnchens von der Fliege selbst mit einer Stirnblase, in welche Luft gepreßt wird, abgesprengt. Die frischen Fliegen zeigen diese Stirnblase deutlich. Etwas später, bei weiterer Abtrocknung des Tieres, verschwindet diese Blase, welche durch eine Spalte auf der Stirn, dicht über den Fühlern, in den Kopf zurückgezogen wird.[1])

Im Gegensatz zu den Aschiza (mit ungespaltener Stirn), zu welchen die stechenden und blutsaugenden Fliegen der Gattungen Tabanus (Bremse), Chrysops (mit prächtigen, grünen Augen), Haematopota (Regenbremse, blinde Fliege) gehören, nennt man diese Sektion der Dipteren: Schizophora (Spaltträger) und eine engere Unterabteilung Schizometopa (spaltstirnige).

Zu diesen Schizophora schizometopa (Spaltstirnfliegen) gehören die Muscinae, deren allerweltsbekannte Vertreterin die Stubenfliege, Musca domestica L. ist. Ihr nicht unähnlich ist die Stechfliege Stomoxys calcitrans L., die auch unsere Wohnungen besucht und durch ihren empfindlichen Stich sich bemerkbar macht.

Der „Wadenstecher" ist besonders in der Nähe von Pferdeställen häufig, weil die Larven im Pferdedung ihre Entwicklung durchmachen.

Weitere Verwandte sind Haematobia stimulans Mg., Lyperosia irritans L., deren Namen deutlich für ihr Thun und Treiben sprechen, und die

[1]) Bei einer frisch gefangenen Stubenfliege genügt ein leiser vom Hinterleibsende bis an die Augen wirkender Druck, um diese Stirnblase herauszutreiben.

Glossina morsitaus Westw., die Geißel Afrikas, deren Larven ähnlich den Stomoxyslarven gebildet sein müssen, und die sich aller Voraussicht nach in ähnlichen Verhältnissen, im sumpfigen Buschland, am Dung rc. entwickeln werden.

Diese Angaben über Larven und Tonnenpuppen leiten vielleicht einmal zur Auffindung der ersten Stände der Glossina, welche uns bisher noch gänzlich fremd sind.

Bevor aber die Lebensweise eines Insektes nicht genau bekannt ist, wird man auch kein Mittel zu seiner Vernichtung anwenden können.

Die Fliege selbst kennen wir schon eine recht geraume Zeit. Zuerst hat Wiedemann, außereuropäische zweiflügelige Insekten 1830, Teil II, pag. 253, die Gattung Glossina (Zungenfliege) begründet und als einzige Art darin longipalpis beschrieben und auf Tafel IX, Figur 10 a, b, c, Fliege, Kopf und Fühler, allerdings herzlich schlecht, abgebildet. Die Beschreibung, dem damaligen Stande der Dipterologie angemessen, läßt manches vermissen, was zur guten Kennzeichnung nötig ist; doch reicht sie aus, um Gattung und Art zu erkennen. Von den Fühlern lesen wir nur, daß die Fühlerborste oberseits lang gefiedert ist. In der That ist jedoch jede einzelne Fieder wie bei einem Federfächer wiederum gefiedert. Von dem Flügelgeäder ist überhaupt nicht die Rede, obwohl es im Vergleich zu demjenigen von Stomoxys rc., so merkwürdig geschwungen ist, daß es ein vorzügliches Kennzeichen der Fliege bildet.

Die Hauptsache aber bleibt doch der lange, dünne Stechrüssel, welcher so lang wie das Rückenschild ist und an der Wurzel eine zwiebelförmige Verdickung trägt. Die ihn ihm Ruhestande deckenden Palpen sind wagerecht vorgestreckt und von gleicher Länge, linear und mit sehr feinen, kleinen Börstchen besetzt; unter diesen fallen in der Mitte der Palpen an ihrer Außenseite einige Dörnchen auf; einige solche befinden sich auch an der Spitze jeder Palpe.

Beim Stechen trennt sich der Stechrüssel von den Tastern und wird senkrecht gestellt.

Herr Regierungsrat Dr. Franz Stuhlmann hat in: „Berichte über Land- und Forstwissenschaft in Deutsch-Ost-Afrika, Kais. Gouvernement Dar-es-Salâm, Band I, Heft II, 137—153, — Notizen über die Tsetsefliege und die Surrahkrankheit“ — diesen Umstand erwähnt und erklärt die Stellung des Rüssels als eine Folge der Tötung der Fliege in Alkohol. Die Verwandten betragen sich jedoch, wie geschildert, im Leben, woraus gefolgert werden kann, daß die Glossina es ihnen gleichthut.

In dieser Arbeit wird über die von der Tsetse hervorgerufene Surrahkrankheit berichtet, daß Professor Dr. Robert Koch 1897 festgestellt hat, daß der Erreger der Krankheit ebenso wie in Indien, wo man das übertragende Insekt noch nicht kennt, in Afrika gleichfalls ein Geißelinfusor — eine Trypanosoma-Art — ist; außerdem gelang es Koch aber nachzuweisen, daß es sich dabei um zwei zwar sehr ähnliche, aber doch morphologisch verschiedene Arten von Trypanosoma handelt. Die Annahme der Indier, daß in ihrem Lande die Surrah durch das Wasser verbreitet wird, wird dadurch erklärlich. Über diese Verhältnisse, die in ausgezeichneter Weise dargestellt sind, mag dort nachgelesen werden; hier soll uns vorzüglich der dipterologische Teil beschäftigen.

Nach der bei Wiedemann folgenden Beschreibung könnte man die Art selbst auch nur unsicher bestimmen, wenn uns nicht glücklicherweise die Type er-

halten geblieben wäre. Das Stück befindet sich auf dem Zoologischen Museum in Berlin, ist auf eine sehr dicke Stecknadel gespießt und trägt einen Zettel von altem Büttendruckpapier, wie es um 1800 im Gebrauch war „Sierra-Leone, Afzelius“.[1]) Nach diesem Exemplar hat Wiedemann seine longipalpis beschrieben.

Von der tödlichen Wirkung des Stiches der Glossina für das Vieh finden wir bei J. O. Westwood die erste Nachricht, wenn nicht eine Karte von Südafrika, auf welche Harris um 1837 die Worte — Land mit vielen, für das Vieh verderblichen Fliegen — geschrieben hatte, als solche gelten soll.

Sicher ist, daß 1850 der Engländer Gordon Cumming, in „Five years of a hunters life in South Africa“ II, 220—227“ die ersten verläßlichen Angaben macht.

Cumming war von Eingeborenen gewarnt worden, gegen den Limpopo vorzudringen. Er schlug die Warnung in den Wind und mußte den Versuch mit dem Verlust seiner Zugtiere bezahlen.

Prof. Westwood empfing um dieselbe Zeit von Kapitän Franc Vardon gesammelte Fliegen und beschrieb in Proc. Ent. Soc. London 1850, 258—268 drei neue Arten und nennt sie morsitans, tachinoides, tabaniformis. Damit führte er den Beweis, daß es nicht eine Tsetse, sondern mehrere Arten gäbe.

Diese Beschreibungen sind ähnlich der von Wiedemann auf die Farbe basiert. Daß diese durchaus nicht verläßlich ist, hat auch Stuhlmann bei Untersuchung seiner Exemplare gefunden; kaum zwei Tiere zeigen dieselbe Thoraxzeichnung. Von der Beborstung, Behaarung, vom Bau des Chitinskeletts, das allein verläßliche Merkmale zur Bestimmung der Art giebt, findet sich fast nichts.

Seine Beschreibung von morsitans paßt nun Wort für Wort auf longipalpis Wied., die charakteristische Zeichnung des Hinterleibes „segmento basali utrinque macula parva laterali nigra, singulo segmentorum quatuor proximorum ad basin fascia nigricanti, in medio interrupta, notatis“ — ist kaum schärfer zu beschreiben und endlich ist die Type auf dem Berliner Zoologischen Museum der letzte Beweis für die Identität. Zwei andere Exemplare neben der Type mit kleinen lila Zettelchen (Kennzeichen der Löw'schen Sammlung) „N'Gami, Wahlberg“ sind dieselben Tiere.

So schön der Name „morsitans“ auch auf die Fliege paßt, so muß doch der alte Wiedemann nach dem Gesetze der Priorität zu seinem Rechte kommen und die Art fortan genannt werden: Glossina longipalpis Wiedm. (1830), syn.: morsitans Westw. (1850).

Die weiteren Westwoodschen Beschreibungen kennzeichnen gute, selbständige Arten: tachinoides und tabaniformis.

Van der Wulp giebt in der „Tijdschrift voor Entomologie s'Gravenhage“ 1884, 143—150 eine Uebersicht der Litteratur der Tsetse, die recht in-

[1]) Adam Afzelius war ein schwedischer Naturforscher, der sich 1792 in die englische Kolonie Sierra Leone begab und nach zwei Jahren von dort zurückkehrte, nachdem er fast seine ganzen Sammlungen bei der Plünderung der Kolonie durch die Franzosen verloren hatte.

teressant ist. Für die Kennzeichnung der Arten kann er nichts thun, weil er von den „seltenen" Tieren nur 2 Stücke gesehen hat.

Bigot giebt 1885 in den Annales Soc. Ent. de France 121—124 eine Bestimmungstabelle. Darin beschreibt er eine Glossina ventricosa aus — Australien? — ist aber selbst nicht sicher, ob die Angabe des Vaterlandes richtig ist.

Sollte in Australien die Surrahkrankheit auch vorkommen, so wäre es nicht unmöglich, daß Gl. ventricosa der Überträger ist.

Lingard, Koch, Stuhlmann geben an, daß in Ostindien und Java im Blute der Ein- und Zweihufer Trypanosoma Evansii gefunden ist; den Überträger kennt man dort nicht.

Eine wichtige Frage ist es, ob nur das Weibchen wie bei Anopheles, Culex, Tabanus etc. sticht oder auch das Männchen. In den Sammlungen befinden sich mehr Männchen wie Weibchen. Ist der Querschnitt des Rüssels bei den Geschlechtern verschieden?

Die Untersuchung des ziemlich reichen Materials des Berl. Zool. Museums, über welches ich später genauer berichte, hat mir gezeigt, daß die Männchen von den Weibchen außer durch das eingeschlagene Hypopyg mit den Genitalanhängen in Form einer Zange, durch die Beborstung des Schildchens getrennt sind. Die Männchen haben an der Spitze des Schildchens zwei lange, oft sich kreuzende Borsten (Fig.12); die Weibchen an derselben Stelle zwei kurze, starke Dornen (Fig. 13). Unklar ist mir was Brauer meint, wenn er das scutellum „ad basin et apicem bituberculatum" nennt.

Darnach läßt ein Blick auf die Stuhlmannsche Abbildung erkennen, daß ein Männchen vorgelegen hat. Die Zeichnung der Seitenansicht bestätigt noch diese Annahme, denn die letzten Ringe des Hinterleibes sind deutlich kleiner und nach unten geneigt, so daß sie die eingeschlagene Genitalzange wohl tragen können. Bei trockenen Tieren ist diese Zange meist dem eingetrockneten Bauche angeschmiegt und nicht sichtbar.

Die Schildchenborsten an der Seite sind bei beiden Geschlechtern gleich lang. Weil ich gerade von der Beborstung spreche, will ich gleich vorausschicken, daß von den zahlreichen Exemplaren des Zoologischen Museums kaum eines eine volle Beborstung trägt; bei der Bestimmung ein äußerst störender Übelstand.

Außer den genannten Arten hat nun Bigot noch zwei Arten „Ann. Soc. Ent. France" 1891, 377—378 in Diptères d'Assinie — Glossina grossa und pallicera veröffentlicht. —

So schwierig auseinander zu haltende Arten, wie die Glossina (Muscinae überhaupt) es sind, soll man nicht nach einem einzigen Stücke beschreiben, zumal wenn man hinter das Geschlecht ein Fragezeichen setzen und in Klammern die Worte einschalten muß: (peut-être n'est ce encore qu'une simple variété?). Von solcher Arbeit ist die Angabe, daß Glossina in Assinie vorkommt, das einzig brauchbare.

Unter denselben Gesichtswinkel fällt die Walkersche Beschreibung von fuscus „List Dipt. Ins. Brit. Mus. 1849, 682" — „patria ignota"!

Das wären also 7 beschriebene Arten. Die vollständige Litteratur folgt am Schlusse des Artikels.

Das Zoologische Museum in Berlin besitzt zahlreiche Glossinen sowohl gespießt als auch in Alkohol.

Außer der oben bereits genannten Type von Wiedemann aus Sierra-Leone (Afzelius) und den beiden Stücken aus N'Gami (Wahlberg) aus der Löwschen Sammlung finden sich weiter vor:

1 Ex. 6517 Guinea (Westermann) mit dem Zettel longipalpis Wied. = morsitans Westw.; daneben ein Stück Chinchoxo (Güssfeldt); 6518 N'Gami (Wallengreen) 2 Tiere an einer Nadel sec. Bigot; einige Ex. von Kawende, östlich Tanganjikasee (Reichardt); zahlreiche Ex. aus Togo, Misahöhe (Baumann); Buëa, Barombi, Victoria, Kamerun (Preuß); Moschi, Kilimandscharo (Merker). — Diese Tiere gehören teils zu longipalpis (morsitans), teils zu tachinoides.

Unter tabaniformis: Togo: Bismarckshöhe (Conradt); 7357 Sansibar (Hildebrandt); Stanley-Pool.

Eine Reihe zwischen „Dambae und Pädshú 8. VII. 99 (Graf Zech) gesammelter Tiere sind in Düte oder Brief breitgedrückt; sie lassen sich aber sicher als longipalpis erkennen. Meine Sammlung enthält: tabaniformis aus Joh. Albrechtshöhe, Kamerun (Conradt) und Nguelo, Usambara; tachinoides aus Victoria, Kribi, Johann-Albrechtshöhe, Kamerun; Misahöhe, Togo.

Diese Aufzählung giebt den besten Begriff von der geographischen Verbreitung der Glossina.

Bei dem Suchen nach den für die Unterscheidung brauchbaren Merkmalen bin ich auf den interessanten Umstand gestoßen, daß sich tabaniformis Westw. von den Verwandten durch ein an den Seiten mit langen, seidigen, hellen Haaren besetztes Schildchen unterscheidet. Bei den anderen Glossinen sind die Schildchenseiten kahl oder nur mit Spuren heller Härchen besetzt. Außerdem ist die kleine Querader verdickt und mit einem braunen Hof umgeben. Der Hinterleib ist braun, fast ohne Zeichnung, gegen die Spitze hin etwas dunkler; auch die Größe 12—13 mm macht die Art kenntlich.

Longipalpis Wied., zu welcher Art die Stuhlmannschen Exemplare von Kilwa-Barikiwa (Knochenhauer) gehören, hat an der Basis des Metatarsus des Vorderfußes hinten, außen, einen ziemlich starken Dorn (Fig. 7). Auf der Stuhlmannschen Zeichnung Nr. 11 ist derselbe deutlich sichtbar. Bei tachinoides Westw. ist dieses Dörnchen wohl vorhanden, aber so klein, daß es in dem die Ferse unten bekleidenden Tomente fast verschwindet (Fig. 8).

Die Hinterfußtarsen sind hier alle fünf schwarz; nur die äußerste Basis eines jeden Gliedes ist an der Gelenkstelle hell.

Bei longipalpis dagegen sind die drei ersten Tarsenglieder der Hinterbeine hell gefärbt und nur das vierte und fünfte schwarz, mit je heller Basis.

Den Unterschied der charakteristischen aber sehr abändernden Hinterleibeszeichnung werden am besten die folgenden Bilder zur Anschauung bringen (Fig. 9 u. 10).

Ich will hier auf einen Irrtum in der Stuhlmannschen Schrift aufmerksam machen. Seite 144 heißt es: „Bei Gl. tachinoides soll nur ein Paar großer brauner Flecke vorhanden sein." — Seite 144 ist die Westwoodsche lateinische Diagnose abgedruckt, in der es heißt: „abdominis dorso carneo griseo (diese beiden Worte sind im Original durch Bindestrich verbunden und gehören zusammen) segmento singulo maculis duabus maximis fuscis," — d. h. Hinter-

leibsrücken fleischfarbiggrau, jedes einzelne Segment mit zwei sehr großen, braunen Flecken — oder wie es Westwood in der englischen Erläuterung seiner Diagnose ausdrückt: „The upper side of the abdomen may be described as of a brown colour, with the lateral and posterior edges and an ill-defined longitudinal central band of fleshy ash.“ (Fig. 11.)

Herr Regierungsrat Dr. Stuhlmann hat die übrigens recht wenig kennzeichnenden Abbildungen Westwood's nicht einsehen können, sonst hätte er ein anderes Bild von der tachinoides erhalten.

Aus dem Vorstehenden erhellt, daß drei gute Arten bestehen, welche folgende Tabelle am besten auseinanderhalten wird.

Glossina Wied. 1830.

1. Schildchen an den Seiten mit langen hellen seidigen Haaren besetzt; große Art (12—13 mm) mit langen an der kleinen Querader dunkel gefleckten Flügeln; Schienen und Tarsen mit kleinen, deutliche schwarze Linien bildenden, Börstchen besetzt . . . . tabaniformis Westw.
— — an den Seiten kahl oder fast kahl; kleinere Arten (8—9 mm); Flügel gleichmäßig getrübt 2

2. Vordermetatarsus mit deutlichem Basaldorn; die beiden Endglieder der Hintertarsen schwarz; Hinterleib hell mit in der Mitte breitgetrennten Vorderrandsbinden . . . . longipalpis Wied.
— — mit sehr undeutlichem Basaldörnchen; alle Glieder der Hintertarsen schwarz; Hinterleib dunkel mit heller, dreieckiger mit der Basis nach vorn liegender Rückenstrieme und sehr schmalen hellen Segmenthinterrändern tachinoides Westw.

Glossina longipalpis Wied.

Wiedemann: Außereur. zweifl. Ins. II. 1830, 254 Taf. IX. Fig. 10. (longipalpis).

Robineau-Desvoidy: Myodaires 1830. (Nemorhina palpalis).

Macquart: Suit à Buff. Dipt. II 1835, 245 Pl. 16 Fig. 8 (longipalpis).

Macquart: Dipt. exot. 3, 113 Pl. 14 Fig. 1 und Suppl. IV 239 Pl. XXII Fig. 4. (longipalpis).

Westwood: Proc. Zool. Soc. Lond. 1850, 261 Pl. XIX Fig. 1. (morsitans).

Schiner: Novarareise. Dipt. 1868, 311. (longipalpis).

Bigot: Ann. Soc. Ent. France 1885, 112. (longipalpis und morsitans).

Stuhlmann: Bericht Land-Forstw. D.-Ostafrika I. 1902, 141. (morsitans).

Vorkommen: Sierra-Leone (Afzelius); N'Gami (Wahlberg); Togo; Kisuani; Kilwa; Moschi; Kilimandscharo (Merker); Dambae-Paedshu (Graf Zech 8. VII. 99).

Glossina tachinoides Westw.

Westwood: Proceed. Zool. Soc. Lond. 1850, 267 Pl. XIX. Fig. 2. (tachinoides).

? Walker: List Dipt. Ins. Brit. Mus. 1849, 682. (fuscus).

Bigot: Ann. Soc. Ent. France 1885, 122. (tachinoides).

? Bigot: Dipt. d'Assinie; Ann. Soc. Ent. France LX. 1891, 378. (pallicera).

Vorkommen: Guinea (Westermann); Chinchoxo (Güßfeldt); Misahöhe, Togo (Baumann); Buea, Victoria, Barombi, Kribi, Kamerun (Preuß); Joh. Albrechtshöhe, N.-Kamerun (Conradt).

Glossina tabaniformis Westw.

Westwood: Proceed. Zool. Soc. Lond. 1850, 268 Pl. XIX. Fig. 3. (tabaniformis).

Bigot: Ann Soc. Ent. France 1885, 123. (tabaniformis).

? Bigot: Dipt. d'Assinie; Ann Soc. Ent. France LX. 1891, 377 (grossa).

Vorkommen: Sansibar (Hildebrandt); Bismarcksburg, Togo (Conradt); Stanley-Pool; Joh.-Albrechtshöhe, N.-Kamerun (Conradt); Nguelo, Usambara; Dar-es-Salâm.

Aus diesen Untersuchungen und Angaben über die Verbreitung geht mit Sicherheit hervor, daß die Glossina longipalpis Wied. in Kamerun noch nicht gefunden worden ist.

Herr Dr. Preuß, Leiter des botanischen Gartens in Victoria-Kamerun teilt aber mit, daß das Vorkommen von Trypanosoma in Kamerun sicher nachgewiesen ist.

Darnach ist mit ziemlicher Bestimmtheit anzunehmen, daß in Kamerun die Glossina tachinoides die Überträgerin der Krankheit ist.

Über das Verhalten der Gl. tabaniformis Westw., deren Vorkommen bei Dar-es-Salâm Dr. Stuhlmann (Land u. Forst. D.-Ostafrika 1902, 173—175) meldet, fehlt noch jede sichere Nachricht.

Bei der Untersuchung des vorliegenden reichen Materials ist es besonders auffällig, daß fast zwei Drittel aus männlichen Tieren bestehen. Es wäre von Wichtigkeit, festzustellen, ob nur die Weibchen, wie bei Culex, Anopheles, Tabanus etc. stechen, oder ob auch die Männchen dazu imstande sind.

Bei der überwiegenden Zahl der Männchen unter den gefangenen Fliegen ist das letztere wahrscheinlich.

Ob die Haustiere stets an den Folgen des Stiches der Tsetse zu Grunde gehen oder ob Pferde und Ochsen in gewissen Fällen immun werden, wie Stuhlmann von wilden Büffeln, Hunden und Ziegen berichtet, ist eine weitere, offene Frage.

Aus Südafrika wurde in letzter Zeit öfters über „gesalzene" Pferde berichtet. Sollte damit Tsaltsalya, ein anderer Name der Tsetsefliege, zusammenhängen und damit gemeint sein, daß diese Pferde gerade gegen die Folgen des Tsetsestiches gefeit sind?

Diese und ähnliche Fragen können freilich nur durch mühsame Beobachtungen an lebenden Tieren beantwortet werden und harren der Lösung durch unsere Forscher, welche im fernen Afrika weilen.

Wenn diese Zeilen dazu helfen, anregen und die sichere Bestimmung der beobachteten Fliegen ermöglichen, so wird ihr Zweck damit voll erreicht sein.

Litteratur.

Wiedemann, Ch. R. W.: Außereuropäische zweiflügelige Insekten, 1830, 253—54 Taf. IX, Fig. 10.

Robineau-Desvoidy: Myodaires, 1830.

Macquart, M.: Suit à Buffon, Dipt. II, 1835.

Derselbe: Diptères exotiques 1838—1855.

Westwood, J. O.: Observations of the destructive species of dipterous insects, known in Africa under the names of Tsetse, Zimb and Tsaltsalya (Proceedings of the Zool. Society of London, XVIII, 1850, 261).

Derselbe: Memoir on the Tsetse and other destructive species of Flies found in tropical Africa (Ann. and Magaz. of nat. history, 2d series X, 1850).

Roquette, A: Sur une mouche vénimeuse de l'Afrique méridionale (Glossina morsitans). (L'Institut XX, 1852.)

Oswell, W.: Transactions of the Ent. Soc. of Lond. new Ser. II (1853) Proceedings p. 96 over Glossina morsitans Westw.

Schaum: Berichte über die wissenschaftlichen Leistungen im Gebiete der Entomologie, 1851, 132 und 1852, 128.

Livingstone: Petermanns geographische Mitteilungen 1857, 526.

Castelneau, L. de: Sur la Tsetse (Glossina morsitans) de l'Afrique australe (comptes rendus XLVI No. 21, 1858).

Westwood, J. O.: Upon the distinction of the Tsetse from Oestrus (Transact. Entom. Soc. Lond. new series, IV, 1858, 89).

Coquerel: Annales de la Soc. Entom. France 1858, Bulletin p. CCXXVI.

Walker, F.: (List Dipt. Ins. Brit. Mus. III, p. 682). Beschreibung einer Glossina unter dem Namen „Stomoxys fuscus" ohne Vaterlandsangabe.

Hartmann: Surita, die giftige Fliege des Sudan (Sitzungsberichte der Gesellschaft nat. Freunde 1861, März, pag. 3).

Jaennicke, F.: Ergänzungsblätter zur Kenntnis der Gegenwart, Band III, 1868, 680.

Schiner, J. R.: Diptera der Novara-Reise, p. 311.

Kirk, John: On the „Tsetse" Fly of tropical Africa (Glossina morsitans Westw.) in Proceed. Linnean Soc. Lond. vol. VIII, 149.

Hartmann: Über die Tsetse (Sitzungsber. naturf. Freunde 1877, 205—6).

Westwood, J. O.: Matabele Land and the Victoria Falls from the letters and journals of the late Frank Oates. Appendix IV. Entomology (1882) mit Abbildungen.

Mac Leay, W.: Note on a reputed poisonous Fly of New Caledonia (Proceed. Linnean Soc. of New South Wales, VII, 1882, 202). Handelt über eine Somoxys — „mouche charbonneuse" -- „poisonous or pestilential fly" — Glossina-art? siehe Bigot: Glossina ventricosa Australien?

Bigot, J.: Bulletin des séances de la société entomologique de France, 1883, p. 146. Ankündigung der folgenden Arbeit.

Van der Wulp, F. M.: Jets over de Tsetse Vlieg (Tijdschrift voor Entom. 1884, 143—150).

Schoch: Die Tsetse-Fliege Afrikas (Mitt. schweiz. Ent.-Ges. Schaffhausen 1884. Vol. VI, Heft 10, 685—6).

Bigot, J.: Diptères nouveaux ou peu connus. 26. part. Glossina. (Ann. Soc. Ent. France 1885, 121—124.) Bestimmungstabelle und Beschreibung der Gl. ventricosa aus Australien.

Derselbe: Diptères d'Assinie. Ann. Soc. Ent. France 1891, 377—78; (Gl. grossa und pallicera Beschreibung).

Stuhlmann, Dr. Franz: Notizen über die Tsetsefliege (Glossina morsitans Westw.) und die durch sie übertragene Surrahkrankheit in Deutsch-Ostafrika. Mit 4 Textabbildungen und Taf. I—II. (Berichte über Land- und Forstwirtschaft in Deutsch-Ostafrika, kais. Gouv. Dar-es-Salâm I. 1902, 1—153).

Derselbe: Vorkommen von Glossina tabaniformis Westw. bei Dar-es-Salâm (loc. cit. I, 1902, 173—176 mit Textbild).

Chinas Hof und Staat.

Vortrag gehalten im Deutschen Kolonialheim zu Berlin am 1. April 1902 von Oberleutnant F. von Rauch.

Meine Herren!

Sie haben unlängst von General von Gayl gehört, daß ein Hauptfaktor für den Ausbruch der Unruhen 1900 die im chinesischen Volke herrschende Unzufriedenheit mit den Maßnahmen des Hofes und der Staatsbehörden gewesen sei.

Zum besseren Verständnis dieser Volksstimmung dürfte Ihnen einmal eine Beleuchtung der Verhältnisse an jenem bisher so geheimnisvollen asiatischen Hofe, soweit sie sich während der Okkupation Pekings beobachten ließen und dann ein Einblick in das Wesen und die Organisation der Staatsmaschine, willkommen sein.

Die seit 1644 regierende Dynastie Tsching ist, wie Sie wissen, nicht chinesischer Herkunft, sondern ein mongolisch-mandschurisches Rittergeschlecht, das sich mit hervorragender Tapferkeit und Energie des Thrones im himmlischen Reich der Mitte bemächtigt und denselben trotz mancher Widrigkeiten bis heute zu behaupten gewußt hat. So bedeutend ist gleich im Beginn ihrer Herrschaft der Einfluß und die eiserne Willensstärke dieses Geschlechtes gewesen, daß es die starren, versteinerten Gebräuche der unterjochten Nation brechend, Zopfzwang und abweichende Tracht rigoros einführte und durchsetzte. Die kolossale Zwingburg Peking ist ein Markstein der Energie und des prätentiösen Machtbewußtseins dieses nüchternen barbarischen Volkes in Waffen und seines verschlossenen leitenden Geschlechtes. — Die zahllose Schar kaiserl. Prinzen, die teils in hohen Staatsämtern, teils in beschaulicher Muße in der Reichshauptstadt am kaiserl. Hofe oder in ihren eigenen Palästen lebt, ist auf das komplizierte Hausgesetz zurückzuführen, wonach erstens sämtliche Nachkommen des erobernden Geschlechtes, also des Kaisers Shun Chih und seiner nächsten Verwandtschaft, den Titel von Prinzen des kaiserlichen Hauses in 12 Graden erhielten, zweitens die Deszendenten der Fürsten, die sich an der Eroberung Nordchinas als Vasallen der Dynastie beteiligten, zusammengefaßt als die 8 Hauptfürstenhäuser oder die 8 Eisenkappenfürsten das Recht genießen, in perpetuum den Titel kaiserl. Prinzen 1. oder 2. Grades zu führen. Da der Kindersegen bei den Mandschuren nun kaum geringer zu schätzen ist, als der der Chinesen selbst, so hat sich ein ganzes Heer von hochtitulierten Prinzen, Herzögen und Edlen herangebildet. — Die engere kaiserliche Familie indessen setzt sich zusammen aus der Deszendenz des 1850 verblichenen Kaisers Tao kuang bezw. seiner nunmehr ebenfalls sämtlich verstorbenen 9 Söhne, die man im Volksmunde nicht mit ihrem Namen, sondern mit der betreffenden Ordinalzahl zu bezeichnen pflegt. Analog sind dann auch ihre Paläste numeriert; beispielsweise heißt es selten, der Palast des Prinzen Chun (Chun Wang fu), sondern vielmehr der Palast des siebenten Herrn Prinzen, „Tchi ye wang fu.“ Die Zahl der lebenden Söhne, Enkel und Urenkel betrug Mitte vorigen Jahres 27, zu denen wohlgemerkt der

vielgenannte Prinz Tsching, der Friedensunterhändler nicht gehört, wohl aber der eben so bekannte Unruhestifter und Fremdenfresser Prinz Tuan. Letzterer ist ein Sohn des fünften Prinzen, ersterer ein Brudersohn des Kaisers Tao kuang. Sämtliche majorenne Prinzen, auch die Familienchefs der Eisenkappenfürsten, sind apanagiert und zwar nach bestimmtem Reglement und nach Maßgabe ihrer Stellung im Staatsdienst, ihrer Rangverhältnisse bei Hofe und ihres eigenen Besitzes an Kapital oder Liegenschaften. Mir ist beispielsweise bekannt, daß der Prinz von Jui, Chef der zweiten Eisenkappen-Familie, ein armer Schlucker ohne Staatsamt, vierteljährlich etwa 1500 taels Apanage empfängt, mit welcher Summe er bei einer starken Familie natürlich keine großen Sprünge machen kann. Sein Palais oder Fu, unweit des ehemaligen Tsungli Yamen gelegen, ist dann auch ein recht bescheiden und nicht gar fürstlich ausgestatteter Komplex. Die Prärogativen dieser Prinzlinge, die nicht gleichzeitig hohe Ämter bei Hofe, in der Mandschuarmee oder bei der Regierung bekleiden, sind recht nominell, d. h. sie werden zu gewissen Hoffestlichkeiten, vor allem dem Neujahrsempfang herangezogen, sie haben in ihrer Umgebung diensttuende mandschurische Bannerleute, ihre Palankins[Sänften] sind mit Abzeichen versehen, die sie berechtigen, bis zu gewissen Toren und Höfen der Kaiserstadt sich tragen zu lassen, während selbst hohe aber chinesische Beamte jene Wege nur zu Fuß zurücklegen dürfen und ähnliche Äußerlichkeiten noch mehr. Handelte es sich für einen solchen Duodezfürsten aber darum, in eigener Angelegenheit beispielsweise bei Li hung Chang eine Audienz zu erwirken, so kostete ihm das Tage, wenn nicht Wochen und sehr viel nicht zu kleine Münze. Die Dienerschaft der Großen und Einflußreichen im Lande lebt eben von den Petenten, gerade wie der Einflußreiche sich seine Fürsprache oder sein Wohlwollen in bar bezahlen läßt, worauf ich später zurückzukommen mir gestatten werde. Das Vermögen bezw. der Grundbesitz der Prinzen kann in einigen Ausnahmefällen nur als bedeutend bezeichnet werden, zu diesen zählt der Chef der 4. Eisenkappenfamilie, der Prinz von Su, dessen ausgedehnte Palastanlage während der Belagerung der Gesandtschaften zerstört wurde und nunmehr in den Komplex des neuen befestigten Gesandtschaftsviertels hineingezogen worden ist, ferner der Prinz von Li (di hi Tieh Maotze Wang) oder der erste Eisenkappenfürst, dessen Palast nach Befreiung Pekings so unliebsamer Besuch durch Bischof Favier und seine Getreuen zu teil wurde und dessen Vermögenslage durch eben diesen Besuch nicht sonderlich gehoben sein dürfte.

An prinzlichen Palästen giebt es innerhalb der Stadtmauern eine erhebliche Zahl; sie sind an Bedeutung und Ausdehnung naturgemäß sehr verschiedenartig. Als Typus einer großartigen Anlage nenne ich den Palast des 7. Prinzen, oder seines jetzigen Inhabers, unseres Bekannten, des Sühneprinzen Chun, im Norden der Stadt gelegen, durch eine wohl 7 Meter hohe Mauer aus grauem Backstein, dem hauptsächlichsten Baumaterial Pekings, von dem Getriebe der Stadt abgeschlossen und nur durch 2 Tore von Süden her zugänglich, von denen das eine in der Regel auch noch geschlossen ist. Die durchwegs einstöckigen aber geräumigen Häuser enthalten 1—5 Gemächer, empfangen Licht und Luft von Süden und sind gediegen aber einfach, nach unsern Begriffen ungemütlich eingerichtet. Das Dach ist der wirklich ornamentale Teil. Der Zimmerboden aus Fliesen liegt gewöhnlich 3—4 Stufen über dem Erdboden und wird im Winter unterirdisch gewärmt: Eine große Rolle spielen hier, wie in allen Palästen, die ich zu Gesicht bekommen

habe, draußen vor den Veranden die steinernen Löwen, drinnen als Zimmerschmuck die europäischen Stutz- und Standuhren aus Bronze, Stein, besonders Alabaster und edlen Hölzern, die sich in manchen Gemächern zu Dutzenden finden, ferner die Etagèren mit Nippes aus Cloisonné, Jade, Porzellan und zierliche Schnitzarbeiten aus Rotlack, Elfenbein und Ebenholz; die Gestelle mit künstlichen Fruchtbäumchen, die Schreine aus Perlmutter, Eisvogelfedern und Elfenbein, auf den „Kangs" oder gemauerten Ruhelagern die prächtig gestickten Kissen mit quer drauf gestellten Bänkchen oder Tischchen, um mit Behagen und Bequemlichkeit Thee zu trinken, Früchte und Süßigkeiten zu knabbern und zu rauchen. Das Studierzimmer schmücken hohe unregelmäßige Gestelle mit den in Seide gebundenen Klassikern und den von Weisheit triefenden philosophischen Schriften, Landkarten japanischen Ursprungs, wertvolle Gemälderollen, sogar ein Globus nebst einer Rechenmaschine.

Der Empfang eines gewöhnlichen europäischen Sterblichen fand hier, wie ähnlich bei anderen kaiserlichen Hoheiten, in folgender Weise statt. Nach dem Passieren des ersten Tores und seines in diesem Falle japanischen Wachtpostens befindet man sich in einem Vorhofe, in dem man vom Pferde bezw. aus dem Wagen steigt, und begiebt sich zu einem der faul herumlungernden chinesischen Polizisten, von dem man sich samt Dolmetscher durch ein zweites Tor in einen riesigen totenstillen Hof und in diesem zu einem Dienerzimmer führen läßt. Hier giebt es eine längere Debatte, bis sich ein schmieriger, fetter Diener entschließt, unsere Karten und die Anmeldung zu übernehmen. Es vergehen dann 5—10 Minuten, die wir in dem übelriechenden Zimmer zwischen Dienern, Soldaten und Kulis zu verbringen haben, wenn wir es nicht vorziehen, mitten im Hofe zu warten. Endlich erscheint, verhältnismäßig eiligen Schrittes, ein, sagen wir, diensttuender Kammerherr, oder Mandschubanneroffizier, der sich äußerlich von den Kulis kaum unterscheidet, höchstens durch nachlässigere, noch schmierigere Gewandung und längere Fingernägel. Er bedeutet uns, der Besuch sei S. K. Hoheit angenehm und bittet neuerdings um eine Visitenkarte. Mit dieser in erhobenen Händen schreitet er uns würdig und äußerst gemessen voraus; kotoviert und gefolgt werden wir von einer Horde von schwatzenden und grinsenden Dienern. Wir passieren ein drittes Tor von steinernen Löwen, wie immer, flankiert, einen dritten Hof, ein viertes Tor, einen geschmackvoll angelegten Garten mit Teich- und Tuffsteingebirgen, eine gefährlich morsche Holzbrücke und betreten ein Häuschen, eine Art Wartezimmer ohne Sitzgelegenheit, und werden hier zu neuerlichem Halten genötigt. Durch die gegenüberliegende Tür sehen wir auf den innersten Hof und halbrechts auf das Empfangshaus, vor dessen Tür es jetzt lebendig wird. Prinz Tschun baarhäuptig mit seinen Brüdern Yün und Tao, umringt von 1½ Dutzend Trabanten, steht auf der obersten Stufe zwischen den grinsenden Löwen und giebt ein Zeichen, mich avanzieren zu lassen. In dem Maße, wie ich meinerseits vorrücke, nähert sich der Prinz mit Gefolge, so daß wir auf der Hofesmitte zusammenprallen. Heftiges Händeschütteln nach 3 Verbeugungen meinerseits, die er leicht erwidert hat, dann durch den Dolmetscher Frage und Gegenfrage nach dem Befinden, hierauf ähnliche Begrüßung mit den Herzögen Yün und Tao; ersterer ein dicker, großer, gesunder Bursche von 15 oder 16, Tao ein hübscher zierlicher Knabe von etwa 13 Jahren mit sehr intelligenten Augen und einem schelmischen Ausdruck. Nach chinesischer Sitte sich zu begrüßen, hätte

mehr Zeit, mehr Verbeugungen und Händeheben gekostet. Prinz Tchun war aber vermutlich durch General Yintchang über unsere europäische Begrüßungsform unterrichtet und fügte sich dem fremden Brauch. — Nun erst giebt Prinz Tchun ein einladendes Zeichen, näher zu treten; ich gehe allein langsam voran, es folgen die Prinzen mit dem Dolmetscher, das Gefolge drängt nach. An dem länglichen Tisch in der Mitte des Raumes wird mir ein Platz gewiesen, zur Linken setzt sich der Prinz, die Herzöge lassen sich rechts von mir nieder, der Dolmetscher darf auf wiederholte Aufforderung gegenüber einen Stuhl einnehmen. Im Umsehen hat man mir Helm und Handschuhe abgenommen; mein Bemerken, daß letztere zum Anzuge gehören, erscheint dem Prinzen höchst amüsant; schnell ist Thee gereicht, Gebäck, Süßigkeiten und Obst auf dem Tisch plaziert, nebst Zigaretten, Zigarren recht zweifelhafter Qualität. Der Prinz selbst sucht eine Zigarette heraus, versieht sie mit Mundstück und steckt sie mir buchstäblich zwischen die Lippen. Den Thee darf man vorläufig bei Leibe nicht berühren, bis die ursprüngliche Tasse durch eine frische ersetzt ist, man beschränkt sich zunächst darauf zu qualmen und einige Höflichkeitsphrasen zu tauschen, wie beispielsweise, ob es einem auch wirklich ganz gut geht, wie es dem Feldmarschall gehe, ob ich zu Pferd oder zu Wagen gekommen sei und ob die Straßen nicht sehr schlecht seien, ob der Weg mich nicht zu sehr ermüdet hätte, ob es staubig oder kalt, regnerisch oder heiß sei und mehr derlei Banalitäten. Endlich steigt der erste Schluck Thee, bei dem man sich verbeugt und gewöhnlich den Mund verbrennt und alsbald die Frage nach Begehr und Zweck der Visite, die aber durchaus nicht direkt beantwortet werden darf; man versichert, man sei lediglich aus Artigkeit erschienen. Bei dieser Gelegenheit wird dann Sekt gereicht und die zweite Zigarette angezündet. Wenn man alsdann nach Verlauf einer halben Stunde sich seines Auftrages — der notabene nie ohne Gegenauftrag bleibt — entledigt hat, darf man froh sein. Nun kommt das Hin- und Herparlamentieren über längeres Verweilen, eifriges Zutrinken, endlich der Aufbruch, zu dem man selbst das Zeichen giebt. Mit mathemathischer Genauigkeit wird der Rückzug angetreten, erste Verabschiedung stehend am Tische, zweite in der Mitte des Hofes, dritte im Wartezimmer, dann noch dreimaliges Grüßen per distance, letztes Umwenden auf der morschen Holzbrücke mit Verbeugung herüber und hinüber, dann verschwinden die Prinzen hinter der sich schließenden Tür, und wir wandern über die einsamen Höfe, durch die schrecklich grinsenden Löwen, vorbei an der inzwischen angetretenen Polizeimannschaft zu unsern Rossen oder Wagen. Der japanische Posten präsentiert, während der Unteroffizier der Wache um unsere Namen bittet, die wir ihm entschieden verweigern. Aus der klösterlichen Weltabgeschiedenheit heraus, geht es in das Getümmel der großen, schmutzerfüllten, pestilenzartige Düfte verbreitenden Straßen. — Einmal nur bei einem derartigen Besuche habe ich die kaiserliche Mutter zu Gesicht bekommen, eine Schwester der Kaiserin Wittwe, sie stand hinter einer der großen Krystallscheiben des Bibliotheksaales, neugierig den weißen Teufel musternd, von dem sie sich nicht gesehen wähnte — eine stattliche Erscheinung im vollen Pomp der Mandschufrau, aber nicht geschminkt, mit charaktervollen Zügen und durchdringenden lebhaften Augen. Am Tage der Abreise des Prinzen Tchun aus Peking habe ich denn auch ihre klare, sonore Stimme gehört, als sie hinter einem gewaltigen Schrein, vor dem Europäerauge geborgen, von ihrem Zweitgeborenen Abschied nahm. — Der Empfang des Feldmarschalls

spielte sich insofern anders ab, als ihm zu Ehren das Hauptportal geöffnet war, er bis auf eine kurze, zu Fuß zurückzulegende Strecke in den Palast hineinfahren durfte und an der Schwelle des Prunkempfangszimmers von dem Prinzen und dem Gefolge in Gala empfangen wurde. Die Visitenkarte hatte ich einige Minuten vorher überreicht. Außer dem geschilderten Palast gehört dem Prinzen ein ähnlich großartig angelegtes Etablissement im Südwesten der Tartarenstadt, zur Zeit der Okkupation mit dem englischen 1. Brigadestab und dem indischen Hospital belegt, sowie noch größere Lustgärten mit Pavillons in der Nähe des kaiserlichen Winter- wie des Sommerpalastes. Dort draußen, 10 Kilometer nordwestlich Pekings, ehe man den kaiserlichen Sommerpalast erreicht, liegt eine ganze Kolonie von Landsitzen der Prinzen, ein jeder von hohen grauen Mauern abgeschlossen von der Außenwelt. Es liegen dort die Residenzen der Prinzen Tsching, Kung, Duan und anderer. Ganz intakt sind diese Villegiaturen auch nicht geblieben, indem Teile der deutschen Garnison Pekings zu Beginn der warmen Jahreszeit dort hinaus verlegt wurden, was wieder Anlaß zu häufigen Klagen seitens des Prinzen Tsching wurde.

Die eigentlichen kaiserlichen Residenzen sind etwa wie folgt zu gruppieren: Erstens die verbotene Purpurstadt tze chin Tschöng im Herzen der gelben oder Kaiserstadt „Huang Tschöng", mit ausgedehnten getrennten Palastanlagen für die Kaiserin Witwe, den Kaiser, die Kaiserin, sowie die Harems der letzten beiden Kaiser, in der Anlage ähnlich einem prinzl. Palais; nur mit mehr Prunk ausgestattet und in „splendid isolation" erbaut. In zweiter Linie der Winterpalast, eine enorme Anlage, die sich um 3 Lotosseen gruppiert Hier befand sich im Herzen der Anlage derjenige von der alten Dame bewohnte Teil unseligen Andenkens, den der Feldmarschall für sich und das Oberkommando als Domizil bestimmt hatte, mit dem Jluan tien (Ceremonien-Kranich-Palast) als Hauptgebäude. Die Schrecknisse der Nacht vom 17. auf den 18. April werden Ihnen erinnerlich sein, und ich brauche Ihnen nicht die traurigen Einzelheiten jener Katastrophe zu vergegenwärtigen, bei der Deutschland einen seiner besten Söhne verlor. Inmitten des südlichsten der drei Seen, auf einer Insel, lag der Palast, in dem der Kaiser bis zur Eroberung Pekings interniert gehalten worden ist. Die Riesenanlage mit ihren Wandelhallen, ihren farbenprächtigen Gebäuden und der herrlichen Innendekoration, den Blick über das rosa und weiße Lotosblütenmeer, die enormen Pagoden, Tempel mit rotem Stuck, grünen und gelben Fayenzen bekleidet, die geschnitzten Triumphbögen, den gigantischen Marmorbrücken, Balustraden und Terrassen, den gewundenen Kanälen, den hier und da verstreuten bronzenen Untieren erinnert an das Wunderland, selbst nachdem sich der deutsche Adler, der gallische Hahn auf den Firsten niedergelassen hatten. Auf halbem Wege ferner von Peking zu dem neuen Sommerpalast befindet sich eine interessante Tempelanlage, die teilweise auch kaiserl. Aufenthaltszwecken diente, der Wan schao tze. Hier pflegt die kaiserl. Familie den Thee zu nehmen, wenn sie sich zum S. P. begab, oder gar mehrere Tage zu weilen, denn hier ist die Luft verhältnismäßig rein und abends angenehm frisch und frei von Ungeziefer. Hier lag Monate lang das Bataillon „von Förster" in vielbeneidetem Quartier; zwischen den gewaltigen Broncegöttern der einzelnen Tempel standen friedlich die mousselinverhangenen Mannschaftsbetten unter Buddhas Schutz. — Der Sommerpalast selbst hat wechselndes Schicksal erlebt und sich zu verschiedenen Zeiten auch auf verschiedenem

Terrain befunden. Der älteste im Jesuitenstyl erbaute Si yang lou am fernsten im Norden ist nur noch in einigen zerbröckelnden Facaden vorhanden, der mittlere Yüenming yüen am Nordabhang eines Hügels erbaut, dessen Südseite dem neuen Palast als Basis dient, ist 1860 zerstört und heut nur ein delapidates farbiges Ruinenkonglomerat. Der neue „Wan schao schan" schließlich, mit unerhörter Pracht und fabelhaftem Geschmack auf dem Abhang und am Seeufer erbaut, war ein wahrhaft kaiserlicher Sitz und macht der Bau- und Gartenkunst und dem ästhetischen Sinne der Söhne des Himmels und ihrer Organe alle Ehre. Er barg Schätze von unnennbarem Kunstwert, die mehr oder minder nun auch den Weg alles Irdischen genommen haben. Nacheinander Russen, Engländer, Inder und Italiener haben ihn dauernd besetzt gehalten. Endlich als Residenz mag hier noch erwähnt werden: der kaiserliche Jagdpark im Westen Hsiang chan, den ich mit Trianon und pareaux cerfs vergleichen möchte, wenn Versailles die Parallele mit dem neuen Sommerpalast verträgt. Der letzte Kaiser soll dort noch häufig sich aufgehalten haben. — Wenn ich nunmehr auf die Zusammensetzung des kaiserl. Hofhaltes einzugehen habe, so muß ich mich auf das Ohr mehr als auf das Auge verlassen, ohne mich auf spekulatives Gebiet wagen zu brauchen, ich darf aber kurz sein, denn die Hofrangordnung läßt sich insofern einfach darstellen, als sie nicht sehr von den europäischen abweicht. Man hat nur von vornherein Hofbeamte und Haremsbeamte zu unterscheiden. Letztere, in erster Linie Eunuchen, spielen bei dem Weiberregiment der letzten Periode eine erhebliche Rolle. Hier nur ein Beispiel: Bei der Aufstellung der Sühnegesandtschaft war ein Obereunuch sowie ein Eunuch als Begleitung Chuns vorgesehen worden. Auf die Anfrage zu welchem Zweck, lautete die Antwort hoher Würdenträger: Wenn der Prinz nach der Heimkehr der Kaiserin Witwe zu berichten habe, würde sie ihm vielleicht nicht Glauben schenken. Die Bestätigung aus dem Munde der Eunuchen erst würde die Kaiserin von der Wahrheit der Erzählung überzeugen. — Die Zahl der Haremsdamen, als da sind: die Prinzessinnen, Konkubinen 1—5. Ranges, die weibl. Dienerinnen des Kaisers, die dienenden Frauen sind mit 350—400 nicht unterschätzt, eine mindestens ebenso große Zahl von Obereunuchen, Eunuchen 1. bis 3. Ranges bedient, beschützt und belästigt die genannten Damen und belastet die kaiserl. Kasse. Die schmutzigen, stinkenden Eunuchen bezieht der Hof in erster Linie aus dem nördl. Shantung, sie sind eine Plage und andererseits ein Objekt kriechender Schmeichelei für Hof- und Staatsbeamte durch ihre unverschämten Alluren, ihre Prätension und ihren Einfluß auf das Weiberregiment. Dscho fu, der Schatzmeister oder zweite Beamte der Provinz Tschili, hat mir hierüber gelegentlich berichtet. Nach seinen Erfahrungen benehmen sich die Eunuchen in Gegenwart der Kaiserin höchst ungebührlich, schwatzen und lachen ungeniert herumlungernd, während selbst die höchsten Beamten nur auf den Knieen vor der Kaiserin herumrutschen und ungefragt nicht reden dürfen. — Eine eigene Stellung nehmen bei Hofe erstens die Gelbgürtel- und die Rotgürtelträger ein, Deszendenten des Gründers der Dynastie oder entfernter Nebenverwandter, teils in dienenden Stellungen, teils in militärischen Posten verwendet, hauptsächlich aber Drohnen im Bienenhaus. Zweitens sind es die erblichen mandschurischen Dienstmannen, die eine Sonderstellung einnehmen, militärisch organisiert, den 3 obersten Mandschu-Bannerheeren angehörend, aber zum Leibdienst bei der kaiserlichen oder einer prinzlichen Hofhaltung kommandiertsind. Die eigentlichen obersten Hof-

ämter sind 1. das kaiserl. Clan-Gericht, 2. das kaiserl. Hofmarschall- und Oberstkämmerer-Amt, 3. das Departement der kaiserl. Leibgarde, 4. das Departement der kaiserl. Equipage, 5. das Privatkabinettamt. Der Präsident des kaiserl. Clangerichtes muß ein kaiserl. Prinz sein mit den Funktionen etwa des preuß. Hausministers, besonders mit der Gerichtsbarkeit über den kaiserl. Hof, die Beamten und Dienstmannen betraut. Das zweite Departement umfaßt zahlreiche Abteilungen, wie die Schatulle, den Tresor, Porzellan-, Seide-, Thee-, Garderobe-Ämter, Kasse der Leibgarden, Hofzeremonial, Opferleitung, Eunuchenkontrolle, Direktoriat des kais. Gottesdienstes, Weide- und Herdendirektoriat, Bau- und Arbeitsbureau, Polizei, Palastgestüt, Waffenkammer, Park- und Jagdverwaltung und andere mehr.

Das Leibgardedepartement kontrolliert die Angelegenheiten der 3 obersten Bannerheere, welche die Leibgarde für den Souverain liefern, umfaßt die Abteilungen der Kammerherren, der Palastwachen, die Garden der Antechambre, die kaiserliche Eskorte. Was das Departement der kaiserl. Equipage mit zahlreichen Unterabteilungen bedeutet, ergiebt der Name.

Das kaiserl. Kabinett endlich wird aus einigen Ministern der kais. Presenz und dem Großkammerherrn gebildet, die sämtlich kaiserl. Prinzen sind und als Vermittler zwischen dem Kaiser und dem Reichsrat funktionieren, falls der letztere nicht zur persönlichen Audienz befohlen ist. Ueber den Reichsrat werde ich sogleich noch einige Bemerkungen zu machen haben, möchte aber das Thema kaiserl. Hof, also den ersten Teil, nicht abschließen, ohne von der Thronfolge und von der berühmten beschleunigten Abreise des Hofes aus Peking gesprochen zu haben, die ihre Veranlassung in der Wendung der Dinge zu Gunsten der Fremden hatte. Ich erlaube mir, vorauszuschicken, daß es einer präzisen Festlegung der genauen Aufbruchszeit zur Flucht noch von diplomatischer Seite her bedarf. — Die Chinesen halten sich zu diesem heiklen Punkte recht schweigsam aus verständlichen Gründen und die Feststellungen der verbündeten Eroberer Pekings, ferner der Bischöfe Favier und Jarlin, sowie der befreiten Diplomaten und Seezollbeamten lauten abweichend. Danach schwanken die Angaben zwischen dem Abend des 13. und der Morgenfrühe des 15. August, während die Gesandtschaften am 14. mittags entsetzt, ganz Peking in den Besitz der Verbündeten am 16. mittags geraten war. Es ist eigentlich schwer anzunehmen, daß der Hof erst geflüchtet sein soll, als die Truppen zum Entsatz von Pe tang, der franz. Kathedrale jenseits des Winterpalastes im Anrücken begriffen waren, andererseits verlautet es, die am weitesten in der Tartarenstadt vorgedrungenen Japaner hätten dem fluchtartigen Aufbruch Vorschub geleistet oder denselben stillschweigend geduldet, um später im Trüben zu fischen, eine Anschauung, die sich dadurch halten läßt, daß die Japaner später im nördlichen Teil der Stadt belegene prinzliche Paläste grundsätzlich mit Schutzwachen versahen. Wie dem auch immer sei, es ist dem Hofe gelungen, unbelästigt seinen schwerfälligen Reiseapparat in Bewegung zu setzen und ebenso unbehelligt über den Sommerpalast und weiter hin über die große Mauer nach Westen zu entkommen, ob über den Paß von Tschatao auf der Karawanenstraße, ob über wilde Gebirgspfade ist nicht zu unserer Kenntnis gelangt. Obgleich unzählige Staatssänften und kaiserl. Karren noch in den kaiserl. Equipageschuppen in Peking vorgefunden wurden, so muß doch der Troß ein ganz bedeutender gewesen sein, denn außer der Kaiserin Regentin, dem Kaiser Tsai Hsien,

der Kaiserin Jehonala waren sicher noch die Prinzen Tsailien, Duan, Putung, Pu Dschuan, Pu Dschün, Chung, Kung, Herzog Tsai Lan, die Prinzen Chün, Yün und Tao, sowie die Eisenkappen Li und Chêng Chun, viele Minister, darunter 2 vom Tsungli Yamên, der kaiserliche Harem, die Garden und die Dienstmannen in dem Hauptreisezuge zugegen. Prinz Tsching und Prinz Su allein sind auf alle Fälle zurückgeblieben und haben Peking nicht verlassen. Prinz Chun und seine Brüder, sowie der Prinz Chêng Chün sind wohl nicht weit über den Sommerpalast hinausgekommen und bald nach Peking zurückgekehrt, später Putung und Prinz Kung. Ergötzlich werden für die allmächtige alte Dame die Strapazen der schwierigen, entbehrungsreichen Reise in offener Sänfte nicht gewesen sein.

Und nun zur Thronfolge: Als durch Edikt vom 24. Januar 1900 dem verstorbenen Kaiser Tung chih Pu Chün, der zweite Sohn Duans in Adoption gegeben wurde, überging man die Nachkommenschaft des 1. Prinzen, denn der 2. und 3. Prinz sind ohne Leibeserben gestorben, der 4. war der Kaiser Hsienfêng, dessen Sohn, Kaiser Tung chih, kinderlos starb, und dem Kuang hsü in Adoption gegeben wurde, der älteste Sohn des 7. Prinzen. Nunmehr ist durch Edikt vom 15. Februar 1901 Pu Chün enterbt und man spricht von einer Adoption eines noch zu erzeugenden Sohnes des Prinzen Chün, also auch eines Gliedes der Generation Pu (Generation Yi, Tsai, Pu, Yü). Damit wurden viele Pus übergangen, unter anderem Pu Wei, der jetzige Prinz Kung, 22 Jahre alt, eine wilde Motte und ganz unzuverlässiger Patron. Die Debatte über diese überaus heikle und überaus wichtige Angelegenheit ist noch offen, und von rechts und links sucht man die energische 65jährige Tzü Hsi zu beeinflussen, ohne Resultat soweit. — Vielleicht gelingt es ihr noch, die Erbfolge zu regeln, vielleicht wird sie dereinst in ihr Prunkgrabmal in den westlichen Kaisermausoleen gesenkt, zur Seite ihres kaiserlichen Gemahls und dessen erster Gemahlin, in das Mausoleum, das schon jetzt seiner Vollendung entgegensieht und euphemistisch heißt: Wan Nien Chi Ti: das glückliche Land für 10000 Jahre.

II.

Der Weg zu Amt und Würden im Reich der Mitte führt über Examina oder — über Geld und gute Verbindungen. Verfolgen wir den ersten, den offiziellen, aber dornenvollen Pfad, so finden wir ihn in drei Etappen geteilt, mit je einer Barriere, den Provinzialprüfungen, den hauptstädtischen und den Palastprüfungen. Ehe man jedoch zu diesen, im triennium wiederkehrenden Examinibus zugelassen wird, muß man mehrere vorläufige Hindernisse nehmen. Das erste vor dem Distriktsbeamten, nach dessen Überwindung sich der Kandidat „Student“ oder „viel versprechender Mann“ nennen darf, das zweite, in zweijährigem Turnus wiederkehrend, vor dem litterarischen Kanzler der Provinz, einer Art Reiseschulrat. Passiert man diesen gestrengen Mann mit Ehren, so heißt man Licentiat, und nach einer dritten, durch Spezialgnade des Kaisers gewährten Vorprüfung Senior Licentiat. Nach Vorprüfung 2 oder 3 ist man reif für die Provinzialprüfung, die im 8. Mond jeden 3. Jahres in der Provinzhauptstadt vor Examinatoren aus Peking statthaben. Von ca. 12000 zugelassenen Kandidaten finden die 300 besten Arbeiten in der Regel Gnade und ihre Verfertiger heißen: „Graduate“ oder „Promovierte Männer“. Der Rest rasselt ohne Gnade durch, kann aber bis zu seinem 90. Lebensjahr immer wieder konkurrieren. Den promovierten Männern stehen nun einige subalterne Ämter in der Provinz wie auch in Peking zur

Kandidatur offen. Jedesmal im folgenden Frühjahr beginnen dann die Examina in Peking mit einem Andrang von ca. 6000 Promovierten aus den Provinzen, von denen höchstens 350 Erfolge zu erwarten haben. Nicht zu lange nach diesem Resultat blüht dem Kandidaten die Palastprüfung, die in der Regel 30 % bestehen, die alsdann in das kaiserliche Hanlinkolleg aufgenommen werden. Diesen Glücklichen wird wenige Tage später eine durch den Kaiser selbst gewählte Aufgabe gestellt im sogenannten Hofexamen, deren Erfüllung ihnen den Titel Hanlin Baccalaureus oder ein Ämtchen in den 6 Ministerien der Reichsregierung einbringt. Die Prüfungen für militärische Grade verlaufen in durchaus analoger Weise, wie die für die Zivilkarriere. Die Examinatoren in der Provinz sind hohe Ministerialbeamte aus Peking, in der Hauptstadt ein Großsekretär oder mindestens ein Präsident aus den 6 Ministerien mit zahlreichen Inspektoren, Revisoren usw. Die Prüfungsthemata werden den Klassikern entnommen, die Ausarbeitung selbst ist in verschlossener Zelle vorzunehmen und bringt eine Zeit der Qual und körperlicher Tortur mit sich. Ausgeschlossen sind meines Wissens nur Schauspieler, Barbiere und das Eiervolk, im übrigen steht jedem Zopfträger der Weg zu den höchsten Ehren offen; — dem Buchstaben nach jawohl, aber wie schaut es nun in Wirklichkeit aus? Angenommen der Promovierte hat die Anwartschaft auf ein Ämtchen erhalten, so hat er doch noch nicht das Amt. Das kostet dann Zeit, Wege, verlangt Fürsprache und Bestechung, Bittgesuch über Bittgesuch, falls er keine Mittel hat, und so schafft er sich aus sich heraus die Klasse der unbeschäftigten Litteraten, verbitterter, verärgerter Volkstribune, Neidlinge und gefährliche Elemente, die zur Rebellion aufreizen. Ist der Litterat aber von Glück begünstigt gewesen, so tritt er sein Amt mit dem einzigen Gedanken an, möglichst schnell in ein höheres hinaufzurücken. Dazu braucht er wieder Fürsprache und Geld. Woher sich dies beschaffen? Sehr einfach — jeder Beamte hat diese Weisheit schneller erfaßt, als die Bewältigung der bösen Klassiker — man läßt sich eben von seinen Untergebenen seine Amtstätigkeit bezahlen, zumal man minderwertige, oft nur nominelle Einkünfte vom Staate bezieht. Der Gläubiger muß mir geben, damit ich den Schuldner verurteile, der Schuldner macht sich durch eine Zinszahlung an mich schuldfrei, von Steuern und Zöllen erhebe ich mein Part, eine Lizens besteuere ich nach eigenem Gutachten und so ad infinitum, das ist der leidige „squeeze", der größte Fluch des Landes. Bin ich dann einmal großer Würdenträger und habe Einfluß auf die Vergebung von Ämtern, so lasse ich mich von den Amtskandidaten bestechen, je höher, um so besser, denn ich muß schnell zu Vermögen kommen, wer weiß, ob ich nicht morgen in Ungnade falle. Audienz bei Hofe und den Großsekretären — und ohne die Audienz bin ich nicht avancementsfähig — zu erlangen, kostet ein kleines Vermögen, ein nicht viel geringeres, als der Knopf der zweiten oder dritten Rangklasse für den jungen Reichling, der keinen Prüfungen sich unterzogen hat, und der durch Hintertüren vermöge seines Geldes Protektion erworben hat. 9 Rangklassen, durch farbige Hutknöpfe unterschieden, umfaßt die Mandarinenkaste.

In die folgenden Hauptkategorien nun zerfällt die Regierungsmaschine:

1. Der bereits abgetane Hofstaat.
2. Die Zentralregierung von China in Peking.
3. Die Provinzialadministration.
4. Die Administration der Hauptstadt.

Die Zentralregierung verdankt ihre Einrichtung mehr der Absicht, die Handlungen der Provinzialverwaltung zu registrieren, kritisieren und zensieren, als der einer direkten Initiative in der Leitung der Regierungsangelegenheiten. So fein spezialisiert sind die Bestimmungen über die Handhabung der Verwaltung in der Provinz, daß die Provinzialbeamten keiner höheren Weisungen bedürfen und erstreckt sich daher die Tätigkeit der Zentralregierungen in erster Linie darauf zu achten, daß das System und die Gesetzgebung genau beobachtet werde, in zweiter Stelle dann auf die Besetzung der Provinzialämter mit den geeigneten Leuten, bezw. auf die Entfernung von Beamten, die sich Unregelmäßigkeiten haben zu Schulden kommen lassen, oder deren Verwaltung die Stabilität des Staates gefährden kann. Die höchste Behörde der Zentralregierung ist der Staatsrat oder Großrat, wörtlich der „Platz der Pläne für die Armee". Es ist diese Behörde das eigentliche Kabinett des Souveräns, welches fast täglich von 4—6 morgens zur Audienz befohlen wird und in der Regel aus 5 Ministern von anderen Behörden zusammengesetzt ist. Die nächste Behörde, das Großsekretariat oder die kaiserl. Kanzlei bildet den eigentlichen Archivhof und zu seinen Mitgliedern gehören die 4 höchsten Würdenträger des Reiches mit dem Titel: Großsekretär, die höchste Rangstufe, die den Chinesen offen steht. Zahllose Departements sind der 1. oder 2. Behörde unterstellt, so: das Kaiserl. Patentbureau, das milit. Archivbureau, das manschur. Chines. Übersetzungsamt. Es folgen nun die 6, jetzt 8 Ministerien oder Boards: und zwar des Innern, der Finanzen, der Zeremonien und der Staatsmusik, des Krieges, der Justiz, der öffentlichen Arbeiten, der Marine und schließlich das neueste, der auswärtigen Angelegenheiten, der Ersatz für das abgeschaffte, berüchtigte Tsungli Yamen. An der Spitze eines jeden Boards stehen 2 Präsidenten oder Minister, je 1 Mandschu und 1 Chinese. Einem jeden Board unterstehen mehrere Departements mit den absonderlichsten Namen und auch Zwecken, z. B. dem Departement der Farbstoffe und des Schreibpapiers.

Zur Kontrolle der mongol. Pertinenzien giebt es ferner eine mongolische Intendantur.

Das Amt der Zensoren, sehr wichtig und gefürchtet, mit 2 Präsidenten übt die Hauptkontrolle und Zensur über die Provinzialbehörden aus, indem es alle Mißstände dem Kaiser zu melden und direkt abzustellen hat.

Ich nenne ferner das Transmissionsamt, das dem Staatsrat die Memorials aus der Provinz vorlegt, den Revisionshof mit der Aufgabe, die Strafgesetzausübung zu überwachen, und kann damit die sogenannten 9 Hauptministerien abschließen. Um mich zur letzten großen Behörde zu wenden, dem Litteraturkollegium oder dem Han lin yüan kaiserl. Pinselwald-Garten mit 2 Kanzlern an der Spitze, der Pflege der Litteratur, der Abhaltung der Prüfungen und der Staatsgeschichtsschreibung gewidmet. Ferner die 4 kleinen Ministerien, nämlich der geistlichen Angelegenheiten, des kaiserlichen Gestüts, der kaiserlichen Unterhaltungen oder Banquets und der Staatszeremonien und endlich die kaiserliche gelehrte Akademie zu vergl. der Akademie française, welcher Gesellschaft der jeweilige Kaiser anzugehören hat, wie er auch einmal während seiner Regierung daselbst eine Generalversammlung abhalten muß. Departements dieser gelehrten Institution sind das kaiserl. Kolleg der Inschriften, der kaiserliche Board der Astronomie und das Kolleg der kaiserlichen Ärzte.

Rekapitulierend bemerke ich, daß der Staatsrat, die Präsidenten der Ministerien, des Zensorates und des Hanlinkollegs de facto die Zentralregierung bedeuten.

Die Verwaltung der 18 Provinzen, oder besser, incl. der Mandschurei, der 21 Provinzen, geschieht durch die Generalgouverneure und die Gouverneure (8 Generalgouv., 18 Gouver.) erstere exoffizio mit dem Range des Präsidenten eines Boards, letztere mit dem Range eines Vizepräsidenten des Kriegsministeriums oder des Zensorats. Der zweite Beamte der Provinz ist de facto der Mandschugeneral, der direkt an den Hof berichten darf, und manchmal größeren Einfluß als der Gouverneur besitzt, nominell aber der Schatzmeister. Es folgen im Range der Provinzrichter, der Salzkontrolleur, der Kornintendant, zusammengefaßt als die Provinzialregierung. Es schließen sich an die Taotais oder Bezirksintendanten, also die Regierungspräsidenten unserer Hierarchie, die Präfekten oder Landräte, die Subpräfekten, Hülfssubpräfekten und die Magistrate mit folgenden Unterbezeichnungen: Departementsmag., Distriktsmag., Hülfsmag. Unterbeamte sind ferner unter anderen: Kornspeicherbewahrer, Schulräte, Registrare, Schatzbewahrer, Siegelbewahrer, Zollkontrolleure, Flußpolizeiinspektoren, Schleuseninspektoren. Selbständige Stellung haben die litterarischen Kanzler der Provinzen, die Zollsuperintendanten, kaiserl. Fabriksuperintendanten, der Generaldirektor des gelben Flusses, der Generaldirektor der Getreidetransporte, die Verwalter der Eingeborenen-Distrikte in Kuangsi, Yunnan und Szetschuan. Wie schon oben erwähnt, ist Verwaltung und Jurisdiktion auf das genaueste geregelt und gesetzlich festgelegt und minus Erpressung und Bestechung wäre das System vorzüglich zu nennen. Ein Beispiel für viele andere mag hier Platz finden, um zu illustrieren, wie weit nach oben und unten die Bestechlichkeit das Beamtenwesen durchseucht hat. Die mandschurische Dienerschaft oder Gefolgschaft des Sühneprinzen hat bei der Ausreise in Shanghai sowohl, wie in Futschau die Großen der betreffenden Provinzen von einer Audienz bei ihrem Gebieter fernzuhalten gewußt, bis die Audienzheischenden Würdenträger ihnen einen Tribut in Gestalt von Banknoten, ja sogar von großzifferigen Checks gezollt hatten. Niemand von den höheren Mitgliedern der Gesandtschaft sah sich veranlaßt, einzuschreiten und dem stundenlangen Warten der Provinzialbeamten ein Ende zu machen.

Ich komme nun zu der Verwaltung von Peking oder Shuntien fu, d. h. die Gegend, welche die kaiserl. Hauptstadt einschließt: Ein Gouverneur mit seinem Adjunkten aus der Zahl der Vizepräsidenten eines Boards, ein Vizegouverneur, Subpräfekt, 10 Polizeizensoren und Straßenerhaltungskommissare, der Generalkommandant der Gensdarmerie mit 2 Generalleutnants, die Torwachen-Kommandanten, der Superintendent des städtischen Octroi, der des Schlachtviehes, der der Haussteuer, der Kornkammern, des Münzdepartements konstituieren die hauptstädtische Verwaltung, die es in der Regel mit ihren Ämtern und Pflichten nicht sehr ernst nimmt, und teilweise, echt orientalisch, ganz versagt.

Die Magistraturen des völkerrechtlichen Verkehrs zum Schluß sind europäisch organisiert und bestehen aus 6 Gesandtschaften in Großbritannien mit Italien und Belgien, in Frankreich, in Rußland mit Oesterreich, in den Vereinigten Staaten mit Spanien und Peru, in Deutschland mit Holland, sowie in Japan, einem diplomatischen Agenten in Korea, 10 konsularischen Posten in Singab, San Franzisco, New-York, Cuba, Callao, Yokohama, Nagasaki, Kobe, Wladiwostock, Manila. Als

Abschluß wird Sie vielleicht der Inhalt des ersten Gespräches interessieren, zu dem ich durch Graf Waldersee beauftragt war, nachdem politisch nichts mehr einem Empfange durch den F. M. im Wege stand.

Der greise Großsekretär empfing mich auf das zuvorkommendste in seiner jämmerlichen Wohnung in Peking und leitete das Gespräch mit einer Frage nach dem Befinden des Generals von Liebert, einem alten Bekannten von den Berliner Tagen her, ein. Nach ganz oberflächlichen Bemerkungen und Fragen kam er endlich auf das Thema eines eventuellen Empfanges bei Graf Waldersee und suchte mich durch alle möglichen Schliche zu einer offiziellen Äußerung zu bewegen, ob ihn der Feldmarschall jetzt empfangen werde oder nicht. Als ihm dies nicht gelang, versuchte er mich wenigstens zu veranlassen, den Grafen Waldersee zu bitten, ihm dem Groß-Sekretär eine Audienz zuzugestehen, eine Bitte, deren Erfüllung ich ihm, vorbehaltlich eines offiziellen Gesuches, gern zusagte.

Inhaltlich wie auch wegen des äußeren Zeremoniels rechne ich diese Begegnung zu den denkwürdigsten, die ich mit Chinesen während der Unruhen gehabt habe.

April 1902.

Bäuerliches Leben in São Lourenço.

(Rio Grande do Sul).

Von Hauptmann a. D. Eberhard Meinhold.

Seit einer Stunde bin ich einsam durch dichten Urwald geritten, durch den sich ein schmaler Pfad in Windungen hinschlängelt, bald eine steile Anhöhe erstrebend, wo gewaltige Granitblöcke von Menschenhand errichtet, und eine unbekannte Vergangenheit kündend, seit grauer Vorzeit Wache halten, bald in der Thalniederung einen braunfarbigen Bach durchschreitend, aus dessen sumpfiger Umgebung mir ein feuchter, würziger Geruch entgegenweht. Die sinkende Sonne spiegelt sich auf dem glänzenden Blätterwerk der immergrünen Bäume und Gräser. Kaum 5 Schritt weit kann ich mit dem Blick in das Gewirr von Bambusrohr und Buschwerk hineindringen, das sich, seit der Weg durch die Wildnis gebahnt wurde, zu beiden Seiten wie ein dichter Panzer zusammenschloß. Gewaltige Zedern und wilde Feigenbäume überragen das niedrige Gestrüpp, von ihren Ästen hängen Bärte grauer Flechten herab. — Die schimmernden blaugefiederten Krähen, die an Neugierde ihren europäischen Verwandten nicht nachstehen, und mit ihrem Geschrei mich lange Zeit verfolgten, indem sie zu fragen schienen: „was will der Fremde in unserem Wald," hatten meine Spur verlassen, und das melancholische Gegurr der wilden Taube, das ich von ferne her höre, ist der einzige Ton, der an mein Ohr schlägt.

Jetzt unmittelbar bricht der Wald ab, einige versengte Bäume, die vom Brand des niedergeschlagenen Holzes ausgedorrt wurden, bilden den Saum und ich befinde mich mitten in einer Pflanzung von Mais, dessen lange Stengel mich weit überragen, und zwischen dessen breiten dunkelgrünen Blättern einzelne umherliegende verkohlte Stämme sichtbar sind. Über diesen farbigen Vordergrund winken bewaldete Hügelrücken des gegenüberliegenden Thalrandes herüber, dahinter breiten sich in blauen Linien entfernte Höhenzüge am Horizont entlang, und als der Weg sich senkt, blicke ich ins Thal hinab, in dem weitläufig verstreut bis über den bei seiner Biegung ansteigenden Höhenrand, zwischen buschbewachsenen Weideflächen und regelmäßig gepflanzten Maisfeldern die weißen Bauernhäuser mit wenigen hölzernen Nebengebäuden meinen Blick fesseln. Wo sich mein Pfad mit der gradlinig die Gegend durchschneidenden Pikadenstraße trifft, liegt ein Kauf- und Wirtshaus, Vende genannt, wie sie hier zahlreich, meist da, wo sich die Straßen kreuzen, in den Schneißen verstreut sind.

Vor dem länglichen Gebäude an einem niedrigen von Säulen gestützten Querbalken stehen, teils angebunden, teils mit hängenden Zügeln, einige Pferde, die Köpfe gesenkt und zeitweilig mit den Vorderfüßen nach den Fliegen stampfend. Aus dem Kaufladen, zu dem ein Paar Stufen emporführen, tönen laute Männerstimmen. Dort sitzen auf der Bank vor dem Ladentisch mehrere Bauern mit langen Vollbärten in sonntäglicher Kleidung, den breitkrämpigen Hut in die Stirne gedrückt. Sie

unterhalten sich in plattdeutscher Mundart ihrer pommerschen Heimat und leere Schnapsgläser auf dem Tisch zeigen an, daß man die Geselligkeit durch einen Trunk zu würzen suchte. Hinter dem Ladentisch steht der Vendemann, dem es weniger auf den Umschweif der Gespräche, als auf den fleißigen Zuspruch seiner Getränke ankommt. Auf dem Fußboden und an den Wänden sieht man Fässer, Kisten, Schränke, Fächer, Bretter, die alles enthalten, was dem Haushalt eines Kolonisten zu dienen vermag: Kleiderstoffe, Feldgerät, Küchengeschirr, Lebensmittel, Waffen, und was sonst zu den gewöhnlichen und außergewöhnlichen Bedürfnissen gehört. —

Heute am Sonnabend ist Ball vom Gesangverein der Schneiße, wie man mir sagt, und mit biederer Herzlichkeit und ohne umständliche Förmlichkeit werde ich dazu eingeladen.

Da der Teil der Kolonie, in der ich mich befinde, erst vor 20 Jahren angesiedelt worden ist, so hat der Wirt noch nicht auf einen Anbau für Gesellschaftsräumlichkeiten Bedacht gehabt, wie er sich in den älteren Gasthäusern zu ebener Erde an das Geschäftshaus anschließt; sondern als Tanzsaal dient ein oberes, gefahrvoll auf schwachem Unterbau errichtetes, geräumiges Giebelzimmer zu dem man auf einer schmalen Holztreppe gelangt. Eine anstoßende Dachstube bildet den Trinkraum, wo die Männer den überwachenden Blicken der Frauen entzogen, sich ihrer lauten Fröhlichkeit hinzugeben pflegen.

Nachdem sich der Abend über die Gegend gebreitet hat, kommen von allen Seiten her die Tanzlustigen zu Wagen und zu Pferde. Die Frauen in hellen Gewändern, weiße Kopftücher umgebunden, nicht wenige ein Wickelkind im Arm haltend, das sie gezwungen sind, wegen der Ernährung mit sich zu führen, denn so wenig sie auf das selten wiederkehrende Vergnügen des Balles verzichten wollen, so gewissenhaft sind sie auch als Mütter.

Der Tanzraum füllt sich mit Mädchen, rund von Gesicht und derb von Taille, die an einer Wand auf Bänken dichtgedrängt Platz nehmen und bei aller erwartungsvollen Aufregung nur verstohlen miteinander lispeln. An einer anderen Wand sitzt eine Reihe von Frauen mit ruhiger Würde, und ohne die schüchterne Verschämtheit der Mädchen, und da inzwischen der Augenblick für den Abendtrunk des Wickelkindes herangekommen ist, so benutzen sie die Zeit bis zum Beginn des Festes, legen es an die Brust und geben ihm zu trinken. Das kluge Verständnis der jungen Sprößlinge giebt sich schon frühzeitig dadurch kund, daß keines von ihnen sich durch ungeduldiges Schreien dagegen auflehnt, in so jugendlichem Alter an den Belustigungen der Eltern teilnehmen zu müssen.

In einer Ecke des Raumes haben auf erhöhtem schmalem Tritt fünf Musikanten ihren Platz. Glänzende Blasinstrumente halten sie in den derben bäuerlichen Händen. Violinen und Cello, die in Ermangelung vielseitiger Melodien anmutige Abwechselung in die Musik zu bringen bestimmt sind, hängen hinter ihnen am Haken.

Im Trinkzimmer geht es schon lebhaft zu. Einer der Vereinsbrüder hat 3 Flaschen Bier öffnen lassen. Die gefüllten Gläser stehen in Reihe und Glied und die von ihm Eingeladenen treten heran. Das ist der Beginn eines unermüdlichen Trinkerreigens, denn jeder der Mittrinkenden fühlt sich zu gleicher Spendung verpflichtet und wenn die Reihe um ist, so beginnt sie von neuem in anderer Gruppierung. Auch der Wirt vergißt sich beim Einschänken nicht. Halbgeleert stellt

er die Flaschen bei Seite und bei jeder, die er neu öffnet, wird sein Gesicht freundlicher.

Jetzt soll das Fest offiziell den Anfang nehmen. Die singenden Mitglieder des Vereins betreten mit schweigender Wichtigkeit den Saal und stellen sich im Kreise unter der Hängelampe auf. Jeder hält ein geöffnetes Buch in der Hand, feierlicher Ernst malt sich auf allen Zügen. Der Gesanglehrer und Dirigent in der Mitte des Kreises — es ist der Schullehrer einer Nachbarschneiße — schlägt mit der Stimmgabel auf das Knie, führt sie zum Ohr, summt den Ton nach, giebt die Töne für die zweite und dritte Stimme an, hebt den Arm hoch, und als er ihn senkt, schallt in munterem Takte und gehorsam den Worten Uhlands: Singe, wem Gesang gegeben, das Lied durch den Raum: Wie heißt König Ringangs Töchterlein? Rothraut, schön Rothraut!

Dem ersten folgt ein zweites Lied, dann verlassen die Sänger unter weniger stürmischem als tiefempfundenem Beifall ihrer Frauen den Saal, um sich nach der lästigen Pause wieder der ungezwungenen Fröhlichkeit des Trinkens hinzugeben, und die Musikanten ergreifen die Instrumente.

Der junge Bauernsohn, der während des Gesanges in der Nähe der Thüre gestanden hat, steckt die halb abgerauchte Zigarette hinters Ohr, sucht seine Schöne und tritt mit ihr in die Reihe. Als der Reigen beginnt, umfaßt er sie mit beiden Händen und zieht sie an sich. Sie legt die ihrigen auf seine Schultern und so schleifen sie zusammen auf dem rauhen Fußboden andächtig rings um den Saal. Zuweilen tritt er mit langsamem Schritt eine Runde lang rückwärts, dann geht er aufs neue zum Drehen über, in ruhigem schwerem Takt, bis die Musik abbricht und er sich ohne verbindliche Zeremonie von der Partnerin trennt.

Tanz folgt dann auf Tanz. Zeitweilig zeigt ein an die Hängelampe angebundenes Taschentuch an, daß der Dame das Recht der Wahl des Tänzers zusteht. Dann ist das Treiben geschäftiger, die Wange wird röter, der Atem geht tiefer. Dazwischen werden als Unterbrechung Chorgesangsstücke und humoristische Einzelvorträge geboten, bei denen die Bewegungen kühner, die Worte unsicherer werden, und so zeigt der Mann, was er an fröhlichen Übungsabenden, die ihn oftmals zwangen, die Stille seines Hauses zu meiden, gelernt hat. Dem Gesangslehrer darf man das Lob nicht kürzen. Die Einmütigkeit und Energie des Gesanges läßt keinen Tadel zu, und auch die Mißtöne sind in ihren verwegensten Ausschweifungen verbannt. Mit Genugthuung nimmt er es entgegen: „Aber die Sänger werden alt“, sagt er, „wir haben keinen Nachwuchs, denn es ist, als ob das heiße Klima der Jugend die Gesangsfreudigkeit nähme“.

Während ich mich am volkstümlichen Reiz dieser Szenen weide, nimmt mich ein Mühlenbesitzer in Beschlag, um mir seine abenteuerliche Lebensgeschichte zu erzählen, die er bei seiner Jugend beginnt. Die Zeit schreitet inzwischen vorwärts. Die mir gegenüber an der Wand sitzenden Mütter, welche ihre Kinder in einem kleinen Seitenraum abgelegt hatten, indes sie sich am Tanze erfreuten, nehmen sie soeben hervor, um ihnen erneut zu trinken zu geben, daraus glaube ich schließen zu müssen, daß es spät geworden ist. Einige Männer, die beim Gelage am eifrigsten waren, haben im stillen Winkel eine halbe Stunde lang geschlafen und kommen, gestärkt und mit neuem Humor ausgerüstet, wieder zum Vorschein. Der Mühlenbesitzer ist näher an mich herangerückt und entwirft mir jetzt eine Beschreibung seiner neuen Mühleneinrichtung, die 1867 auf der ersten Pariser Welt-

ausstellung gearbeitet hat, wie er stolz hinzufügt. Nunmehr spüre auch ich die Längen des Festes, trenne mich zögernd von meinem Erzähler und übergebe mich der Führung des Wirtes, der mich mit dem Licht in der Hand nach einem Schuppen bringt, der hundert Schritt vom Gasthaus entfernt liegt und zur Aufbewahrung von Mais dient. Viel Ratten soll es darin geben, bemerkte der Wirt unterwegs. Ein Feldbett mit einem Strohsack ist darin für mich aufgestellt worden. Ich strecke mich darauf aus, hülle mich in meinen Mantel und kaum höre ich noch einige Töne des Walzers vom Gasthaus herüberklingen, denn schon hat mich ein fester Schlaf in seine Arme genommen.

Das scharfe Summen eines Moskito vor meinem Ohr stört mich auf. Es ist heller Tag. Von drüben her tönen noch die Klänge der Musik, und in meiner Nähe höre ich die Stimmen von Leuten, die in der Viehkoppel ihre Pferde einfangen. Ich erhebe mich und gehe vor das Gasthaus. Eine Frau mit dem Kinde im Arm ist im Begriff, in den Holzwagen zu steigen, während ein Knabe die Pferde davorspannt. Sie ermuntert ihren Gatten, der mit schiefem Hut und trüben Augen in einem Trupp von Männern steht, sich nun loszureißen, und endlich hat das Gefährt seine Insassen aufgenommen und rollt im Trab den durchfurchten Thalweg entlang. Andere folgen ihm; der letzte Rest von Gästen steht vor dem Hause. Ein Spaßvogel macht sich den Scherz, daß er vom oberen Fenster aus heimlich mit dem Stock an ein unter dem Dache hängendes Wespennest stößt, worauf die Wespen auf die Gruppe von Männern herabfahren und nicht wenige Verwünschungen ernten. Inzwischen sitze ich mit dem Wirt beim Morgenkaffee, nehme dann von ihm Abschied, gerührt über seine Zuvorkommenheit und Uneigennützigkeit, denn er hat großmütig jede Entschädigung für die Herberge zurückgewiesen — besteige mein Pferd und schließe mich, als die letzten Gäste sich trennen, einem lebhaften älteren Manne an, der schon am Abend vorher mein Zutrauen erweckt hatte. „Es war ein schönes Fest!“ so ruft man sich beim Auseinandergehen zu. „Und ohne Prügelei verlaufen“, tönt es froh zurück. — Dann reiten wir eine Weile schweigend neben einander her.

„Ich kann nicht umhin,“ nehme ich endlich das Wort, „meiner Befriedigung über die Gefälligkeit und Gastlichkeit der hiesigen Wirte Ausdruck zu geben. Mir scheint es, als ob die noble Weitherzigkeit der Brasilianer sich hier im deutschen Charakter wiederspiegle“. „Lassen Sie sich nicht täuschen,“ erwiderte der Bauer. „Der Brasilianer übt sein Entgegenkommen in einer Art von ritterlicher Überlieferung aus, die allerdings in die heutigen komplizierteren Verhältnisse wenig mehr paßt und den Empfänger nicht selten in Verlegenheit bringt, weil er sich nicht in der Lage sieht, Vergeltung zu üben. Der Deutsche dagegen, der zu rechnen gewöhnt ist, wird, wenn er Gefälligkeiten erweist, stets den Hintergedanken haben, Nutzen daraus zu ziehen, und sich eintretenden Falles auch nicht scheuen, sehr ergiebig Gebrauch davon zu machen. Vor allem aber an die Uneigennützigkeit der Vendeleute wird niemand gern glauben wollen. Es ist sehr leicht möglich, daß die Mehrzahl derselben höchst ehrenhaft ist, und ich will nicht leugnen, daß ich unter ihnen Männer von achtenswerter Rechtlichkeit kenne; aber die Fälle von Aussaugung und Übervorteilung, denen der Bauer von Anfang an in unseren Kolonien durch die Kaufleute ausgesetzt gewesen ist, und die ihn sogar gelegentlich zu offenem Aufruhr gereizt haben, sind ihrem Ruf so schädlich gewesen, daß es schwer ist, das verlorene Vertrauen zurückzubringen. Auch Sie selbst werden,

denke ich, bei näherer Bekanntschaft vor verstimmenden Erfahrungen nicht verschont bleiben".

„Ich kann nicht leugnen", sage ich, „daß mir die Art und Weise, wie man in den Venden trinkt, als sehr merkwürdig erschienen ist. Ich habe mich des Eindruckes nicht erwehren können, als ob man im allgemeinen unter einem gewissen Druck von Seiten des Wirtes stände, und das mangelhafte, aber unerhört teure Bier meist nur ihm zu Liebe tränke."

„Ihre Beobachtung," erwiderte jener, „hat Sie nicht getäuscht. Es giebt in unserem Lande ja viele, die aus innerem Bedürfnis recht stark trinken; das rührt schon von der Billigkeit des Branntweins her, der allerorten aus Zuckerrohr gewonnen wird. Die große Mehrzahl dagegen enthält sich des Übermaßes. Nun aber sind viele Bauern, und besonders die gänzlich abhängigen Lehrer, in den wichtigsten Lebensfragen auf den guten Willen der Vendeleute angewiesen, und es ist natürlich, daß sie, um die Gestrengen in wohlgeneigter Laune zu erhalten, rüstig ihren Getränken zusprechen, an denen jene einen hohen Gewinn haben. Und wenn es nicht freiwillig geschieht, so sind die Vendeleute nicht schüchtern und fordern ohne Rückhalt dazu auf. Da viele von ihnen aus ihren Läden die schwachbelebte Straße übersehen können, so sind sie in der Lage, eine förmliche Überwachung auszuüben. Es haben sich dabei schon die lästigsten Gepflogenheiten herausgebildet, die geradezu als Abgabe wirken. Kaum wagt jemand einen größeren Ritt durch die Kolonie zu unternehmen, ohne bei jedem Vendemann vorzureiten, diesem gewissermaßen seine Aufwartung zu machen, und dabei etwas zum Besten zu geben. Die Unterlassung würde ihm der Vendemann sehr übel nehmen. Stromweise aber fließen die Getränke, wenn ihn ein besonderer Anlaß, wie die Anmeldung der Geburt eines Kindes, auf den Weg zum Bezirksinspektor nötigt. Doch auch wenn jemand nur einen Einkauf im Geschäftshaus gemacht hat, so heißt es hinterher: „Na, giebst Du nichts zum Besten?" und das Trinken beginnt."

„So liegt," werfe ich ein, „schon ein wirtschaftlicher Schaden darin, daß Wirts- und Kaufhaus stets vereinigt sind".

„Das ist zweifellos," fährt jener fort, „und wirkt um so drückender, wenn ein Bauer bei dem Vendemann seine nötigen Lebensbedürfnisse auf Vorschuß entnehmen muß, denn dann ist er gezwungen, diesen Schulden einen unnötigen Aufwand an Bier hinzuzufügen, den man später auf seine Richtigkeit schwer prüfen kann."

„Kommt es denn häufig vor," frage ich, „daß der Bauer auf Vorschuß zu leben genötigt ist?"

„Bei den jetzigen niedrigen Produktenpreisen ist das leicht der Fall, zumal wenn jemand das bare Geld, das er einnimmt, zur Abzahlung von Schulden braucht, die auf seiner Kolonie lasten, — sei es, daß diese vom Kauf oder von der Herauszahlung seiner Geschwister herrühren. Dabei kommt unserer Landschaft noch besonders zugute, daß sie durch Verhältnisse begünstigt ist, die andere Distrikte nicht besitzen, deren wirtschaftliche Lage eine weit schwierigere ist. Wir haben drei Häfen in erreichbarer Nähe, nach denen wir unsere Erzeugnisse mit unseren eigenen Wagen fahren, und von denen wir unsere Bedürfnisse mitbringen können. Dadurch entsteht den Vendeleuten der Kolonie eine Konkurrenz, welcher sie ihre Preise unterwerfen müssen. Ungünstiger liegt es bereits in den weiter im Innern gelegenen Kolonien, deren Erzeugnisse und Bedürfnisse durch eine hohe Eisenbahn-

fracht beeinflußt werden. In erhöhtem Maße aber haben die Kolonien zu leiden, die so weit von den Hülfsmitteln des Verkehrs abgelegen sind, daß die Bauern ihre Erzeugnisse nicht selbst auf den Markt bringen können, sondern wo der Verkauf an den Vendemann stattfinden muß und sich in der Hauptsache als Tauschhandel äußert, dem am Jahresschluß eine Abrechnung folgt. Ohne Salz, Zucker, Kaffee, Seife, Petroleum, Reis kann auf die Dauer keine Familie leben. Für diese Bedarfsartikel rechnet der Vendemann einen beliebig hohen Preis, oft von Fall zu Fall, je nachdem ihm die Aussicht auf Gewinn günstig scheint. Dagegen drückt er die Produktenpreise der Bauern herab, indem er ihre Notlage benutzt oder zu anderen Mitteln greift, welche von Ehrlichkeit, Treue und Glauben weit entfernt sind. Wenn er sich dann im Laufe des Jahres zum Beispiel das Kilo Zucker mit 1 Sack Mais hat bezahlen lassen, so liegt es nahe, daß die Jahresrechnung mit einem Schuldenrest für den Bauern abschließt. Das sieht der Vendemann nicht ungern, denn jeder Zuwachs an Schuldnern bedeutet eine Erweiterung seines Machtbereiches, den er erbarmungslos auszunutzen weiß. Seiner Habgier und Rachsucht sind dann die Mittel an die Hand gegeben, den Bauer wegen einer geringen Schuld von seiner Kolonie zu treiben und diese an sich zu nehmen. Da nun ferner jeder Kaufmann in der Gemeinde und bei der Regierung schon deshalb, weil er in Hochdeutsch und Brasilianisch redegewandt ist, als maßgebende Persönlichkeit gilt, ihm alle verantwortlichen und nichtverantwortlichen Verrichtungen anvertraut werden, und er bei jeder Gelegenheit zu Rate gezogen wird, so kann er jeden, dem er nicht gewogen ist, unterdrücken oder vernichten, er kann ihn der Verleumdung anheimgeben, ihm den Kredit verderben. Der Vendemann ist allmächtig, er fühlt sein Übergewicht und läßt es andern fühlen. Und wenn die Auswanderer über den Druck ihrer pommerschen Gutsherrschaften zu klagen hatten, so sind sie hier einer viel drückenderen Abhängigkeit zum Opfer gefallen."

„Ich denke mir," sage ich, „daß die von Ihnen geschilderten Zustände durch den vollkommenen Mangel einer unparteiischen Rechtsprechung in Brasilien nicht günstig beeinflußt werden."

„Nach der geschilderten Charakteristik," erwidert der Landmann, „können Sie sich denken, daß sich die hiesigen Kaufleute in ausgedehnter Weise die unsicheren Rechtsverhältnisse zu Nutze machen, die Gelegenheiten sind die vielseitigsten. Nehmen Sie den Fall an, ein Bauer stirbt und hinterläßt für 40 000 Mark Landbesitz und Vieh, deren Erlös in Ermangelung hiesiger Erben den in Deutschland zurückgebliebenen Geschwistern zuzufallen hat. Ein benachbarter Kaufmann erhält die Verwaltung des Nachlasses und die Versteigerung der Wertobjekte. Dieser läßt sich die Gelegenheit nicht entgehen, ungestraft das Vermögen an sich zu bringen. Er verabredet mit zwei Gevattern oder Schwägern heimlich einen Termin, weiß andere Bewerber auf diese Weise fern zu halten, und dann läßt er die öffentliche Versteigerung als äußerliche Komödie vor sich gehen. In Wirklichkeit aber teilt er mit seinen Helfern das Inventar und die Liegenschaften und als angeblichen Erlös liefert er einige Tausend Mark an die brasilianische Behörde ab, welche diesen Betrag der Einfachheit halber als Erbschaftssteuer einzieht."

„Sie glauben also," frage ich, „eine gerichtliche Untersuchung würde keine Aufklärung in die Angelegenheit bringen können?"

„Einesteils," erwidert er, „ist die Sache ja meist sehr schlau überlegt, sodaß die Übelthäter schwer zu fassen sind. Und was den Schutz der brasilianischen Rechtsprechung betrifft, so ist es in jedem Falle bedenklich, ihn in Anspruch zu nehmen. Denn ein Prozeß kommt nicht eher zu Ende, als bis Gericht und Advokaten aus beiden streitenden Teilen — sofern sie Deutsche sind — das herausgepreßt haben, was sie an Vermögen besaßen. Klagt ein Deutscher gegen einen Brasilianer, so verliert nur der Deutsche sein Vermögen. Ein solcher zum Beispiel hat von einem Brasilianer Grund und Boden gekauft. Wie nun das hier sehr üblich ist, hat der Brasilianer mit gefälschten Dokumenten Land verkauft, das ihm nicht gehörte. Nachdem der Kauf abgeschlossen ist, kommt der wirkliche Besitzer an, und legt die Hand auf sein Eigentum. Darauf wird der Betrogene gegen den Verkäufer klagbar, und wie er von den Gerichten um sein Hab und Gut gebracht wird, das entwickelt sich folgendermaßen: Schon um den Rechtshandel in Gang zu bringen, muß der Deutsche an das Gericht und an seinen Advokaten mindestens je Tausend Mark bezahlen. Jeder weitere Schritt ist von weiteren Zahlungen abhängig. Angenommen, die Klagesache hat eine zeitlang geruht. Der Kläger läßt sich beim Richter melden, um zu fragen, wie es mit seiner Angelegenheit steht. Geduld, mein Herr, Geduld, sagt dieser. Wir haben jetzt einige andere Fälle vorgehabt, aber für nächsten Monat ist bereits wieder Verhandlung über Ihre Klagesache angesetzt. Ich denke, wir werden sie da zum Abschluß bringen. Übrigens haben wir einige Erhebungen angestellt, das hat 500 Mark Kosten verursacht — und der Kläger weiß, daß er zahlen muß, wenn er nicht auf den Fortgang des Prozesses verzichten will. Derselbe Vorgang wiederholt sich bei seinem Advokaten, der noch die Versicherung hinzufügt, daß die Frage äußerst günstig für ihn steht. Aber der Schlußerfolg ist auch hier eine Zahlung. In dieser Weise wird er solange hingehalten, als man weiß, daß er noch Geld besitzt. Sein pommerscher Dickkopf hält ihn von rechtzeitigem klugem Einlenken ab, und zum Schluß bleibt das Urteil aus, weil der Kläger ja nur ein Deutscher ist."

„Wenn nun die Zuhülfenahme des Gerichtes ausgeschlossen ist," frage ich, mit bedenklicher Miene, „wie ist es dann möglich, sich Recht zu verschaffen, oder soll man alles Unrecht willig über sich ergehen lassen?"

„Der Brasilianer hat eine Gepflogenheit," erwiderte der Bauer, „und mancher deutsche Vendemann hat sie sich zu eigen gemacht, daß er sich abwartend verhält, inwieweit sich sein Opfer seine Widerrechtlichkeit gefallen läßt. Erst wenn er sieht, daß ihm Gefahr droht, so giebt er nach. Ich setze den Fall, einer von ihnen hat ein Geschäft oder eine Liegenschaft an einen Kolonisten verkauft, welcher darauf seine Anzahlung leistet. Unter einem Vorwand macht dann der Vendemann den Kauf rückgängig und weigert sich, die angezahlte Summe zurückzugeben. Es fragt sich nun, wie man sie seinen Händen entwinden soll. Da stellt sich ein als beherzter Mann bekannter Freund dem Geschädigten zur Verfügung. Beide reiten vor das Haus des hinterlistigen Kaufmanns, der alsbald, um sich der Gewaltthat zu entziehen, die vorenthaltene Summe herausgiebt. So ist es in schwerwiegenden wie in nebensächlichen Angelegenheiten: Der Schwache und Hillflose wird übervorteilt und der Entschlossene verschafft sich durch Selbsthülfe sein Recht — wobei er aber Gefahr läuft, einer wiedervergeltenden Rache anheim-

zufallen, denn dem Gewissenlosen wird es nicht schwer, für ein paar Geldmünzen einen Mulatten zur Vollziehung derselben bereit zu finden."

„Mir ist nur Eines noch unerklärlich," sage ich, „wie es kommt, daß sich sogar Deutsche als Vertreter so unehrenhafter Grundsätze nicht scheuen, durch die öffentliche Meinung gebrandmarkt zu werden. Denn sicher wird ihr Verhalten in weiten Kreisen der Kolonie bekannt und gemißbilligt."

„Ich kann Ihnen im Gegenteil versichern," versetzte der Bauer, „daß in einem Staate, wo das Volk seinen eigenen Rechtsbegriffen überlassen ist, die Verwirrung der Anschauungen bei einigen minderwertig veranlagten Elementen soweit geht, daß sie ihre Genugthuung über ihre List und Verschlagenheit offen zur Schau tragen, und sich in dem Bewußtsein ergehen, sich anderen überlegen gezeigt zu haben."

Diese Bemerkung hat mich nachdenklich gemacht, und wir reiten eine zeitlang schweigend durch den Wald, dann öffnet sich uns der weite Ausblick auf eine mit Kolonien besetzte Schneiße, die quer zur bisherigen Richtung unseres Weges läuft. Wir biegen in die Straße ein, die, gradlinig über Berg und Thal führend, dem mühsamen Verkehre dient. Und nachdem wir an einigen unregelmäßig und in großen Zwischenräumen zu beiden Seiten verstreuten Gütern vorübergekommen sind, sagt mein Begleiter:

„Hier liegt meine Kolonie, und ich bitte Sie, mit mir einzutreten."

Die schlichte Gastlichkeit der hiesigen Bauern kennt keine Umstände und gewährt ohne verlegene Entschuldigung, was der Vorrat zu bieten vermag.

Etwa vier oder fünf niedrige Häuser und Schuppen liegen ohne systematische Anordnung dicht neben- und hintereinander in einem Obstgarten von Orangen- und Pfirsichbäumen. Zwei der Häuser sind aus Ziegeln gebaut, deren eines zwei Wohn- und zugleich Schlafräume, das andere die Küche und das Eßzimmer enthält. Die übrigen, aus Holz- oder Lehmfachwerk errichtet, dienen als Ställe und Speichern. Wir betreten durch einen schmalen Hausflur das Wohnzimmer, in welchem Tisch, Stühle, Schrank und ein Bett stehen. Der Bauer ladet mich zum Sitzen ein, holt aus der Ecke eine am Boden stehende Schnapsflasche hervor, trinkt, reicht sie mir und stellt sie, nachdem ich sie an den Mund geführt habe, auf den Tisch.

„Wie kommt es," beginne ich, „daß sich die Bauart der hiesigen Güter so stark von der deutschen unterscheidet, die Sie ja noch kennen, da Sie drüben geboren sind. Bei uns in Deutschland bildet — mit Ausnahme einiger niedersächsischer und allemannischer Gegenden, wo sich die ganze Wirtschaft unter einem Dache vereinigt, — der Bauernhof ein offenes oder geschlossenes Viereck. Die eine Seite nimmt das Wohnhaus ein, unten die Wohnstube und Küche mit Nebenräumen enthaltend, oben die gute Stube mit dem Glasschrank. Daran schließt sich unter demselben Dache der Kuhstall, über welchem zahlreiche obere Räume zu Schlafzimmern dienen. In die übrigen Seiten des Vierecks teilen sich Pferde-, Schweine-, Hühnerställe und Scheunen. In der Mitte des Hofes ist die Düngerstätte, bequem gelegen für die Reinigung der Ställe und die Ueberwachung des Viehes beim Einstampfen des Düngers. Es ist zweifellos, daß die jeweilige Bauart der Güter durch die wirtschaftlichen Voraussetzungen bedingt wird; man geht also wohl kaum in der Annahme irre, daß diese hier gänzlich andere sind, als in Deutschland."

„Die Bauart unserer Güter,“ nimmt mein Gastfreund das Wort, „hat sich einesteils aus den Vorbedingungen des Klimas, andernteils aus unserem landwirtschaftlichen Betrieb heraus entwickelt. Der geschlossene Kuhstall kommt dadurch in Wegfall, daß unsere Kühe, wie wir sie hier im Lande vorgefunden haben, gewöhnt waren, auf der Weide zu sein. So machte sich nur ein Schuppen notwendig, der nach dem dicht am Gute liegenden Weideplatz zu offen ist, in dem das Vieh gefüttert und gemolken wird, und meist auch während der Nacht bleibt. Allerdings — weil es am Tage im Freien ist — verlieren wir den größten Teil des Düngers. Dem kommt aber zu statten, daß wir im allgemeinen unsere Felder nicht zu düngen brauchen. Für Pferde, Schweine und Hühner genügt ein gleicher Verschlag für die Nacht. Vor Kälte brauchen sie nicht geschützt werden, da wir keinen fühlbaren Winter haben. Die Scheunen aber werden dadurch überflüssig, daß wir nur soviel Roggen, Weizen und Gerste bauen, als wir für den eigenen Mehlbedarf brauchen. Die Körner werden nach der Ernte unter freiem Himmel auf einem Tuche durch die Pferde ausgetreten und das Stroh wird zu Häcksel verschnitten. Da nur ein kleiner Teil zum Einstreuen zurückbehalten wird, genügen auch hier Schuppen zur Aufbewahrung der Vorräte. Die süße Kartoffel bleibt im Acker, bis sie zum Essen oder Füttern gebraucht wird, denn dort bewahrt sie sich am besten vor Fäulnis. Das gleiche gilt von den langen Ranken dieser Kartoffeln, die sich grün halten, bis man sie wegholt und ans Vieh verfüttert. Unsere Haupternte aber, der Mais, bleibt, wenn er reif ist, ebenfalls mit geknickten Kolben auf dem Felde stehen, von wo aus er zum Füttern hereingeholt wird, so wie man ihn braucht, während die langen oberen Stengel bereits in grünem Zustand an das Vieh verfüttert worden sind. Die Körner werden, nachdem man die Kolben im Spätherbst alle eingebracht hat, um das Feld für neue Bestellung zu räumen, mit der Hand oder durch eine Maschine vom Stengel losgetrennt und auf kleinem Raum in geflochtenen mit Lehm gedichteten Körben aufbewahrt.“

„Ich bemerke mit Verwunderung,“ sage ich, „daß nicht nur alles, was auf dem Felde wächst, als Futter verwendet werden kann, sondern daß es auch nicht nötig ist, nur etwas den Feldern zu ihrer Düngung zurückzugeben. Ich müßte denken, daß sich daraus in Verbindung mit der Ertragsfähigkeit des Landes eine außergewöhnlich hohe Grundrente ergiebt.“

„Ich werde Ihnen darüber sofort einige Angaben machen,“ erklärt jener, „Wir Bauern haben das System, das zu erzeugen, wovon wir selbst leben, während wir die Überschüsse unserer Erträgnisse, die wir je nach Maßgabe unseres Fleißes und landwirtschaftlichen Geschickes übrig haben, verkaufen. Als solche Produkte zählen Mais, Bohnen, Kartoffeln, Speck, Schmalz, Hühner, Eier und Butter. Wenn man nun rechnen konnte, daß man unter den im allgemeinen ja übereinstimmenden Verhältnissen der meisten Kolonisten vor einigen Jahren aus diesen Überschüssen einen jährlichen Barerlös von etwa 4000 Mk. erzielte, so hat sich im Lauf der letzten Jahre die Einnahme auf den dritten Teil, also etwa 1300 Mk. verringert, denn alle ländlichen Produkte sind im Durchschnitt etwa um ²/₃ ihres früheren Preises gesunken. Von diesem Barerlös bestreiten wir je nach dem häuslichen Geschick der Frau die Lebensbedürfnisse, die wir nicht aus der eigenen Wirtschaft entnehmen können, als Zucker, Kaffee, Seife, Petroleum, Salz, Reis und Kleidung, die aber durch unerhört hohe Zölle und Steuern seit

vier Jahren erheblich im Preise gestiegen sind. Hierzu kommen als laufende Ausgaben: Ersatz an Küchengerät, Reparaturen an Wagen, Pferdegeschirr und Pflug, Neubeschaffung von Werkzeugen wie Axt, Hacke, Buschsichel und dergleichen. Schulgeld, Steuern, Mitgliedschaft eines Vereins, dies alles ist nicht zu vermeiden. So summiert sich bei größter Sparsamkeit ein Aufwand von 800 Mk und es bleiben jährlich 500 Mk. übrig, die in den meisten Fällen für Schuldzinsen aufgehen; denn in den Jahren, wo das Geld mit niedrigstem Kurs auf der Straße lag, hat fast jeder Bauer seine Ersparnisse in Landbesitz angelegt, der zwar seinen Kindern zugute kommt, wenn sie erwachsen sind, dessen Verzinsung ihm aber gegenwärtig bei bedeutend gestiegenem Kurs oft große Schwierigkeiten bereitet."

„Das starke Sinken der Produktenpreise," werfe ich ein, „ist überraschend. „Können Sie mir annähernd die Gründe dafür anführen?"

„Ein höherer Kurs," erläutert er, „bringt erklärlicherweise auch ein gewisses Sinken der Preise mit sich, denn das Geld gewinnt an Wert. Aber ein so starker Niedergang der Preise läßt sich dadurch nicht allein erklären. Vor allem mag die allgemein gedrückte Erwerbslage einwirken, unter der Südamerika stärker noch als Europa leidet. Keine geringe Rolle aber dürfte dabei auch die Konkurrenz spielen, die sich die Landwirtschaft im eigenen Lande bereitet. Überall entstehen neue Kolonien. Nicht nur, daß sich unsere inländische Kolonistenbevölkerung stark vermehrt, es werden vielmehr auch aus Deutschland neue Einwanderer herübergebracht. Durch diesen übereilten Zuwachs an Produzenten wird das gesunde Verhältnis zur Zahl der Konsumenten gestört — zum Schaden der bäuerlichen Bevölkerung, zum Nutzen vielleicht der städtischen, welche mit den niedrigen Lebensmittelpreisen nicht unzufrieden sein wird, soweit nicht der Zwischenhandel den Nutzen in seine Tasche arbeitet."

Inzwischen tritt die Bauernfrau ein, begrüßt mich mit stummer Freundlichkeit und winkt ihrem Manne zu, daß das Essen fertig ist. Ich folge dem Bauern in das Nebenhaus, wo der Eßtisch gedeckt ist; zwei erwachsene Söhne nehmen mit uns Platz, indessen die Mutter unterstützt von einer erwachsenen Tochter aus der Küche die Speisen hereinträgt und wieder verschwindet.

Mit wortkarger Geschäftigkeit langen wir uns von der Hühnersuppe und dem Rostbraten zu, während hinter der Küchenthür hervor eine Schar jüngerer Kinder neugierig und verschämt hervorlugt.

Nachdem wir uns gesättigt haben, komme ich mit meinem Wirt zu einem Gang durch seine Pflanzungen überein. Und in derselben Weise, wie ich das von den Bauern in der deutschen Heimat gewöhnt bin, liefert er zu jedem Felde eine längere Erläuterung, der ich gelegentlich durch Zwischenfragen die von mir gewünschte Richtung gebe.

„Sie haben," so frage ich, „fast auf allen Feldern Mais, nur zwei Stücke sehe ich mit englischen und süßen Kartoffeln bestanden."

„Mais ist unsere Hauptfrucht," bestätigt er, „die wir namentlich für die zweite Ernte vorwiegend bauen, denn wir brauchen ihn in großer Menge nicht nur, weil wir ihn als Beimischung zum Weizen für unser Brot verwenden, sondern auch, weil er das beste Kraftfutter für Kühe, Pferde, Schweine und Hühner abgiebt."

„Haben Sie," frage ich weiter, „auf allen diesen Stücken schon einmal geerntet?"

„Man pflegt," antwortet er, „auf jedem Felde jährlich zwei Ernten zu machen. Im Winter sät man Roggen, Weizen und Gerste, und nachdem man diese im Frühsommer geerntet hat, pflanzt man in dasselbe Feld Mais, der im Herbst reif wird. In ein anderes Feld steckt man im Frühjahr Kartoffeln oder Bohnen, nach deren Ernte pflanzt man im Sommer Mais, worauf dann im Winter Weizen, Gerste oder Roggen gesät wird."

„Glauben Sie nicht," werfe ich ein, „daß auf diese Weise der Boden stark ausgesogen wird?"

„Das läßt sich nicht leugnen," bestätigt der Bauer, „aber das Land giebt es vorläufig her, und warum soll man sich über die weitere Zukunft Gedanken machen? Ich habe zum Beispiel Felder, die in dieser Weise 15 Jahre hintereinander Mais getragen haben. Sieht man, daß in einem dürftigeren Boden der Acker keine genügende Frucht mehr hervorbringt, so läßt man ihn 6 Jahre lang brach liegen. Bald bildet sich darauf ein Buschwerk, das man, wenn das Feld wieder bepflanzt werden soll, niederhaut und trocken abbrennt. Die Holzasche düngt weniger den Boden, als daß sie ihn lüftet und der Feuchtigkeit zugänglich macht."

„Sie düngen also im übrigen garnicht," forsche ich weiter.

„Wir pflegen," erklärt jener, „nur das Feld zu düngen, auf dem wir Futter säen wollen. Das hält dann 4 Jahre lang nach, und während dieser Zeit kann ich dasselbe Stück Luzerne, ohne es frisch zu bestellen, alle 14 Tage von neuem mähen, denn der Klee ist inzwischen wieder herangewachsen."

„Ein merkwürdiges Land," denke ich, „welche Fruchtbarkeit auch auf dürftigem Boden."

„Für Kartoffeln," fährt der Bauer fort, „brauchen wir frisches Land, deshalb muß man dafür sorgen, daß man alle zwei Jahre ein Stück Brachland umreißen kann, oder man fällt ein Stück Wald."

„Also sind Sie doch im Grunde auf das Niederlegen des Waldes angewiesen," frage ich.

„Das muß ich leider bestätigen," antwortete er. „Die Pommern sind zwar sparsamer mit dem Walde umgegangen, als beispielsweise die nahe wohnenden Rheinländer, aber wenn bei den einen auch langsamer als bei den anderen, so wird sich bei allen unvermeidlich der Vorgang vollziehen, daß der Wald allmälig verschwindet, wenn die Kolonie fortfahren soll, die wachsende Familie des Besitzers zu ernähren. Nach endgültiger Abholzung wird die in guter Bodenlage befindliche Kolonie vielleicht durch wechselnde Brachfelderwirtschaft ertragsfähig zu erhalten sein. Die mit schlechtem Boden ausgestattete jedoch wird immer wertloser werden, denn das alte Ackerland verkommt mehr und mehr durch Unkraut, und trotz fleißigen Putzens kann man dasselbe nicht mehr bewältigen. Und auch wenn man es als Brachfeld hat liegen lassen und nimmt es nach jahrelangem Ruhen dann wieder in Betrieb, so giebt dürftiger Boden oft nur zwei Jahre lang lohnende Ernte, schließlich kann sich eine Familie nicht mehr darauf ernähren und ist genötigt, weiterzuziehen."

„Es fragt sich," sage ich, „ob für diesen kritischen Übergang nicht ein anderer Ausweg zu finden ist, als das Weiterziehen."

„Solange,“ entgegnet der Landmann, „sich die meisten Bauern zur Vorsorge für die Zukunft mit mehreren Kolonien versehen haben, solange des Weiteren noch Platz genug zum Ausbreiten vorhanden ist, sodaß für die gegenwärtige und vielleicht auch für die stark vermehrte künftige Generation noch Wald zum Abbauen vorhanden ist, den man billig kaufen kann, solange glaube ich nicht, daß man sich zu anderen Grundsätzen als dem bequemen Raubbau entschließen wird.“

„Dennoch kann ich mich nicht dazu verstehen,“ nehme ich das Wort, „das Land als verlassene Einöde vorauszuerblicken. Ich gebe zu, daß getreu dem Sprichwort: ehe der Bauer nicht muß, rührt er nicht den Fuß — die Mehrzahl der Landwirte den Weg des Weiterziehens von Kolonie zu Kolonie bevorzugen wird. Aber wie es in allen Lebensstellungen die verschiedensten Anlagen und Charaktere giebt, so werden auch hier einige Elemente schneller eine große Anhänglichkeit zu ihrem Besitz gewinnen, namentlich da, wo neben einem besseren Boden auch im übrigen günstige Bedingungen, zum Beispiel ein ungehinderter Verkehr nach der Stadt, den Betrieb nicht unnötig erschweren. Und ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich der Frau bei der Entwickelung dieses verstärkten Heimatsgefühles einen großen Einfluß zuschreibe — kurz, diese Bestandteile der Bevölkerung werden mit Zähigkeit beizeiten daran denken, den gefahrvollen Übergang zu einer intensiveren Wirtschaftsmethode zu finden und werden bald manchen anderen zum Vorbild dienen. Auch in Deutschland hat sich die Landwirtschaft nicht im Zeitraum von wenigen Jahrzehnten entwickelt, sondern ist Schritt für Schritt, bis in die allerneueste Zeit hinein, durch die Notwendigkeit getrieben worden.

„Weder glaube ich,“ erwiderte mein Gastfreund, „daß sich irgend ein Bauer über die Zukunft schon ein Bild gemacht hat, noch halte ich es für möglich, sichere Vorausberechnungen anzustellen. Die untrüglichsten Schlüsse können durch Verhältnisse, deren Tragweite wir nicht zu ermessen vermögen, zu nichte gemacht werden. Von Jahr zu Jahr und von Fall zu Fall wird sich die künftige Gestaltung aufbauen.“

„Dennoch können wir,“ falle ich ein, „zwei Grundbedingungen als feststehend betrachten: erstens daß die deutsche Bevölkerung im Lande sich vermehrt, sich ernähren muß, und nicht daran denkt, wieder auszuwandern, — und daß zweitens einem ertragsarmen Land durch Düngung soweit aufgeholfen wird, daß es mehr Menschen ernähren kann als vordem. Das trifft nicht weniger in Amerika als in Europa zu. Trotz Ihrer Warnung fahre ich in meiner Vorausberechnung fort; denn ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß nach der ersten flüchtigen und planlosen Abwirtschaftung der Ländereien sich allmählich das Bild so gestalten wird, wie es sich in Deutschland zum Gedeihen des Landes, dank der besonnenen Kolonisation durch deutsche Edelleute zwischen dem 10. und 14. Jahrhundert seitdem auf das beste bewährt hat. Ich habe die Überzeugung, daß die Anlage nicht so fortbestehen wird, wie sie hier von einseitig kaufmännisch interessierten Kolonisationsunternehmen zum Schaden von Ackerbau, Verkehr und gemeindlichem Zusammmenschluß gewählt worden ist — eine Anlage, die die Wege ohne Rücksicht auf Bodenbeschaffenheit in einer Himmelsrichtung geradeaus führt, die die Wälder häufig ins fruchtbare Thal, die Felder auf die unwirtlichen steilen Hänge verweist — sondern daß in späterer Zeit vielmehr die Dörfer in den Thälern liegen werden, wo das Wasser und der glatte Verkehr sie begünstigt, daß den Feldern die Flächen

vorbehalten sind, wo bei weniger Weitläufigkeit dafür aber intensiverer Wirtschaft der Ackerbau lohnt und daß die nötigen Wälder sich an den Stellen ausbreiten, wo der Boden dürftig, steinig oder beweglich ist und wo vor allem die Flüsse und Bäche entspringen und zur regelmäßigen Wasserabgabe einen schwammgleichen Waldboden brauchen."

„Das hauptsächlichste Bedenken", sagt der Landmann, „das uns mit Sorge in die Zukunft blicken läßt, ist die durch den Gebirgscharakter bedingte und unaufhaltsam fortschreitende Abschwemmung der Humusschicht von der Granitunterlage. Ich gebe zu, daß sich die Entwickelung der Gestaltung allmälig und notgedrungen aus den Bedürfnissen ergeben wird und zwar so, daß das schablonenhafte schachbrettförmige System der Kolonieeinteilung allmälig verschwindet, indem fortschreitend — wie man schon jetzt beobachten kann, von kapitalkräftigen Nachbarn solche Kolonien, auf denen sich eine Familie nicht mehr ernähren kann, aufgekauft werden. Die neuen Besitzer breiterer Flächen sind nicht mehr gezwungen, ihr Feld dort zu lassen, wo eben den früheren Inhaber sein schmaler Streifen, auf den er angewiesen war, genötigt hat, seinen Mais zu pflanzen, sondern sie haben die Möglichkeit, den Acker an flach gelegenen Stellen zu bebauen, die dem Abschwemmen nicht ausgesetzt sind, und an den Hängen oder felsigen Stellen sich eine Grasnarbe bilden zu lassen, die eine Vermehrung des Viehstandes gestattet. So wird es kommen, daß ein großer Teil des einst bewaldeten Gebirges in späterer Zeit wieder in den Zustand des Kamplandes zurückgeschleudert sein wird, das eine müheloſere aber geringere Verzinsung des Grund und Bodens einträgt; und daß die Menschheit, die sich im Lande ernähren muß, gezwungen ist, in den weiten Flächen, die jetzt dem Kampland angehören, ihre Feldfrüchte zu bauen, wo sie zwar einen weniger fruchtbaren, dafür aber dauerhafteren Boden haben."

Indem wir sprechen, tönen die Klänge eines anspruchslosen Marsches die Schneißenstraße herauf. Heute ist Königsschießen vom Schützenverein der Picade. Der alte König ist soeben abgeholt worden, und nun geht es dem Schießstande zu, wo um den neuen Preis mit Büchsen nach der Scheibe geschossen werden soll. Den Zug eröffnen zu Fuß 6 Bläser mit blinkenden Instrumenten. Dann folgt der Schützenmajor mit gezogenem Säbel, hinter ihm schreitet der Fahnenträger. Seine Fahne zeigt auf der einen Seite die deutschen Farben, auf der anderen das Wappen Brasiliens. 40 Schützen schließen sich in Reihe und Glied an, nicht straff geschult, aber mit ernstem Selbstbewußtsein und tragen eine vielseitige Auswahl von Flinten auf den Schultern. Nun aber kommt der König, der mit Würde im vierspännigen hölzernen Bauernwagen inmitten seiner zwei Ritter sitzt. Den Schluß bildet eine große Zahl Frauen, Mädchen und Kinder, die in buntem aufgeregtem Gewirr dem Zuge folgen.

„Giebt es viele Schützenvereine in der Kolonie?" frage ich meinen Begleiter, der neben mich an die Straße herangetreten ist.

„Die Anzahl ist gering, ich kenne etwa drei hier im Waldgebirge," antwortete er. „Die Anforderungen an einen solchen sind kostspielig und umständlich. Man braucht gute Gewehre, Patronen und nicht zuletzt einen Stand und Schreiben."

„Aber finden Sie nicht", fragte ich, „daß Schießübung für alle Fälle eine nützliche Sache ist — vielleicht um einem inneren Feinde die Spitze zu bieten?"

„Schießen lernt man bei uns schon von klein auf,“ antwortet jener. „Denn fortwährend jagt Jung und Alt im Walde mit Pistolen oder Flinten nach Raubzeug, gezwungen durch den Schaden, den es anrichtet, oder von Jagdlust getrieben, und selten geht ein Schuß fehl. Ich bin überzeugt, daß wir imstande wären, in einem Kampfe unseren Mann zu stellen, aber weniger gegen innere Feinde als gegen äußere. Denn die Feinde Brasiliens sind die Unseren und wir sind bereit, unsere Scholle zu verteidigen und die Einmischung fremder Mächte in unsere Verhältnisse abzuwehren.“

Der Schützenzug und seine munteren Begleiter sind inzwischen vorüber, die Musiktöne verklingen in der Ferne. Nunmehr ist auch für mich die Zeit gekommen, mich von meinem gefälligen Wirt zu verabschieden und die Weiterreise anzutreten. Ich besteige mein Pferd, das in der Viehkoppel mit den Pferden des Bauern in friedlichem Einvernehmen geweidet hat, und habe unterwegs genug zu denken über das, was ich besprochen und vernommen habe.

Die deutsche Sprache in Deutsch-Samoa.

Von W. von Bülow, Apia.

Kürzlich erst wurde in der Samoanischen Zeitung darauf hingewiesen, daß es nicht ein Zeichen von hervorragend loyaler Gesinnung zu sein scheine, daß die katholische Mission die beiden einzigen Geistlichen, welche befähigt waren, in deutscher Sprache zu predigen und zu amtieren, von Deutsch-Samoa nach dem amerikanischen Teile Samoas versetzte.

Zwar sind auch jetzt noch notorische Deutsche — Elsässer und Luxemburger — als katholische Missionare in Deutsch-Samoa tätig; doch verleugnen dieselben hartnäckig ihre Kenntnis der deutschen Sprache.

Daß den Eingeborenen und besonders dem Nachwuchse unter diesen Umständen nicht besonders deutsch-nationale Gesinnung eingeimpft wird, scheint erklärlich, selbst wenn man den Umstand ganz außer Betracht läßt, daß die Leitung dieser Mission in Samoa nicht grade in deutschfreundlichen Händen ruht! —

Keinesfalls mehr als die katholische Mission dürften die protestantischen Missionen, Londoner Missionsgesellschaft, australische Wesleyaner und amerikanische Mormonen sehr eifrig in deutschem Sinne wirken; wenn auch einige Mormonen deutsch sprechen und eine deutsche Lehrerin einer größeren Anzahl samoanischer Mädchen deutsche Sprachbrocken einpaukt. — Die Schulverhältnisse liegen ganz im Argen.

In der deutschen Schule zu Apia unterrichtet ein deutscher, seminaristisch gebildeter, tüchtiger Lehrer eine größere Anzahl Kinder von Weißen und Mischlingen, Knaben und Mädchen im Alter von 7 bis 15 Jahren, gemeinschaftlich in *einer* Klasse.

Das Lebensalter der Zöglinge allein beweist das Unhaltbare dieses Zustandes. —

Die Maristenbrüder unterhalten eine Schule für Kinder der Weißen und der Samoaner, der ein wissenschaftlich gebildeter Bruder vorsteht, der von drei Laienbrüdern unterstützt wird. Der eine derselben spricht Deutsch.

Was dort gelehrt wird, dürfte zu staatlicher Kenntnis nur teilweise gelangen.

Dasselbe kann man von der Papauta-Mädchenschule der Londoner Mission, sowie von der Kinderschule zweier englischer Damen sagen.

Nirgends kommt staatlicher Einfluß zu hervorragender Geltung.

Die Kinder der Eingeborenen werden durch eingeborene Lehrer — aoao — unterrichtet, die auf den Missionsschulen — „Seminaren“ — der verschiedenen

Kirchen und Sekten, in Vaea, Malua und Piula, einige Jahre als „Students" für den Lehrerberuf vorbereitet wurden. Otto Ehlers und Deeken haben uns diese Gestalten wiederholentlich in Worten gezeichnet.

Da aber die an diesen Seminaren unterrichtenden Kräfte, Weiße und Eingeborene, selbst der deutschen Sprache nicht mächtig sind, so dürften auch die herangebildeten Schullehrer von deutscher Sitte und Sprache nur höchstens einige Klänge vom deutschen Nationalgefühl nichts kennen gelernt haben.

Nachdem nun Samoa endlich — endlich nach langem Ringen — deutsch geworden ist, dürften diese Zustände einer deutschen Verwaltung kaum würdig sein.

In dem amerikanischen Teile Samoas ist der Schulzwang bereits eingeführt.

Für Deutsch-Samoa dürfte es eine gerechtfertigte Forderung sein, daß

1. für die Kinder der Weißen und Mischlinge ganz Samoas eine staatliche, mehrklassige, konfessionslose Schule und für die Kinder der Auswärtigen eine Pension eingerichtet werde;
2. daß alle für Kindererziehung durch nichtdeutsche Religionsgesellschaften und Privatpersonen unterhaltenen Privatschulen aufgehoben werden;
3. daß allgemeiner Schulzwang für Kinder der Fremden und der Eingeborenen vom 5. oder 6. Lebensjahre an eingeführt werde;
4. daß die Schulen der Eingeborenen verstaatlicht werden.

Daß sich die jetzige sowohl staatlich, wie durch Zuschuß der Deutschen Kolonialgesellschaft, des Deutschen Schulvereins und Beiträge der Mitglieder des hiesigen Schulvereines unterhaltene Schule mehr und mehr als nicht lebensfähig erweist, hat seinen Grund darin, daß eine Anzahl unkontrollierter, fremdsprachlicher Privatschulen der deutschen Schule Konkurrenz machen, zum Schaden der Ausbreitung des Deutschtums in der deutschen Kolonie Samoa.

Die Auflösung jener Privatschulen dürfte um so eher durchführbar sein, als nach deutschen Gesetzen zur Befähigung zur Leitung einer Schule der staatliche Befähigungsnachweis erforderlich ist, zu welchem ein Ausländer schwerlich zugelassen werden dürfte. —

Daß deutsch sprechende Ausländer in einer von einem Deutschen geleiteten deutschen Schule als Lehrer verwendet werden könnten, erscheint nicht ausgeschlossen.

Die mit der Schule zu verbindende Pension für Kinder Auswärtiger müßte so geleitet werden, daß das Anlagekapital sich verzinst.

Die Mittel zur Erbauung der Schule und der Pension müßten aus Staatsmitteln beschafft werden. Doch scheint es kaum zweifelhaft, daß bei geeigneter Agitation auch aus Privatmitteln in Deutschland das Baukapital zusammengebracht werden kann.

Die Herausschiebung des Beginnes des Schulzwanges in das 5. oder 6. Lebensjahr dürfte bei der früheren, durch das tropische Klima bedingten körperlichen und geistigen Reife der Kinder empfehlenswert sein.

Das Schulgeld dürfte bei der voraussichtlichen Frequenz der Schule, selbst wenn nicht allzu hoch bemessen, für die Lehrerbesoldungen den größeren Teil beisteuern.

Auf welche Frequenz des Schulbesuches in dem Falle der Verstaatlichung der deutschen Schule und der Schließung aller übrigen Schulen etwa zu rechnen sein würde, dürfte aus nachstehenden, annäherungsweise mir gegebenen Zahlen hervorgehen.

Name der Schule.	Schülerzahl	Zahl der Lehrer
1. Deutsche Schule	45	1 seminaristischer Lehrer,
2. Maristen-Schule	120	4 Brüder,
3. Papauta-Mädchenschule . .	80	2 Lehrerinnen,
4. Armstrong-Schule	35	2 "
5. Savalalo-Schwesternschule .	40	2 Schwestern,
6. Mormonen-Schule . . .	Zahl unbekannt.	2 Lehrer,
6 Schulen.	320 Schüler,	13 Lehrkräfte.

Die Verstaatlichung der Schulen der Eingeborenen dürfte leichter ausührbar sein, wie es den Anschein hat; dieselbe muß sich ganz kostenlos für den Staat vollziehen.

Das Lehrerpersonal muß, den augenblicklichen Verhältnissen entsprechend, fürs erste noch in Samoa beschafft werden.

Dies wird um so leichter sein, als augenblicklich in den 142 Dorfschaften Deutsch-Samoas etwa (und zwar gering gerechnet) 600 Lehrer der verschiedenen Sekten und Kirchen angestellt sind.

Indem man aus diesen 600 Lehrern durch Prüfung vor einem Regierungsbeamten die erforderliche Zahl — sage 2 Lehrer für jedes Dorf = 284 — Lehrer auswählt, ganz ohne Rücksicht auf die Konfession, wird man, den Umständen entsprechend, das denkbar beste Material auswählen können.

Die Samoaner bezahlen, außer der Maikollekte an die Mission, in jedem Jahre jedem Lehrer ein Gehalt — „faaolaga“ —.

Schafft man die Maikollekte ab, die jetzt doch nur zum größten Teile in die englischen Kolonieen wandert, schafft auch das faaolaga ab, so wird man ein angemessenes Lehrergehalt durch Erhebung eines geringen Schulgeldes leicht beschaffen können.

Das Schulhaus aus Gemeindemitteln zu bauen würden sich die Eingeborenen in derselben Weise beeilen, wie sie sich beeilten und eine Ehre darin suchten, das schönste Boot oder die schönste Kirche des Distriktes zu bauen.

Den religiösen Bedürfnissen der Kinder zu genügen, müßte den Kirchengemeinschaften überlassen bleiben; doch darf ein Volksschullehrer nicht gleichzeitig Religionsdiener sein.

Sollte nun die Maikollekte in Fortfall kommen und das faaolaga ausfallen, so werden die englischen Missionsgesellschaften, die bisher die Entwickelung der deutschen Inseln in deutsch-nationaler Richtung nur hemmten, sich bald genug auf die Strümpfe machen.

Hoffen wir, daß bald deutsche Missionsgesellschaften sich finden werden, die ihre Stelle würdiger ausfüllen.

Ist der Nyong schiffbar?

Eine Studie von P. Rieder.

Edea, d. 25. Sept. 1902.

Die Missionszeitschrift: „Kreuz und Schwert" berichtet in Nr. 10: „Das Gouvernement von Deutsch-Ostafrika beabsichtigt nach der „D.-O.-A.-Z." der Schiffbarmachung der in den Indischen Ozean mündenden Flüsse, sowie dem Bau geeigneter Fahrzeuge, die sich auch für die Überwindung mäßiger Schnellen eignen, erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der Rudfidji wird bereits zeitweise von seiner Mündung bis oberhalb Rungulio mit einem Heckraddampfer befahren. Der Chef der Militärstation, Mahenge, benutzt neuerdings jede Gelegenheit, um zunächst festzustellen, wie weit der obere Teil des Rufidji, Ulanga genannt, behufs Erschließung der gleichbenannten Ebene für die Frachtschiffahrt benutzt werden kann. Die Erhebungen haben bis jetzt günstige Ergebnisse gehabt. Ferner sollen hinsichtlich der Schiffbarkeit des Wami, der als Auslaß für den fruchtbaren Bezirk Kilossa und vielleicht auch für die Bergwerkserzeugnisse des Uluguru-gebirges in Betracht zu kommen vermag, Ermittlungen angestellt werden."

Es ist oftmals gefragt worden, ob sich die Kolonien rentieren. Diese Frage ist verschiedentlich beantwortet worden. Aber das eine scheint sicher zu sein, daß sich eine Kolonie um so eher rentiert, wenn von derselben nicht nur der Küstensaum, sondern auch möglichst viel vom Binnenland dem Handel, dem Plantagenbetrieb und dem Bergbau, soweit bezüglich des letzteren Erdschätze vorhanden sind, erschlossen wird. Denn die Kosten der Verwaltung bleiben oft die gleichen oder annähernd die gleichen, wenn zu dem eröffneten Gebiete noch ein benachbartes hinzukommt, während die Einnahmen auf alle Fälle steigen werden. Freilich ist dabei vorausgesetzt, daß zur Eröffnung unerschlossener Gebietsteile keine kostspieligen Verkehrswege geschaffen werden müssen, die die Einnahmen schon zum voraus auf Jahre hinaus verschlingen. Dies ist aber nicht der Fall, wenn man, wie jetzt in Afrika, sich diejenigen Verkehrsstraßen zu nutze macht, welche Mutter Natur ohne Zuhilfnahme von Menschenhänden geschaffen hat; ich meine die Flüsse. Und selbst dann, wenn zur Umgehung einer nicht schiffbaren Strecke des Flusses eine kurze Eisenbahnlinie gebaut werden müßte, so ist das nicht so schlimm, als wenn die zehnfache Länge in Länderstrichen gebaut werden müßte, wo schiffbare Flüsse fehlen.

In Kamerun ist bis jetzt der kleinste Teil der Kolonie für den Handel eröffnet. Die Kaufleute sehen sich vor die Alternative gestellt, entweder die Landeserzeugnisse auf den Köpfchen der Eingeborenen zur Küste schaffen zu lassen, oder,

sofern dieses Transportmittel den ganzen Gewinn des Handels verschlingen würde, die Waren dort zu lassen, wo sie sind: im Innern Afrikas.

Bei dieser Lage der Dinge ist auch an den Verlust zu denken, welcher der Kolonie erwächst, indem so viele menschliche Kräfte jetzt zum Warentransporte herangezogen und dadurch jeder anderen nutzbringenden Beschäftigung entzogen werden. Welche Not haben z. B. die Plantagengesellschaften, um die für die Pflanzungen unentbehrlichen Arbeiter zu bekommen. Hätten sie alle die Männer im Dienste, welche jetzt als Träger verwendet werden, wahrlich, es wäre ihnen geholfen.

Man glaubt vielfach, oder gibt sich wenigstens den Anschein zu glauben, die Eingeborenen nützten der Kolonie nichts oder nicht viel, und wenn dieser oder jener Volksstamm nicht wäre oder mit Stumpf und Stiel ausgerottet würde, gingen Handel und Wandel ungestört weiter. Dabei bedenkt man aber nicht, daß gerade die Eingeborenen es sind, welche den Handel und Verkehr überhaupt ermöglichen, und daß die Europäer nicht im stande wären, hierzulande ohne Hilfe der Schwarzen den Bergbau zu eröffnen, selbst wenn Gold und Edelsteine gefunden würden. Auch steigen sie nicht selbst auf den Baum, um die Frucht der Öl- oder Kokospalme herunter zu holen. Ohne Bevölkerung ist eine Kolonie für das Mutterland nutzlos, und eine solche mit Tropenklima erst recht.

Aus diesem Grunde sollten die Schwarzen auch nicht mehr als Lastenträger verwendet werden, als es absolut notwendig ist. Man wendet ein, es sei leicht gesagt, die Flüsse zu benutzen; wenn aber das, wenigstens streckenweise, nicht möglich ist, was dann? Ei, man macht es wie im gewöhnlichen Leben; man tut, soviel man kann, und wo sich ein Hindernis entgegenstellt, da sieht man zu, wie man am schnellsten, leichtesten und billigsten darüber hinweg oder daran vorbeikommt. Wenn zum Beispiel absolut eine Eisenbahn gebaut werden muß, weil es nicht anders geht, dann ist eine kurze Strecke billiger als eine lange; wenn Träger nun einmal unentbehrlich sind, so sollten sie wenigstens nicht auf Strecken verwendet werden, wo man sich ohne solche behelfen kann, sei es mit Boot, Dampfboot oder auch nur mit Kanu. Es ist immer noch leichter mit dem Kanu zu fahren, als auf dem Kopfe zu schleppen.

Man denkt oft gar nicht daran, wie weit zwei streckenweise schiffbare Flüsse sich nähern und ist erstaunt, wenn man unvermutet einen Fluß sozusagen vor der Haustüre findet, obgleich das Haus an einem anderen Flusse liegt, der weder Haupt- noch Nebenfluß des ersteren ist.

Vor einigen Monaten wollte ich einige Christen besuchen, die am anderen Ufer des Nyong wohnen. Da ich mich unterwegs in verschiedenen Dörfern längere Zeit aufhalten mußte, hatte ich erst etwa 6 Wegestunden zurückgelegt, als ich zu einem Dörfchen kam. Auf meine Frage, wie weit es noch bis zum Flusse sei, erhielt ich zur Antwort, es sei noch sehr weit, und da der Weg nur durch Urwald führe und kein einziges Haus auf dieser Strecke anzutreffen sei, so würde ich besser thun, hier zu übernachten. Ich nahm also die angebotene Gastfreundschaft des King Nseke an. Am andern Morgen brach ich früh 6 Uhr auf und siehe da — um 8 Uhr war der Fluß erreicht. Der 2stündige Weg führte allerdings durch Urwald, war sehr schmal, aber gangbar und, was dabei wichtig ist, die ganze Strecke ist eben, wie der Meeresspiegel bei ruhigem Wetter. Auch der vorher passierte Weg war schön.

Diesmal konnte ich nun freilich mein Vorhaben nicht ausführen, weil kein brauchbares Fahrzeug vorhanden war. Wohl lag ein kleines Kanu am Ufer, aber es befand sich in einem Zustande, der die Fahrt nicht eben einladend machte. Im Hinterteile hatte es ein Loch, so groß wie meine Stiefelsohlen, und damit das einlaufende Wasser nicht das ganze Kanu überschwemme, haben die guten Leute im Kanu selbst eine Quermauer aus Lehm aufgeführt und so dem Wasser begreiflich gemacht: „bis hieher und nicht weiter.“ Da mir die Fahrt mit dem Ding doch zu gefährlich dünkte, blieb mir nichts übrig als umzukehren.

Vorher schaute ich mir den Fluß noch etwas an. Er mag an dieser Stelle etwa 400 m breit sein. Etwas oberhalb befand sich in der Mitte des Flusses eine kleine, felsige Insel und noch eine Strecke weiter oben sah man deutlich die Felsen aus dem Wasser hervorragen, über welche das Wasser in Schnellen hinwegrauschte. Mit der Schiffahrt ist es also hier nichts, dachte ich mir, als ich den zweistündigen Weg zu King Nseke zurücklegte.

Einige Zeit später kam ich wieder in diese Gegend, und da ich zugleich in dem östlichen Teile der Landschaft Javi (so heißt dies Land) einen Besuch zu machen hatte und wußte, daß zwischen dem östlichen und westlichen Teile ein drei Stunden breiter Urwaldgürtel liegt, durch welchen ein schwer zu findender Weg hindurchführt, so nahm ich mir einen zuverlässigen Führer mit. Von dem oben genannten Dörfchen des King Nseke führte er mich etwa eine halbe Stunde südlich, dann bis zu einem 25 m breiten Flüßchen (etwa eine Stunde) südöstlich, und zuletzt östlich. Wir mochten zwei Stunden marschiert sein, als mein Führer mit der Hand nach rechts wies und sagte: „da drüben ist der Nyong;“ und ich dachte mir: wir können keine zwei Stunden südlich gekommen sein; mein Kompaß wies schon seit 1½ Stunden südöstlich, bezw. östlich. Folglich muß der Nyong hier noch weiter nach Norden fließen als weiter unten. Zu sehen bekam ich ihn jedoch diesmal nicht; ging aber mit dem Vorsatz fort: „wenn ich wieder einmal in diese Gegend komme, muß ich den Fluß auch auf dieser Seite des Waldes sehen.

Die Zeit kam bald. Ich wurde gerufen, einem Knaben der an den Pocken darniederlag, die hl. Sakramente zu spenden. Nachher besuchte ich auch noch das Dorf Tone Yapi und frug gelegentlich den nächstbesten Mann, wie weit der Fluß entfernt sei. „Der ist gleich da drüben, sagte er und deutete nach Westen. Das kam mir ganz gelegen, und unverzüglich gingen wir darauf zu. In 35 Mt. hatten wir die Stelle erreicht. Vor uns lag der Fluß (etwa 800 m breit); jenseits desselben war ein Hügel von ca. 150 m Höhe, dessen Fuß von den Wellen bespült wurde; links sahen wir, wie das Wasser eines Flusses mit Macht herandrängte, bis zum gegenüber liegenden Hügel floß, von letzterem abgelenkt wurde, im rechten Bogen zu unserm Standplatze zurückfloß und dann durch das links einströmende Wasser hindurch nach Westen abfloß. Wir haben also hier das sonderbare Schauspiel, daß der Nyong gezwungen wird, in demselben Flußbette, in welchem er gekommen war, in einem Bogen wieder zurückzukehren und die eigenen Gewässer zu durchbrechen, um sich einen Ausweg zu bahnen. An der Stelle, wo das Wasser sich kreuzt, entsteht ein tosendes, gurgelndes Geräusch. Etwa 10 Minuten flußaufwärts sah ich den Nyong noch einmal; dort fließt er ganz ruhig, Stromschnellen sind weder zu sehen, noch zu hören.

Ist nun der Nyong von hier aufwärts schiffbar? und wie weit? In der Karte von Herrn Oberleutnant von Stein steht an seiner zweiten Übergangsstelle

über den Nyong (ca. 30 km flußaufwärts) die Bemerkung: „Angeblich 1—2 Tage stromauf mit Kanu befahrbar.“ Dabei ist an derselben Stelle die absolute Höhe mit 62 m angegeben. Die Länge des Nyong wird von seiner Mündung bei Klein-Batanga bis zur genannten Stelle wohl kaum weniger als 80—90 km betragen. Rechnet man nun die Fälle bei Dehane ab, sowie auch das Gefälle bei den Stromschnellen unmittelbar oberhalb Dehane, dann haben wir eine ganze Anzahl von Metern Gefälle, so daß das Gefälle von Tone Yapi bis zur zweiten Übergangsstelle des Herrn von Stein unmöglich viel betragen kann. Andere Flüsse haben bei einer Länge von 80 km ohne Fälle und Stromschnellen mehr als 62 m Gefälle.

Auch der Befund an Ort und Stelle bestärkte mich in der Ansicht, daß der Fluß oberhalb ruhig fließt. Die bei früheren höheren Wasserständen angeschwemmte Erde ist Schlamm. Nur hie und da findet man Stellen, an welchen feiner Flugsand angeschwemmt wurde. (Der Sannaga schwemmt unterhalb Edea nur reinen körnigen Sand an.) Ferner hat sich der Fluß von seinem westlichen Laufe nach Nordwesten, wenn nicht gar nach Norden abdrängen lassen, obgleich sich an seinem linken Ufer keine merklichen Erhebungen erkennen lassen. Von einem erhöhten Standpunkte aus erscheinen beide Ufer auf 40 Minuten Entfernung gesehen flach. So weit das Auge reicht ist südlich von dem Hügel an der Flußecke kein weiterer Hügel zu sehen. Zudem kann man wohl mit Grund annehmen, daß etwaige Stromschnellen sich da finden, wo der Fluß nach Westen durchbricht, nicht aber schon vorher. So ist wohl glaublich, daß der Nyong bei Tone Yapi höchstens 7—8 Stunden von dem schiffbaren Unterlaufe des Sannaga erntfernt ist, und daß er flußaufwärts 3 Tagereisen weit schiffbar ist, und zwar kann man von einem Flusse, der „250 m breit und sehr tief“ ist, hinzusetzen: schiffbar für Dampfböte.

Nun aber: bloß 3 Tagereisen weit?

Der Herr Oberleutnant von Stein sagt in seinem Begleitworte zu seinem Buche: „Ganz sicher befindet sich etwa auf der Höhe von Lolodorf eine ganze Reihe von Fällen.“ Ist diese Vermutung von Steins richtig, dann hätte die Schiffahrt dort wieder ein Ende. Dies wäre eben festzustellen! Vielleicht geht es auch noch weiter. Von einem Hügel in Bikok (zwei Tagereisen östlich von Edea) der sicher nicht höher als (relativ) 100 m ist, kann man die Bakokoberge ganz deutlich sehen. Dieselben scheinen unmittelbar aus der Ebene aufzusteigen; es sind keine vorgelagerten Hügel zu sehen. Die Ebene zwischen Bikok und den Bakokobergen zieht sich, wie man genau sehen kann, von den genannten Bergen auch noch nach Osten. Somit scheint es mir gar nicht absolut notwendig, daß auf der Höhe dieser Berge, die Lolodorf korrespondieren, die Schiffahrt aus und Amen sei; ganz abgesehen davon, ob man sich dort mit entsprechenden Kosten nicht noch weiter helfen kann.

Auf der von Steinschen Karte ist eine Reiseroute angegeben, die dem Flußgebiete des Nkele (ein Nebenfluß des Nyong) entlang führt. Auf dieser Route ist weit östlicher als Lolodorf eine Höhe von 205 m angegeben, und erst auf einer östlichen Länge von 11° 9′ von Greenwich kommt eine plötzliche Steigung zu 682 m. Wäre der Nyong bis zu dieser östlichen Länge schiffbar, so könnte das ganze Bakokogebiet mit Leichtigkeit eröffnet werden.

Schwieriger gestaltet sich die Sache freilich beim Sannaga. Von Edea aufwärts ist eine ganze Reihe von Wasserfällen und Stromschnellen mindestens

Diesmal konnte ich nun freilich mein Vorhaben nicht ausführen, weil kein brauchbares Fahrzeug vorhanden war. Wohl lag ein kleines Kanu am Ufer, aber es befand sich in einem Zustande, der die Fahrt nicht eben einladend machte. Im Hinterteile hatte es ein Loch, so groß wie meine Stiefelsohlen, und damit das einlaufende Wasser nicht das ganze Kanu überschwemme, haben die guten Leutchen im Kanu selbst eine Quermauer aus Lehm aufgeführt und so dem Wasser begreiflich gemacht: „bis hieher und nicht weiter.“ Da mir die Fahrt mit dem Ding doch zu gefährlich dünkte, blieb mir nichts übrig als umzukehren.

Vorher schaute ich mir den Fluß noch etwas an. Er mag an dieser Stelle etwa 400 m breit sein. Etwas oberhalb befand sich in der Mitte des Flusses eine kleine, felsige Insel und noch eine Strecke weiter oben sah man deutlich die Felsen aus dem Wasser hervorragen, über welche das Wasser in Schnellen hinwegrauschte. Mit der Schiffahrt ist es also hier nichts, dachte ich mir, als ich den zweistündigen Weg zu King Nseke zurücklegte.

Einige Zeit später kam ich wieder in diese Gegend, und da ich zugleich in dem östlichen Teile der Landschaft Javi (so heißt dies Land) einen Besuch zu machen hatte und wußte, daß zwischen dem östlichen und westlichen Teile ein drei Stunden breiter Urwaldgürtel liegt, durch welchen ein schwer zu findender Weg hindurchführt, so nahm ich mir einen zuverlässigen Führer mit. Von dem oben genannten Dörfchen des King Nseke führte er mich etwa eine halbe Stunde südlich, dann bis zu einem 25 m breiten Flüßchen (etwa eine Stunde) südöstlich, und zuletzt östlich. Wir mochten zwei Stunden marschiert sein, als mein Führer mit der Hand nach rechts wies und sagte: „da drüben ist der Nyong;“ und ich dachte mir: wir können keine zwei Stunden südlich gekommen sein; mein Kompaß wies schon seit 1½ Stunden südöstlich, bezw. östlich. Folglich muß der Nyong hier noch weiter nach Norden fließen als weiter unten. Zu sehen bekam ich ihn jedoch diesmal nicht; ging aber mit dem Vorsatz fort: „wenn ich wieder einmal in diese Gegend komme, muß ich den Fluß auch auf dieser Seite des Waldes sehen.

Die Zeit kam bald. Ich wurde gerufen, einem Knaben der an den Pocken darniederlag, die hl. Sakramente zu spenden. Nachher besuchte ich auch noch das Dorf Tone Yapi und frug gelegentlich den nächstbesten Mann, wie weit der Fluß entfernt sei. „Der ist gleich da drüben, sagte er und deutete nach Westen. Das kam mir ganz gelegen, und unverzüglich gingen wir darauf zu. In 35 Mt. hatten wir die Stelle erreicht. Vor uns lag der Fluß (etwa 800 m breit); jenseits desselben war ein Hügel von ca. 150 m Höhe, dessen Fuß von den Wellen bespült wurde; links sahen wir, wie das Wasser eines Flusses mit Macht herandrängte, bis zum gegenüber liegenden Hügel floß, von letzterem abgelenkt wurde, im rechten Bogen zu unserm Standplatze zurückfloß und dann durch das links einströmende Wasser hindurch nach Westen abfloß. Wir haben also hier das sonderbare Schauspiel, daß der Nyong gezwungen wird, in demselben Flußbette, in welchem er gekommen war, in einem Bogen wieder zurückzukehren und die eigenen Gewässer zu durchbrechen, um sich einen Ausweg zu bahnen. An der Stelle, wo das Wasser sich kreuzt, entsteht ein tosendes, gurgelndes Geräusch. Etwa 10 Minuten flußaufwärts sah ich den Nyong noch einmal; dort fließt er ganz ruhig, Stromschnellen sind weder zu sehen, noch zu hören.

Ist nun der Nyong von hier aufwärts schiffbar? und wie weit? In der Karte von Herrn Oberleutnant von Stein steht an seiner zweiten Übergangsstelle

über den Nyong (ca. 30 km flußaufwärts) die Bemerkung: „Angeblich 1—2 Tage stromauf mit Kanu befahrbar.“ Dabei ist an derselben Stelle die absolute Höhe mit 62 m angegeben. Die Länge des Nyong wird von seiner Mündung bei Klein-Batanga bis zur genannten Stelle wohl kaum weniger als 80—90 km betragen. Rechnet man nun die Fälle bei Dehane ab, sowie auch das Gefälle bei den Stromschnellen unmittelbar oberhalb Dehane, dann haben wir eine ganze Anzahl von Metern Gefälle, so daß das Gefälle von Tone Yapi bis zur zweiten Übergangsstelle des Herrn von Stein unmöglich viel betragen kann. Andere Flüsse haben bei einer Länge von 80 km ohne Fälle und Stromschnellen mehr als 62 m Gefälle.

Auch der Befund an Ort und Stelle bestärkte mich in der Ansicht, daß der Fluß oberhalb ruhig fließt. Die bei früheren höheren Wasserständen angeschwemmte Erde ist Schlamm. Nur hie und da findet man Stellen, an welchen feiner Flugsand angeschwemmt wurde. (Der Sannaga schwemmt unterhalb Edea nur reinen körnigen Sand an.) Ferner hat sich der Fluß von seinem westlichen Laufe nach Nordwesten, wenn nicht gar nach Norden abdrängen lassen, obgleich sich an seinem linken Ufer keine merklichen Erhebungen erkennen lassen. Von einem erhöhten Standpunkte aus erscheinen beide Ufer auf 40 Minuten Entfernung gesehen flach. So weit das Auge reicht ist südlich von dem Hügel an der Flußecke kein weiterer Hügel zu sehen. Zudem kann man wohl mit Grund annehmen, daß etwaige Stromschnellen sich da finden, wo der Fluß nach Westen durchbricht, nicht aber schon vorher. So ist wohl glaublich, daß der Nyong bei Tone Yapi höchstens 7—8 Stunden von dem schiffbaren Unterlaufe des Sannaga erntfernt ist, und daß er flußaufwärts 3 Tagereisen weit schiffbar ist, und zwar kann man von einem Flusse, der „250 m breit und sehr tief“ ist, hinzusetzen: schiffbar für Dampfböte.

Nun aber: bloß 3 Tagereisen weit?

Der Herr Oberleutnant von Stein sagt in seinem Begleitworte zu seinem Buche: „Ganz sicher befindet sich etwa auf der Höhe von Lolodorf eine ganze Reihe von Fällen.“ Ist diese Vermutung von Steins richtig, dann hätte die Schiffahrt dort wieder ein Ende. Dies wäre eben festzustellen! Vielleicht geht es auch noch weiter. Von einem Hügel in Bikok (zwei Tagereisen östlich von Edea) der sicher nicht höher als (relativ) 100 m ist, kann man die Bakokoberge ganz deutlich sehen. Dieselben scheinen unmittelbar aus der Ebene aufzusteigen; es sind keine vorgelagerten Hügel zu sehen. Die Ebene zwischen Bikok und den Bakokobergen zieht sich, wie man genau sehen kann, von den genannten Bergen auch noch nach Osten. Somit scheint es mir gar nicht absolut notwendig, daß auf der Höhe dieser Berge, die Lolodorf korrespondieren, die Schiffahrt aus und Amen sei; ganz abgesehen davon, ob man sich dort mit entsprechenden Kosten nicht noch weiter helfen kann.

Auf der von Steinschen Karte ist eine Reiseroute angegeben, die dem Flußgebiete des Nkele (ein Nebenfluß des Nyong) entlang führt. Auf dieser Route ist weit östlicher als Lolodorf eine Höhe von 205 m angegeben, und erst auf einer östlichen Länge von 11° 9′ von Greenwich kommt eine plötzliche Steigung zu 682 m. Wäre der Nyong bis zu dieser östlichen Länge schiffbar, so könnte das ganze Bakokogebiet mit Leichtigkeit eröffnet werden.

Schwieriger gestaltet sich die Sache freilich beim Sannaga. Von Edea aufwärts ist eine ganze Reihe von Wasserfällen und Stromschnellen mindestens

bis Jnogase (nach der Karte von Hauptmann Ramsay 10° 59′ östlich von Greenwich). Bis dahin sind aber mindestens 50′. Ob oberhalb noch Stromschnellen sind, scheint nicht bekannt zu sein, da die Routen von Ramsay und Morgen den Sannaga nicht mehr berühren. Wir können uns somit nur aus den Höhenangaben der Karten ein Urteil über die Steigung des Terrains bilden. Bei Jnogase ist eine Zahl angegeben; leider ist aber durch die erste Ziffer ein Flüßchen gezeichnet, weshalb man nicht unterscheiden kann, ob sie 2 oder 3 heißen soll. Weil aber schon weit unterhalb, bei Dungem, die Höhe von 280 m angegeben ist, kann es nur 330 m heißen. Da die Flußhöhe in Edea kaum 30 m beträgt, wäre somit der Sannaga 300 m gefallen, was somit pro 1′ 6 m ausmacht. 21′ östlich von Jnogase, bei Warundo, ist die Höhe von 390 m angegeben; es treffen somit nahezu 3 m pro 1′. Das Gefälle beträgt demgemäß ungefähr die Hälfte von dem Gefälle auf der Strecke Jnogase-Edea. Mit Einschluß angenommener Krümmungen die Strecke Jnogase-Warundo zu 60 km berechnet, wäre somit das Gefälle 1 : 1000. Die Stromgeschwindigkeit müßte aber beim Sannaga eine viel größere sein als bei gleichem Gefälle im Nyong, weil die Wassermenge vielleicht doppelt bis dreifach so groß ist.

So schlimm nun dieses starke Gefälle auch ist, so hat es doch auch sein Gutes, weil dadurch die nicht schiffbare Strecke kürzer wird. Man kann schließen, daß der Sannaga an der Stelle, wo er den Mbam aufnimmt, bereits eine Höhe von 400 m hat. Wenn nun auf allen Karten Höhen von 700, 800 oder 1000 m im Flußgebiete des Sannaga und seines Nebenflusses Mbam angegeben werden, so kann man meistens schon aus der Zeichnung der Karten erkennen, daß die gemessenen Höhen in Gebirgs- oder Hügelländern liegen, so daß man bei Berechnung der absoluten Landeshöhe wohl die relative Höhe der Hügel oder Berge im Betrage von ein paar hundert Metern in Abrechnung bringen darf. Wenn nun die Antwort auf die Scherzfrage: „warum fließt Wasser den Berg nicht hinauf?" richtig ist, welche sagt: „Bergunter hat es leichtern Lauf," so ist es sicher, daß auch Sannaga und Mbam nicht über die Berge laufen, sondern unten herum und lieber einen Umweg machen, wenn auf geradem Wege kein Tal zu finden ist.

Von der Mündung des Mbam aufwärts haben wir nur zwei Flüsse, von denen jeder, nach Angabe der Karten 400 bis 800 m breit ist; ist nun von diesen beiden der eine nicht schiffbar, so ist es möglicherweise der andere. Beim Sannaga sind eine kurze Strecke oberhalb wieder Stromschnellen und Wasserfälle angegeben und zugleich eine Höhe von 470 m. Wenn nun aber dort schon der Strom beinahe 500 m hoch fließt, dann muß es des Guten doch schon bald genug sein.

Wenn sich also diese Fälle nicht umgehen, nicht überwinden lassen, bliebe nur noch der Mbam übrig. Man findet auch da noch Stromschnellen, aber so bedeutend mögen diese nicht sein, daß sie auch für Fahrzeuge, die „sich auch für Überwindung mäßiger Schnellen eignen," ein unüberwindliches Hindernis bildeten. Vielleicht verschwinden sie später ganz, wie es bei den Croßschnellen der Fall war.

Übrigens habe ich in letzter Zeit die Erfahrung gemacht, daß Photographen afrikanische Stromschnellen photographieren, die sie gar nicht gesehen haben. Vor nicht langer Zeit sah ich eine Photographie von den Nachtigalschnellen, die der betreffende Photograph sicher nicht gesehen hat. Ja, man sieht es dem Bilde an, daß es weiter nichts ist, als eine beliebige Aufnahme irgend einer Flußpartie, in die nachher die „Stromschnellen" hineingezeichnet wurden.

Sei dem, wie ihm wolle, so viel steht fest, daß an eine Schiffbarmachung des Sannaga ohne große Schwierigkeiten nicht zu denken ist, da auch eine Eisenbahn, die man zur Umgehung schwieriger Stellen bauen müßte, dem Flusse entlang ein möglichst ungeeignetes Gelände vorfinden würde. Von Edea bis Bikok wechseln Berge mit Sümpfen, und östlich von Bikok muß sich der Sannaga zwischen den Bergen von Sikol und Bajob einerseits und den Bergen von Babimbi andererseits durchwinden.

Ein Ausweg, um diesen Schwierigkeiten zum Teile zu entgehen, könnte darin gefunden werden, daß man eine Bahn den Nkelle entlang führte, der durch ebenes Gebiet fließt und größtenteils die Richtung nach dem Sannaga zu behält.

Doch wird für ein solches Projekt später noch hinreichend Zeit zum Überlegen bleiben, so daß es nicht nötig ist, sich jetzt schon den Kopf darüber zu zerbrechen.

Reise des Forstreferendars Wiedeburg nach Südwestafrika.

Von Kapitän zur See a. D. R. Dittmer.

Der Forstreferendar Wiedeburg ging mit einjährigem Urlaub im Juli 1901 nach Südwestafrika, um die Jagd- und Forstverhältnisse zu studieren. Er kehrte im April 1902 nach Deutschland zurück, um die zum Abschluß seiner Laufbahn nötigen Bedingungen zu erfüllen. Über seine höchst interessanten Wahrnehmungen führt Referendar Wiedeburg unter anderem das folgende an:

Ich reiste zunächst nach Swakopmund und von dort nach Windhuk, wo ich am 29. August anlangte und mich kurze Zeit aufhielt.

Von hier aus besuchte ich die Forststation „Brakwater" 14 Tage lang, die Farm „Voigtland" 14 Tage lang und unternahm einen kurzen Ritt über die Farm Frauenstein in das Damara-Handelsfeld.

Karibib und Okahandja habe ich während meines mehrtägigen Aufenthalts auf der Durchreise bei der Hin- und Rückreise kennen gelernt, und mir besonders die Gartenanlagen in Okahandja angesehen. Auch Klein-Windhuk habe ich mehrfach besucht.

Am 23. Oktober 1901 trat ich eine größere Reise nach dem Süden des Schutzgebietes an, von der ich am 17. Februar 1902 wieder in Windhuk eintraf. Die Reise ging über Rehoboth kreuz und quer durch das Bastardgebiet, in welchem wir mehrere Wagenladungen Handelsgüter absetzten.

Die wichtigeren Niederlassungen der Bastards habe ich zum größten Teil gesehen.

Bei Kub-Kuis passierte ich den Fischfluß und die Quarantänegrenze und zog über Marienthal nach Gibeon und Keetmannshoop. Von hier aus ging ich in mehrfachen Rundfahrten nach Koës, Groß und Klein-Aub und umliegenden Farmen, und zurück nach Keetmannshoop. Hierauf auf direktem Wege zurück über Gibeon, Marienthal und Rehoboth nach Windhuk. Hier besuchte ich wieder mehrere Farmen und reiste schließlich am 15. März wieder ab nach Hamburg.

Auf Aufforderung des Gouvernements hin reichte ich an dasselbe eine Arbeit über die forstlichen Verhältnisse von Deutsch-Südwestafrika ein, soweit ich dieselben kennen gelernt habe.

Wo ich Gelegenheit hatte, suchte ich die forstlichen Aussichten in Deutsch-Südwestafrika kennen zu lernen.

Nebenher habe ich mein Hauptaugenmerk während der ganzen Reise auf die Vorbedingungen und Aussichten des Farmbetriebs gerichtet.

Den forstlich wichtigsten Teil der Kolonie habe ich nicht gesehen.

Im mittleren und südlicheren Teil wird sich die zukünftige Forstwirtschaft nur nach den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln zu richten haben.

Eine allgemeine Besserung der klimatischen Verhältnisse oder eine durchgreifende Regulierung des Wasserablaufs in diesen Gebieten wird sich durch forstwirtschaftliche Maßregeln niemals herbeiführen lassen. Indessen ist eine forstliche Bewirtschaftung möglich auf einer ganzen Anzahl örtlich beschränkter Gebiete, auf denen die Erziehung eines Waldbestandes eine bedeutende Hebung des Grundwasserstandes erreichen würde.

Es sind dies in der Hauptsache die Uferstreifen der Flußläufe in größerer und geringerer Breite, Quellgebiete, Vlei's, auf denen eine Menge Regenwasser zusammenläuft, aber, schutzlos der Sonnenbestrahlung preisgegeben, rasch wieder verdunstet.

Eine solchergestalt herbeigeführte Vermehrung des ausnutzbaren Wassers wäre für das Schutzgebiet von unberechenbarem Vorteil.

Da die Dichtigkeit der Bevölkerung stets eine geringe bleiben wird, werden diese Anpflanzungen vielleicht imstande sein, dem fühlbaren Mangel an Nutz- and Brennhölzern abzuhelfen. Stets werden aber die Waldungen des Südens mehr Schutz- als Nutzwälder bleiben. Für letztere bietet wahrscheinlich der Norden stellenweise die genügenden Vorbedingungen.

Die Bestrebungen der Forstverwaltung würden also dahin zu richten sein: die bestehenden Bestände schonendst zu behandeln, sie, wenn möglich, auszubreiten und durch Anbauversuche solche ausländische Holzarten ausfindig zu machen, die die einheimischen ergänzen und ersetzen können.

Unter den fortkommenden Holzarten sind diejenigen auszusuchen und zu verwenden, deren Wurzelwerk möglichst tief, deren Wasserverbrauch möglichst gering und deren Beschattung und Laubabwurf möglichst reichlich ist. In zweiter Linie kommt erst die Verwendbarkeit des Holzes in Betracht.

Eine Mischung bezüglich der Unterbauung der einheimischen Hölzer mit eingeführten dürfte sich wahrscheinlich als zweckmäßig herausstellen.

Es werden demnach zu schaffen sein eine Anzahl zentraler Versuchsgärten, entsprechend den Verschiedenheiten der Klima- und Standorts-Verhältnisse, und von diesen aus versorgt, im Lande zerstreute „Förstereien".

Jenen würde der Verwaltungs-, diesen dem Forstschutzdienst zufallen.

Guanolager habe ich keine gesehen, auch nichts Bemerkenswertes von ihnen gehört, ebenso von Salzlagern. An der Etosapfanne soll sehr schönes, reichliches Salz liegen, das in geringem Maße bereits gewonnen und verhandelt wird. Der Detailpreis beträgt im Innern pro Pfund 0,30 Mk.

Ebenso soll in der Nähe des Kuiseb ein gutes großes Salzlager sein, dessen Zugang jedoch durch Felsen sehr erschwert ist.

Indessen sind das nur Erinnerung an in Gesprächen gefallene Bemerkungen. Genauere Nachforschungen habe ich nie angestellt. Genauere Angaben dürften unschwer zu erhalten sein.

Südwestafrika galt bis vor wenigen Jahren für ein sehr wildreiches Land. Der Wildbestand ist zur Zeit noch gut, indessen gegen früher stark zurückgegangen. Das Wild hat sich meistens in die unzugänglichsten Gegenden zurückgezogen (Dünen- und Sandfelder). Die bewohnteren Gegenden sind (jedoch mit Ausnahmen) arm an Großwild. Kleine Antilopen und jagdbare Vögel kommen

noch sehr häufig vor. Der Süden hat noch große Springbockherden. Der Norden ist im allgemeinen wildreicher als der Süden.

An Wild kommen noch vor: Elefant, Büffel vereinzelt im Norden, Giraffe, Elen-Antilope etwas häufiger, auch im Norden. Dann weiter verbreitet: Hartebeest, Wildebeest (Gnu), Springbock, Kudu- und Gemsbock an Großwild. Kleinwild: kleine Antilopen-Springhasen, zwei Arten Hasen, Stachelschwein, Klippdachs ꝛc. Stellenweise auch sehr starkes Wildschwein.

An Vogelarten: Strauß, soll zurückgegangen sein, sich in jüngster Zeit indessen wieder gut vermehrt haben, Trappenarten (darunter sehr große), Perlhühner, Savanenhühner, „Rebhühner", Wachteln ꝛc. sehr häufig.

An Raubwild: Löwe, selten. Häufiger, stellenweise Plage: Leopard, Gepard, gefleckte und gestreifte Hyäne, Schakal, Luchs, Wildkatze, Ginsterkatze ꝛc.

Die Jagd ist noch lohnend, aber sehr anstrengend. Meist wird das Wild zu Pferde gehetzt und, sobald man in Schußweite gekommen ist, mit der Büchse erlegt.

Raubzeug wird oft vergiftet. Von Deutschland aus sind mehrfach Jagdzüge unternommen worden, fast immer mit befriedigendem Erfolg.

Besuch des Missionsinspektors A. W. Schreiber auf dem Arbeitsgebiet der Norddeutschen Mission in Togo.



Von K. Fies, Bremen-Oslebshausen.

(Mit 8 Abbildungen.)

Seit über fünfzig Jahren arbeitet die Norddeutsche Mission im Evhegebiet auf der Sklavenküste. Die Anfänge waren überaus schwer. Ein dreimaliger Versuch, die Missionsarbeit im Innern des Landes, in Peki, an der Westgrenze der heutigen Togokolonie, zu begründen, scheiterte. Im Jahre 1853 zogen sich die Missionare zum Meere zurück und begründeten hier im Herbst desselben Jahres die jetzt älteste Station Keta. Nachdem in dieser Küstenstation ein fester Stützpunkt geschaffen war, konnte man allmählich ins Innere vordringen. Noch in den fünfziger Jahren wurden drei neue Stationen angelegt: Anyako, Waya und Ho. Aber wie der Anfang, so war auch der Fortgang schwierig. Im Jahre 1869 brach der Aschantekrieg aus. Die Station Ho mit ihren 22 Gebäuden wurde zerstört, und die Missionare konnten nur das nackte Leben retten. Waya und Anyako mußten der schlechten klimatischen Verhältnisse wegen aufgegeben werden. Die besten Kräfte sanken in ein frühes Grab. Die heimatliche Leitung und die Missionare draußen wollten aber trotzdem die begonnene Arbeit weiter führen. Es ist das große Verdienst des Inspektors Dr. Zahn und des Pastors Dr. Vietor, des langjährigen Vorsitzenden der Mission, daß die Arbeit, trotz allem Schweren, nicht aufgegeben wurde. Im Jahre 1876 konnte Ho aufs neue besetzt und wieder ausgebaut werden. Von hier machte nun die Arbeit unter den umliegenden Stämmen gedeihliche Fortschritte. Im Jahre 1890 wurde zehn Stunden weiter im Innern die Bergstation Amedschovhe gegründet, im Jahre 1897 folgte Lome an der Küste und 1901 Agu-Nyambo. Jede dieser Europäerstationen ist umgeben von einem Kranz von Außenstationen, denen eingeborene Lehrer vorstehen.

Aus dem Gesagten erhellt, daß die Arbeit der Norddeutschen Mission im deutschen Togogebiet sich im letzten Jahrzehnt über alles Erwarten segensreich entwickelt hat. Zudem steht die Gesellschaft vor neuen wichtigen Aufgaben. Es handelt sich darum, die geschaffenen Missionsbezirke planmäßig weiter auszubauen und die Vorposten im Innern nach Norden und Nordosten weiter vorzuschieben. Bei solch wichtigen Unternehmungen ist es aber von größter Bedeutung, ja geradezu notwendig, daß der Leiter der Mission auf dem Arbeitsfelde seiner

noch sehr häufig vor. Der Süden hat noch große Springbockherden. Der Norden ist im allgemeinen wildreicher als der Süden.

An Wild kommen noch vor: Elefant, Büffel vereinzelt im Norden, Giraffe, Elen-Antilope etwas häufiger, auch im Norden. Dann weiter verbreitet: Hartebeest, Wildebeest (Gnu), Springbock, Kudu- und Gemsbock an Großwild. Kleinwild: kleine Antilopen-Springhasen, zwei Arten Hasen, Stachelschwein, Klippdachs rc. Stellenweise auch sehr starkes Wildschwein.

An Vogelarten: Strauß, soll zurückgegangen sein, sich in jüngster Zeit indessen wieder gut vermehrt haben, Trappenarten (darunter sehr große), Perlhühner, Savanenhühner, „Rebhühner“, Wachteln rc. sehr häufig.

An Raubwild: Löwe, selten. Häufiger, stellenweise Plage: Leopard, Gepard, gefleckte und gestreifte Hyäne, Schakal, Luchs, Wildkatze, Ginsterkatze rc.

Die Jagd ist noch lohnend, aber sehr anstrengend. Meist wird das Wild zu Pferde gehetzt und, sobald man in Schußweite gekommen ist, mit der Büchse erlegt.

Raubzeug wird oft vergiftet. Von Deutschland aus sind mehrfach Jagdzüge unternommen worden, fast immer mit befriedigendem Erfolg.

Besuch des Missionsinspektors A. W. Schreiber auf dem Arbeitsgebiet der Norddeutschen Mission in Togo.

Von K. Fies, Bremen-Oslebshausen.

(Mit 8 Abbildungen.)

Seit über fünfzig Jahren arbeitet die Norddeutsche Mission im Evhegebiet auf der Sklavenküste. Die Anfänge waren überaus schwer. Ein dreimaliger Versuch, die Missionsarbeit im Innern des Landes, in Peki, an der Westgrenze der heutigen Togokolonie, zu begründen, scheiterte. Im Jahre 1853 zogen sich die Missionare zum Meere zurück und begründeten hier im Herbst desselben Jahres die jetzt älteste Station Keta. Nachdem in dieser Küstenstation ein fester Stützpunkt geschaffen war, konnte man allmählich ins Innere vordringen. Noch in den fünfziger Jahren wurden drei neue Stationen angelegt: Anyako, Waya und Ho. Aber wie der Anfang, so war auch der Fortgang schwierig. Im Jahre 1869 brach der Aschantekrieg aus. Die Station Ho mit ihren 22 Gebäuden wurde zerstört, und die Missionare konnten nur das nackte Leben retten. Waya und Anyako mußten der schlechten klimatischen Verhältnisse wegen aufgegeben werden. Die besten Kräfte sanken in ein frühes Grab. Die heimatliche Leitung und die Missionare draußen wollten aber trotzdem die begonnene Arbeit weiter führen. Es ist das große Verdienst des Inspektors Dr. Zahn und des Pastors Dr. Vietor, des langjährigen Vorsitzenden der Mission, daß die Arbeit, trotz allem Schweren, nicht aufgegeben wurde. Im Jahre 1876 konnte Ho aufs neue besetzt und wieder ausgebaut werden. Von hier machte nun die Arbeit unter den umliegenden Stämmen gedeihliche Fortschritte. Im Jahre 1890 wurde zehn Stunden weiter im Innern die Bergstation Amedschovhe gegründet, im Jahre 1897 folgte Lome an der Küste und 1901 Agu-Nyambo. Jede dieser Europäerstationen ist umgeben von einem Kranz von Außenstationen, denen eingeborene Lehrer vorstehen.

Aus dem Gesagten erhellt, daß die Arbeit der Norddeutschen Mission im deutschen Togogebiet sich im letzten Jahrzehnt über alles Erwarten segensreich entwickelt hat. Zudem steht die Gesellschaft vor neuen wichtigen Aufgaben. Es handelt sich darum, die geschaffenen Missionsbezirke planmäßig weiter auszubauen und die Vorposten im Innern nach Norden und Nordosten weiter vorzuschieben. Bei solch wichtigen Unternehmungen ist es aber von größter Bedeutung, ja geradezu notwendig, daß der Leiter der Mission auf dem Arbeitsfelde seiner

Mission die Verhältnisse eingehend kennen gelernt und geprüft hat. Die so an Ort und Stelle aus eigener Anschauung gewonnene Kenntnis der Verhältnisse vermag auch die genaueste Berichterstattung der Arbeiter von draußen nicht zu ersetzen.

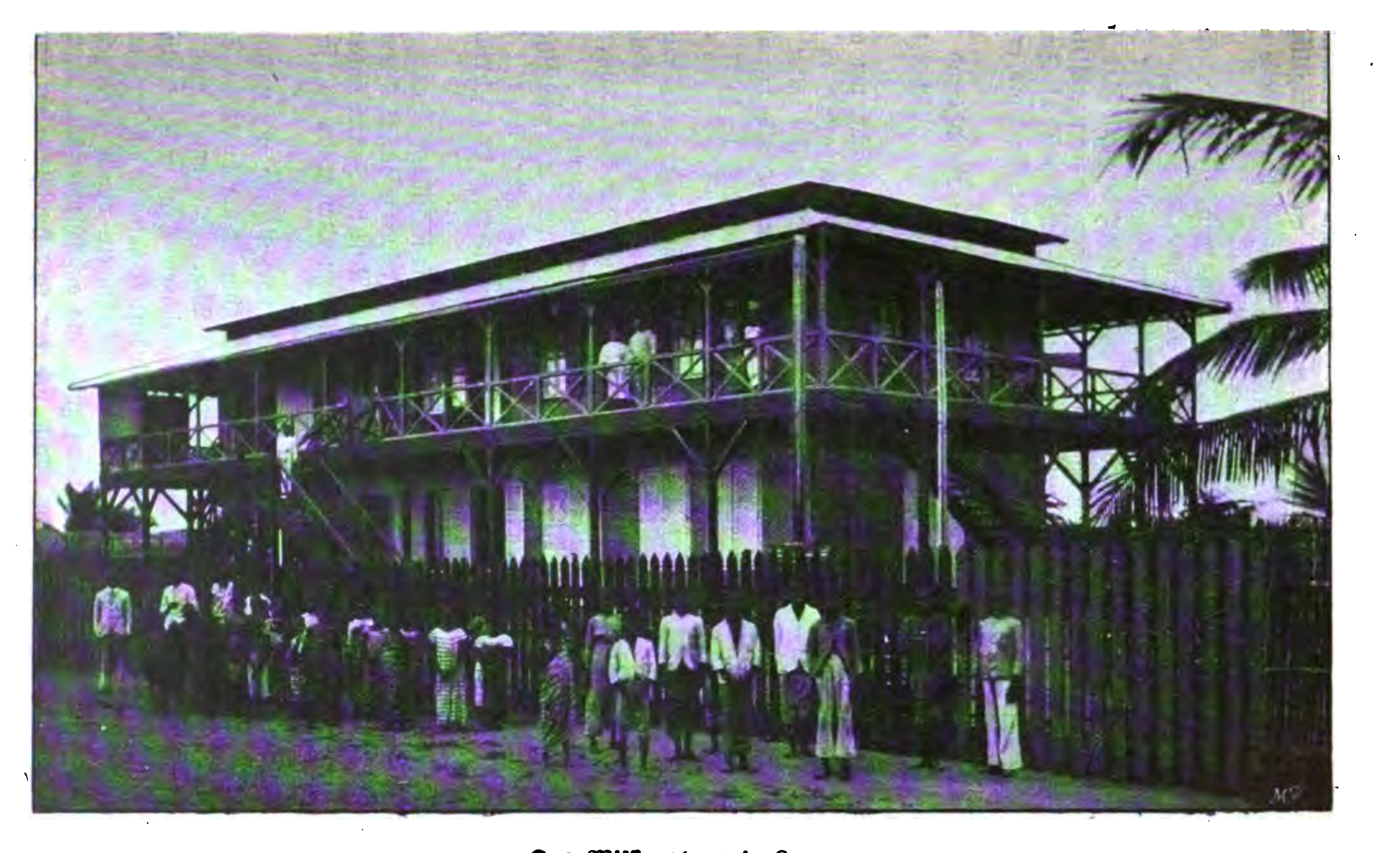
So war es auch für den Vorstand der Norddeutschen Mission nach dem Tode des verdienstvollen Dr. F. M. Zahn eine ausgemachte Sache, daß der neue Inspektor eine Reise nach dem Evhelande unternehmen müsse. Viel früher, als man erwartet hatte, unterzog er sich willig dieser Aufgabe.

Mit fröhlichem Mut und den besten Hoffnungen reiste Missionsinspektor Schreiber am 9. Oktober 1901 von Bremen ab und schiffte sich am 11. an Bord der „Aline Wörmann" für Afrika ein. Nach einer glücklichen Fahrt erreichte er schon am 1. November Keta. Die Freude war groß, nicht nur bei den Missionaren, sondern auch bei den eingeborenen Christen. Hatte mich doch einmal einer unserer schwarzen Lehrer gefragt: „Nuka ṅuti, mi amegã deke meva miagbo kpo wò mahã?" d. h.: Warum ist noch keiner unserer Vorsteher zu uns gekommen? Jetzt war der Inspektor da! Überall wurde er aufs freundlichste willkommen geheißen. Die Schüler grüßten mit einigen Gesängen, und die dichtgefüllte Klasse der Mädchenschule rief dem Ankömmling ein kräftiges: „Guten Tag, Herr Inspektor!" zu. Hierauf kamen drei große Mädchen uud grüßten mit deutschen Versen. Abends fand in der festlich geschmückten und erleuchteten Kirche eine warme Begrüßungsfeier statt. Frisch und hell ertönten die Gesänge mit Posaunenbegleitung. Der Kirchenälteste Joseph Te dankte dem Inspektor für sein Kommen im Namen der Gemeinde und knüpfte an seinen Dank die besten Wünsche für die bevorstehenden Reisen.

Schon am folgenden Tage ging es mit der Hängematte nach Lome, wo der verdienstvolle, krank aus dem Innern gekommene Missionar Spieth auf den Dampfer wartete, der ihn zur Erholung nach den kanarischen Inseln bringen sollte. Spieth, seit 1881 im Evhelande tätig, hatte gehofft, mit seinen reichen Erfahrungen den Inspektor auf seinen Reisen begleiten zu können. Das war nun leider nicht möglich. Doch ging es Spieth so erträglich, daß bis zur Ankunft des Dampfers am 6., das Wichtigste besprochen werden konnte.

Der Aufenthalt des Inspektors in Lome dehnte sich bis zum 20. November aus. Es gab hier viel zu sehen, zu hören und zu reden. Lome, Sitz der Landeshauptmannschaft, hat eine günstige Lage und ist heute der bedeutendste Handelsplatz an der Sklavenküste. Die erst im Jahre 1895 begonnene Missionsarbeit hat sich in erfreulicher Weise entwickelt. Die junge Gemeinde zählt 119 Seelen, und die sonntäglichen Gottesdienste werden von 200—250 Personen besucht. Daß in dieser Gemeinde ein frisches Leben pulsiert, zeigt die große Opferwilligkeit; sie überreichte dem Inspektor zu seinem Empfang die schöne Summe von 668 Mark zur freien Verfügung. Dieser bestimmte die Summe für den Kirchenbaufonds. Über die Schulen in Lome und Keta lautet das Urteil des Inspektors: „Die Leistungen der Schulen stehen denjenigen unserer heimischen Schulen auf dem Lande, selbst auch in kleinen Städten kaum nach, übertreffen sie aber im Schreiben und namentlich in der biblischen Geschichte." (Monatsblatt Nr. 1. 1902).

Rühmend wird vom Inspektor auch der kirchliche Sinn unserer deutschen Landsleute, namentlich der Beamten, hervorgehoben; brachte doch die kurz vor



Das Missionshaus in Lome.

seiner Ankunft erhobene jährliche Kollekte 750 Mark ein. Von seiten der deutschen Behörde wurde auf alle Fragen in freundlichster Weise Auskunft erteilt. Nach dem deutschen Predigtgottesdienst am 17. November fand eine Versammlung der evangelischen Deutschen statt, in welcher eine Eingabe an den Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin mit der Bitte um Beihilfe zum Kirchbau, sowie eine besondere Sammlung für den Bau beschlossen wurde.

Ein Abstecher in Begleitung von Missionar Oßwald nach dem landschaftlich schön gelegenen Klein-Popo brachte eine angenehme Abwechslung. Die wesleyanische und katholische Mission, das Regierungskrankenhaus, die Regierungsschule, der große Park in Sebbe u. a. mehr wurden besucht. Das Ziel eines zweiten Ausflugs war die Außenstation Tove, welcher der in Deutschland ausgebildete Albert Binder als Lehrer vorsteht. Die junge, erst 41 Seelen zählende Gemeinde brachte dem Inspektor zur Begrüßung 91 Mark als ersten Baustein für eine neue Kapelle.

Am letzten Tage in Lome wurde mit der fröhlichen Schuljugend im botanischen Garten ein wohlgelungenes Kinderfest mit Wettlaufen, Seilziehen und Topfschlagen gefeiert.

Am 21. November reiste der Missionsinspektor nach Keta zurück, um auch hier den nötigen Einblick in die verschiedenen Zweige der Missionsarbeit zu gewinnen. Sehr erfreute ihn die segensreiche Tätigkeit der Diakonissen unter den Mädchen und Frauen Ketas. Die Erziehung der Kinder liegt in Afrika fast ausschließlich in den Händen der Frauen. Wie ungemein wichtig ist daher der christlich-sittliche Einfluß unter der Frauenwelt!

Bald sollte der Inspektor auch etwas von den Schattenseiten des Tropenlebens kennen lernen: er erkrankte nämlich am Malariafieber. Nach wenigen Tagen war der Anfall glücklich überstanden, und Inspektor Schreiber konnte am 29. dem Unterricht in der Mittelschule und Stationsschule beiwohnen.

Ein hoher Festtag war der 1. Dezember, an dem vor- und nachmittags in der von deutschen Kindern erbauten Kirche Missionsfest gefeiert wurde. Die Gemeinde zählt 369 Seelen, die fröhlich und dankbar feierten. Die Festkollekte brachte den sehr hohen Betrag von 1047,60 Mark.

Nachdem am 2. Dezember noch eine Konferenz mit sämtlichen Lehrern des Keta- und Lomebezirkes stattgefunden hatte, konnte der Inspektor am 3. Dezember auf der alten Missionsstraße über Anyako, Vhute seine Reise ins Innere antreten. Er schied von der Küste dankbaren Herzens und mit dem Bewußtsein, daß sie in mancher Hinsicht besser ist als ihr Ruf.

In Begleitung von Missionar Däuble wurde nach 2½stündiger Lagunenfahrt Anyako erreicht. Nach ungestörter Nachtruhe ging es am folgenden Tage Vhute zu. Das ist ein trauriger, endlos langer Weg. Das mußte auch der Inspektor erfahren. Er hebt hervor, welch' ausgezeichnete Wege in der deutschen Kolonie die verschiedenen Orte miteinander verbinden; er hatte ja auf der Hauptverkehrsstraße Lome-Misahöhe 50 Kilometer ins Innere hinein zurückgelegt. Da die Neger selbstredend auch lieber auf guten, als auf schlechten Wegen gehen, so ist es gar nicht zu verwundern, wenn sich der rege Handelsverkehr immer mehr von Keta weg dem kräftig aufblühenden Lome zuwendet. Am Nachmittag des dritten Reisetages wurde die zu Ho gehörende Außenstation Waya erreicht, wo Missionar Salkowski die Reisenden erwartete. Am folgenden Tage wurde



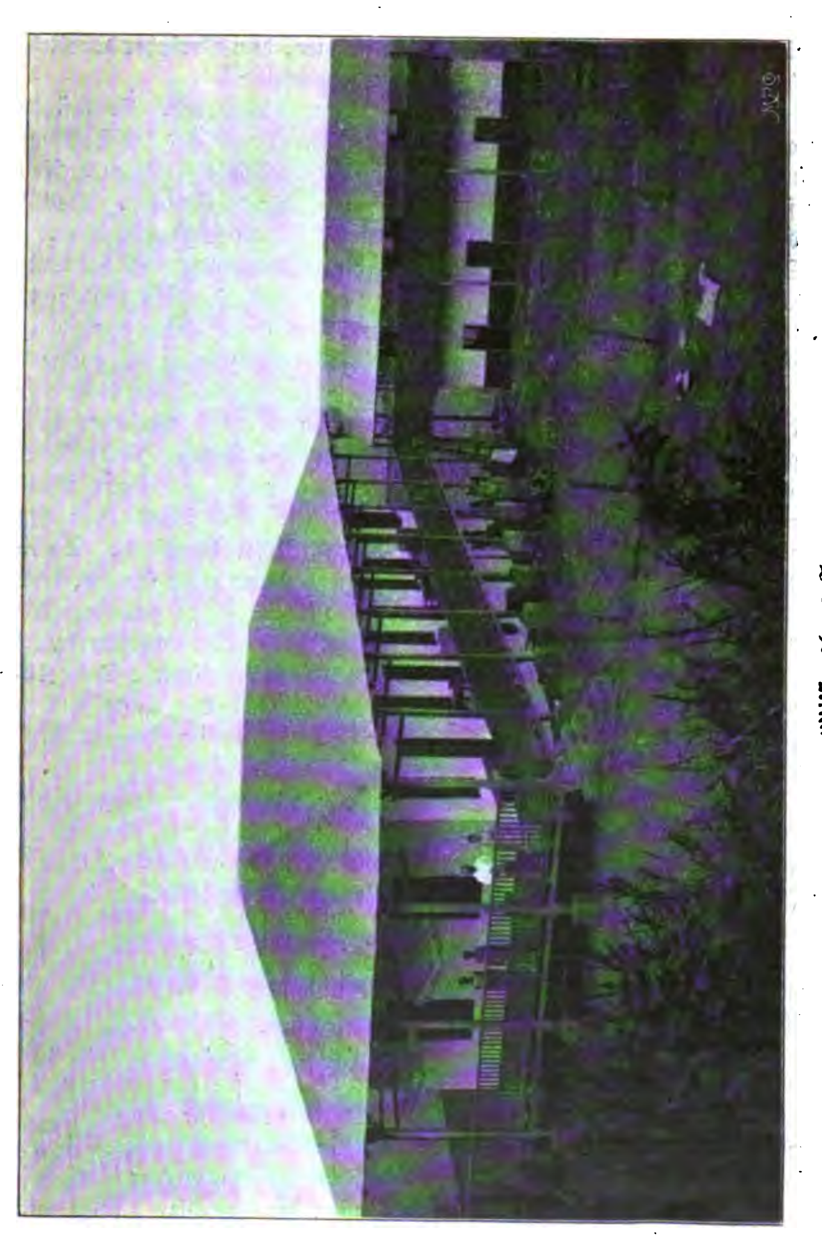
Die Schüler in Ho zum Empfang des Inspektors, Dezember 1901.

hier mit der im letzten Jahrzehnt prächtig aufgeblühten Gemeinde ein schönes Fest gefeiert, bei welchem der Inspektor 26 Heiden, darunter einen Häuptling, taufen durfte. Am 7. ging Däuble zur Küste zurück, während die beiden anderen Reisenden nach Ho aufbrachen, das am Nachmittag glücklich erreicht wurde. Die Schüler der beiden Oberklassen waren eine Stunde weit den Kommenden entgegengeeilt. Auf der Station grüßte der Chor der Mädchenschule, hierauf setzte der Posaunenchor ein, und dann folgte die würdevolle Begrüßung durch die eingeborenen Prediger und Lehrer.

Über das Äußere der Station schreibt Inspektor Schreiber im Missionsblatt Nr. 2. 1902: „Die Anlage der Station ist großartig und hat mich aufs lebhafteste an die Klosteransiedlungen im alten Germanien erinnert, auch wenn die Mauern fehlen. Daß rechte Missionsarbeit der beste Kulturträger ist, kann jeder Kritiker in Ho erkennen, wenn er sieht, wie das Vorbild der Station auf die Bewohner der Christendörfer gewirkt hat."

Die acht Tage, welche der Inspektor auf der schönen Station zubringen konnte, trugen fast durchweg festlichen Charakter. Am 8. Dezember fand abends feierlicher Begrüßungsgottesdienst in der geräumigen Kapelle statt. Am 3. Advent war Konfirmation von neun Kindern und nachmittags Missionsfest unter den ehrwürdigen Mangobäumen, wo wir am 14. November 1897 das schöne fünfzigjährige Missionsjubiläum gefeiert hatten. Besonders genußreich war auch die Lehrerkonferenz, an der sämtliche Missionsarbeiter im Hodistrikte teilnahmen, und geradezu erhebend gestaltete sich der Schluß dieses Tages durch die Aufführung eines Lutherfestspieles, welches sich der in Europa ausgebildete Lehrer Robert Kwami selbständig ausgedacht hatte und in höchst origineller Art durch die Vermischung afrikanischer Sitten mit den historischen Vorgängen zur Darstellung brachte.

Am 16. Dezember reiste der Inspektor über Kpengoe, Akoviedhe, Nyive, Tove-Dzigbe und Tavie (die beiden letzten Orte schon Außenstationen vom Agu) nach der Hauptstation Agu-Nyambo. Unterwegs wurde Herr Hauptmann von Döring in Tove-Dzigbe besucht und die Plantagen des Kolonialwirtschaftlichen Komitees, sowie die Douglasplantage kurz besichtigt. Die Ankunft in Agu—Nyambo erfolgte erst spät am Abend. Die Begrüßung durch die Christen, Taufbewerber, Schüler und Heiden war auch hier großartig. Von der Missionsstation, die auf einem vierzig Meter hohen Bergvorsprung über der Stadt luftig und kühl gelegen ist, genießt man eine herrliche Aussicht. Die Missions- und Schularbeit, die hier erst im Jahre 1895 von dem eingeborenen Lehrer John Te begonnen wurde, hat sich gedeihlich entwickelt und berechtigt für die Zukunft zu den schönsten Hoffnungen. Am folgenden Sonntag, den vierten Advent, kamen Hunderte zum Gottesdienst. Den Höhepunkt des Tages bildete die Taufe von fünfzig Personen, darunter ein Häuptling. Am 23. Dezember ging es über Agome-Kpalime nach der Bergstation Amedschovhe, wo der Inspektor mit etwa 500 Christen und Heiden beim hellen Weihnachtsbaum — ein großer Liberiakaffeebaum — fröhliche Weihnachten feierte. Am ersten Weihnachtstage grüßten die Könige und Häuptlinge aus sämtlichen sieben Avatimestädten und Dörfern und erfreuten den Inspektor durch reiche Gaben an Jams, Schafen und Palmwein. Dadurch war es dem Inspektor wie an anderen Orten, so auch hier, möglich, den zahlreichen Schülern ein opulentes Mahl zu geben, wodurch er sich



Missionshaus Agu.

bei der jungen Generation jedenfalls ein bleibendes Andenken gesichert hat. Die Gegengeschenke an die Häuptlinge, wie Tabak, biblische Bilder und Kaiserbilder wurden dankbar angenommen. Auch die Königin der Frauen von Avatime, welche die Streitigkeiten unter den Frauen schlichtet und ihre Rechte den Männern gegenüber zu wahren hat, ließ es sich nicht nehmen, dem Vorsteher der Missionare die Hand zu drücken.

In Amedschovhe gab es für den Inspektor viel Arbeit. Es befinden sich hier außer der gutbesuchten Stationsschule die Mittelschule und das Seminar. Die Prüfungen der Seminaristen und Mittelschüler ergaben befriedigende Resultate. Nur schade, daß die beiden Anstalten zur Zeit schlecht besucht sind. Das Wissen, das die jungen Leute sich hier aneignen können, ist mannigfach und setzt sie in den Stand, später bei der Mission, der deutschen Regierung und bei Kaufleuten auf leichte Weise ihren Lebensunterhalt sich zu erwerben. Die direkte Missionsarbeit unter den umliegenden Stämmen hat sich in überaus erfreulicher Weise entwickelt, so daß Amedschovhe jetzt von einer ganzen Anzahl von Außenstationen umgeben ist.

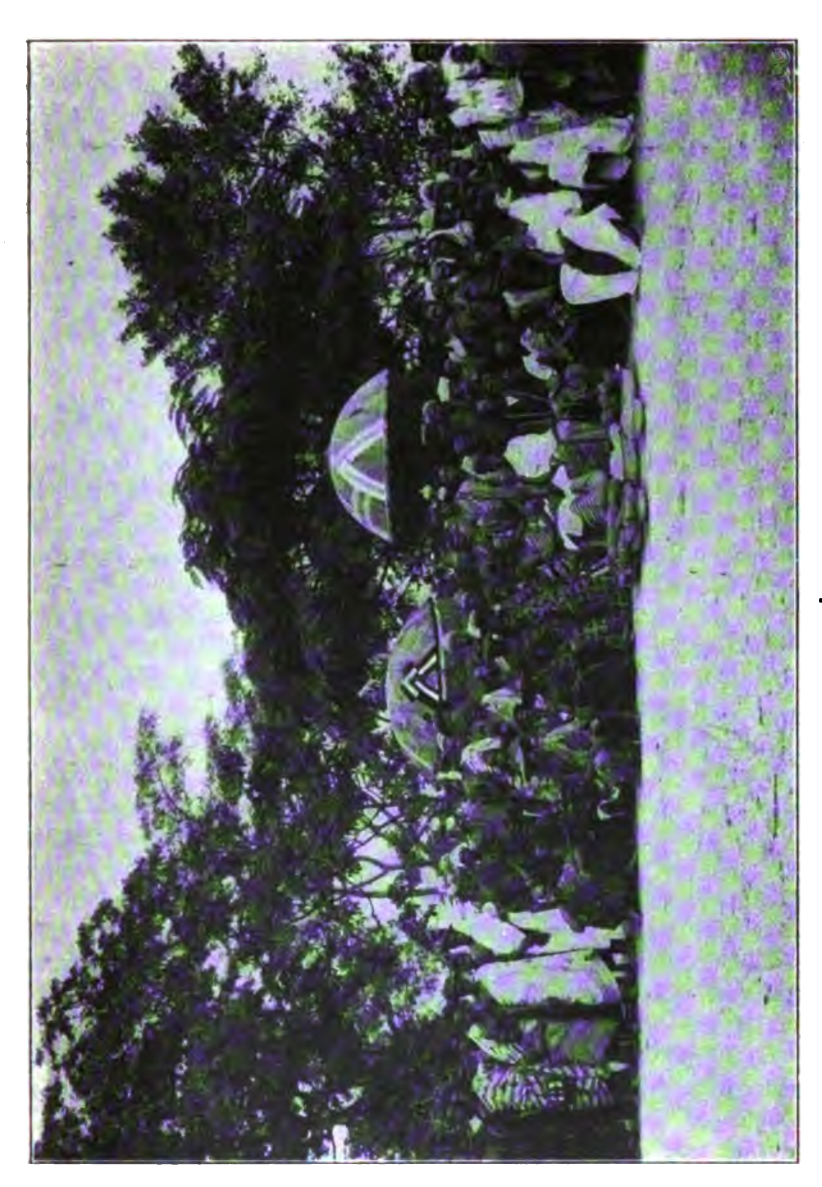
Auf der jungen Außenstation We-Gbodome konnte Missionar Schoeffer am 4. Advent eine Kapelle einweihen, welche Raum für 400 Personen hat. Die dortigen Christen und Taufbewerber haben mit ihrer eigenen Hände Arbeit und auf ihre Kosten ohne Hilfe des Missionars, unter der alleinigen Bauleitung einiger junger Zimmerleute, darunter die Söhne des eingeborenen Pfarrers Rewell, das schmucke Gebäude in einem halben Jahre hergestellt. So ist auch hier der äußere Fortschritt der Bevölkerung durch Hebung des Handwerkerstandes und durch Heranziehung zur Arbeit die unmittelbare Folge gesunder Missionstätigkeit gewesen, die stets von innen nach außen wirken soll (Monatsblatt Nr. 2. 1902).

Angesichts dieser erfreulichen Thatsachen konnte Inspektor Schreiber berichten: „Die günstigen Eindrücke, welche ich schon an der Küste von unserer Missionsarbeit gewonnen habe, sind auf den Stationen im Innern überall bestärkt und vermehrt worden."

Es war beabsichtigt, im Monat Januar ausgedehnte Erkundigungsreisen ins Hinterland von Togo zu machen. Vor allem kam hier in Betracht das Gebiet am linken Voltaufer, wo heute die Baseler Mission arbeitet. Sodann wollte der Inspektor die Gebiete von Akposso, Atakpame und Kpele kennen lernen zwecks Ausdehnung unserer Arbeit.

Zunächst bereiste der Inspektor das linke Voltaufer, um wichtige Verhandlungen zwischen dem Vorstand der Baseler und der Norddeutschen Mission der Entscheidung näher zu bringen.

Seit Ende der achtziger Jahre haben die Baseler Missionare von ihrer Hauptstation Anum aus am linken Ufer des Voltaflusses eine lebhafte Tätigkeit entwickelt. Bei der Ausdehnung ihrer Arbeit nach Norden, wo zahlreiche kleine Sprachgebiete vorhanden sind, kamen sie zunächst in die Landschaft Kpando. Dieselbe gilt als Arbeitsbereich der Norddeutschen Mission, da hier Evhe gesprochen wird und allgemein in der evangelischen Mission der Grundsatz befolgt wird, daß zwei Missionen nicht in demselben Sprachgebiet arbeiten sollen. Nach den zwischen Basel und Bremen gepflogenen Verhandlungen errichteten die Baseler in dem fraglichen Gebiet zunächst Durchgangsstationen als Stützpunkte für eine weiter im Inneren zu gründende Hauptstation. In den folgenden Jahren drangen die Baseler Missionare immer weiter nach Norden und Nordosten vor. Bis heute



Die Avatime-Könige in Amedzowe.

sind 15 Außenstationen gegründet, die alle im deutschen Gebiet liegen. In Akpaso, nur 2½ Stunden von Gbedzigbe-Ehochoe, der nördlichsten Außenstation von Amedschovhe entfernt, beabsichtigten die Baseler eine Hauptstation anzulegen. Dadurch wäre aber der Norddeutschen Mission für ihre Arbeit das Hinterland genommen und eine Ausdehnung derselben nach Norden hin unmöglich gemacht worden.

Da trat Bremen wiederum mit Basel in Verhandlungen ein, und der Gedanke wurde auf beiden Seiten lebendig, die Norddeutsche Mission, welche das Evhesprachgebiet als ihr Arbeitsfeld ansieht, möchte die ganze Voltamission übernehmen.

Die Fortführung dieser Arbeit im deutschen Togogebiet bot nämlich für Basel wachsende Schwierigkeiten. Als dieselbe begonnen wurde, stand noch das ganze linke Voltaufer unter englischem Einfluß, und die regen Handelsbeziehungen nach der Goldküste ließen erwarten, daß das Tschi überall, selbst im Kpandobezirk, die Oberhand gewinnen würde. Nachdem jedoch durch den Vertrag zwischen England und Deutschland im Jahre 1890/91 fast das ganze fragliche Gebiet mit Ausnahme von Anum und den nächstliegenden Außenstationen der deutschen Togokolonie zugeteilt worden war, begann allmählich ein Umschwung. Die deutsche Kolonialregierung zeigte das durchaus berechtigte Bestreben, den Handel, welcher bisher aus dem Inneren über Kpando nach Accra gegangen war, nach Lome zu lenken. Die Gummihändler von der Goldküste mußten jährlich für 800 Mark einen Gewerbeschein lösen und durften den Gummi nicht mehr selbst zubereiten, sondern nur noch aufkaufen. Damit waren die Händler genötigt, die Beziehungen über die englische Grenze hinüber abzubrechen und neue im deutschen Gebiete zu suchen. Hier aber mußten sie statt des Tschi das Evhe als Verkehrssprache gebrauchen. Eine Rückwirkung auf die sprachlichen Verhältnisse im Voltagebiet blieb nicht aus. Es konnte jetzt kaum noch zweifelhaft sein, daß hier überall das Evhe zur Herrschaft kommen würde. Damit sah sich die Baseler Mission, welche mit ihren zum Teil englisch gebildeten Gehilfen beim Schulbetrieb im deutschen Gebiete manche Hindernisse zu überwinden hatte, vor neue Schwierigkeiten gestellt. Die Frage war unabweisbar, ob die auf der neuen Schulstation Akpaso auszubildenden Gehilfen nicht nur zum Unterricht in der deutschen Sprache, sondern auch zur Ausübung der ganzen Missionsarbeit in der Evhesprache tüchtig gemacht werden müßten. (Missionsblatt der Norddeutschen Mission Nr. 3. 1902). Die Lösung dieser Aufgabe würde aber an Basel bedeutende Ansprüche an Zeit, Kraft und Mittel stellen. Für die Norddeutsche Mission aber und ihr Evhe und deutschredendes Arbeiterpersonal wäre es weniger schwierig, die von Basel begonnene Arbeit weiter zu führen. Basel zeigte bei den Verhandlungen mit der Norddeutschen Mission das größte Entgegenkommen. Der bereits beschlossene Bau von Akpaso wurde hinausgeschoben und für die allmähliche Übernahme des Gebietes so annehmbare Bedingungen gestellt, daß man unsererseits freudig zustimmen konnte.

Indessen war es für die heimatlichen Leitungen der beiden Gesellschaften nicht leicht, auf Grund schriftlicher und mündlicher Berichte, den richtigen klaren Einblick in den Stand der Dinge zu bekommen. Der Vorstand der Norddeutschen Mission wünschte, daß in das Programm der schon beschlossenen Visitationsreise des Inspektors ein Abstecher in das fragliche Gebiet zwecks Prüfung der bestehenden Verhältnisse aufgenommen würde.

Am 6. Januar erfolgte die Abreise von Amedschovhe über Dzogbe nach Bakpo,



Frauenkönigin in Amedzowe.

der ersten Baseler Außenstation. Hier stieß der Baseler Missionar **Rösler** aus Anum zu den Reisenden, um sie im Auftrag des Baseler Komitees durch den ausgedehnten Stationsbezirk zu geleiten. Von Bakpo ging es über Ansoe nach Kpando, einem wichtigen Ort mit zirka 1000 Hütten, einer Regierungsstation und zwei deutschen Faktoreien. Das Heidentum zeigt sich hier und tiefer nach dem Innern zu noch als ungebrochene Macht, und der Inspektor überzeugte sich davon, daß die Regierung eifrig bemüht ist, mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln, die Greuel desselben auszurotten. Die evangelische Christenansiedlung, im Jahre 1898 fast ganz niedergebrannt, ist auf dem großen Missionsland wieder sauber aufgebaut.

Von hier aus ging die Reise durch die Landschaften Akunye und Alafanyo nach der Bremer Außenstation Gbedzigbe—Chochoe auf dem linken Ufer des Dayi. Der Inspektor schreibt über diese Tage: „Unsere Reise glich einem Triumphzug. Die Christen gaben uns, wenn eben möglich, so weit das Geleit, bis die Christen aus dem nächsten Orte uns mit Gesängen, Blumen und Begrüßungsadressen, die an einem Stock befestigt waren, abholten.“ In Gbedzigbe—Chochoe hatten die Christen eine Stunde weit Palmzweige am Wegrande aufgestellt und holten den Inspektor feierlich ein. Auch der heidnische König sandte seine Räte zur Begrüßung vor den Ort und ließ zum Empfang die große Trommel rühren.“

Von hier ging es wieder über den Dayi in nördlicher Richtung dem Gebirge von Sandrokofi entlang nach dem auf einem hohen Bergsattel gelegenen Akpaso. Man überzeugte sich alsbald, daß dieser Ort für eine Hauptstation wie geschaffen war. Leider überfiel den Inspektor hier wieder ein Fieber. Obwohl er nach zwei Tagen wieder hergestellt war, hielt er es doch für besser, die Weiterreise nach Boëm, Akposso und Atakpame aufzugeben und nach Amedschovhe zurückzukehren, wo es galt, die Vorarbeiten für die Generalkonferenz mit den Missionaren zu erledigen. Während Missionar **Rösler** allein nach Boëm weiterreiste, um die dortigen Verhältnisse unter denselben Gesichtspunkten festzustellen, die für die Beurteilung der anderen Baseler Außenstationen maßgebend gewesen waren, reisten der Inspektor und Missionar **Schosser** über Fodome, Agome—Tomegbe nach der deutschen Regierungsstation Misahöhe, wo sie bei dem Vorsteher, Herrn Dr. **Gruner**, nicht nur gastfreundliche Aufnahme, sondern auch eingehendes Verständnis für die gemeinsamen Aufgaben der Kolonisation und Mission fanden. Von Jo aus, wo unsere Reisenden Land kauften zur Anlegung einer Schule, erreichten sie nach vier Stunden die Außenstation Ve—Gbodome. Hier wurde ihnen ein Empfang zu teil, der alle vorhergehenden übertraf. Nicht nur die Christen, die ganze Bevölkerung war auf den Beinen und nahm teil an den Begrüßungsfreuden. Das musterhafte Familienleben des eingeborenen Pastors Newell und das frische, gesunde Leben der jungen Gemeinde hat den Inspektor sehr erfreut.

Am 16. Januar erreichten die Reisenden Amedschovhe. Hier traf auch Missionar **Rösler** von Boëm her ein. Das Ergebnis der Erkundigungsreise im Voltabezirk wurde wie folgt festgestellt: „Im Kpandobezirk mit fünf Stationen, in der Landschaft Alafanyo mit einer Station wird nur Evhe und kein Tschi gesprochen. In der Landschaft Akonye mit zwei Stationen, wo die Guangsprache herrscht, wird das Evhe gegenüber dem Tschi als Verkehrssprache die Oberhand gewinnen. Unter denselben Verhältnissen dürfte auch in der nördlichsten Landschaft Boëm das Evhe vordringen. Es steht fest, daß Evhe, und nicht Tschi, die Missionssprache für den ganzen Voltabezirk sein muß.



Brücke über den Dayi bei Gbedzigbe-Hohoe.

Die Generalkonferenz tagte in der Woche vom 2.—9. Februar in Ame-[illegible]. Die Teilnehmer [illegible] [illegible] es teilnahmen, damals [illegible] [illegible] [illegible] Missionare. Das Programm war sehr reichhaltig und wichtig.

Bei dem Thema Arbeitskräfte wurde über die Verhältnisse der Missionare, der Missionsschwestern und namentlich der eingeborenen Gehilfen betreffend [illegible] Ausbildung, Anstellung, Besoldung und Beaufsichtigung ausführlich gesprochen.

Der Teil „Arbeiter" gab Veranlassung und Gelegenheit, eine feste Ordnung für den Gehilfendienst aufzustellen. Dann wurden auf diesem Gebiet die [illegible] schwebenden Fragen geordnet. Der Verkehr mit der heimatlichen Leitung wurde durch Schaffung eines Kirchen- und Schulausschusses für innere Angelegenheiten und eines Verwaltungs- und Bauausschusses für äußere Angelegenheiten [illegible] bestens geregelt.

Bei Thema „Arbeitsfeld" wurde über den weiteren Ausbau der bisherigen Stationsbezirke geredet. Die Konferenz gelangte des weiteren zu der Überzeugung, daß die Übernahme des bisher von Basel bearbeiteten Voltagebietes und [illegible] eventl. Anschluß der wesleyanischen Missionsgemeinde in Klein-Popo an unsere Mission nicht über unsere Kräfte gehe.

Eine Beratung über die „Arbeitsmittel" führte zu dem Beschluß, die Kaiserliche Regierung zu bitten, eine Kommission einzusetzen zur Förderung der Ewesprache als Verkehrssprache für Südtogo, sowie zur Gewinnung einer einheitlichen Rechtschreibung. Sodann wurde über die vorhandene Ewelitteratur verhandelt.

Bei dem letzten Thema: „Die Stellung der Mission nach außen, insbesondere zur Politik," wurde überzeugend hervorgehoben, daß es richtig ist, wenn Prof. Dr. Warneck sagt: „Eine freundschaftliche Stellung der Mission zur Kolonialregierung liegt im beiderseitigen Interesse." Hier wurde auch betont, daß der Missionar der natürliche Anwalt der Eingeborenen sei, sich aber hüten müsse, ihr Rechtsanwalt zu werden. — Die Missionare sind indes sehr dankbar, daß sie die bei ihnen rechtsuchenden Eingeborenen an die deutschen Regierungsbeamten weisen können.

Am 14. Februar trat Inspektor Schreiber die Heimreise an. Es ging über Wodze nach Peki, wo er mit unserer großen Gemeinde ein schönes Missionsfest feierte. Auch der König mit seinen Häuptlingen und drei Musikkapellen feierten mit. Ersterer beschenkte den Inspektor mit 60 Mark und einem Schaf. Nachdem am folgenden Tage verschiedene Verhandlungen erledigt waren, verließ der Inspektor die letzte Außenstation Dzake und erreichte nach kurzem Marsch die Baseler Station Anum. Von hier aus nahm er über verschiedene Baseler Stationen seinen Weg nach Accra. In Akropong fand mit dem Generalpräses der Baseler Mission und anderen eine Beratung über das Voltagebiet statt, die zu einem klaren Ergebnis führte.

Letzteres legte der Inspektor nach glücklicher Ankunft in Basel in der Charwoche dem dortigen Vorstande vor. Es ist zu hoffen, daß das Resultat der Verhandlungen bald offiziell bekannt gegeben wird[1]).

[1]) Das ist nun geschehen, und die Übernahme des Gebietes durch die Norddeutsche Mission erfolgt. Siehe Monatsbl. d. Nordd. Miss. No. 11. 1902.



Akposo.

Die Generalkonferenz tagte in der Woche vom 2.—9. Februar in Amedschovhe. Die Präsenzliste zeigte die Namen sämtlicher elf ordinierten, damals in Togo weilenden Missionare. Das Programm war sehr reichhaltig und wichtig.

Bei dem Thema „Arbeitskräfte" wurde über die Verhältnisse der Missionare, der Missionsschwestern und namentlich der eingeborenen Gehilfen betreffend ihre Ausbildung, Verheiratung, Leitung und Besoldung ausführlich gesprochen.

Der Titel „Arbeit" gab Veranlassung und Gelegenheit, eine feste Ordnung für den Geschäftsbetrieb festzustellen. Dann wurden auf diesem Gebiet die verschiedensten Fragen ventiliert. Der Verkehr mit der heimatlichen Leitung wurde durch Schaffung eines Kirchen- und Schulausschusses für innere Angelegenheiten und eines Verwaltungs- und Bauausschusses für äußere Angelegenheiten nutzbringend geregelt.

Bei Thema „Arbeitsfeld" wurde über den weiteren Ausbau der bisherigen Stationsbezirke geredet. Die Konferenz gelangte des weiteren zu der Überzeugung, daß die Übernahme des bisher von Basel bearbeiteten Voltagebietes und ein event. Anschluß der wesleyanischen Missionsgemeinde in Klein-Popo an unsere Mission nicht über unsere Kräfte geht.

Eine Beratung über die „Arbeitsmittel" führte zu dem Beschluß, die Kaiserliche Regierung zu bitten, eine Kommission einzusetzen zur Förderung der Evhesprache als Verkehrssprache für Südtogo, sowie zur Gewinnung einer einheitlichen Rechtschreibung. Sodann wurde über die vorhandene Evhelitteratur verhandelt.

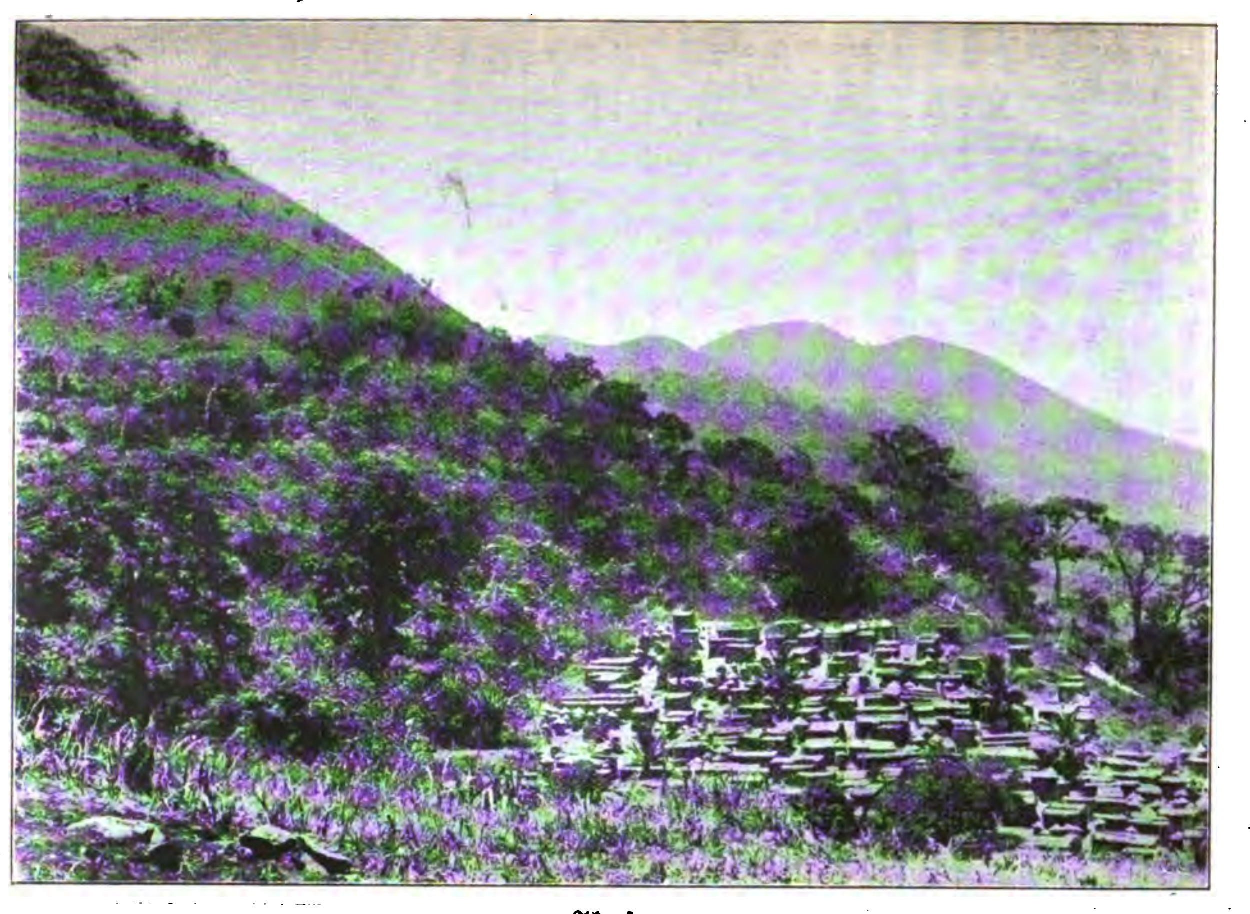
Bei dem letzten Thema: „Die Stellung der Mission nach außen, insbesondere zur Politik," wurde überzeugend hervorgehoben, daß es richtig ist, wenn Prof. Dr. Warneck sagt: „Eine freundschaftliche Stellung der Mission zur Kolonialregierung liegt im beiderseitigen Interesse." Hier wurde auch betont, daß der Missionar der natürliche Anwalt der Eingeborenen sei, sich aber hüten müsse, ihr Rechtsanwalt zu werden. — Die Missionare sind indes sehr dankbar, daß sie die bei ihnen rechtsuchenden Eingeborenen an die deutschen Regierungsbeamten weisen können.

Am 14. Februar trat Inspektor Schreiber die Heimreise an. Es ging über Wodze nach Peki, wo er mit unserer großen Gemeinde ein schönes Missionsfest feierte. Auch der König mit seinen Häuptlingen und drei Musikkapellen feierten mit. Ersterer beschenkte den Inspektor mit 60 Mark und einem Schaf. Nachdem am folgenden Tage verschiedene Verhandlungen erledigt waren, verließ der Inspektor die letzte Außenstation Dzake und erreichte nach kurzem Marsch die Baseler Station Anum. Von hier aus nahm er über verschiedene Baseler Stationen seinen Weg nach Accra. In Akropong fand mit dem Generalpräses der Baseler Mission und anderen eine Beratung über das Voltagebiet statt, die zu einem klaren Ergebnis führte.

Letzteres legte der Inspektor nach glücklicher Ankunft in Basel in der Charwoche dem dortigen Vorstande vor. Es ist zu hoffen, daß das Resultat der Verhandlungen bald offiziell bekannt gegeben wird [1]).

---

[1]) Das ist nun geschehen, und die Übernahme des Gebietes durch die Norddeutsche Mission erfolgt. Siehe Monatsbl. d. Nordd. Miss. No. 11. 1902.



Akpoſo.

Am 5. April langte Inspektor Schreiber wohlbehalten in Bremen an. Vor einer größeren Versammlung von Missionsfreunden in Bremen berichtete er mit Freude und Dank über die wohlgelungene Visitationsreise. Er konnte sagen, daß seine Erwartungen, mit denen er auszog, weit übertroffen seien durch das, was er in Togo gesehen und gehört hat. Überall macht sich der Einfluß der Mission und des Christentums geltend. Sofort ist dieser Einfluß des Christentums auf religiösem Gebiet zu merken. Die Evheer sind sehr götterfürchtig, jeder Königsstuhl ist Fetisch, und doch begrüßten die Häuptlinge überall mit gebührender Achtung den Vertreter der Missionare und ehrten ihn mit namhaften Geschenken. In der Avatimestadt Gbadzeme hatte der Häuptling in der Nähe des Missionslandes ein scheußliches Fetischbild errichten lassen. In der einen Hand hielt die Figur ein Schwert, in der anderen einen Affenschädel. Auf die Bitte des Inspektors, die Figur zu entfernen, da er sonst nicht sein Freund sein könne, verschwand dieselbe, und der Häuptling überreichte Affenschädel und Messer dem Inspektor, zum Beweise, daß er nichts gegen ihn und die Mission im Herzen habe. In Peki entstand während der Missionsfeier, als die Heiden mit Musik zum Festplatz kamen, großer Lärm. Auf die Bitten des Inspektors wurde es ruhig, und man konnte ungestört bis zu Ende feiern.

Von dem segensreichen Einfluß des Christentums auf geistigem Gebiet zeugt vor allen Dingen die umfangreiche Evhelitteratur und das Interesse an der Schule. Als wir vor zwei Jahren in unseren Schulen ein neues Lesebuch einführten, war die große Sendung, die nach Ho ging, bald vergriffen. Viele Erwachsene, namentlich Pekier, kauften das Buch mit der Bemerkung: „Das ist ja ein wahrer Schatz.“ Der heidnische Häuptling hält sich jetzt einen „Clerk“, der ihm Briefe liest und schreibt. Früher verlangten die heidnischen Eltern von der Mission Monatsgelder, wenn sie ihre Kinder zur Schule schickten; heute lassen sich's die Eltern etwas kosten, wenn sie ihre Kinder in der Schule unterbringen können. Von überall dringen die Bitten um Lehrer so zahlreich an unser Ohr, daß wir sie gar nicht erfüllen können. Die Leute wollen gerne Land hergeben und bauen. Nach dem Abgangsexamen der Mittelschüler in Amedschovhe kamen diese zum Inspektor mit der Bitte: „Wir wollen mehr Deutsch lernen.“ Man hat behauptet, das Christentum schlage die Bildung in Fesseln. Die Tatsachen beweisen das Gegenteil. Es ist ein erhebender Gedanke, zu wissen, daß im deutschen Togogebiet mit unseren fünf Haupt- und achtunddreißig Nebenstationen täglich 1500 Kinder den Schulunterricht besuchen.

Auch auf sozialem Gebiet ist der Einfluß des Christentums nicht zu verkennen. In Togo herrscht die Polygamie. Was das für das Familienleben und die Kindererziehung bedeutet, wird jedem klar, der sich dort aufhält. Die evangelische Mission verlangt von ihren Christen die Monogamie. Wenn sich nun heute die Heiden in den Taufunterricht melden, regeln sie ohne weiteres ihre ehelichen Verhältnisse und die Christen sprachen dem Inspektor gegenüber wiederholt von dem Segen, den ihnen die Mission in dieser Beziehung gebracht habe.

Auf wirtschaftlichem Gebiet ist durch die jahrelange Arbeit der Mission ein nicht zu verkennender Umschwung eingetreten. Beim Bau ihrer Häuser und Hütten nehmen sich die Eingeborenen das Haus des Missionars oder die Anlage der Station zum Muster. In vielen Hütten finden wir Tische, Stühle, Schränke u. s. w. Diese Gegenstände werden von den Eingeborenen selbst im Lande an-



Übergang über den Volta.

gefertigt. Sie haben es gelernt von den Missionaren, welche stets eine Schar von Lehrlingen in den verschiedensten Arbeitszweigen heranbilden, die dann auch gerne von der Regierung und den Pflanzern engagiert werden. Auch für den Ackerbau haben die Eingeborenen von der Mission großen Nutzen. Auf der jungen Station am Agu sind zur Zeit die Lebensmittel selten und teuer. Dieselben Klagen führten wir vor 10 Jahren in Amedschovhe. Jetzt ist es an diesem Ort aber so, daß jeden Montag ein richtiger Markt mit Lebensmitteln auf der Station stattfindet und man von den Eingeborenen alles kaufen kann. Unsere Lehrer haben ebenfalls, wenn auch nur kleine Plantagen und gehen ihren Landsleuten mit rationeller Bearbeitung des Bodens voran. Möge die Norddeutsche Mission in Deutsch-Togo auch fernerhin, nach langen Jahren opferreicher Pionierarbeit, fröhlich wachsen, blühen und gedeihen zum Segen unserer schwarzen deutschen Brüder, zum Wohle der Kolonie und unseres deutschen Vaterlandes!

Die Aussichten neuer Unternehmungen im tropischen Südamerika.

Von Vizekonsul C. Herb, Karlsruhe (Baden).

I.

Seit den Zeiten, da Karl V. die Welser mit dem heutigen Venezuela belehnte, ziehen uns Deutsche jene gesegneten und paradiesischen Striche, die man unter dem Namen „Tropisches Südamerika“ zusammenfassen kann, mit besonderer Gewalt an sich.

Während es früher meist der Ackerbauer oder der Handwerker war, der jenem Zuge folgte, weil ihm die Heimat seiner Hände Arbeit nicht mehr genügend zu lohnen schien, und der dann drüben auch beinahe ohne Kampf, — allerdings aber mit Mühe und Arbeit — mit der Hälfte der früheren Tätigkeit sich immer noch ein Los schaffen konnte, wie er es sich in Europa nicht träumen ließ (ich erinnere nur an die von General Paez, Graf Tovar u. a. gegründeten deutschen Kolonien), der Kaufmann ihm dann folgte, ist es während der letzten Zeit auch die Industrie und natürlich auch ihre Schwester, das Großkapital, gewesen, die mehr und mehr ihren Kraftüberschuß in jenen Ländern anzulegen begannen.

Es ist nicht zu bestreiten, daß die sämtlichen Länder des in Besprechung befindlichen Gebietes noch unermeßliche Schätze bergen, die nur der Wünschelrute harren, mit deren Hülfe sie gehoben werden sollen. Diese Schätze uns nutzbar zu machen und unserem guten, alten Europa neue Gebiete zu seiner Entlastung hinzuzufügen, ist ein leicht begreifliches Bestreben. Jedoch stellen sich demselben ob schwerwiegende, manchmal sogar für den Augenblick wenigstens unüberwindliche Hindernisse entgegen. Manches Unternehmen, das mit Elan unternommen, nach schweren Opfern endlich im Sande verlief, hätte reussiert oder aber wäre ganz unterblieben, wenn die resp. Unternehmer die Verhältnisse besser zu beurteilen verstanden hätten.

Niemand vermag sich der gesunden, natürlichen Entwicklung irgend etwas Irdischen erfolgreich entgegenzustellen, oder sie aber gewaltsam zu beschleunigen. Die Natur folgt ruhig ihrem vorgezeichneten Weg, und will der Mensch Erfolg haben, so muß er sich darauf beschränken, nur das von der Mutter Erde zu verlangen was sie entsprechend ihrer derzeitigen Entwicklung auch zu gewähren vermag.

Südamerika und Westindien sind nun heute zum großen Teil in kultureller Hinsicht noch zu jung, zu unentwickelt, als daß man von ihnen schon all das verlangen könnte, was uns Europa willig gewährt. Wären jene Länder nicht vor nahezu 500 Jahren durch die verbrecherische Zerstörungswut und das Ausbeutungssystem der ersten Eroberer in ihrer Entwicklung gestört, schon hoch ent-

wickelte Völkerschaften, vor deren Denkmälern wir heute noch bewundernd stillstehen, durch fanatische Jesuitenherrschaft mit Stumpf und Stiel ausgerottet worden, stünde es heute vielleicht anders um Südamerika. So aber haben die Entdecker nicht verstanden, weiter und neu aufzubauen, sondern nur zu zerstören. Weltgeschichte ist Weltgericht! Von all den unermeßlichen Länderstrichen, die Spanien einst sein eigen nannte, ist den ursprünglichen Entdeckern vor drei Jahren noch der letzte Rest genommen worden, und wir, ihre Nachfolger, müssen heute nach Jahrhunderten mit schwerer Mühe nachholen, was ihnen seiner Zeit viel leichter gewesen wäre: das tropische Südamerika der Kultur im edelsten Sinne des Wortes zu eröffnen, und zwar zum Vorteil jener Länder selbst, als auch zu unserem eigenen.

Jene trafen einen gesunden, körperlich und geistig hochentwickelten Volksstamm, dessen letzte kümmerliche Reste sich vor der europäischen Kultur und ihren Segnungen (?) grollend in die unwegsamsten Klüfte der Kordilleren zurückgezogen haben und wieder verwildert sind, während wir eine faule, degenerierte und von europäischem Blute physisch und moralisch durch und durch vergiftete, sogenannte eingeborene Bevölkerung vor uns haben.

So wenig, wie der einzelne, kann auch kein Volk und kein Land die natürliche Ordnung der Dinge durchbrechen, auch sie müssen dem ihnen von der Natur vorgeschriebenen Weg folgen, von dem sie nicht abweichen dürfen. Der große Humboldt, der treffliche Kenner und beste Schilderer Südamerikas, hat in seinen „Voyages aux régions équinoxiaux etc.“ diesen Weg mit seinen fünf Stationen: Jagd und Fischerei, Viehzucht, Ackerbau, Handel und Industrie so trefflich beschrieben, das es müßig wäre, wollte ich an dieser Stelle näher darauf eingehen.

Die in Frage stehenden Länder befinden sich gegenwärtig, beinahe noch genau wie vor hundert Jahren, in einem ganz verworrenen Übergangsstadium ihrer Entwicklung, wobei erschwerend ins Gewicht fällt, daß dieselbe durch gewaltsamen fremden Einfluß gestört wurde, daß die Länder sozusagen wieder von vorn anfangen mußten, ohne jedoch in der Natur, deren Jungfräulichkeit schon zerstört worden war, die notwendige Unterstützung zu finden.

Alle neuen Unternehmungen, welcher Art sie auch sein mögen, werden nur dann vollen Erfolg haben, wenn sie sich darauf beschränken, nur das von dem betreffenden Lande zu fordern, was es entsprechend seiner Entwicklung zu bieten vermag.

Das erste Stadium kommt mit wenigen Ausnahmen nicht mehr in Betracht. Die Jagdgründe sind erschöpft, und Schreiber dieses weiß aus eigener Erfahrung, daß man in Europa noch eher einen Bock vors Rohr bekommt als in den meisten Gegenden Südamerikas, es sei denn, man versenke sich in die tiefsten Gründe des Urwaldes.

Die Länder befinden sich in einem Übergang vom zweiten zum dritten Stadium: von der rein Viehzucht treibenden zur ackerbauenden Bevölkerung, während der Handel beinahe ausnahmslos in den Händen der Europäer liegt. Vor allem Aussicht auf Erfolg werden daher solche Unternehmungen haben, die eine Ausnutzung des Bodens bezwecken, wozu noch mehr als genügend Platz vorhanden ist, während industrielle Unternehmungen nur in ganz besonders günstig liegenden Fällen begründete Hoffnung auf Rentabilität bieten.

Algerien.

Nach Studien und persönlichen Eindrücken von Dr. Paul Mohr-Berlin.

(Mit 4 Abbildungen.)

Als die Franzosen am 14. Juni 1830 bei Sidi-Ferruch auf nordafrikanischem Boden landeten, da machte man in Europa sehr verwunderte Augen. Was wollte Frankreich in Algerien? Wollte Frankreich Algerien erobern, Nordafrika kolonisieren? Frankreich, das Land ohne Kolonisten, das Land ohne eine stark wachsende Bevölkerung, das Frankreich, das vor kurzem ein schönes Kolonialreich verloren?

Nun Frankreich ließ sich nicht stören, sondern eroberte. Karl X. war es nicht vergönnt, die Eroberung zu vollenden, und so hinterließ der letzte der Bourbons die algerische Erbschaft seinem Nachfolger Louis Philippe.

Was Talleyrand erhofft, Napoleon erträumt, was bereits unser Leibniz dem Sonnenkönig angeraten hatte, Frankreich begann sich in Nordafrika häuslich einzurichten.

Volle 18 Jahre hat die Regierung geschwankt, ob sie Algerien behalten solle oder nicht. Man schmähte und verleumdete Algerien, und doch kannte man das Land nicht. Man forderte die Räumung dieser kolonialen Chimäre, die die französischen Finanzen ruiniere und die französische Sicherheit in Europa bedrohe — und das man im Fall eines Krieges nicht bewahren könne! — Das ist einmal so der Welten Lauf. Auch Hongkong und Kiautschou — oder man sagt wohl genauer Tsingtau — ist es ebenso ergangen. Frankreich hat sich auch erst zu kolonialem Verständnis erziehen müssen. Heute ist in Frankreich alles kolonial tätig — ausgenommen natürlich die Sozialdemokraten. Im Parlament ist kolonial Trumpf und Jules Ferry und andern Leuten werden Denkmäler gesetzt.

Seit 1885 besteht eine Kolonialschule, die 1890 reorganisiert wurde, zur Ausbildung von Kolonialbeamten. In Marseille hat der unermüdliche Professor Heckel ein Kolonialinstitut geschaffen, und im Verein mit ihm und anderen Gelehrten veranstaltet die Handelskammer in Marseille regelmäßige Vorlesungen über koloniale Gegenstände, die großen geographischen Gesellschaften sind eifrige Förderer der kolonialen Sache ebenso wie die Handelskammern, dazu kommen noch die zahlreichen Komitees und Gesellschaften, von denen einige recht gute Zeitschriften herausgeben, so z. B. das Bulletin du Comité de l'Afrique française, die Quinzaine coloniale, die Zeitschrift der Union coloniale, ferner das Bulletin de la Société des études coloniales u. a. m. Ja es gibt sogar 3 oder 4 Tageszeitungen in Paris, die sich nur mit Kolonialpolitik beschäftigen. Die Dépêche Coloniale gibt seit einiger Zeit ein gut illustriertes großes Monatsheft heraus, das oft einen wert-

vollen und fesselnden Inhalt besitzt. Neuerdings sind noch ein paar Revuen und Zeitschriften gegründet, so z. B. die Revue Nordafricaine.

Was hat nun dieses kolonial so stark interessierte Frankreich bisher geleistet? Der Wille, das Beste zu geben, ist vorhanden. Es fragt sich aber, was ist erreicht und mit welchen Mitteln? Seit 4 Jahrhunderten ist Frankreich kolonial tätig gewesen, es verfügt also über einen reichen Schatz kolonialer Erfahrung. Seit 70 Jahren hat es Algerien im Besitz, oder will man ganz genau sein, seit etwa einem halben Jahrhundert. Denn bis Mitte der 50er Jahre dauerte die Eroberung des Landes. Fand doch erst 1857 die Unterwerfung der großen Kabylei statt. Nachdem aber das Land einmal unterworfen war und Frankreich es zu kolonisieren sich entschlossen hatte, steckte man sich auch bald ein nicht kleinliches Ziel: „Il s'âgit de réussir là, où Rome a échoué!"

Untersuchen wir, was Frankreich in Algerien geleistet hat. Wir werden dabei unser Thema nach 4 Gesichtspunkten zu erörtern haben:

1. Die allgemeine politische Organisation, Verhältnis von Mutterland zur Kolonie,
2. allgemeine Erschließungspolitik des Landes, insbesondere Ansiedlungspolitik,
3. Wirtschaftspolitik in Bezug auf Algerien,
4. Eingeborenenpolitik.

Der Fundamentalfehler der französischen Politik gegenüber Algerien war, sagt schon Jules Ferry, daß man in ihm etwas anderes sehen wollte als eine Kolonie. Das ist so treffend und wahr, wie ein Satz des Euklid. Statt dessen sollte Algerien von Anfang an dem Mutterland assimiliert werden, d. h. eine Departementsverfassung mit Präfekten erhalten, französische Gesetze von oben bis unten — kurz, man hielt dafür, daß es nichts Besseres für Algerien geben könne, als in dem französischen Milieu inkl. Steuer- und Finanzverfassung unterzugehen. Der Gouverneur wurde dabei allmählich seiner Gewalten entkleidet, dafür stieg aber die Bedeutung der nach französischem Muster gewählten Abgeordneten.

In neuester Zeit hat man das Unsinnige eines solchen Verwaltungsregime eingesehen, man hat wieder die Gewalt des Gouverneurs mehr gestärkt und ihn selbständiger gemacht, was wieder zur Folge gehabt hat, daß auch die Kompetenzen der Präfekten gewachsen sind, mithin eine gewisse Dezentralisation eingetreten ist zum Vorteil der Kolonie.

Außerdem hat die Kolonie eine finanzielle Selbständigkeit durch Schaffung eines Spezialbudgets erhalten, sie kann Einnahme und Ausgabe selbst regeln, durch ihren Gouverneur Anleihen kontrahieren unter Kontrolle der erwählten Delegationen, es hat also die Kolonie eine gewisse Autonomie in finanzieller Beziehung erlangt.

Damit scheint mir eine glückliche Bahn betreten zu sein. Denn das Interesse der Kolonie an ihrem Budget ist gesteigert, man wird, wie zu hoffen, die Ausgaben mit den Einnahmen mehr in Einklang zu bringen bestrebt sein und hoffentlich auch eine bessere Verteilung der Steuerlasten selbst treffen.

Bis jetzt hat Algerien ein beständiges Defizit von ca. 20 Millionen gehabt. Diese Millionen, die die Garantiegelder für die Eisenbahnen Algeriens darstellten, mußte natürlich das Mutterland bezahlen. Vom Jahre 1926 aber werden diese Summen, ohne daß irgend ein Übergang stattfindet, von der Kolonie bezahlt werden müssen.

Die Beratung des Budgets findet im Schoße der Finanzdelegationen statt.



Ansicht von Algier.

Diese Delegationen, 1898 geschaffen, haben eine etwas eigenartige Organisation. Es sind 4 gesonderte Abteilungen vorhanden (assemblées), die der Kolonisten, der Nichtkolonisten, der Araber und schließlich der Kabylen. Alle diese Abteilungen beraten besonders.

Außer dieser Vertretung gibt es seit 1871 drei Generalräte für die drei Departements, in denen gewählte Europäer und durch den Gouverneur ernannte Eingeborene sitzen.

Endlich gibt es noch einen Conseil supérieur, der früher die Vorbereitung des Budgets hatte. Es sind meistens hohe Beamte und 18 gewählte Generalräte. Doch sind, soviel mir bekannt, keine Eingeborenen in dieser Körperschaft.

Nach dem neuen Gesetz wird das durch die volle Versammlung der Finanzdelegationen votierte Budget dem Oberrat zur Erwägung übergeben. Letzterer darf aber weder neue Ausgaben anregen noch die einmal votierten Kredite wieder abändern. Er darf nur entweder ganz die getroffenen Entscheidungen annehmen oder zurückweisen.

Das ist mit kurzen Worten die gegenwärtige Organisation. Früher, als in der Kammer das algerische Budget zu beraten war, war gewöhnlich einer der algerischen Abgeordneten Berichterstatter vor der Kammer. Natürlich hatte dieser nichts Besseres zu tun als vor allem das Gouvernement mit dem Gouverneur an der Spitze in Grund und Boden zu kritisieren.

Und dazu dieser Wechsel im Gouvernement! In 70 Jahren 45 Generalgouverneure! Im Durchschnitt also jeder 1½ Jahre auf seinem Posten. Wieviel Sprunghaftes, wieviel Halbes, wieviel Stückwerk ist dadurch in die Verwaltung gekommen! Wievieles wird dadurch erst verständlich! Ich habe nicht das Gefühl gehabt, als ich in Algerien jetzt weilte, daß überall ein frischer kräftiger Fortschritt herrscht. Gewiß hatte ich auch Augen für das Große, was Frankreich in Algerien geleistet, die schönen Straßen, die Brunnen, die Flußregulierungen, die Quelleinfassungen, die großen Stauwerke, Brücken 2c. Aber wo bleibt z. B. die Forst- und Waldkultur? Algerien, das meilenweite Wälder haben könnte, importiert für schweres Geld sein Bauholz von Rußland und Österreich. Ist es ferner nötig, daß eine ziemlich starke hypothekarische Verschuldung herrscht und vieles Land im Besitz der Banken ist? Ist es berechtigt, daß die ganze Grundrentensteigerung rettungslos in die Taschen der Spekulanten wandert?

Und was die Minenindustrie anbetrifft, so kann man wohl sagen, daß erst jetzt gerade der Anfang gemacht ist. Vor gerade 9 Jahren wurden die ersten Phosphatlager ausgebeutet. Und dabei hat Algerien die reichsten Phosphatlager der Welt. Über die Eisenbahnen will ich nachher noch ein paar Worte sprechen. Sie sind ein sehr wunder Punkt in der algerischen Volkswirtschaft.

So lange aber der Kabyle noch diese vorsintflutlichen Ölpressen braucht und diese jämmerlichen Pflüge, solange der Araber auf seinen Hochplateaus in so lässiger Weise sein Feld bestellt, ist von einer Einwirkung der europäischen Kultur noch wenig die Rede, sind auch die Franzosen noch keinen Schritt weiter wie die Römer gekommen. Wobei noch zu beachten ist, daß die moderne Kultur über so viel gewaltigere Hilfsmittel verfügt wie keine Epoche der Welt vorher.

Auch die einheimische Industrie, die Teppichfabrikation, Gold- und Silberwarenindustrie 2c. könnte einen ganz anderen Aufschwung nehmen, wenn sie in der richtigen Weise reorganisiert würde. Darin ist heute noch Tunis Algerien bei

weitem überlegen. Und doch sind auch die dortigen alten Handwerke dem Untergang geweiht, wenn man sie nicht zu gewissen technischen Vorzügen einer mehr modernen Betriebsweise hinzuleiten vermag.

Aber statt dessen hat man vieles angefangen und nichts gründlich vollendet. Auch ein paar Stickerei- und Handarbeitsschulen junger Mädchen der Eingeborenen unter Leitung ehrwürdiger Damen sind eingerichtet; aber die Preise waren enorm und die Arbeit schien mehr eine Spielerei.

Was die allgemeine Erschließungspolitik des Landes betrifft, so habe ich eben im vorhergehenden einige Punkte hervorgehoben, in denen Frankreich Besonderes geleistet. Zirka 5 Milliarden hat das französische Volk in Algerien hineingesteckt. Daß diese nicht spurlos verschwunden sind, ist klar. Ein großer Teil, wohl mindestens 2 Milliarden, sind für die militärische Sicherheit, Erbauung von Forts und Befestigungen, ferner Erhaltung des Armeekorps und der kostspieligen Eroberung verbraucht, einen großen Teil wird auch die ziemlich bedeutende Beamtenschar verschlungen haben — wenn ich mich recht erinnere, sind



Mustapha supérieur, Villenvorstadt von Algier.

es gegen 13000 Beamte, die Algerien ernährt — aber der übrige Teil ist doch produktiv verwendet worden. Und damit ging eine starke Wertverbesserung und Wertsteigerung des Bodens Hand in Hand.

Bis in die Mitte der 50er Jahre, schreibt einmal Réclus, konnte man von Algerien sagen: „Was gewährt es Frankreich? Datteln und Kranke! Sein blühender Weizen ist das Fieber! Sein Wald der Cypressenbaum, seine wahre Kolonie der Friedhof!“ Wie sehr hat sich dies geändert. Die ärgsten Fiebernester sind heute gesund. Wo früher tödliche Miasmen aushauchende Sümpfe waren, sind heute friedliche, blühende Dörfer entstanden. Jahrzehntelang war die Sterbeziffer eine höhere als die Geburtenziffer, das hat sich jetzt in entschiedener Weise geändert. Die europäische eingeborne Bevölkerung zeigt ein erfreuliches Wachstum.

Eine Anmerkung hier zu machen möchte ich aber nicht unterlassen. Ich

wundere mich nicht mehr über die frühere große Sterblichkeit, nachdem ich die algerischen Kolonistenhäuser selbst gesehen habe.

Etwas Unpraktischeres, Unklügeres konnte der Kolonist nicht tun, als indem er dies unschöne französische Dorfhaus mit seinen glatten vier Wänden und den ungeschützten Fenstern nach Algerien verpflanzte. Nichts, auch nicht die Spur ist daran verändert worden, um das Haus dem Klima anzupassen. Meistens sind es einfache, einstöckige, ohne weiteres auf den Erdboden gebaute Häuser. Kein Doppeldach oder Vordach zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen, keine Veranden oder Loggien, wie sie der Italiener liebt, um zu verhindern, daß die heiße Luft unmittelbar ins Zimmer strömt, keine Gärten oder Bäume um das Haus, kurz unpraktisch, ungesund und schlecht. Dagegen ist das maurische Haus ein unendlicher Fortschritt. Algerien hat ja eigentlich nicht ein Klima, sondern mehrere. An der Küste ist es viel heißer als im Innern auf den Hochplateaus. Dennoch, das französische Kolonistenhaus ist dasselbe, ob es in Boufarik bei Algier oder in Michelet in der Kabylen oder bei Batia auf den Hochplateaus steht.

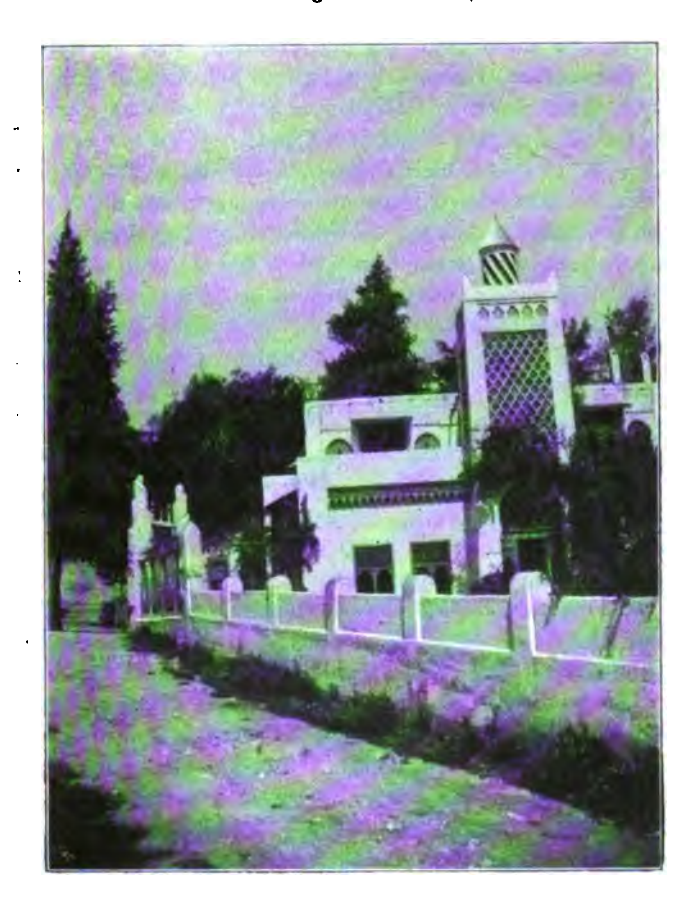
Was Frankreich in dieser Beziehung gesündigt hat, ist es auf anderem Gebiet wieder gutzumachen bestrebt gewesen. Es bleibt ein Ruhmesblatt in der französisch-afrikanischen Politik, was die Franzosen durch ihre hydraulische Politik geleistet haben. Algerien wie das gesamte übrige Nordafrika leidet bekanntlich unter großer Trockenheit. Wo aber wie an der Küste reichliche Regenmengen fallen, ist die Verteilung derselben über das ganze Jahr sehr ungleichmäßig, so daß man auch hier zum größten Teil auf eine künstliche Bewässerung angewiesen ist. Daher mußte die französische Politik von Anbeginn ihr Hauptaugenmerk auf eine richtige Ausnutzung der vorhandenen Wasserkräfte und die Ausdehnung und Förderung der künstlichen Bewässerung richten. Ende des Jahres 1893 bestanden 427 artesische Brunnen mit einer Totallänge von 29 541 Metern, die fast rund 500 000 qm Wasser per Tag ergaben. Insgesamt sind gegenwärtig von den 14 Millionen ha des algerischen Tell 140 000 ha, also nur der 100. Teil künstlich bewässerbar. Von diesen 140 000 ha kann aber kaum die Hälfte im Sommer bewässert werden, der übrige Teil nur im Winter. Die Sommerbewässerung geschieht aus Quellen oder künstlichen Brunnen und den großen Wasserreservoirs. Da nun aber eine derartige künstliche Bewässerung noch immer ziemlich hoch zu stehen kommt, können sich nur gut lohnende Kulturen bezahlt machen. Aus demselben Grunde können gewisse Gemüsekulturen, sowie Tabak, Orangen &c., die auch eine Sommerbewässerung erfordern, nicht oder nur unter besonders günstigen Verhältnissen ausgedehnt werden.

Auch der Getreidebau — namentlich auf den Hochplateaus — kann zweifellos an einigen Orten durch künstliche Bewässerung eine gewisse Ausdehnung erfahren, vor allem kann seine Ertragsfähigkeit gesteigert werden. Doch glaube ich nicht daran, daß Algerien seine im Altertum so gerühmte Fruchtbarkeit wiedererlangen wird, solange der Araber diese weiten baumlosen Flächen bestellt oder mit seinen Herden durchzieht. Seit langen Jahren hat sich die mit Getreide bebaute Fläche nicht geändert und auch der Ertrag nicht gesteigert. Die Gründe hierfür liegen meines Erachtens in folgenden Punkten.

1. In der Indolenz der ackerbauenden Bevölkerung, also der Araber oder arabisierten Berber. Der Pflug, der vor 2 Jahrtausenden üblich war,

wird noch heute gebraucht. Man pflegt auch den Acker nicht. Weder wird gedüngt, noch die Steine verlesen, noch das Unkraut gejätet. Und was für ein Unkraut! Eine distelartige Pflanze von 20—30 cm Durchmesser überwuchert das Land, so daß die grünen Halme wie kleine grüne Flecke aus diesem Distelacker hervorstechen.

2. Zu dieser mangelnden Pflege kommt noch die Kapitalsarmut der Besitzer resp. die Schwierigkeit, sich Leihkapitalien zu einem billigen Zinsfuß zu verschaffen. Kapital sich durch Landverkauf zu verschaffen, geht auch nicht in den meisten Fällen, da das Land im Stammeseigentum sich befindet.



Villa im maurischen Stil in Mustapha supérieur.

3. Schließlich verhindert auch die schlechte Besteuerung jeglichen Fortschritt. Der Araber zahlt im allgemeinen 2 Steuern, die Achur und die Zekkat. Das erstere eine Land-, das letztere eine Viehsteuer. Hier interessiert uns besonders die erstere. Die Achur hat zur Basis die Charrue d. h. nicht das Instrument, den Pflug, wie man wohl meinen möchte, sondern das Land, das ein Mann mit dem Pflug bearbeiten kann, und das je nach dem Terrain verschieden ist. Im Mittel wird dieses pflugbare Land auf 10 ha angegeben. Unter türkischer Herrschaft

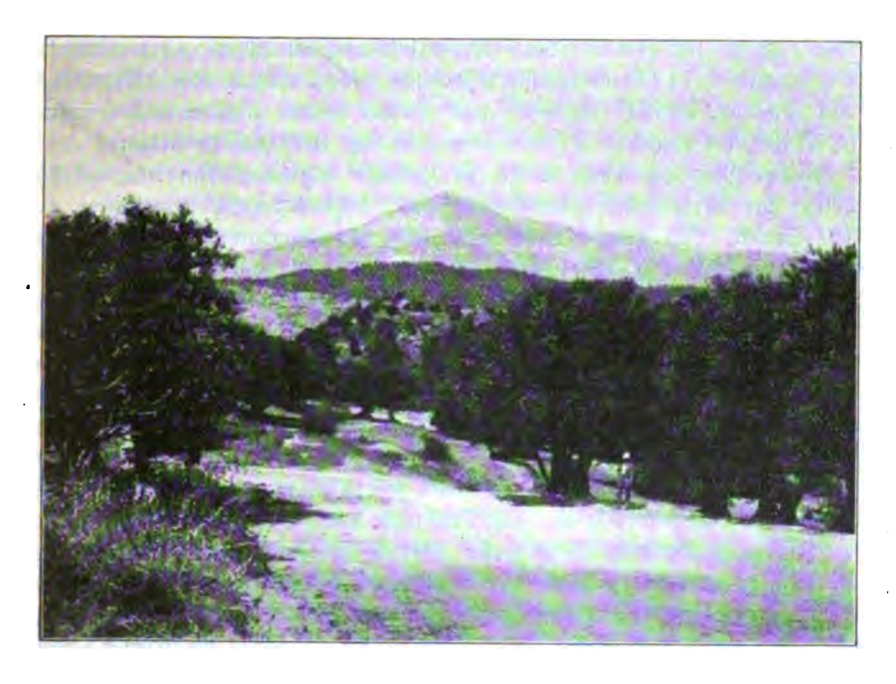
wurde die Steuer in natura bezahlt. Die Franzosen haben das geändert. Im Departement Algier und Oran wird die Steuer in Geld erhoben, und zwar wird sie nach dem jeweiligen Getreidepreis berechnet. Im Departement Constantine wird außer der Achur noch eine sog. Hokkorsteuer erhoben.

Daß durch diese Form der Besteuerung die Interessen des Landes aufs schwerste verletzt werden, leuchtet ohne weiteres ein. Je mehr der Araber Land bestellt, je mehr Steuer muß er zahlen, also bestellt er nur das Notwendige. Und von dem Notwendigen bestellt er soviel wie möglich in flüchtiger Weise, damit die Charrue ziemlich groß bleibt und sich die Steuer besser verteilt. Darum fort mit der Achur und fort mit der Hokkorsteuer!

Ein bedeutendes Stück Geld hat sich Frankreich auch die Erschließung des Landes durch Eisenbahnen kosten lassen. Heute sind noch 6 Privatgesellschaften vorhanden, unter ihnen ist die ostalgerische die größte (899 km). Die Paris-Lyon-Méditerranée, die die Linie von Algier nach Oran besitzt hat nur 513 km Schienenstrang, die Bone-Guelma 448, die westalgerische 381, die frankoalgerische 668 km.

Die Fehler, die man beim Eisenbahnbau begangen hat, liegen klar vor aller Augen. Schon jahrelang drehen sich die Verhandlungen zahlreicher Körperschaften darum, sie abzustellen. Sie liegen zum Teil in der Konzessionierung der Gesellschaften, im Privatbetrieb als solchem, ferner in der mangelhaften Ausgestaltung, in der schlechten Tarifgestaltung — es fehlt nicht allein jegliche Einheit in den Tarifen, auch die Tarifsätze für Reisende und Waren erscheinen sehr hoch, sie sind höher als die in Frankreich. Nach meinem persönlichen Urteil kann ich den algerischen Bahnen gleichfalls kein gutes Zeugnis ausstellen. Nicht allein ermangeln die Wagen der Bequemlichkeit, sie sind auch absolut unpraktisch für das Klima konstruiert. Die Abteile sind niedrig und ohne Doppeldach sowie ohne ein Ventil an der Decke, so daß die Sonnenhitze den Aufenthalt in einem solchen Abteil bald zur Hölle macht. Außerdem ist die Fahrt schrecklich langsam (30—35 km in der Stunde), was oft durch den ganz unmotiviert langen Aufenthalt verschuldet ist. Speisewagen habe ich nur auf der Strecke Algier-Oran der P. L. M. getroffen, auf den andern Linien gibt es weder Speisewagen, noch Waschräume noch sonstige Bequemlichkeiten in den Wagen, was das Vergnügen der Reise in keiner Weise erhöht. Ich möchte den algerischen Linien als ein nachahmenswertes Muster die kleine ehemals italienische Linie Tunis—la Goulette hinstellen. Die Wagen dieser Bahn sind ebenso schön wie bequem. Der Hauptvorwurf, den man dem algerischen Eisenbahnnetz machen muß, ist der, daß es zu teuer gebaut ist und zum größeren Teil ein strategisches Bahnnetz geblieben ist. Es fehlt an den kommerziellen Linien, den großen Zubringerwegen, die Eisenbahnlinien gehen mit Ausnahme der strategischen neuerdings gebauten Staatsbahn Oran-Duveyrier im Westen an der marokkanischen Grenze und der älteren Linie Constantine-Biskra nicht weit genug ins Innere. Der Osten des Landes hat aber mit dem Westen wenig Handelsverkehr. Der Verkehr vollzieht sich vorzüglich von und zur See. Nun hat man aber im großen ganzen nur eine parallel der Küste sich hinziehende Linie gebaut, während die die Hochplateaus aufschließenden Bahnen noch zum großen Teil fehlen. Doch hierin dürfte in nicht allzuferner Zeit wohl Abhülfe geschehen. Das Algerische Gouvernement bezweckt eine Anleihe von 50 Mill. Fr., um mit dieser Summe die nötigsten öffentlichen Arbeiten, darunter auch verschiedene Eisenbahnlinien, auszuführen.

Der Grund für die Kostspieligkeit der Bahnbauten liegt zum bedeutenderen Teil in technischen Fehlern. Man hätte die Bahnen ruhig schmalspurig bauen können statt mit 1,40 m Spurweite. Dann hätte man nicht allein eine große Ersparnis an Erdarbeiten und Kunstbauten gehabt, sondern man hätte auch die Bahnen besser dem Gelände anpassen können und das rollende Material hätte leichter gehalten und die Betriebskosten dadurch sehr viel geringer gestellt werden können. Die Länge der algerischen Bahnen beträgt 3023 km. Die Schulden der Gesellschaften belaufen sich auf 543,5 Mill. Fr., die ihnen in den letzten 10 Jahren jährlich gezahlten Garantiegelder betrugen im Durchschnitt 23630000 Fr. Die Gesamteinnahmen betrugen 1900 28,4 Mill. Fr. gegen 28,6 Mill. im Vorjahr.



Kabylenlandschaft.

Die oben dargelegten Mängel des jetzigen Eisenbahnsystems hofft man dadurch abzustellen, daß man einen Teil der Bahnen für den Staat zurückkaufen und die Tarife verbilligen und vereinheitlichen will. Außerdem plant man die Verlängerung wichtiger Linien und den Bau neuer Bahnen mit Schmalspur. — In Algerien können die Bahnen nur den Verkehr an sich ziehen, wenn sie außerordentlich billig sind. Nur dann können sie die Konkurrenz gegen — die Maulesel aufnehmen. Als ich von Michelet über die Dschurschura-Kette nach Tazmalt hinabritt, begegneten mir zahlreiche Kabylen, die in den Tragkörben ihrer Maulesel junge Kälbchen hatten. Ich fragte einen Führer, woher die Leute kämen. Die Antwort war: Vom Markt zu Constantine! Dort hatten sie die jungen Tiere von den Arabern eingekauft. Notabene muß man wissen, daß das 300 km sind. Aber der Kabyle hat Zeit. Was sind ihm 3 oder 4 Tage Wegs. Seine Nahrung bilden ein paar Feigen und Datteln, für ein paar Centimes schläft er

in irgend einem Funduk. Also schlägt der Maulesel glänzend jede Bahn. — Aber noch ein anderer Fall war mir sehr wunderbar. Von Constantine nach Batna geht die bekannte Bahn, die weiter nach Biskra führt. Nichtsdestoweniger erblickte ich auf dem Place Nemours eine Diligence, die den Verkehr mit Batna vermittelte. Daß sie auch recht frequentiert wurde, bewies mir der große Andrang und die zahlreichen Gepäckstücke, die man oben verlud.

Also billigere und bessere Bahnen, und der Verkehr wird sich heben und das Defizit verschwinden.

Eine Grundvoraussetzung wird allerdings auch noch hinzukommen müssen, um das Land in Wahrheit zu erschließen. Algerien muß stärker bevölkert werden. Und zwar muß die europäische Bevölkerung wachsen. Heute zählt Algerien 4,7 Mill. Einwohner (1901). Nach ihrem Ursprung betrachtet, waren vorhanden 292464 Franzosen, 71793 naturalisierte Fremde, 2394 Tunesier, 23872 Marokkaner, 155265 Spanier, 38791 Italiener und 25530 andere Nationalitäten. Juden waren 57132, die eingeborene Bevölkerung betrug 4072089 Personen.

Meiner Meinung nach hängt die Zukunft Algeriens von dem stärkeren Wachstum der europäischen Bevölkerung ab. Letztere beträgt im ganzen etwa 600000 Seelen. Ich glaube nicht daran, daß die eingeborene Bevölkerung mit Ausnahme der städtischen Maurenbevölkerung sich aus dem jahrhundertelangen Dahinleben wird aufrütteln lassen.

Die Araberbevölkerung wird zurückgehen, und die ursprüngliche Bevölkerung, die Berberrassen und die Kabylen werden mehr hervortreten und an wirtschaftlichem und politischem Einfluß gewinnen. Aber den richtigen Nutzen wird Algerien aus seinen Bodenschätzen nur ziehen, wenn sie durch eine europäische Bevölkerung ausgebeutet werden.

Man hat Algerien früher eine colonie mixte genannt, eine Kolonie, die nur zum Teil Ansiedelungskolonie ist, zum Teil nicht durch Europäer besiedelt werden kann. Im großen ganzen ist Algerien überall mit Ausnahme der unmittelbar an die Wüsten grenzenden Teile gut bewohnbar, besonders auch die Plateaus. Algerien ist eine unvergleichliche Erwerbung, und Frankreich kann aufs höchste zufrieden sein, einen solch' nahen, aussichtsvollen Kolonialbesitz gefunden zu haben.

Niemand hat das vielleicht klarer und schärfer erkannt als Prévost-Paradol. Niemand hat deutlicher den Weg vorgezeichnet, den Frankreich zu gehen hat, als er. „Il faut considérer, schrieb er schon 1868, comme absolument chimérique tout projet et toute espérance de conserver à la France son rang relatif dans le monde, si ces espérances, ces projets, ne prennent pas pour point de départ cette maxime: Le nombre des Français doit s'augmenter assez rapidement pour maintenir un certain équilibre entre notre puissance et celle des autres grandes nations de la terre. — Si pourtant la population s'accroît si lentement sur notre territoire, et s'il n'y a plus a tenter la fondation de quelque lointain empire, toute chance nous est-elle enlevée de multiplier rapidement le nombre des Français et de nous maintenir en quantité respectable sur la terre? Nous avons encore cette chance suprême, et cette chance s'appelle d'un nom qui devrait être plus populaire en France, l'Algérie.“

Und zum Schluß des Abschnittes schreibt er: „Puisse-t-il venir bientôt, ce jour où nos concitoyens, à l'étroit dans notre France africaine, déborderont

sur le Maroc et sur la Tunisie, et fonderont enfin cet empire méditerranéen qui ne sera plus seulement une satisfaction pour notre orgueil, mais qui sera certainement dans l'état futur du monde, la dernière ressource de notre grandeur!"

Es hat lange gedauert, bis der Name Algerien in Frankreich populär wurde. Auch heute ist er vielleicht noch nicht so bekannt, wie er es sein müßte, aber man beginnt doch den großartigen Wert Algeriens immer mehr zu erkennen und zu schätzen. Wie bekannt, ist die algerische Landkolonisation — Staatskolonisation von Anfang bis zu Ende gewesen. Eine Fülle von Gesetzen und Verordnungen sind erlassen worden, um das Land der Bebauung zu erschließen und einen gesicherten, von den Schlingen der muhammedanischen Rechtsverhältnisse befreiten Grundbesitz zu schaffen. Millionen hat man geopfert. Doch wenn das Ziel noch nicht vollkommen erreicht ist, so haben immerhin von den 13,6 Mill. ha des algerischen Tell 4 Mill. ha die französischen Besitztitel empfangen. Die Ländereien ohne französische Besitztitel sind fast nur Araberland auf den Hochplateaus, die für Zwecke der Kolonisation bisher noch wenig oder gar nicht in Frage kamen.

In europäischen Händen befinden sich heute gegen 1½ Mill. ha Land. Die Zahl der sogenannten Zentren hat sich von 1872 von 240 auf 615 gehoben, außerdem sind noch 66 ältere Zentren vergrößert worden. Neben diesen Zentren existieren noch 8229 ländliche Güter (domaines ruraux séparés). Die europäische, landwirtschaftlich tätige Bevölkerung hat sich in 25 Jahren mehr als verdoppelt, sie beträgt über 200000 Personen.

Der Hauptreichtum Algeriens ruht heute in seinem Weinbau. Man schätzt die Summe, die auf Anlegung der Weinpflanzungen verwandt worden ist, auf 400 bis 500 Mill. Fr. In keinem Produktionszweig hat Algerien größere Fortschritte zu verzeichnen, nichts vermag dem Reisenden ein deutlicheres Bild von der französischen Kolonisationstätigkeit zu entwerfen, als diese wohlbestellten, sorgsam gepflegten herrlichen Weinpflanzungen, die den augenscheinlichsten Beweis liefern, daß das Land französische Erde geworden ist.

Wie rasch diese Kultur gewachsen ist, lehrt ein Blick auf die Statistik. Noch 1870 waren es erst 13 000 ha, 10 Jahre später sind es 30 000, 1900 144 642 ha, die die riesige Ernte von 5,5 Mill. hl ergeben.

Bis vor nicht langer Zeit erfreute sich der algerische Wein im Ausland keines sehr guten Rufes. Seine Güte, Geschmack, Farbe und Haltbarkeit ließen zu wünschen übrig, und um ihn als Verschnittwein zu verwenden, war sein Alkoholgehalt nicht hoch genug. Allmählich hat aber der algerische Winzer die Qualität seiner Reben verbessert und die Behandlung des Weins immer mehr vervollkommnet, so daß sich der algerische Wein einer wachsenden Beliebtheit erfreut. Zwar haften ihm immer noch gewisse Nachteile, die den Weinen ganz heißer Zonen eigen sind, an, doch im allgemeinen ist der Wein wohlschmeckend und erfüllt alle Voraussetzungen, die man an einen brauchbaren Tischwein stellt.

Nicht zum wenigsten ins Gewicht fällt der billige Preis. Ein hl 11—12° Weines premier choix ist für 10 Fr. zu haben, ja im vorigen Jahr wurde der Wein, da das Angebot zu groß war, sogar für 3 Fr. das hl verkauft. In gewöhnlichen kleinen Kneipen sieht man öfters ein Schild mit der Aufschrift: 1 Liter Rotwein 2 Sous. In dem Hotel, in dem ich in Algier wohnte, wurde der Wein zu Tisch überhaupt nicht gerechnet. Man konnte davon trinken, so viel

man wollte. Allerdings trank man selten mehr als seine 3/4 Liter, da der Wein ohne einen kleinen Wasserzusatz doch etwas zu alkoholreich war.

Algerien ist heute mit seinem Wein zum Teil auf das Ausland angewiesen, da Frankreich, sein Hauptabnehmer, nachdem der französische Weinbau sich von den Schädigungen der Phylloxera erholt hat, selbst wieder große Ernten aufzuweisen hat.

Da erwies sich denn die Wirtschaftspolitik, die Frankreich gegenüber Algerien eingeschlagen hat, als nachteilig. Wie ich in einem früheren Artikel in den Preuß. Jahrbüchern bereits ausführen konnte, ist Frankreich mit Algerien schon seit dem Jahr 1867, mehr noch 1881, durch eine gemeinsame Zollgrenze verbunden. Dieser Umstand hat der algerischen Rohstofferzeugung einen mächtigen Impuls gegeben. Algerien hatte den weiten französischen Markt für sich und konnte seine Cerealien, sein Vieh, seine Felle und Häute, seine Gemüse und Frühherzeugnisse und seine Weine dort absetzen. Dazu unterhielt es auch mit dem Ausland einen nicht unbedeutenden Verkehr. Der 1892er Tarif hat den Schutzwall um Algerien noch mehr erhöht — nicht zum Vorteil des Landes. Zwar der Verkehr mit Frankreich mußte noch intimer werden; aber mir scheint, er hat jetzt seinen Höhepunkt erreicht. Der Verkehr mit dem Ausland ist aber zurückgegangen. Dazu hat Algerien einen nicht unbedeutenden Konkurrenten bekommen, und das ist Tunis. Algerien und Tunis haben fast dieselben Exportprodukte. Tunis ist in vieler Beziehung noch günstiger von der Natur ausgestattet als Algerien, z. B. in der Ölproduktion. Schon heute versorgen Algerien und Tunis das Mutterland mit ihren Cerealien zu 97%. Das hoch agrarische Frankreich braucht daher in Wirklichkeit sehr wenig Zoll für sein Brot zu zahlen. Ja in Zukunft, wenn Tunis und Algerien noch mehr durch Eisenbahnen werden erschlossen sein, wird Frankreich, das ohnehin schon eine gut entwickelte Landwirtschaft besitzt, vollkommen unabhängig vom Ausland dastehen. Es wird Überfluß an Getreide haben. Es fragt sich aber dann, welchen Vorteil werden die beiden Mittelmeerkolonien haben? Wo werden die mit ihren Getreideüberschüssen bleiben? Wie jetzt für seinen Wein wird Algerien dann für seine Cerealien den Auslandsmarkt aufsuchen wollen. Das wird es aber nur mit Erfolg tun können, wenn seine Handelspolitik geändert wird. Auch hier heißt es: „Hand wird nur von Hand gewaschen; wenn du nehmen willst, so gib!“

Frankreich kann sich meines Erachtens von der mitteleuropäischen Gemeinschaft auf die Dauer nicht ausschließen. Den Anstoß dazu wird sein Kolonialreich geben. Wenn Frankreich seine Kolonialbesitzungen wirtschaftlich auf die Höhe zu bringen vermag, wird der französische Markt von Kolonialprodukten überschwemmt werden, während Frankreich in den Kolonien ein immer größeres Absatzgebiet sucht. Es muß aber seine Kolonien wirtschaftlich zu entwickeln trachten, da es die gewaltigen Ausgaben, die sein Kolonialbudget erfordert, nicht Jahr für Jahr wird ruhig ertragen können.

Doch zurück zu Algerien selbst! Algerien hat durch den Generalzolltarif eine große Last auf sich genommen. Die Folge ist gewesen, daß alle Warenpreise sehr stark gestiegen sind, und daß die Lebenshaltung der Bevölkerung, d. h. der europäischen, sich sehr verteuert hat. Will man Algerien der französischen Bevölkerung in Wahrheit anziehend machen, so schaffe man in Algerien ein billiges

Leben und wirtschaftlich möglichste Freiheit, dann wird das Land bald Überfluß an Menschen haben, die ihm heute noch fehlen, dann wird es bald jene Fruchtbarkeit erhalten, die man ihm im Altertum nachrühmte, dann wird nicht allein die herrliche Mitidscha die „Mutter der Armen" sein, sondern ganz Algerien die Mutter der armen Kinder Frankreichs.

Die Aussichten neuer Unternehmungen im tropischen Südamerika.

Von C. F. W. Herb, Baden-Baden.

II.

Die Grundlagen, auf denen jedes größere Unternehmen, auch in Europa, aufgebaut sein muß, wenn es florieren soll, müssen natürlich drüben erst recht vorhanden sein, und daher ist allererstes und wichtigstes Erfordernis, daß die Prüfung der Verhältnisse die denkbar genaueste und durchaus fachmännischste sei, wenn nicht das betreffende Unternehmen schon vom ersten Augenblick seiner Existenz an den Todeskeim in sich tragen soll.

Verschiedene Gesichspunkte sind es, nach denen die Verhältnisse genau zu prüfen sind, nämlich:

1. Ist genügendes Kapital vorhanden, daß das Bestehen des Unternehmens auch zu Zeiten ev. Krisen gesichert erscheint?
2. Wie sind die zur Verfügung stehenden Verkehrsmittel?
3. Wie steht es mit der Beschaffung der erforderlichen Betriebskraft?
4. Sind genügende Arbeitskräfte vorhanden, oder besteht die Möglichkeit, solche, und zwar rationelle in ausreichender Zahl, beschaffen zu können?
5. Wie ist das Klima?
6. Wie sind die politischen Verhältnisse?

Die Frage, ob dem Produkt ein genügender und lukrativer Absatz gesichert ist, ist so selbstverständlich, daß ich dieselbe an dieser Stelle wohl übergehen kann; zudem würde deren Beantwortung zu sehr zu Einzelheiten führen, so daß ich mir dieselbe für eine andere Gelegenheit vorbehalte.

1.

Die erste Bedingung zu befriedigendem Gedeihen eines jeden Unternehmens im tropischen Südamerika, wie ja auch allerwärts, ist genügend großes Kapital, das aber relativ viel größer sein muß als jenes für ein gleich bedeutendes Etablissement in Europa.

Sämtliche Gebrauchsgegenstände, welcher Art sie auch sein mögen, sind in den in Frage kommenden Ländern infolge der Anspruchslosigkeit der Bevölkerung und der beinahe vollständigen Abwesenheit jeder Industrie, oft auch infolge der herrschenden Geldverhältnisse, sehr teuer. Jedes Unternehmen braucht aber mehr oder weniger lange Zeit, um in das Stadium der Rentabilität einzutreten, öfters stellen sich auch Zeiten ein, während welcher das Unternehmen unproduktiv ist, wie Revolutionen, meteorologische Störungen u. a. m., während welcher aber dennoch ein teures Arbeits- und Aufsichtspersonal unterhalten werden muß und das auf-

gewandte Kapital tot liegt. Es gilt dies nicht nur für rein industrielle Unternehmen, sondern auch ganz besonders für landwirtschaftliche, für welch' letztere oft noch sehr ungünstige Konjunkturen in Betracht kommen (z. B. momentan Kaffee).

Die Lohnsätze sind infolge der sprichwörtlichen Abneigung der einheimischen Bevölkerung gegen jede Art von Arbeit und der teuren Lebensmittelpreise viel höhere als bei uns, und namentlich für das Aufsichtspersonal, das ja doch mit wenigen Ausnahmen aus Europäern bestehen muß, werden sich nur dann geeignete und wirklich tüchtige Kräfte finden lassen, wenn ihnen der Verdienst ein Äquivalent für die unvermeidlichen Unbequemlichkeiten, oft auch Strapazen und Entbehrungen bietet, denen sie während ihres Aufenthaltes in den Tropen ausgesetzt sind.

Aussicht auf Erfolg haben daher nur solche Unternehmungen, die mit genügend großem Kapital entriert werden, um nicht nur die Anfangszeit, sondern auch eventuelle spätere Störungen und dadurch Perioden der Unrentabilität überstehen zu können, ohne deshalb gleich in finanzielle Schwierigkeiten zu geraten.

Die Beschaffung dieses Kapitals wird angesichts des doch immerhin mit dessen Anlage verknüpften Risikos, das selbstredend größer ist als bei einem gleichartigen Unternehmen in Europa, schon genügend Schwierigkeiten bereiten auch nebenbei noch aus dem Grunde, weil die Geldgeber dem Unternehmer vollstes Vertrauen entgegenbringen müssen, da sie sich nur in den seltensten Fällen persönlich durch den Augenschein von der Wahrheit der Berichte zu überzeugen vermögen. Wie wenig angebracht aber ein derartiges blindes Vertrauen oft ist, dafür bietet die Geschichte des Panamakanals, der überhaupt in jeder Beziehung für derlei Unternehmen typisch ist, den besten Beweis. Der Kanal hätte mit dem aufgewandten Kapital beinahe zweimal gebaut werden können, steckt aber heute noch in den Kinderschuhen, und dennoch, wäre er vollendet worden, so würde er auch ein noch höheres Anlagekapital verzinst haben, als das aufgewandte.

Der Kapitalist erwartet mit Recht von einem Unternehmen, daß es das Kapital nicht nur verzinst, sondern möglichst auch amortisiert, und dieser Erwartung entsprechen, vorläufig wenigstens, nur recht wenige, besonders günstig gelegene Unternehmen in den Tropen Südamerikas.

Es wird also vor allem aufs genaueste zu prüfen sein, ob und wie weit Aussicht vorhanden ist, den zur Ausbeutung ins Auge gefaßten Rohwert, sei es ein fruchtbares, für bestimmte landwirtschaftliche Zwecke besonders geeignetes Areal, ein reiches Mineralvorkommen oder was sonst auch, derart verwerten zu können, daß auch ein verhältnismäßig hohes Kapital seine Rechnung dabei findet. Diese Prüfung darf aber nicht auf der Basis ähnlicher Unternehmungen in Europa aufgebaut sein, sondern muß sich vollständig den örtlichen Verhältnissen anpassen, und soll nur von vorurteilsfreien und durchaus gewissenhaften, uninteressierten genauen Kennern der letzteren ausgeführt werden. Lautet das Urteil günstig, so fixiere man gleich vom ersten Anfang an das erforderliche Kapital so hoch, daß es für alle, selbst für Ausnahmefälle, ausreicht, ehe man sich mit dem Gedanken beruhigt: „Es wird ja reichen" und dann in kurzer Zeit mit Nachforderungen hervortreten muß, die immer einen zum mindesten unangenehmen, oft aber schlechten Eindruck auf die Kapitalisten machen. Gelingt die Beschaffung des nötig erscheinenden Kapitals nicht, so unterbleibt das Unternehmen besser ganz.

2.

Als zweitwichtigstes Moment möchte ich die Frage nach den vorhandenen oder eventuell zu schaffenden Verkehrswegen behandeln, die gleichfalls von vitalstem Interesse ist.

Man kann getrost sagen, daß, allgemein gesprochen, die zur Verfügung stehenden Verkehrsmittel hinter den unsrigen weit zurückstehen, wenn auch ganz hervorragende vereinzelt anzutreffen sind. Im allgemeinen aber sind sie in einem derartig mangelhaften Zustand, daß sie mit der sonstigen Entwicklung jener Länder eigentlich in gar keinem Verhältnis stehen. Auch hieraus ersieht selbst der Laie wieder, wie wenig systematisch, sprungweise das tropische Südamerika sich entwickelt hat. Elende Saumpfade bilden noch wie vor einem halben Jahrtausend während der Regenzeit eine ununterbrochene Schlammlache. In ihr sinken die Esel und Maultiere bis zum Leib ein. Häufig aber sind diese Wege ganz unpassierbar, namentlich während der trockenen Periode wegen des meterhohen, infernalischen, mikroskopisch feinen Staubes, von dessen impertinenter Aufdringlichkeit sich nur der einen Begriff machen kann, dem er trotz aller Schutzmaßregeln durch Augen, Nase und Ohren gedrungen ist. Mit diesen Pfaden, die kaum mehr als Weg bezeichnet werden können, wechseln Eisenbahnen ab, die in der Kühnheit ihres Baues sich getrost den berühmtesten Bergbahnen Europas zur Seite stellen können, während das Mittelglied, die makadamisierte Landstraße, vollständig fehlt.

Infolge dieser eigenartigen Verhältnisse hat sich heute noch das uralte Verkehrsmittel, das Saumtier, erhalten, und weitaus der größte Teil aller Waren wird auf dem Rücken von Eseln, Maultieren oder auch Pferden befördert.

Es bedarf aber wohl kaum vieler Worte, um diese Art der Beförderung als eine äußerst langsame, unrationelle und umständliche zu bezeichnen. Abgesehen von der Langsamkeit und Kostspieligkeit dieses Transportmittels ist man immer gezwungen, dem wenn auch großen, so doch immerhin beschränkten Tragvermögen der Saumtiere das Gewicht der einzelnen Kolli anzupassen. Dieselben dürfen daher ein solches von höchstens zwei Zentnern nicht wesentlich überschreiten. Wenn auch ein Esel oder Maultier eine noch höhere Last zu tragen vermag, sobald sie gleichmäßig in zwei Ballen auf beiden Seiten des Tieres befestigt und dadurch der Schwerpunkt nach unten verlegt ist, so sind schwerere Kolli, die oben auf den Rücken gepackt werden müssen, immer gefährlich, weil nur gar zu leicht Tier und Ladung bei der ersten besten Gelegenheit, z. B. beim Übergang über eine Furt, verloren gehen. Diese Schwierigkeiten kommen hauptsächlich bei jenen Unternehmungen in Betracht, die schwerer Maschinen bedürfen, weil Maschinenteile, die ein Gewicht von 2 bis 3 Zentnern übersteigen, nur unter Kosten zu befördern sind, die oft in gar keinem Verhältnis zum Werte des Materials stehen. Ich kenne maschinelle Anlagen, die drüben, bis sie an Ort und Stelle waren, das Mehrfache dessen an Transport verschlangen, was in Europa ihre Anschaffung gekostet hatte. In den meisten Ländern sind zudem Küstengebirge zu überwinden, die schroff, unwegsam und steil aus dem Meere hervorragen und dadurch natürlich die Transportschwierigkeiten nur erhöhen.

Auch für den Transport des erzeugten Produktes nach der Konsumptionsstelle, resp. nach dem Verschiffungshafen ist man meist auf das Saumtier angewiesen und wird daher gut tun, diese Kosten vorher genau zu kalkulieren, will man sich später nicht schweren Enttäuschungen ausgesetzt sehen.

Als zweitwichtigstes und gleichzeitig natürlichstes Transportmittel kämen die Flußläufe in Betracht, an denen Südamerika bekanntlich so reich ist. Doch leider liegen diese Verkehrswege noch sehr im Argen. Herrliche, breite Ströme, um die die ganze Welt Südamerika beneiden könnte, fließen jahraus, jahrein unbenutzt zum Meer, weil man dort von der Natur schon Flußläufe verlangt, die gar keiner Korrektion bedürfen, und selbst dann noch zu bequem ist, solche, wo sie sich bieten, voll auszunützen. Die Natur hat wahrhaftig alles getan, was man in dieser Beziehung billigerweise von ihr verlangen konnte, und in der einzig in der Welt dastehenden Bifurkation des Orinokko mit dem Amazonas, zweien der mächtigsten Ströme der Welt, sich selbst überboten. Ist es denkbar, daß ein derartiges Phänomen, das zwei Forscher, wie Alexander von Humboldt und Schomburgh, vor hundert Jahren schon erkannt und erforscht haben, wodurch zwei Ströme, deren Flußgebiet ganz Europa an Ausdehnung übertrifft, zusammen verbunden werden, bis heute noch nicht ausgenutzt worden ist? Unter solchen Verhältnissen ist der Wert all dieser Ströme, die Südamerika durchfließen, ein illusorischer, wenigstens vorläufig, und noch manch' Tröpflein wird durch ihr breites, an vielen Stellen indessen seichtes oder durch Stromschnellen unterbrochenes Bett fließen, bis sie einmal soweit reguliert sind, daß sie einen beachtenswerten nationalökonomischen Faktor bilden. In ganz bescheidenem Maße werden sie ja heute schon verkehrstechnisch benutzt, auf dem Magdalena sowohl, wie auf dem Orinokko, dem Amazonas und dem Essequibo verkehren Bote für Fracht- und Personenbeförderung; aber es ist bezeichnend für den Zustand, in welchem sich dieselben befinden, daß die Versicherungsgesellschaften für diese Art der Beförderung überhaupt keine Garantie übernehmen oder doch nur zu ganz exorbitanten Prämien. Verfasser hat einen großen Teil der in Betracht kommenden Ströme zu wiederholten Malen mit den dort üblichen Fahrzeugen befahren. Im günstigsten Falle ist es ein Heckraddampfer, der kaum einen gegen Wind und Wetter geschützten Raum zum Schlafen besitzt, jeden anderen Tag anlegen muß, um neues Holz zur Heizung der Kessel einzunehmen, und dessen Kapitän jedesmal seinem Schöpfer dankt, wenn er eine solche Reise wieder glücklich überlebt hat, häufiger ein ganz offenes Motorboot, meistens indessen eine einfache Ruderpirogue. Ich kenne die Verhältnisse aufs genaueste aus eigener Erfahrung und weiß daher, daß mit relativ geringen Kosten, mit wenig Mühe und Arbeit hier Verkehrswege zu schaffen wären, die das Ideal eines solchen vorstellen würden. Welch herrliche Aussichten würden sich diesen von der Natur so begünstigten Ländern bieten, wenn nur einmal die wenigen Hindernisse aus dem Wege geräumt wären. Länderstriche, die bis heute noch ausschließlich von Eingeborenen bewohnt werden, zwischen welchen nur zerstreut einzelne, weit vorgeschobene Pioniere des Handels ein wenig beneidenswertes Dasein führen, würden dadurch dem Verkehr und der Kultur eröffnet, unserer überschüssigen europäischen Kraft ein neues, reiches Feld der Betätigung erschlossen. Ich erinnere nur an die ungeheuren, fruchtbaren, von leichten Hügelreihen durchzogenen Ebenen im Flußgebiet der Nebenströme des Orinokko: Rio Meta, Apure, Guaviare und wie sie alle heißen mögen. So muß, um nur ein Beispiel herauszugreifen, das schöne Vieh, das dort gezüchtet wird, und für welches die Antillen stets willige Abnehmer sind, heute eine Landreise von langen Wochen machen, um an den Verschiffungshafen zu kommen. Durch heiße Steppen, ohne Wasser bei 30 und 35 Grad Hitze, geht der Weg, dann wieder durch eine

tiefe Furt, endlich durch düsteres, unwegsames Gebirge, dessen Temperatur jener der Paramos Kolumbiens nahe kommt, um zuletzt steil und schroff nach der glühenden Küste hinunter zu führen. Was von der einst so blühenden Herde, die die gesegneten Fluren der Heimat verließ, bei der Ankunft am Hafen übrig bleibt, ist ein elendes Häufchen Haut und Knochen, stark dezimiert durch die Beschwerden der Reise. Man muß die Reise von Bogota nach Trinidad zu Wasser durch den Rio Meta und den Orinokko gemacht haben, um beurteilen zu können, welch' unermeßliche Vorteile eine nur leichte Korrektion jener Flüsse für das ganze von Natur so reiche Hinterland Venezuelas, für Kolumbien und das Innere Brasiliens böte.

Leider haben wir aber vorläufig mit guten Wasserstraßen so gut wie nicht zu rechnen.

Das dritte Transportmittel, jenes par excellence für europäische Verhältnisse: die Eisenbahn, kommt nur für ganz beschränkte Striche der von mir besprochenen Länder in Betracht.

Der Bahnbau an und für sich gehört ja schon in die Rubrik der industriellen Unternehmungen, und ihm stellen sich daher genau die gleichen Schwierigkeiten entgegen, die zu schildern der Zweck dieser Abhandlung ist; eher noch größere.

So, wie die Verhältnisse heute liegen, ist der Bahnbau lediglich ein, sagen wir „philanthropisches" Unternehmen; denn ein sicherer Gewinn läßt sich kaum erwarten. Eine einzige lange Linie, die eine große Fläche durchschneidet, hat, solange keine Stichbahnen gebaut werden, wenig Aussicht auf Rentabilität, auch relativ wenig Wert für die Erschließung der Länder, und um ganze Netze auszubauen, dazu gehört soviel Kapital, daß dasselbe wohl kaum zu beschaffen sein wird, ganz abgesehen davon, daß auch dann eine Verzinsung erst nach langen Jahren einsetzen könnte, wenn erst einmal die von den Bahnen erschlossenen Länder jene Entwicklung erreicht haben werden, welche zur Rentabilität der Bahn erforderlich ist.

Daß Eisenbahnen zur Erschließung und Entwicklung jener Länder dienlich und sogar unerläßlich notwendig sind, daran zweifelt weder hier noch drüben jemand; es wird sich nur darum handeln, wer sie bauen soll. Das Naheliegendste wäre ja allerdings, daß die betreffenden Staaten in Erkenntnis der ihren Ländern daraus erwachsenden Vorteile deren Bau, wenn auch nicht in eigene Regie nähmen, so doch in der Weise ermöglichten, daß sie eine gewisse Zinsgarantie übernähmen. Aber dazu ist vorläufig und auch wohl in absehbarer Zeit kaum Aussicht vorhanden. Der Mann, von dessen Art Südamerika vieler bedürfte, um sich von seinem heutigen Marasmus zu erholen, um eine Rolle in der Politik und im Welthandel zu spielen, um bald nicht mehr als quantité negligeable betrachtet zu werden, der nach Simon Bolivar der größte war, den Südamerika je hervorgebracht hat, ich meine General Guzman Blanco, der mit gutem Erfolge den ersten Versuch gemacht hat, das von ihm regierte Land (Venezuela) aus der Versumpfung herauszureißen, es einem zivilisierten Zustand entgegenzuführen, seine Reichtümer zu erschließen, der zahlreiche europäische, meist deutsche Landwirte in zur Bodenkultur vorzüglich geeigneten Gegenden ansiedelte, der in der europäischen Diplomatie und bei der Finanzwelt berechtigtes Vertrauen genoß und dadurch manches fertig brachte, was den Durchschnittspräsidenten jener Länder versagt bleibt, war auch der einzige, der im Namen seiner Regierung eine

Zinsgarantie für die von deutschem und englischem Kapital erbauten venezolanischen Eisenbahnen übernahm. Und was war sein Dank? Es wurde ihm vorgeworfen, daß er diese Garantie nur aus selbstsüchtigen Motiven übernommen und seinen guten persönlichen Nutzen zum Schaden Venezuelas dabei gemacht habe. Nachdem er durch mehrere Legislaturperioden hindurch sein Amt als Präsident beizubehalten verstanden hatte, wurde er seiner Stellung als verlustig erklärt und entzog sich nur durch rechtzeitige Flucht der drohenden Erschießung. Was nützte es später Venezuela, daß es nach dem vor ca. drei Jahren in Paris erfolgten Tode Guzman-Blancos dessen sterbliche Überreste nach dem Pantheon in Caracas überführen ließ, nachdem es sich in wahnwitziger Verblendung selbst des Mannes beraubt hatte, der es einer herrlichen Zukunft hätte entgegenführen können? Die Toten stehen nicht mehr auf.

Die Nachfolger und Kollegen Guzmans werden sich an ihm wohl ein Beispiel nehmen, und eine staatliche Zinsgarantie wird daher in der nächsten Zukunft wohl kaum zu erwarten sein.

Ist aber der Bahnbau, ein derart unsicheres und kostspieliges Unternehmen, lediglich auf private Initiative angewiesen, so erscheint er unter den heutigen südamerikanischen Verhältnissen so gut wie ausgeschlossen. Gerade für die Bahnbauten gilt, was ich weiter oben über meteorologische und politische Störungen schon sagte; sie werden von solchen zuerst in Mitleidenschaft gezogen werden.

Dammrutschungen sind infolge der tropischen Regengüsse nicht selten; auch die gerade in den reichsten Gegenden häufigen Erdbeben können oft schweren Schaden tun, und im Falle einer Revolution, sei es auch nur einer lokalen, müssen die wenigen Bahnen natürlich immer zuerst daran glauben. Entweder sie werden von beiden Parteien zum Truppentransport mit Beschlag belegt, oder die Anlagen werden zerstört, wie es gerade vor etwa einem Jahre mit der herrlichen Bahn La-Guayra-Caracas der Fall war.

Ein Bahnbau ist überall ein teures Unternehmen, doppelt teuer aber in Südamerika, wo jedes Stück mit vieler Mühe und Not an den Ort seiner Verwendung geschafft werden muß. Das Anlagekapital wird also ein sehr großes sein müssen. Aber ganz abgesehen davon, stellt sich auch der Betrieb selbst so hoch, daß die Benutzung dieses Transportmittels nur für wertvollere Produkte in Frage kommen kann. Die Abnutzung des Schienenweges, ganz besonders aber des rollenden Materials, ist drüben infolge der klimatischen Verhältnisse (unvermeidlicher und schnell fressender Rost z. B.) und der weniger sorgfältigen Instandhaltung wesentlich schneller als in Europa, die Abschreibungen müssen infolgedessen höher sein, der Betrieb ist viel teurer, und will daher der Kapitalist sein Kapital aus eigener Kraft (ich meine ohne staatliche Beihülfe) verzinsen, müßten natürlich die Frachtsätze dementsprechend hohe sein, da der Personenverkehr, der ja schon in Europa die Suppe nicht fett macht, drüben kaum in Betracht kommt. Berechnet nun aber die Bahn ihre Frachten derart, daß sie eine Deckung der Betriebskosten und eine wenn auch nur mäßige Verzinsung erlauben, so müssen diese notgedrungen so hoch sein, daß die Bahn mit dem einheimischen, immer noch verhältnismäßig billigen Transportmittel, der „Mula", nicht mehr konkurrieren kann, und so ist man eben immer wieder auf das Saumtier angewiesen. Die wenigen Bahnen, die vorhanden sind, zählen für eine allgemeine Abhandlung, wie die gegenwärtige, kaum mit; solche, die wirklich Anspruch auf diesen Namen

machen dürfen, existieren meines Wissens, abgesehen von der Panamabahn, nur in Venezuela; denn mit den anderen, die ich sonst aus eigener Erfahrung kenne, kann man kaum rechnen. Von manchen erzählt man sich, daß man mit der „Mula" schneller, jedenfalls aber sicherer zum Ziele komme, und so ganz unrecht haben die bösen Leute, die solches behaupten, auch nicht.

Kleinigkeiten sprechen oft eine deutlichere Sprache als tausend gelehrte Auseinandersetzungen. So mag es als Charakteristikum genügen, daß die Bahn von Caracas nach Valencia, welche eines der reichsten Länder der Welt durchschneidet, das schon einen Humboldt entzückte, eine andere Spurweite, als jene von Caracas nach dem Hafen La-Guayra hat, daß also alle Güter in Caracas umgeladen werden müssen. Die später gebaute englische Bahn von Valencia nach Pto. Cabello dagegen hat wieder gleiche Spur mit jener von Caracas nach Valencia!

Ein Hauptaugenmerk müßte daher bei jedem neuen Unternehmen darauf gerichtet sein, zu berechnen, ob die Transportverhältnisse nicht derartig sind, daß das ins Auge gefaßte Produkt durch das Verbringen nach der Konsumptionsstelle so verteuert wird, daß es nicht mehr mit anderen Provenienzen konkurrieren kann. In manchen Fällen wird man sich leicht und mit geringen Kosten durch irgend eine billige Anschlußbahn nach einer schon bestehenden Hauptlinie helfen können, sei es, daß man eine kleine Strecke als Vollbahn anschließt, oder daß man zu den namentlich für jene Länder ganz vorzüglich geeigneten Koppelschen Feldbahnen seine Zuflucht nimmt. Dieselben sind leicht zu verlegen, sowohl durch Dampf- als auch durch animalische Kraft zu betreiben und kosten nicht viel Anlagekapital. Je nach Stand der Verhältnisse werden sich auch die Pohligschen Drahtseilbahnen empfehlen, die zur größten Zufriedenheit selbst auf sehr lange Strecken in manchen Punkten Südamerikas funktionieren.

Gerade dieser Punkt, die Schwierigkeit des Transportes, oder besser gesagt, die vollständige Abwesenheit wirklich guter und rationeller Transportmittel halte ich für einen der wesentlichsten Hindernisgründe der gedeihlichen Entwicklung jener Länder. Ich kenne persönlich sehr reiche Mineralvorkommen, gesegnete, zur Landwirtschaft vorzüglich geeignete Gefilde und könnte dennoch zu keinem finanziellen Engagement raten, weil die Transportverhältnisse daselbst derart sind, daß sie den ganzen Erfolg in Frage stellen.

Ein Beispiel: Ich kenne eine sehr reiche Kohlenmine, die ungeheuren Profit abwerfen würde, wenn sie irgend wo anders als gerade im tropischen Südamerika läge. So liegen aber die Verhältnisse derart, daß das Produkt auf dem Rücken von Maultieren nach der Konsumptionsstelle geschafft werden muß, daß die Reise heute noch ca. 14 Tage in Anspruch nimmt und daher die Grube absolut unverwertbar ist. In Europa hätte sie schon längst eine große Aktiengesellschaft in der Hand und würde einen vorzüglichen Verdienst erzielen.

Als wie wichtig die Lösung der Frage der Transportverhältnisse von allen Beteiligten betrachtet wird, dafür ist der beste Beweis, daß die doch sonst so optimistisch veranlagten Eingeborenen selbst wissen, wie notwendig eine Änderung in diesem Sinne für die Entwicklung und das Gedeihen ihrer Länder ist. Ich kann mir nicht versagen, an dieser Stelle einige Worte meines werten Freundes, des Herrn Louis W. N. Doret, zu rekapitulieren, welche die Lage vorzüglich kennzeichnen. Herr Doret ist selbst Vollbluthaitianer, hoher Beamter des Mini-

steriums, dabei in Paris erzogen und von klarem Blick, vermag daher die Verhältnisse besser zu beurteilen als irgend ein anderer. Was er über Haiti sagt, gilt auch genau für die anderen derartigen Staaten:

La fortune d'un pays ne s'accroît que par la rapidité de ses échanges. Or, si, des rades d'Haiti vers les ports europeéns, huit lignes de steamers rapides et deux câbles télégraphiques rendent possibles toutes les transactions commerciales; des habitations aux Bords de Mer, à quelques rares exceptions près, le roulage est impossible: il n'y a pas de routes. Des chemins primitifs, qu'interceptent souvent des torrents, offrent des difficultés de plus en plus croissantes au primitif transport à dos de mulets.

En même temps l'impossibilité d'être rapidement sur les lieux rend toute surveillance de la police civile quasi impossible.

Donc, impossibilité d'introduire les machines agricoles et industrielles à quelques kilomètres de la mer; impossibilité de ravitailler les travailleurs en nourriture saine; impossibilité également de surveiller les récoltes; difficultés considérables et onéreuses pour transporter les produits à la côte.

On voit que c'est uniquement, exclusivement et incontestablement à l'absence de ce facteur: la route, qu'il faut attribuer l'allure actuelle de la courbe des affaires haitiennes, allure si rapidement décroissante qu'on se demande avec anxiété si un minimum équivalent à la disparition totale de tout bien-être n'est pas à craindre.

Pourtant, de l'unanime avis des techniciens, les terres haitiennes, (plaines, vallées ou plateaux) sont des plus fertiles du monde, le climat est sain et sec, quoique les pluviomètres observés avec la plus rigoureuse précision (années 1889 à 1899) par le R. P. Scherer et ses dévoués collaborateurs, accusent une quantité d'eau considérable. Les ports d'Haiti sont au centre des voies maritimes qui desservent le Commerce du Monde civilisé.

Donc, la striction financière actuelle de la Républiqued'Haiti doit prendre et prendra fin dès que les chemins de pénétration auront permis de substituer le roulage au transport à dos de mulets.

Il ne faut pas songer aux ressources actuelles du Trésor Haitien, pour établir les routes. Il faut que Haiti fasse ce qu'ont fait l'Algérie, la Tunisie, le Tonkin, le Sénégal, le Soudan, l'Afrique Allemande, l'Etat libre du Congo, Madagascar etc. etc.:

"Un appel aux Capitalistes uniquement, exclusivement pour la construction rapide et économique des routes et chemins de pénétration de la République d'Haiti."

Vom südamerikanischen Standpunkt aus halte ich nun diesen „Appel aux Capitalistes" ganz gerechtfertigt, ja für eine Notwendigkeit. Aber mein werter Freund vergißt, daß all die von ihm angeführten Staaten unter der Oberhoheit europäischer Staaten stehen, und ich bezweifle daher wohl mit vollem Recht, ob ein solcher „Appel" auch den gewünschten Erfolg haben möchte. Jedenfalls warne ich davor, einem solchen unter den gegenwärtigen Umständen Folge zu leisten.

Ich habe manch' schöne Stunde drüben verbracht und auch, infolge meiner guten Verbindungen, manches erreicht, was dem Durchschnittsbesucher nicht möglich gewesen wäre, bin aber trotzdem Europäer und gehe daher von der Ansicht aus, daß jene „Raubstaaten", (wie man sie hier bei uns zu Haus wohl nicht ganz

ohne jede Berechtigung nennt) vor allem die Arbeit an sich selbst beginnen und wenigstens versuchen müssen, wieder einiges Vertrauen zu verdienen, ehe sie an einen „Appel“ an die sehr zugeknöpften Kapitalisten Europas denken. Sie sollen vor allem einmal den Willen zeigen, halbwegs geordnete politische Zustände bei sich einzuführen, welche eine, wenn auch nur beschränkte, Aussicht auf ein geregeltes Staatswesen eröffnen, sollen an sich selbst arbeiten, um einen guten Menschenschlag hochzuziehen; dann wird sich das andere von selbst finden. Europa wartet nur auf solche Gelegenheit, um sich drüben auch ohne „Appel“ zu engagieren.

Nur in einem geordneten Staate wird eine gute Verbindung Aussicht auf Rentabilität haben, und nur in einem solchen werden sich Geldmänner bereit finden, zur Erschließung des Landes ihr Scherflein beizutragen; wie kann man ihnen aber dies zumuten in politischen Gemeinschaften, die nicht die geringste Gewähr für längeren Bestand leisten, in denen jede nachfolgende Regierung das von der vorhergehenden Geschaffene einfach als Kriegsbeute erklärt, ohne sich um die darauf ruhenden Lasten zu bekümmern? Gerade zur Unterdrückung der im tropischen Südamerika so häufigen Revolutionen wären gute Verbindungen von größtem Vorteil. Wäre es der Regierung möglich, ihre wenigen verfügbaren Kräfte schnell nach dem bedrohten Punkte zu senden, würden viele der sogen. Revolutionen über das Stadium eines Krawalls kaum hinauskommen. So aber, wie die Verhältnisse heute liegen, hat der Funke Zeit, sich zum hellodernden Brande auszudehnen, zu dessen Löschung die vorhandene Mannschaft dann nicht mehr ausreicht.

3.

Die dritte Schwierigkeit bietet nun in häufigen Fällen die Beschaffung einer billigen Betriebskraft, welche Frage namentlich für größere industrielle Unternehmungen von ziemlicher Bedeutung ist.

Diese Schwierigkeit würde allerdings bei Hebung der anderen von selbst in Wegfall kommen, ist auch keine der schwerwiegendsten, immerhin aber doch bedeutend genug, um ihr wenigstens an dieser Stelle einige Worte zu widmen.

Sobald es sich um größere Etablissements handelt, kann nur mechanische Kraft in Betracht kommen, und der Beschaffung dieser stehen in allen Fällen große Schwierigkeiten entgegen.

Als die beiden einzigen Urquellen mechanischer Kraft betrachten wir Wasser und Dampf.

Erstere ist in den in Frage stehenden Gegenden so gut wie ausgeschlossen, da geeignete Wasserläufe vollständig fehlen. Die wenigen Gewässer, die geeignet wären, eine solche regelmäßig zu liefern, sind zu weit von den Zentren der Kultur entfernt, als daß sie in Betracht kommen könnten, und die großen Ströme, von denen Südamerika bekanntlich durchflossen ist, haben in ihren unteren Läufen zu wenig Gefälle, sind überdies auch zu mächtig, als daß man sie in dieser Hinsicht nutzbar machen könnte. Dem Techniker, der einmal Gelegenheit hatte, die in einem tropischen Gewitterregen enthaltene Kraft aus eigener Erfahrung zu schätzen, wird das Herz bluten, wenn er dieselbe unbenutzt dahinströmen sieht, wenn er elende Wasserlachen, die er eben noch trockenen Fußes zu überschreiten gedachte, innerhalb weniger Minuten zu reißenden Strömen anwachsen sieht, die, so unverhofft wie sie kamen, wieder verschwinden. Wir dürfen eben drüben nicht

mehr mit unserem gemäßigten Klima, sondern mit jenem der trockenen und der Regenperiode rechnen, und ein solches verbietet eben leider eine rationelle Nutzbarmachung der Wasserkraft.

Zur Erzeugung der Dampfkraft ist man aber leider immer noch auf die nordamerikanische Steinkohle angewiesen, deren Verwendung als Kraftquelle ausschließlich auf der Küste naheliegende Plätze beschränkt ist. Sobald ein etwas schwierigerer Transport über Land notwendig ist, erscheint die Verwendung der Steinkohle so gut wie ausgeschlossen. Es finden sich allerdings in den besprochenen Gegenden teilweise sehr reiche Kohlenlager; jedoch sind diese meist so sehr von jedem Verkehrswege entfernt, daß ihre rationelle Ausnutzung sehr weit entfernten Zeiten der Zukunft vorbehalten bleibt. Man kann ja wohl in manchen besonders gesegneten Strichen die Kohle durch Holz ersetzen, aber auch nur mit sehr großen Beschränkungen. In den meisten Gegenden haben die Regierungen der Raubabholzung einen Riegel vorgeschoben, sodaß selbst eine solche kaum in Betracht kommt; einzig die sehr primitiven Flußdampfer beziehen ihre Kraft aus dieser Quelle.

Eine jede Industrie, die auf einen nur halbwegs bedeutenden Konsum des „schwarzen Diamanten" angewiesen ist, wird sich daher entweder auf die Küste selbst oder auf einen an einer direkten Bahnlinie liegenden Punkt beschränken müssen, es sei denn, daß Wälder vorhanden wären, die eine Abholzung vertrügen, und daß so das Etablissement auf absehbare Zeit hinaus mit genügendem und vor allem preiswertem Heizmaterial versorgt werden könnte.

4.

Ich komme nun zu dem wichtigsten Punkt, zu jener Frage, deren Lösung sich die größten Schwierigkeiten entgegenstellen, zur:

Arbeiterfrage.

Wenn dieselbe schon hier in Europa zu den schwierigsten gehört, wenn schon bei uns die Existenz mancher sonst lukrativen Industrie allein durch diese Frage unmöglich gemacht wird; um wieviel schwieriger erscheint dieselbe gar drüben unter so viel komplizierteren Umständen!

Ein Amerikaner, der sich in Venezuela zur Prüfung der Verhältnisse behufs Gründung eines größeren industriellen Unternehmens aufhielt, faßte sein Urteil in folgende sehr zutreffende Worte zusammen:

„Venezuela ist ein Paradies, eine Goldgrube; aber es giebt dort zu viel Hängematten, zu viel Bananen und zu wenig Uhren."

Kürzer und gleichzeitig treffender sind die Arbeitsverhältnisse wohl noch nie beurteilt worden.

Die Hängematten, die, nebenbei gesagt, im Lande selbst in vorzüglicher Qualität, in überaus geschmackvollen und eigenartigen Mustern und mit genauester Berücksichtigung der raffiniertesten Bequemlichkeit hergestellt werden, bilden ein für jene Klimata vollständig ausreichendes und sehr bequemes Nachtlager, sind auch während des Tages zur Unterstützung der göttlichen Faulheit ein unschätzbares Werkzeug.

Die allerorts nahezu wild wachsenden Pisangpflanzen bieten dem Eingeborenen eine gesunde und ausreichende Nahrung, die ihm vollständig genügt, solange er etwas Besseres nicht besitzt. Verdient er dann ein paar Reales, um

sich ein Huhn oder einen Truthahn, ein paar schwarze Bohnen zu kaufen, so ist er am Ziele seiner Wünsche angelangt, und jeder weitere Erwerb würde ihn nur in die fürchterliche Verlegenheit bringen, sich den Kopf zerbrechen zu müssen, was er eigentlich mit dem erworbenen Gelde alles anfangen soll. Es bliebe ihm eigentlich nur ein Ausweg übrig, sich Land dafür zu kaufen, und das wäre das größte Unglück; denn er müßte dasselbe ja bebauen.

Also beschränkt er sich lieber auf das, was unvermeidlicherweise gerade im Augenblick zu tun ist, für alles andere ist ja auch noch „Mañana“: Zeit; und ist dann der nächste Tag da, dann heißt es in Gottes Namen wieder „Mañana“.

Genau so wenig die Leute drüben einen Begriff für Geld und Geldeswert haben, so wenig haben sie einen solchen für die Zeit. Im Wörterbuch steht zwar, daß „Mañana“ morgen hieße; im praktischen Gebrauch hat aber dieses Wort einen ganz anderen Sinn: Erst kommt lange, lange Zeit garnichts, dann eine Menge Faulheit und Nichtstun und endlich „mañana“, was aber nicht ausschließt, daß aus diesem „mañana“ wieder ein anderes wird.

Einen ganz typischen Fall aus eigener Praxis, der klar und deutlich zeigt, wie die Leute drüben durchschnittlich über Arbeit und Geld und deren Wert denken, kann ich mir nicht versagen, hier zu erwähnen:

Ich passierte regelmäßig Puerto-Cabello und bediente mich dabei zum Transport meiner Effekten an oder von Bord oder der Eisenbahn immer des gleichen Peons, eines zuverlässigen und durchaus ehrlichen Burschen von einigen zwanzig Jahren, der für seine Bemühungen jeweils 4 Fuertes (20 Frs.) einheimste, dafür aber auch alles aufs pünklichste besorgte. Eines Tages bat ich ihn nun wieder einmal in höflicher Weise, wie es sich einem „Señor“ gegenüber geziemt, um seine gütige Hülfe. (Auch der Peon ist drüben Señor, selbst wenn er in Alpartages geht; denn wer Stiefel trägt, ist nicht mehr Señor, sondern zum mindesten „Doktor“, häufiger „Oberst“ und öfters „General“.) Mein ergebenes Ansuchen wurde indessen stolz abgewiesen, und alles Bitten und Betteln, auch das Versprechen einer Extrazulage war vergeblich. Nach langem Drängen versprach mir der Hidalgo endlich, mir einen seiner Freunde zu schicken, für den er alle Garantie übernehmen wolle, daß er meine Sachen gerade so gut besorgen würde, wie er selbst. Überdies brauche ich jenem nur 15 Frs. zu geben. Es ist wohl begreiflich, daß mich die Neugierde trieb, den Grund der Ablehnung zu erfahren und daß ich meinen Freund dieserhalb interpellierte. Da griff er in die Hosentasche und hielt mir mit würdiger Grandezza 7 Franken unter die Nase, mit dem Bemerken, daß er diese noch von der letzten Besorgung für mich übrig hätte, also für ihn gar kein Grund vorläge, sich irgendwie zu derangieren. Ich möge in zehn oder vierzehn Tagen wieder kommen, wenn die sieben Franken zu Ende wären, dann würde er sich ein Vergnügen und eine Ehre daraus machen, mir wieder behülflich zu sein, vorher aber nicht. Dann suchte er sich wieder eine besonders warme Stelle auf dem Trottoir, das ihm zur Ruhestätte diente und war nicht mehr zu sprechen.

Dieser Grandseigneur ist nun keineswegs eine Ausnahme, sondern vielmehr eine typische Figur. Weshalb sollten sich auch die guten Leute, wie man so sagt, „ein Bein ausreißen“? Ansprüche haben sie so gut wie keine, und die wenigen befriedigt ihnen die gütige Natur beinahe, ohne daß sie eine Hand dazu rühren.

Mit dem einheimischen, aus allen möglichen Rassen zusammengestoppelten

Mischblut läßt sich also wenig oder garnichts anfangen, wenn auch Ausnahmen nicht ausgeschlossen sind. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich übrigens sagen, daß, wann sich einmal einer jener Herren an die Arbeit gewöhnt hat, er auch sehr fleißig und sehr intelligent ist, jedenfalls aber intelligenter, als sein europäischer Kollege von gleichem Bildungsgrad. Zu schwerer körperlicher Arbeit eignet er sich aber auch dann nur wenig, da seine Natur dafür nicht geschaffen ist, eher zu einer solchen, die ihm erlaubt, seine natürlichen, meist bedeutenden kommerziellen Talente zu verwerten. Ich werde in einem späteren Artikel auf diesen Gegenstand zurückkommen, wenn ich den Kaufmann und seine Aussichten als Angestellter speziell behandle.

Es erscheint nach den gemachten Erfahrungen allerdings nicht ausgeschlossen, daß es mit der Zeit und der nötigen Geduld und Ausdauer gelingen mag, einen brauchbaren Arbeiterstand aus der einheimischen Bevölkerung heranzuziehen; auch dann dürfte man aber keineswegs europäischen Maßstab an denselben legen. Bis heute existiert jedoch ein solcher nicht, und es wäre daher verkehrt, damit rechnen zu wollen.

Außer der einheimischen Bevölkerung kämen dann noch Neger, Chinesen und Weiße in Betracht.

Der Neger stellt das Ideal eines Arbeiters für tropische Gegenden vor. Er verfügt über eine bedeutende Arbeitskraft, über eine ganz erstaunliche Widerstandskraft gegen klimatische Einflüsse, die in den ungesunden Verhältnissen seiner Heimat begründet ist, und er ist endlich im großen und ganzen genügsam und bescheiden. Leider betätigt er aber diese guten, ja vorzüglichen Eigenschaften nur wenn er muß, und dieser Zwang fehlt eben heute, ich sage offen und ehrlich leider.

Das Entsetzen über die fürchterlichen Grausamkeiten, denen die „armen Negersklaven" ausgesetzt waren, hat sich ja jetzt gelegt, und man denkt ruhiger und kälter über diese Frage, die vor wenigen Jahrzehnten infolge eines überspannten Romans alle zarten und reinen Herzen in Europa in Aufregung gebracht hat. Ich will nicht läugnen, daß beim Sklavenhandel schwere Mißbräuche gang und gäbe waren, und daß deren Abstellung dringend notwendig erschien. Anders lag aber der Fall bei der Sklavenhaltung. Ich und mit mir u. a. die heutigen brasilianischen Neger z. B. selbst behaupten, daß die schwarze Rasse besser gefahren ist, als die Sklavenhaltung noch nicht verboten war. Ein Sklave war immerhin ein sehr kostspieliges Inventurstück, und dem Besitzer mußte also daran gelegen sein, denselben in seinem eigenen Interesse in guter Kondition zu erhalten. Das ist auch, von wenigen Ausnahmen abgesehen, der Fall gewesen, und diese Ausnahmen zur Regel zu machen und ihretwegen die ganze Sklavenhaltung zu verbieten war genau so sinnlos, wie wenn man heutzutage die gesamte Frauenarbeit untersagen wollte, nur weil der eine oder der andere Geschäftsinhaber dieselbe als Deckmantel benutzt, um sich einen kleinen Harem anzulegen. Die Sklaven hatten ausreichende Nahrung und gutes Lager. Die schwarzen Bohnen, von denen in den seiner Zeit so gerne gelesenen Schauerromanen immer die Rede war und die als fürchterlichstes Argument aufgeführt wurden, sind in Wirklichkeit gar nicht so schlimm, wie sie von hier aus aussehen. Sie sind die Hauptnahrung der einheimischen Bevölkerung noch heute, und ich selbst habe wochenlang bei Reisen nach dem Innern damit vorlieb nehmen müssen, weil es einfach nichts

anderes gab, und lebe heute noch. Gebackene Hühner und seidene Himmelbetten konnte man nicht verlangen.

Ganz anders liegt aber der Fall heute. Der Neger ist ein „freier Mann" geworden, er kann seine Arbeitskraft also zu jedem Preise verdingen, und er wird damit immer mehr heruntergehen, je mehr das Arbeitsangebot wächst. Der Arbeitgeber hat heute nicht das geringste Interesse daran, ob der „freie" Neger mit dem gewährten Gehalt zu leben vermag, oder ob ihm der Hungerlohn, den er erhält, gerade eben noch erlaubt, langsam Hungers zu sterben. Ist der erste mit seiner Familie zu Grunde gegangen, so nimmt er eben einen anderen, zu kaufen braucht er ihn ja nicht mehr, er kann ihn ohne Kapitalsanlage bis zum letzten Blutstropfen ausnützen.

Bei alledem ist aber auch nicht außer acht zu lassen, daß der Neger einmal leider kein vollständiger „Mensch" ist, und daß seine tierische Natur bei jeder passenden Gelegenheit zum Ausbruch kommt. Er entwickelt seine guten Eigenschaften nur, so lange er die Fuchtel hinter sich fühlt; wird er der Freiheit übergeben, so fällt er sofort in den Urzustand zurück und hat nur soviel Interesse am Leben, als es ihm erlaubt, seinen Sinnen zu fröhnen, die namentlich in erotischen Ausschreitungen ihre vollste Befriedigung finden. Wer Zweifel daran hegt, möge die „Entwicklung" all jener Negerstaaten verfolgen, denen zu Zeiten des „Schwarzenbruderdusels" die Selbständigkeit zugestanden wurde. Wenn er heute, nach Jahrzehnten, auch nur eine Spur von Fortschritt zu konstatieren vermag, habe ich in allem Unrecht.

Soviel über die Negerfrage vom praktischen Standpunkt aus. Den moralischen ausführlicher zu behandeln, ist hier nicht der Platz. Nur kurz möchte ich hier erwähnen, daß man den Neger aus eigener Erfahrung kennen gelernt haben muß, um ihn beurteilen zu können, und möchte ich es nur einmal auf den Versuch ankommen lassen, ob all' jene Damen, die seiner Zeit für den „armen schwarzen Bruder" so tapfer Partei ergriffen haben, noch die gleichen Ansichten hätten, nachdem sie vielleicht einige Stunden mit ihm allein gewesen wären. Es wäre ein grausames, aber heilsames Exempel.

Zudem ist nicht zu vergessen, daß die Sklaverei nicht etwa eine von degenerierten Europäern erfundene Institution, sondern bei allen Naturvölkern, ganz speziell aber bei den afrikanischen Stämmen gang und gäbe ist, der Neger selbst also gar nichts so Grausames darin findet, wie wir selbst. Er weiß ganz genau, daß die Kriegsgefangenen, wenn sie nicht geopfert und gefressen werden, Sklaven sein müssen. Ob sie es nun bei Rassegenossen oder aber Weißen sind, bleibt sich wohl gleich.

Eine beliebte Phrase in den Sklavenromanen war auch der Hinweis auf die Grausamkeit, die darin lag, wenn der Bruder von der Schwester, der Vater von der Mutter, die Eltern vom Kinde weg verkauft wurden. Ich will hier die Frage, ob der Neger einen ausgesprochenen Familiensinn besitzt, nicht näher erörtern; aber unser Sprichwort „Kommt die Not ins Haus, fliegt die Lieb' zum Fenster hinaus" hat auch in Südamerika Geltung, und die Not ist bei dem freien Neger jedenfalls größer, als sie bei dem Sklaven war.

Das schwarze Blut, das zur Zeit der Aufhebung der Sklaverei im tropischen Südamerika existierte, ist heute nach und nach beinahe vollständig in dem allgemeinen Mischmasch aufgegangen, neues, reines Blut darf nicht mehr eingeführt werden, und so dürfen wir auch nicht mehr mit dieser kostbaren und praktischen Arbeitskraft rechnen.

Der freie Neger ist womöglich noch fauler als der eingeborene Südamerikaner, und Mischlinge nehmen von ihren Eltern bekanntlich nur die beiderseitigen schlechten Eigenschaften an, niemals aber die guten.

Eine rühmliche Ausnahme bildet übrigens ein kleiner Stamm von sog. Teneriffanegern, die in La Guayra als Hafenarbeiter Dienste tun und in der Höllenhitze jenes Hafens das Löschen und Laden der Seeschiffe ausschließlich besorgen. Als echte Neger kann man dieselben übrigens nicht ansprechen, ich halte sie vielmehr für den letzten Rest eines längst ausgestorbenen Stammes, der sich nur auf den Canaren erhalten hat. Es sind prächtige, dunkelbraune Gestalten mit herrlich entwickeltem Muskelsystem, stark gewölbter Brust, die zu jedem industriellen Dienst tauglich wären; jedoch sind sie recht selten und ist es übrigens noch eine große Frage, ob sie sich für die Arbeit in geschlossenem Raume ebenso eignen würden, wie für ihre gegenwärtige. Sie sind sehr fleißig und sparsam und erwerben sich alle mit der Zeit ein kleines Stückchen Land, auf dem sie ihre Bananen und ihre Yucca bauen.

Der Neger kann also im großen ganzen ebenso wenig in Betracht kommen, wie der Eingeborene.

Der Chinese, gleichfalls ein für alle Zwecke vorzüglich geeigneter Arbeiter, ist zur Verwendung in größerem Maßstabe ebenfalls ausgeschlossen, da dessen Einwanderung in den meisten der in Frage stehenden Länder verboten ist. Nur die schon Ansässigen dürfen bleiben, und da die gelbe Rasse bekanntlich immer wieder in ihre Heimat zurückkehrt, verschwindet sie mehr und mehr aus jenen Strichen.

Der Weiße endlich ist als Arbeiter im eigentlichen Sinne des Wortes ausgeschlossen. Er ist vor allem zu teuer, würde auch bei schwerer Arbeit den verderblichen Einflüssen des Klimas nicht widerstehen können und bald seine Energie und Gesundheit verlieren. Er ist drüben nur am Platze, wenn er als Landarbeiter seinen eigenen Grund und Boden bebaut. Dafür ist er allerdings geeignet wie kein zweiter, und ganz besonders unser deutscher Landwirt, der es gewagt hat, dem Rufe der Regierung zu folgen, dem dabei auch guter Rat bei der Wahl des Platzes zur Ansiedlung zur Seite stand, hat drüben eine große Zukunft. Er braucht ja nur innerhalb fünf Jahren ein Drittel des ihm von der Regierung zur Verfügung gestellten Landes bebaut zu haben, um dessen Eigentümer zu werden. Um guten Absatz für seine Produkte braucht er ebenfalls nicht verlegen zu sein, da speziell für solche, die etwas mehr Arbeit als nur das Säen oder Setzen erfordern (Gemüse z. B.), immer starke Nachfrage herrscht und gute Preise bezahlt werden. Für industrielle Unternehmungen ist aber selbst der italienische Arbeiter nicht widerstandsfähig genug. Europäer kommen daher nur als Vorarbeiter 2c. in Frage.

5.

Was diesen Punkt anbelangt, das Klima, so läßt sich hierüber nicht viel Allgemeines sagen. Im großen ganzen ist dasselbe in den von mir besprochenen Ländern sehr gesund und auch für Europäer zuträglich, so lange sie eben nicht zur Verrichtung schwerer körperlicher Arbeiten gezwungen werden. Zu fürchten sind nur einige wenige Küstenstriche und die höchsten Höhen; erstere ihres heißen Fieberklimas wegen, letztere infolge der täglichen, schnellen Temperaturumschläge, der kalten, rauhen Winde und der häufigen Regen. Ueberall muß man sich in-

dessen vor Exzessen aller Art hüten und es ist vielleicht nicht nur Zufall, daß ledige Europäer selbst in gesunden Gegenden häufig unter dem Klima zu leiden haben, ja demselben erliegen, während Verheiratete sich selbst in den verrufensten Strichen jahrzehntelang bei guter Gesundheit und Wohlbefinden erhalten.

6.

Als sechsten Punkt muß ich nun die politischen Verhältnisse jener Länder wenigstens kurz streifen.

Wie ja allgemein bekannt ist, sind dieselben leider recht unerquicklich, und es ist sehr zu bedauern, daß diese von Natur so reichen Länder unter fortgesetzten Unruhen und Revolutionen zu leiden haben. Diese sogenannten Revolutionen sind nun allerdings meist nicht so schlimm, wie sie sich von Europa aus ansehen. Meist verdienen sie den Namen einer solchen gar nicht, sondern handelt es sich nur um ganz lokale aufständische Bewegungen gegen die momentanen Machthaber, die nur so lange dauern, bis ein paar der äußerlich ziemlich reduziert aussehenden, aber im Grunde sehr tüchtigen Soldaten auf der Bildfläche erscheinen und den Aufruhr dämpfen. Übrigens respektieren die Regierung sowohl, wie auch die Aufständischen so lange als nur irgend möglich das Eigentum der Ausländer, die sich vom politischen Leben und seinen Wirren fern halten. Mischt sich allerdings der Europäer in die Händel des Landes, die ihn nicht das Geringste angehen, so darf er sich nicht wundern, wenn er nachher nach dem alten Sprichwort: „Mitgegangen, mitgehangen" behandelt wird.

Schlimmer wird die Sache allerdings, wenn es sich um ganze Länder umfassende Revolutionen handelt, die einen Sturz der gegenwärtigen Regierung zum Ziele haben. Hierdurch erwachsen dem Handel und der Industrie oft langdauernde und schwere Störungen, unter denen sie lange Zeit zu leiden haben, und denen ganz besondere Aufmerksamkeit zugewandt werden muß.

Man wird daher gut tun, vor definitiver Errichtung neuer Etablissements genau zu prüfen, ob die von der gegenwärtigen Regierung dargebotenen Garantien derartige sind, daß sie von deren ev. Nachfolgern auch gehalten werden müssen, und ob erstere auch den politischen Ansichten der Mehrheit der Bevölkerung entspricht, also einige Aussicht auf Bestand hat.

Vor Errichtung eines neuen Unternehmens im tropischen Südamerika sollte daher genau festgestellt werden, ob nachstehende Fragen auch in bejahendem Sinne zu beantworten sind, und, falls nicht, ob begründete Aussicht vorhanden ist, eine erfolgreiche und dauernde Hebung der noch bestehenden Hindernisse zu erzielen.

1. Ist das zur Verfügung stehende Kapital ein derartiges, daß es nicht nur zur ersten Einrichtung und zum Betriebe reicht, sondern auch genügt, um über längere Perioden der Unrentabilität und Betriebsstockungen ohne Schwierigkeiten hinwegzukommen?

2. Sind die Transportverhältnisse der Rohmaterialien sowohl, als auch der erzeugten Produkte zur Konsumstelle und des Heizmaterials zur Erzeugung der erforderlichen Kraft derartige, daß die darauf entfallenden Kosten nicht außer Verhältnis zum Verkaufswert des Produktes stehen und bei sonst günstigen Verhältnissen die Rentabilität des Unternehmens in Frage stellen?

3. Ist eine zu dem in Frage stehenden Zweck brauchbare Arbeiterschaft in nächster Umgebung vorhanden und, wenn nicht, bietet sich die Möglichkeit, eine solche in absehbarer Zeit nach und nach heranziehen oder aber importieren zu können?

4. Ist das Klima ein derartiges, daß es erlaubt, einen guten Stamm tüchtiger Beamten und Vorarbeiter aus Europa heranzuziehen, ohne gar zu große pekuniäre Opfer bringen zu müssen?

5. Bietet das betreffende Land wenigstens einigermaßen eine Garantie, daß die Entwicklung des Unternehmens durch politische Wirren nicht in der ersten Zeit der Entwicklung schon gestört werde, und sind die Kontrakte mit der Regierung derartige, daß sie Chikanen seitens der letzteren absolut ausschließen, ebenso auch seitens der Gemeinde- und Provinzverwaltungen 2c.?

Werden all diese Fragen, oder wenigstens der größte Teil derselben in günstigem Sinne beantwortet, und handelt es sich um ein Unternehmen, das dem gegenwärtigen Entwicklungsstand des betreffenden Landes entspricht, so ist nicht zu bezweifeln, daß dasselbe auch reichen Gewinn bringen und die aufgewandten Mühen und Kapitalien reichlich lohnen wird.

Am meisten Aussicht auf Erfolg haben immer solche Unternehmen, welche eine landwirtschaftliche Ausbeutung des Landes im Auge haben, möge es sich nun um Hacienden zur Viehzucht, um Plantagen zur Kultur von Kaffee, Kakao, Zuckerrohr oder irgend welcher anderer Bodenprodukte, oder endlich um eine gemischte Landwirtschaft handeln.

In zweiter Linie kommen sodann montanindustrielle Unternehmungen. Gerade hier aber hüte man sich davor, europäischen Maßstab anzulegen. Ein Vorkommen kann noch so reich sein, und es wird sich trotzdem noch sehr fragen, ob sich der Abbau lohnt, das heißt, ob einmal die Betriebskosten an und für sich infolge der teueren Lebensmittel, der Schwierigkeit der Verproviantierung 2c. nicht zu hoch sind und dann auch, ob der Transport zur Konsumptionsstelle dasselbe nicht derart verteuert, daß es nicht mehr konkurrenzfähig ist.

Verkehrstechnische Unternehmungen erscheinen ja allerdings verlockend, jedoch ist vor solchen zu warnen, so lange noch nicht ein genügend belebtes Hinterland vorhanden ist. Man sollte allerdings meinen, daß gerade neue Verkehrswege zur Hebung des Landes beitragen sollten; jedoch ist dies meist nicht der Fall. Die herrlich und groß angelegte deutsche Bahn von Caracas nach Valencia ist dafür ein Beweis, wie wenig eine Bahn allein ausrichten kann, solange die anderen Bedingungen zur Entwicklung fehlen. Als Venezuela General Guzmans despotischer, aber auch weitblickender und genialer Geist entzogen wurde, verfiel das ganze Land wieder in den alten Schlendrian, und ein Unternehmen, wie die deutsche Bahn, das unter den günstigsten Verhältnissen errichtet worden war, rentiert heute nur noch infolge der staatlichen Zinsgarantie, welche die Ursache des Sturzes Guzmans und des neulichen Konfliktes Deutschlands mit der schönsten Republik Südamerikas war. Der ursprüngliche Plan, ein voller Ausbau der einen Hauptlinie, konnte eben unter den neuen Machthabern und ihren Nachfolgern nicht mehr durchgeführt werden. Solange die Bevölkerung in ihrem heutigen Zustande verharrt, hat sie kein Bedürfnis nach besseren Verkehrswegen. Es ist bezeichnend, daß noch heute der Weg von der Küste nach Bogota, einer der bedeutendsten und ältesten Städte des neuen Kontinents, soweit nicht das Bett des Magdalena zur Verfügung steht, nur zu Pferd oder Maultier gemacht werden kann und daß gerade durch den schwierigsten Teil desselben, der eigentlich eine große Verkehrsstraße sein sollte, eine Landverbindung ersten Rangs zwischen dem Karaibenmeer und dem großen Ozean, von

Honda an durch die Kordillere noch keine Bahn führt. Das Höchste, wozu sich die Verkehrstechnik Columbiens aufgeschwungen hat, ist ein Ding, das man vielleicht zur Not mit dem Namen einer Fahrstraße belegen kann, die von Cambaro am oberen Magdalena bis nach Agua larga und von dort nach Facatativá führt und ausschließlich zum Transport schwererer Gegenstände auf Ochsenkarren benützt wird. Der eigentliche Weg führt aber von Honda als Saumpfand durch die Cordillere nach Facatativá, und erst dort stößt man auf etwas Eisenbahnähnliches, das uns in zwei Stunden quer durch die Savanne nach der Hauptstadt bringt.

Aber es geht ja auch so, weshalb also Geld ausgeben?

Vor rein industriellen Unternehmungen endlich ist sehr zu warnen. Gerade für sie müssen die Verhältnisse ganz besonders günstig liegen, wenn sie sich rentieren sollen. Die eingeborene Bevölkerung hat kein Bedürfnis nach deren Erzeugnissen und von den wenigen Europäern kann die Industrie natürlich nicht leben. Zudem werden eben auch drüben — tout comme chez nous — die gleichen Erzeugnisse lieber mit viel höherem Preis bezahlt, wenn sie nur von Europa, am liebsten von Paris kommen, wenn die einheimischen auch gerade so gut sind oder wären. Der einfache Handwerker hat ja schon seine liebe Mühe und Not, um durchzukommen.

Jedes Unternehmen, das vor definitiver Etablierung erst nach allen Richtungen hin genau erwogen, das auf nicht zu hoch gespannten Erwartungen aufgebaut und endlich den Verhältnissen entsprechend in die Wege geleitet wurde, wird auch rentieren und dadurch der Expansionslust des europäischen Kapitals und der Industrie neue und gesunde Wege öffnen, andererseits aber auch die Länder selbst langsam Schritt für Schritt, aber sicher vorwärts bringen, während jeder Mißerfolg nur einen um so empfindlicheren Rückschlag im Gefolge haben wird. Und letzterer liegt in niemandes Interesse.

Ich liebe jene Länder, die ich während Jahren nach allen Richtungen durchzogen habe, und glaube, ihnen selbst, wie auch meinen Landsleuten dienlich sein zu können, wenn ich meine dabei gesammelten Erfahrungen auch weiteren Kreisen zugänglich mache, muß aber aus eben denselben Gründen vor allzu optimistischer Auffassung warnen. Das tropische Südamerika hat eine große Zukunft und wird in nicht zu entfernter Zeit noch manchem Europäer, dem es zu Hause zu eng geworden ist, eine dankbare zweite Heimat bieten. Vorläufig wollen jedoch diese Länder noch mit der größten Vorsicht behandelt sein, da eigentlich nur der Landwirt volle Aussicht auf Erfolg hat.

Jedenfalls sollte man nichts unternehmen, ohne sich erst mit einem genauen Kenner der Verhältnisse, der dem betreffenden Plane unparteiisch gegenübersteht, in Verbindung gesetzt zu haben, und sich nicht nur, wie es meist geschieht, auf das Urteil der direkt beteiligten Personen verlassen.

Einrichtung eines großen Viehtransportweges durch Südwestafrika.

Von Max Fellmer, Klein-Windhuk.

Die letzten, anhaltenden und mehrjährigen Dürren haben im diesseitigen Schutzgebiet einen eigenartigen Notstand für die Viehzüchter hervorgerufen. Begünstigt durch große Teile des Schutzgebietes nicht berührende Seuchen ist der Viehbestand enorm gestiegen, und die Frage, wie dieser Vermögenszuwachs in Geld umzusetzen, ist eine brennende geworden, da die besetzten Farmen der Gefahr einer Überweidung ausgesetzt sind. Der Absatz im Inlande ist naturgemäß beschränkt, und wir stehen vor der Erscheinung, daß bei sinkenden Preisen der Vermögensstand des einzelnen — trotz der natürlichen Vermehrung — sich nicht hebt; eine Viehausfuhr wird zur zwingenden Notwendigkeit. Der gegebene Markt sind die ehemaligen Burenfreistaaten, und es ist eine hervorragende Aufgabe für den Staat, diese Viehausfuhr zu fördern, um Geld ins Land zu ziehen. Das Schutzgebiet benötigt ständig einer Zufuhr von Brotfrucht; um diese aber zu beschaffen, ist unsere Großkaufmannschaft genötigt, dem Auslande Barrimessen zu geben, ohne vorläufige Aussicht, diese in Warenrimessen umwandeln zu können. Das neueste englische Blaubuch über Südafrika enthält eine Auskunft einer neuerrichteten Siedlungsbehörde, in welcher unter anderem mit Bezug auf die Viehausfuhr aus Deutsch-Südwestafrika behauptet wird, „die Gefahr, das Vieh über lange Strecken zu treiben, verbunden mit häufigem Futterwechsel u. s. w. läßt diese Aufgabe nicht für durchführbar erscheinen." Wir sind mit nichten dieser Ansicht, sondern behaupten, daß es sich sehr wohl ermöglichen läßt, aus dem Nordbezirk Vieh in großen Mengen und gesundem Futterzustand an die Grenze zu schaffen, nachdem man einige Verbesserungen der Wasserverhältnisse auf dem Transportwege geschaffen hat. Die Strecke Windhoek-Kimberley z. B. beträgt rund 1400 km, wovon ca. 670 km auf deutsches Gebiet entfallen, die nur eine Durststrecke von ca. 90 km Länge enthalten, für afrikanische Verhältnisse nichts Ungewohntes! Wir sind der Ansicht, daß, wenn man die Trift zu einer vollständig isolierten machen will, — eine Forderung, welche weiter unten besprochen wird —, es sich ermöglichen läßt, soweit sie Regierungsland und Eingeborenenreservate durchzieht, auf je 30 km Entfernung eine gute Tränke herzustellen. Eine Erkundung dieser Verhältnisse wäre eine hervorragende Aufgabe für unsere Schutztruppe, welche durch friedliche Felddienstübungen, also gewissermaßen in Praxis, dieselben prüfen könnte.

Was die Trift selbst anlangt, so sei vorausgeschickt, daß wir unter Zugrundelegung unseres heutigen Viehbestandes in absehbarer Zeit mit einer jähr-

lichen Ausfuhr von rund 50000 Stück Großvieh und einer enormen Zahl von Kleinvieh rechnen können. Werfen wir aber einen Blick auf die bisherigen Transportverhältnisse, so stoßen wir auf Mißstände, deren schleunigste Abschaffung ein dringendes Bedürfnis ist und uns zu der Erkenntnis zwingt, eine durchaus isolierte Trift herzustellen. Der mittlere Teil und der Norden des Schutzgebietes sind seit Jahren wegen der Gefahr der Verschleppung der Rinderpest gegen den Süden gesperrt, und bei Kuis an der Südgrenze des Bastardreservates ist eine Quarantänestation eingerichtet, woselbst das Vieh wochenlang beobachtet wird. Die Großviehbestände des Nordens sind, wenigstens bei dem größten Teil der weißen Ansiedler, durchgeimpft, während sich der Süden dauernd weigert, eine allgemeine Impfung einzuführen; bisher hat man dort Glück gehabt und ist von Seuchen verschont geblieben. Ein Blick auf die Karte beweist, daß die meisten Farmen sich in der Höhe des heutigen Transportweges befinden, erweist aber auch, daß ostwärts noch große Gebiete der Roten Nation, Witbooi-, Fransmans- und Veldschoendrager-Hottentotten, sowie Regierungsland frei sind, durch welche sich, zur Schonung der Farmer des Südbezirkes, mit Leichtigkeit eine isolierte Trift legen läßt. Auf Grund der §§ 1, Abs. 1 und 2, Abs. 1 der „Wegeordnung" vom 15. Mai 1898 ist die Regierung in der Lage, auf die eingeborenen Kapitäne einen Druck auszuüben zur kostenlosen Hergabe des für eine Trift benötigten Landes, bestehend aus einem Streifen von je 250 m auf jeder Seite des Weges und ca. 2500 ha Weideland um jede Tränkanlage.

Beobachten wir nun die bisherige Art des Tränkens! Größtenteils wird das Vieh an natürliche offene Wasserstellen getrieben, die durch die entstehende starke Verunreinigung eine ständige Gefahr zur Ausbreitung der Seuchen bilden. Aber auch die öffentlichen Brunnen befinden sich teilweise in einem bedauernswerten Zustande, da der Vorüberkommende die Ziehbrunnen ohne Eimer und Kette vorfindet, die entwendet worden sind. Die offenen Wasserstellen versiegen in der vorschreitenden Jahreszeit, die Entfernungen zwischen den aushaltenden wachsen, und das Risiko erhöht sich. Dieses erhöhte Risiko gibt dem kapitalkräftigen Unternehmer die Mittel an die Hand, den Preis für das aufzukaufende Vieh — das der einzelne Farmer nicht allein über die Grenze treiben kann — zu drücken. Der Unternehmer ist aber auch genötigt, seine Transporte in eng umgrenzter Zeit zu bewerkstelligen, demgemäß drängt sich der ganze Viehhandel in wenige Monate zusammen, das Geld wird teuer. Mit wie einfachen Mitteln wären diese Übelstände zu beseitigen und, da Weide stets vorhanden, die Transporte über das ganze Jahr zu verteilen! Dann könnten auch befreundete Farmer, die sich zu einem Zuge vereinigen, gemeinsam das Risiko eines Transportes tragen unter Umgehung des Zwischenhandels. Man sorge für die Erbohrung ergiebiger Brunnen, statte diese mit mechanischen Hebewerken aus und verbinde sie mit ordentlichen, gemauerten Tränkanlagen. Will man offene Wasserstellen beibehalten, so mache man diese für das Vieh unzugänglich, statte sie ebenso wie die Brunnen aus: dann ist jederzeit bei Seuchengefahr eine gründliche Desinfektion der Tränken ermöglicht. Die Tränken selbst sind genügend groß anzulegen, um einem größeren Haufen Vieh das nötige Wasser auf einmal zuführen zu können.

Es dürfte gestattet sein, noch auf einen Übelstand der „Wegeordnung" vom 15. Mai 1898 hinzuweisen. Für die Haupttrift, welche wir uns dem Auobrivier folgend über Hoachanas nach Rietfontein denken, bedarf es auch der

Zufuhrwege, welche von beiden Seiten aus den Viehzucht treibenden Mittelpunkten zulaufen. Gemäß §§ 2, Abs. 1 und 5, Abs. 3, 4, 5 hat jede, an öffentlichen Wegen gelegene Farm eine Wasserstelle für den öffentlichen Verkehr frei zu lassen und, wenn sie nicht ausdrücklich mit behördlicher Erlaubnis ein bestimmtes Grundstück als Ausspannplatz nebst genügendem Weidefeld reserviert, einen 1 km breiten Streifen zu beiden Seiten des Weges frei zu halten, welcher nicht mit Farmvieh beweidet werden darf. Dies bedeutet nichts weniger als eine direkte Besteuerung einer beschränkten Anzahl von Leuten, die sich ihren Lebensunterhalt mit Sorgen erkämpfen müssen, und ist eine harte Last. 260 Farmen haben unter dieser veralteten Forderung zu leiden, welche mit Rücksicht auf den Frachtverkehr geschaffen worden war, eine veraltete Forderung, welche sich unter den in den letzten Jahren völlig veränderten Siedlungsverhältnissen doppelt fühlbar macht. Diese direkte Besteuerung, welche nur einen kleinen Teil der weißen Bevölkerung, die eingeborene aber gar nicht trifft, haftet naturgemäß rückwirkend auf dem Bodenpreis; denn gerade die in der Höhe der Siedlungsmittelpunkte gelegenen Farmen werden nicht bloß von einem einzelnen öffentlichen Wege berührt, sondern oft genug von einem halben Dutzend gekreuzt. Wo bleibt da schließlich ein dem Eigentümer gehörendes Fleckchen? Eine rigorose Auslegung der Verordnung wird leicht den Keim zu großer Unzufriedenheit bergen. Es dürfte durchaus angebracht sein, in kürzester Frist die „Wegeordnung" einer gründlichen Überarbeitung zu unterziehen und deren Härten zu beseitigen.





Die Arbeiterfrage in den Kolonien.

Von F. Oloff, Bremen.

Auf dem Kolonialkongreß im Oktober v. J. wurde die Arbeiterfrage in den Kolonien in der Hauptsache von zwei verschiedenen Gesichtspunkten beleuchtet, deren Vertreter die Herren J. K. Vietor-Bremen und Thormählen-Hamburg waren.

Während ersterer Herr den Standpunkt vertrat, daß man den Neger durch geistige und sittliche Hebung zur Arbeit erziehen müßte, versprach sich letzterer Herr die Erreichbarkeit dieses Zieles nur von einem gewissen auf die Eingeborenen auszuübenden Zwange.

Es ist sehr bedauerlich, daß dieser, für die ausschließlich tropischen Kolonien brennendsten aller kolonialen Fragen auf dem Kolonialkongreß nicht mehr Gewicht beigelegt wurde.

Unter dem Eindrucke einer kurz vorhergegangenen Polemik zwischen den genannten beiden Herren in der Deutschen Kolonialzeitung, sowie bei der großen Verschiedenheit, welche die Beurteilung dieser äußerst wichtigen Frage seitens berufener Kolonialpolitiker erfährt, konnte man leicht den Eindruck gewinnen, als wenn die Gegensätze, die die beiden Referenten trennten, unüberbrückbar seien.

Sie sind es in der Tat, wenn man die Kolonien nur als Ausbeutungsobjekte betrachtet, und sie sind es nicht, wenn man zugibt, daß es unsere Aufgabe ist, die Kolonien und ihre eingeborene Bevölkerung wirtschaftlich und sittlich zu heben, damit unsere Nachkommen noch nach Jahrhunderten dorthin ihren Handel treiben können. — Beide Herren ließen keinen Zweifel darüber, daß das letztere von ihnen beiden angestrebt würde.

Der erste Gegensatz konstruierte sich daraus, daß Herr Vietor seine nähere Kenntnis des Neger-Charakters in Togo erworben hat und daß er diese Kenntnis bis in die neueste Zeit hinein durch gelegentlichen Aufenthalt in Togo stets frisch erhalten hat, während Herr Thormählen den Neger in der Hauptsache in Kamerun kennen gelernt haben wird, diese Kenntnis aus eigener Anschauung aber, wenn ich recht unterrichtet bin, ca. 20 Jahre zurückliegt!

Ein weiterer Gegensatz scheint mir von alle denen, die nicht auf dem Vietorschen Standpunkt stehen, künstlich in die Sache hineinkonstruiert zu werden, indem man in Herrn Vietor, dem einzigen Kaufmanne, der bislang Veranlassung genommen hat, öffentlich zu dieser wichtigen Frage Stellung zu nehmen, den Missionsfreund und religiösen Humanitätsschwärmer wittert, der in erster Linie fürchte, daß den Prinzipien der Mission zu nahe getreten würde.

Herrn Vietors Stellung zur Mission spricht nun ja gewiß mit bei der Beurteilung dieser Frage, aber das sagt nicht, daß letztere deshalb nun falsch sei! In Togo werden die meisten denkenden Kaufleute auf dem gleichen Standpunkte stehen, und ich nehme keinen Anstand zu behaupten, daß das Interesse der Mission und der Kaufmannschaft in dieser wichtigen Frage das gleiche ist, wenngleich ich selbst kein sog. Missionsmann bin.

Es sind Gründe kluger wirtschaftlicher Erwägung, die uns Kaufleute veranlassen sollten, in dieser Frage mit den Missionen Hand in Hand zu gehen, und die auch Herrn Vietor in erster Linie bewogen haben werden, seinen Überzeugungen außer in den ihm nahestehenden Missionskreisen auch öffentlich auf dem Kolonialkongreß und in der Presse Ausdruck zu geben.

Wir Kaufleute haben alles Interesse, daß die Regierung zu dieser wichtigen Frage endlich einmal ihre Stellung genau präzisiert.

In den Jahresberichten der Kameruner Konzessions- und Plantagen-Gesellschaften liest man immer wieder, daß es dank der Unterstützung der Regierung gelungen sei, Arbeiter oder Lastenträger in genügender Menge zu beschaffen, und dies legt die Vermutung nahe, daß es sich dabei nicht immer um ganz freiwillige Arbeitsleistungen handelt.

Kein verständiger Kaufmann, auch die Missionen nicht, wie ich glaube, wird etwas dagegen einzuwenden haben, wenn die Regierung einen Arbeitszwang auf die Eingeborenen ausübt, indem sie sie zu Wegebauten und anderen öffentlichen Arbeiten heranzieht, oder ihnen in Bargeld oder in exportfähigen Produkten zu zahlende Steuern auferlegt. — Diese Steuern dürfen nur nicht für ein großes Gebiet wie Togo oder gar Kamerun einheitlich in ihrer Art und Höhe sein, sondern haben sich in den verschiedenen Bezirken den Verhältnissen anzupassen und sind stufenweise einzuführen.

In Togo haben sich die Verhältnisse in den letzten zwanzig Jahren gewaltig geändert, und in Kamerun werden sie auch nicht stabil geblieben sein. Welche Steuern die Neger in Togo sogar freiwillig auf sich nehmen, beweisen die Berichte der Norddeutschen Missions-Gesellschaft über die Beiträge ihrer Gemeindemitglieder. — Es ist grundfalsch, wenn ältere Kenner der Kolonien, deren Erfahrungen aus eigener Anschauung zwanzig Jahre und mehr zurückliegen, behaupten, der Neger sei weder geistig noch sittlich zu heben noch zur Arbeit zu erziehen. — Als ich vor ca. 22 Jahren zum ersten Mal nach Togo kam, hatte man allerorten ein sehr schlechtes Material an eingeborenen Gehülfen. Fast alle zum Geschäftsbetrieb notwendigen Arbeiten mußten von Europäern verrichtet werden, da man den Schwarzen nicht viel anvertrauen durfte und sie auch nicht viel zu leisten imstande waren. Dementsprechend wurden die Leute natürlich auch schlecht bezahlt. Der jüngste europäische Kommis, so wenig er oft auch selbst konnte, blickte mit souveräner Verachtung auf die eingeborenen Kommis herab, und letztere galten eigentlich allgemein für Spitzbuben. Daß die Leute oft nur stahlen, weil sie merkten, wie schlecht die Kontrolle war, die damals in den meisten europäischen Betrieben geübt zu werden pflegte, gestand man sich nicht gern ein.

Wie haben sich da die Verhältnisse heute gebessert. Ich führte in meinem Geschäft im Jahre 1897 mit Leuten, die ich mir in den vorhergehenden ca. 10 Jahren erzogen hatte, die Neueinrichtung ein, alle wichtigen Posten, Faktorei-Vorsteher, Kassierer, Lagerhalter, Buchhalter ꝛc. fast ausschließlich mit

Eingeborenen zu besetzen, so daß nur wenige, gut bezahlte Europäer zur Oberleitung notwendig blieben. — Diese Einrichtung, die von den meisten meiner Konkurrenten bespöttelt wurde, aber auch von den wohlgesinnten unter ihnen zunächst sehr skeptisch betrachtet wurde, hat sich vorzüglich bewährt und seither dazu geführt, daß viele meiner Nachbarn dem Beispiele gefolgt sind und ebenfalls sehr zufrieden mit den erzielten Resultaten sind. So haben wir heute eine große Anzahl gut bezahlter, verständiger und fleißiger eingeborener Gehülfen, von denen viele eine große Vertrauensstellung einnehmen. Ich selbst habe drei, die im letzten Jahre zwischen 7—8000 Mark verdienten und Dutzende mit Einkommen zwischen 1500 und 3000 Mark. — Ähnlich liegen die Verhältnisse bei anderen gut geleiteten Firmen, und es gibt sogar einzelne Firmen in Togo, deren afrikanische Teilhaber und Leiter nur Eingeborene sind und die seit Jahren zur Zufriedenheit der betreffenden europäischen Firmen, die sie unterstützen, gearbeitet haben.

Außer diesen Hunderten von mehr oder wenig gut situierten Angestellten und Kommis gibt es in den Küstenplätzen ebenso viel gut situierte Händler, Grundbesitzer 2c., und diese alle können sehr gut eine anfangs sehr niedrig zu bemessende Besteuerung ertragen. Ebenso kann jeder gut bezahlte Arbeiter gern eine kleine Steuer per Jahr bezahlen. — In den Küstenplätzen sollte man eine kommunale Verwaltung einführen, die besseren Eingeborenen daran beteiligen und die Erträgnisse der Steuern der Kommunalverwaltung überweisen. —

Im Innern der Kolonie wird man sich mit der Besteuerung den örtlichen Verhältnissen anzupassen haben. Aber es ist gar kein Grund vorhanden, weshalb die Regierung nicht Verordnungen erlassen sollte, wonach jede Ortschaft, die sich dazu eignet, eine gewisse Anzahl Hektar mit Baumwolle bepflanzen müßte, wozu ihr das Saatgut gratis geliefert würde. Hiervon hätten die Leute einige hundert Kilo, etwa den zehnten Teil, an die Regierung zu liefern, und den Überschuß müßten sie verkaufen dürfen, was sie bald genug veranlassen würde, mehr anzubauen. An anderen Orten könnten die Leute zum Anpflanzen einer größeren Anzahl Kokospalmen und Ölpalmen, zu Wegebauten 2c. angehalten werden. Man könnte auch die oben erwähnte Bevölkerung der Küstenplätze, die sich ja zum großen Teil bereits rege am Handel beteiligt, sowie die produktive Bevölkerung der Ölpalmendistrikte im Anfange frei ausgehen lassen und zuerst nur die für den Handel zunächst noch unproduktive Bevölkerung heranziehen und somit vorerst einer eventuellen Unzufriedenheit der intelligenteren Bevölkerung vorbeugen, da sich eine derartige Besteuerung, wie schon oben gesagt, doch nur stufenweise einführen läßt. Das sind Erwägungen, die der Gouverneur an Ort und Stelle entscheiden muß. Immerhin sollte man in Togo sobald wie möglich mit einer direkten Besteuerung vorgehen und auch im Innern die ganzen oder teilweisen Erträge den Häuptlingen für kommunale Zwecke überweisen, letzteren vielleicht auch einen kleinen Gehalt daraus zahlen, was sie bald für die Sache gewinnen würde.

Unter der friedlichen Verwaltung der Regierung, dem Einflusse kirchlicher und ärztlicher Missionen, der stetig fortschreitenden Erschließung des Landes — hoffentlich auch bald durch eine Eisenbahn — wird sich die Bevölkerung ja sehr bald bedeutend vermehren, und alle diese Kulturfaktoren, zu denen auch die erzieherisch wirkenden Funktionen aller wohlmeinenden Kaufleute gehören, werden

zusammenwirken, die Eingeborenen unter dem gelinden Drucke einer niedrigen direkten Besteuerung mit jedem Jahre produktiver werden zu lassen. — Die Regierung muß nur mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln in der Richtung der Bestrebungen des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees fortfahren, durch Versuchsplantagen, Wanderlehrer, Verteilung von Saatgut 2c. die Erziehung der Neger zur Arbeit kräftig zu fördern. Alle ihr daraus erwachsenden Kosten sind nur Auslagen, die später durch erhöhte Aufnahmefähigkeit des Landes reichlich wieder hereinkommen. Die Entwicklung der Kolonie in den letzten Jahren bestätigt das ja auch vollauf und jeder Kenner des Landes weiß, daß es weiter vorangehen wird, wie es in den letzten zwanzig Jahren vorangegangen ist; nur das Tempo wird sich bedeutend beschleunigen.

So liegen die Verhältnisse zur Zeit in Togo. In Kamerun mögen sie ja im allgemeinen heute noch etwas weiter zurück sein; aber die Entwicklung wird gewiß denselben Weg gehen, wenn man ihr nur Zeit dazu läßt, anstatt ihr Zwang anzutun. — Ein großer Teil unserer Kolonialpolitiker will um jeden Preis schnelle und große Erfolge sehen, und deshalb soll der Neger zur Arbeit gezwungen werden! — Man soll einen gelinden, verständigen Druck und Zwang auf ihn ausüben, wie in obigem ausgeführt, zu seinem eignen Besten und um dadurch zu erzielen, daß sich eine seßhafte, Ackerbau treibende, für unsere Exportartikel stetig kaufkräftiger werdende Bevölkerung heranbildet; aber man soll ihn nicht zwingen, um für kärglichen Lohn für die großen Konzessionsgesellschaften, die zunächst in der Hauptsache nur eine occupatorische Tätigkeit in Kamerun ausüben, gewissermaßen als Sklave zu arbeiten. Auch die großen Plantagen-Gesellschaften haben kein Recht zu verlangen, daß die Regierung ihnen Arbeiter verschafft!

Um die Kolonie zu erschließen, wenn man dabei auch Rücksicht auf die Erziehung und Ausbildung der Neger nehmen will, ist eben der großkapitalistische Weg — mit Ausnahme für den Bergwerksbetrieb und Eisenbahnbau — falsch; das werden wir bald erkennen müssen!

Wenn mir heute ein Eingeborener eine größere Oelplantage s c h e n k t e, die er bisher mit seinen Familienangehörigen und einigen Haussklaven erfolgreich bewirtschaftet hat, so würde ich bankerott dabei gehen müssen, wenn ich dieselbe mit bezahlten Arbeitern bearbeiten müßte, und wenn die Leute auch nur fünfzig Pfennig pro Tag erhielten, wofür in Togo Arbeiter kaum zu haben sind.

Der Neger arbeitet gern von der Aussaat bis zur Ernte täglich, seinem geringen Bedürfnis zur Arbeit entsprechend, einige Stunden, wobei alle Hausgenossen helfen, und wenn er dann aus seiner Ernte nachher Mark 40.— bis Mark 60.— einnimmt, so dünkt er sich vielleicht reicher, als wenn er drei bis vier Monate für Mark 25.— bis Mark 30.— per Monat in Lohn gearbeitet hätte. — Jedenfalls sagt ihm das tagtägliche Antreten zur Arbeit von vielleicht 6—5 Uhr weit weniger zu. — In seinem kleinbäuerlichen Betriebe hat er, was nicht zu vergessen ist, auch gleich alles zum sonstigen Bedarf des Lebens Notwendige, was er als Lohnarbeiter für bares Geld kaufen muß. — Aus diesen gesunden Verhältnissen soll man den Neger auch nicht herausreißen, umsoweniger, wo man k e i n e m Plantagenbetrieb damit nützen könnte! Die Lohnarbeit des Negers dürfte mit Rücksicht auf die enorm gesunkenen Preise aller in Betracht kommenden Produkte, wie Kaffee, Kakao, Baumwolle 2c., den zu bezahlenden Preis niemals

wert sein! Hieran werden, wie ich fürchte, die Plantagen-Unternehmungen in Kamerun (und falls die Verhältnisse dort ebenso liegen, auch in Ostafrika) zunächst scheitern müssen! Es ist dies ja sehr traurig; aber es wird sicher so kommen!

Warum hat die Palmöl- und Palmkern-Kultur nicht längst aufgehört zu existieren, obgleich der Standard-Preis von Palmöl vor ca 20 Jahren (bis zum Jahre 1883) stets zwischen Mark 700 bis Mark 800 per Tonne betrug, während derselbe in den letzten 20 Jahren zwischen Mark 360 bis Mark 500 lag? Weil der kleine Produzent sich leichter den billigeren Preisen anpassen konnte und durch vermehrten Anbau (der Export ist ja tatsächlich trotz des langsamen Heruntergehens der Preise stetig gestiegen) den Ausfall im Preise wieder einbringen konnte!

Auch Kakaopreise werden höchstwahrscheinlich langsam nach unten gehen, während die Arbeitslöhne die Tendenz nach oben verfolgen dürften; wie sollen da die großen Unternehmungen, deren vorläufig noch ganz in der Luft schwebenden Rentabilitätsberechnungen auf viel höheren Preisen fundiert sind, rentabel sein können, da sie ihre Produktion nicht ohne erhebliche Mehrkosten vergrößern können, ganz abgesehen davon, daß sie vielleicht (wie das bei solchen Unternehmungen oft der Fall zu sein pflegt) von vorn herein viel zu teuer und unrentabel gearbeitet haben? Aber auch die best geleitete Plantage müßte bei plötzlich oder langsam stark heruntergehenden Preisen für ihre Produkte Fiasko machen, während der kleinbäuerliche, eingeborene Produzent solche Krisen mit Leichtigkeit überwinden wird, weil sich der Verlust eben auf Hunderttausende von Schultern verteilen würde.

Immerhin darf von den Plantagen nicht verschwiegen werden, daß dieselben ein bedeutendes Stück Kulturaufgabe lösen, indem sie Tausende von Eingeborenen an regelmäßige Arbeit gewöhnen und sie lehren, exportfähige Produkte zu gewinnen, welche Kenntnis viele von ihnen später zum eigenen Vorteil verwenden werden!

Während man also den Plantagen gern wünschen möchte, daß sie bestehen könnten, gilt dies von den großen Konzessionsgesellschaften — mit Ausnahme der Bergwerkskonzessionen — nicht; wenigstens kann es dem Kaufmann, Plantagenbesitzer und Missionar gleichgiltig sein, ob sie bestehen oder nicht! Die Zwecke dieser großen Gesellschaften sind ganz andere, als die übrigen Interessenten in Afrika sie verfolgen. Sie treiben in der Hauptsache nur eine occupatorische Tätigkeit, bilden durch die große Versuchung zu ausgedehnten Landspekulationen, die in ihren Vorrechten liegt, eine große Gefahr und haben das Bestreben, in kürzester Zeit möglichst viel Geld zu verdienen, ohne Rücksicht auf die Wohlfahrt des Negers! Welche enorme Gefahr diese Konzessionen für den Eingeborenen involvieren, haben wir zur Genüge an den französischen und belgischen Konzessionen gesehen! Aber auch dem legitimen, altangesessenen Handel drohen die Konzessionen durch rücksichtslose Ausbeutungen ihrer großen Privilegien mit Gefahr. Jedenfalls aber darf es in deutschen Kolonien nicht geschehen, daß man diesen Gesellschaften gestattet, irgend welchen Arbeitszwang auf die Eingeborenen auszuüben, oder daß gar die Regierung, ihnen zur Beschaffung billiger Arbeitskräfte behülflich wäre! Wenn diese Konzessionsgesellschaften nur um den Preis von mehr oder weniger unfreiwillig geleisteter Arbeit rentabel gestaltet werden

können, dann soll die Regierung lieber auf ihren Gewinnanteil verzichten und die Konzessionsgesellschaften gewähren lassen; denn wir haben gewiß kein Recht, den Neger um der Dividende dieser Gesellschaften willen zum Lohnarbeiter zu pressen, solange wir andere Mittel und Wege genug haben, ihn langsam zu produktiver Arbeit zu erziehen! Wenn es auch gelänge, diese großen Gesellschaften mit Hülfe von durch mehr oder weniger Zwang erzielten billigen Arbeitskräften rentabel zu gestalten, was ich zunächst noch bezweifle, was wäre der Kolonie selbst und unserm Exporthandel nach derselben damit viel gedient? Der Verdienst würde allerdings in Gestalt der Dividende in die Taschen der vielleicht nicht mal immer deutschen Anteileigner gehen; aber die Kolonie selbst hätte nur ein großes Proletariat von schlecht bezahlten, für unsere Exportartikel wenig kaufkräftigen Zwangslohnarbeitern!

In London tagte anfangs März eine Konferenz der Afrikan Trade Section der Liverpooler Handelskammer, um gegen das Konzessionsunwesen im französischen Kongo Stellung zu nehmen, auf der sich auch der Hamburg-Bremer Verein Westafrikanischer Kaufleute durch Bremer und Hamburger Mitglieder vertreten ließ.

In Dahome mußte kürzlich eine Expedition des Herrn Borelli in Marseille unverrichteter Sache zunächst wieder abziehen, weil die Eingeborenen sich energisch weigerten, ihr Land, das dem Konzessionär laut Vertrag mit der Französischen Regierung zugesprochen war, demselben abzutreten. — Was hätten die Ärmsten auch anfangen sollen, wenn man sie von ihrer Scholle vertrieben hätte? Die Dahome-Leute drohten einfach, sie würden zu den Waffen greifen, wenn man versuchen würde, sie zu vertreiben. — Zu ähnlichen Komplikationen können die großen Kamerun-Konzessionen auch noch führen, wie man wohl fürchten darf.

Sehr bedauerlich ist es, daß so manche bekannte Kolonialpolitiker mit dem ganzen Gewicht ihrer Stimme für die Einführung der Zwangsarbeit der Eingeborenen eintreten. — Die Frage wird dadurch, wie schon eingangs angedeutet, nur verwickelter! Wenn man indessen die Stimmen der berufendsten Beurteiler dieser Angelegenheit genauer prüft, so gewinnt man doch den Eindruck, als wenn die in diesem Artikel vertretene Anschauung wohl Aussicht hätte, die Mehrzahl der Stimmen auf sich zu vereinigen.

Wohlgesinnte und gut unterrichtete Kenner der Afrikanischen Verhältnisse, wie Major Dr. von Wissmann, Dr. Passarge, Geheimrat Professor Dr. Wohltmann scheinen von der Übereinstimmung mit dem hier Ausgeführten gar nicht so sehr weit entfernt zu sein.

Herr Major Dr. von Wissmann spricht sich sehr warnend gegen einen Arbeitszwang, dagegen für eine Besteuerung aus: „Kann der Eingeborene ohne jede Schwierigkeit, d. h. ohne Anstrengung die geforderte Steuer bezahlen, so ist sie zu niedrig gegriffen. Der Eingeborene zahlt mit ihr unbezahlbar hohe Garantien, den Schutz seiner Familie, seiner Freiheit, seines Eigentums, den wir übernommen haben. Eine gewisse Anstrengung seinerseits ist daher durchaus kein hohes Äquivalent, und erst wenn der Neger sich anstrengen muß, wirkt die Besteuerung erziehend auf ihn.“ — Gerade das letzte Argument Major Dr. von Wissmanns darf nicht zu gering angeschlagen werden. Ferner redet Herr Major Dr. von Wissmann allerdings auch einer allgemeinen Dienstpflicht das Wort. So erziehlich eine solche nun auch ja gewiß wirken würde, so erblicke ich

in der allgemeinen Ausbildung der gesamten männlichen Bevölkerung mit der Waffe doch eine große Gefahr, die sich später, vielleicht erst nach vielen Jahrzehnten, in Zeiten der Unzufriedenheit oder dergleichen doch einmal leicht gegen uns wenden könnte, wobei mir die Revolte der Schutztruppe in Kamerun vor ca. 10 Jahren und die eines englischen Eingeborenen-Regimentes bei Gelegenheit des letzten Aschanti-Krieges einfällt. — Ich meine, wir sollen den Neger ausschließlich zu friedlicher Kulturarbeit erziehen und zur zielbewußten Durchführung dieser Aufgabe es bei einer Schutztruppe aus Berufssoldaten und einer Polizeitruppe bewenden lassen, die möglichst immer einem fremden Volksstamme entnommen werden sollten.

Herr Geheimrat Professor Dr. Wohltmann spricht sich wie folgt über die Erziehung des Negers zur Arbeit aus: „Es ist hier nicht der Ort, auf die Einzelmaßnahmen einzugehen, welche in humaner und gerechter Weise Wandel schaffen können. Das wird auch nicht generell, sondern nur von Kolonie zu Kolonie und von Stamm zu Stamm möglich sein. Jedenfalls aber liegt für uns das Recht und die Verpflichtung vor, die Eingeborenen unserer Kolonien zu stärkerer Beteiligung an unseren Kulturarbeiten heranzuziehen und ihnen Pflichten aufzuerlegen, welche sie zur Arbeit führen. Ohne die Auferlegung von Pflichten werden wir die Schwarzen auch nie erziehen und kultivieren können. Von allen Pflichten ist aber die der Arbeit die wirkungsvollste von jeher gewesen; sie erzieht den Menschen, sie erzieht die Völker. Sie hat den heutigen Kulturzustand begründet. Ohne Arbeitspflicht ist eine Entwicklung der Kultur und der Kulturgeschichte nicht möglich!“

Das sind goldene Worte von Männern, die die Eingeborenen in den Kolonien durch jahrelange Berührung mit ihnen genau kennen. Allerdings scheint Herr Professor Dr. Wohltmann einem gelinden Zwange zur Arbeit, oder wenigstens einer regierungsseitigen Lohnbestimmung im Interesse der Plantagengesellschaften nicht ganz abgeneigt zu sein. Dies dürfte seinen Grund darin haben, daß Herr Professor Dr. Wohltmann von den Plantagen noch große Resultate erwartet, wie ja die ganze Arbeitszwangsfrage eigentlich lediglich durch die Plantagen entstanden ist. — Sobald man sich auf den für Togo und Kamerun einzig richtig erscheinenden Standpunkt der Eingeborenenkulturen stellt, fällt die Frage eigentlich in sich selbst zusammen. Letztere bilden den einzig richtigen Weg, um große wirtschaftliche Krisen in den Kolonien mit Sicherheit zu vermeiden, die den Plantagen nicht erspart werden dürften, selbst wenn auch die eine oder andere mal vorübergehend Erfolge erzielen sollte, und sie sind besser im stande, den Neger wirtschaftlich und sittlich zu erziehen, als die Lohnarbeit für eine geringe, den Rentabilitätserfordernissen der Plantagen angepaßte Entschädigung!

Wenn man zugibt, daß wir kein Recht haben, den Neger im Interesse einzelner zur Arbeit zu zwingen, sondern nur in seinem eigenen und dem der Allgemeinheit und der zukünftigen Entwicklung, dann muß man die Plantagen- und Konzessionsgesellschaften sich selbst überlassen, und die Regierung muß ihre Aufgabe in der Entwicklung der Eingeborenenkulturen suchen. Zu wünschen und hoffen bleibt natürlich, daß eine Besteuerung der Eingeborenen den bestehenden Plantagengesellschaften stets auch in Zukunft genügend Arbeiter zuführen möge.

Zu denjenigen, welche mit der ganzen Schwere ihres in kolonialen Angelegenheiten gewiß sehr wichtigen Urteiles für einen energischen, direkten Arbeitszwang

eintreten, gehört in erster Linie wohl Herr Dr. Peters. — Es liegt ein gar nicht zu überwindender Widerspruch in den modernen Bestrebungen, die Sklaverei und die Haussklaverei abzuschaffen und den Neger zur Arbeit für Plantagen und vielleicht gar Konzessionsgesellschaften zwingen zu wollen! Die Durchführung von Versuchen in dieser Richtung würde auch wohl kaum irgendwo glatt abgehen! Nun ist die Frage: Wen will man zwingen? Doch nur die erwachsenen Männer von einem jugendlichen Alter an. Diese leisten nun zur Zeit noch die geringste Arbeit, und da liegt die Schwierigkeit. In dem Leben des Negers spielt die Weiber- und Kinderarbeit heute noch eine große Rolle, wie wohl auch selbst noch in Europa in Ländern von niedrigerer Kultur. Sollen diese nun auf einmal faullenzen, die sich im kleinbäuerlichen Betriebe so ungemein nützlich machen könnten? Zum Schulbesuch ist noch auf Jahrzehnte hinaus natürlich nur einem minimalen Prozentsatz der Kinder Gelegenheit gegeben, bei den im Verhältnis zur Größe unserer Kolonien wenigen Missions- und Regierungsschulen. Es ist handgreiflich, daß solche gewaltsam herbeigeführte soziale Umwälzungen, abgesehen von ihrer großen Ungerechtigkeit, nicht ohne Gefahr für die gesamte Fortentwicklung der Kolonien ins Werk zu setzen sind.

Alle diese Vorschläge für die Zwangsarbeit der Eingeborenen sind eben meistens diktiert von dem Wunsche nach einer forzierten Entwicklung der Kolonien, oder um den Plantagen- und Konzessionsgesellschaften zu helfen, und lassen oft das Maß an Wohlwollen vermissen, das wir der Bevölkerung unserer Kolonien entgegenbringen müssen, wenn wir sie in unserem und ihrem eigenen Interesse wirklich kultivieren wollen.

In der 117 Seiten starken Brochüre „Koloniale und Politische Aufsätze und Reden von Dr. Scharlach", die sich meistens mit kolonialen Fragen beschäftigt, findet sich bezeichnender Weise kein Wort, das sich mit dem Wohl und Wehe des Eingeborenen befaßt, außer auf Seite 27 folgender Satz: „Kolonisieren, das zeigt die Geschichte aller Kolonien, bedeutet nicht die Eingeborenen zivilisieren, sondern sie zurückdrängen und schließlich vernichten. Der Wilde verträgt die Kultur nicht; auf ihn wirken nur ihre schlimmen Seiten; sie vernichten rücksichtslos den Widerstrebenden oder Schwachen. Diese Tatsache hat sich in Nord- und Südamerika, in Afrika und Australien, kurz überall da wiederholt, wo ein europäisches Volk wilden oder solchen Völkern entgegentrat, welche lediglich eine auf ihr eigenes Volkstum begrenzte Kultur besaßen. Diese an sich gewiß traurige Tatsache muß als eine erwiesene geschichtliche Notwendigkeit betrachtet werden. Wer sie nicht anerkennen will, weil sie von einem höheren idealen Standpunkt aus unberechtigt erscheinen mag, der darf nicht unternehmen, Kolonien zu erwerben und zu verwerten."

Dies und was der Verfasser sonst an derselben Stelle Ähnliches sagt, ist ja zutreffend mit Bezug auf frühere Kolonisationsperioden anderer Völker in klimatisch günstiger situierten Ländern, nur darf man daraus nicht den Schluß ziehen, daß sich derselbe Vorgang nun in unseren tropischen Kolonien wiederholen werde. — Was nach Jahrhunderten eintreten mag, wenn vielleicht durch klimatische Änderungen 2c. der Europäer dort sich in großer Zahl ansiedeln könnte, wissen wir heute alle nicht! Heute zeugt es von einer gänzlich falschen Beurteilung der tatsächlichen Verhältnisse, wenn man glaubt, unsere tropischen Kolonien bei gleichzeitiger Zurückdrängung und langsamer, beinahe systematischen Vernichtung der

Eingeborenen kultivieren zu können. In früheren Kolonisationsepochen hat man sich eben weder die Mühe noch die Zeit genommen, die Eingeborenen zu kultivieren, und viele Rassen werden sich auch wahrscheinlich viel schlechter dazu geeignet haben als die Neger. Gewißlich ist auch der Neger ein schlechtes Material für Staatenbildung und Selbstverwaltung; aber das wollen wir ja auch gar nicht, sondern wir wünschen, ihn noch recht lange zu bevormunden und zu regieren. — Vorläufig, und wahrscheinlich noch auf Jahrhunderte hinaus, schützen den Neger die klimatischen Verhältnisse gegen das Zurückgedrängtwerden durch den Europäer, und ferner entspricht es auch nicht den Anschauungen unserer Zeit, ganze Völker systematisch zu vernichten. Wer die Verhältnisse kennt, weiß auch, daß die Gefahr für den Europäer, in den tropischen Kolonien zu degenerieren, vorläufig noch größer ist, als die Aussicht, den Eingeborenen zu vernichten. — Vielleicht mag der als so äußerst indolent geschilderte Küstenneger in Kamerun auf die Dauer nicht der vordringenden Kultur Stand halten, das könnte ja bei einzelnen Stämmen einmal vorkommen, und niemand würde ihnen viel Tränen nachweinen; aber die nach dem Bericht von Herrn Oberst Pavel über seine Tschadsee-Expedition hochintelligente Bevölkerung des Innern würde diesen Ausfall wohl zu decken im stande sein.

Zum Schlusse sei es mir noch gestattet, auf einen vorzüglichen Vortrag aufmerksam zu machen, den der General der Infanterie z. D. von Bartenwerffer am 3. Dezember letzten Jahres in Wiesbaden (siehe Deutsche Kolonialzeitung vom 1. Januar a. c.) über die Neuorganisation der Zivilverwaltung Kameruns gehalten hat.

Es werden da in großen Zügen die Wege angegeben, die auch bei Einführung einer Besteuerung beschritten werden müssen. Es ist zu verwundern, wie jemand, der niemals in den Kolonien war, so treffsichere Urteile in Verwaltungsfragen abgeben kann.

Die Besiedlung unserer Kolonien und die Wehrverfassung.

Ober-Regierungsrat a. D. Schreiber-Stettin.

Es ist jetzt unbestritten anerkannt, daß in unseren Kolonien für Europäer geeignete, recht weite Landstrecken vorhanden sind, und daß dort Weiße sehr wohl Landwirtschaft treiben können. Allein dennoch geht es mit der Besiedlung dieser Gebiete langsam, zu langsam muß man sagen, vorwärts, und noch immer zieht der Strom der Auswanderer lieber in andere Staaten, in denen die Auswanderer unserem deutschen Volkstum bald verloren gehen und zur Stärkung des Auslandes beitragen.

Unter den Gründen für die Abneigung unserer Auswanderer gegen die Niederlassung in den deutschen Kolonien wird jetzt mehrfach die deutsche Wehrverfassung genannt und hervorgehoben, daß der Umstand von der Ansiedlung in den deutschen Kolonien die Deutschen abschrecke, daß sie in den Kolonien der deutschen Wehrpflicht unterworfen bleiben, und daß durch die Erfüllung dieser Pflicht ihnen die Gründung einer Existenz in den Kolonien in unerträglicher Weise erschwert oder gar unmöglich gemacht werde.

Die Frage, ob die Ausdehnung der Wehrverfassung auf die Kolonien wirklich von der Auswanderung in die Kolonien abhalte, ist so bedeutungsvoll, daß es wohl angezeigt ist, ihr unbefangen näher zu treten, und wenn sie bejaht werden muß, auf Abhülfe zu sinnen.

Deutsche Reichsangehörige, die sich nach den Kolonien, oder wie man in der Amtssprache noch sagt, nach den deutschen Schutzgebieten begeben und sich dort niederlassen, verlieren mit dieser Verlegung des Wohnsitzes ihre Reichsangehörigkeit nicht, auch nicht durch über zehn Jahre dauernden Aufenthalt in diesen Gebieten, weil diese in dieser Beziehung nicht als Ausland gelten, sondern als der deutschen Reichsgewalt voll unterworfene Reichslande, als Inland betrachtet und behandelt werden. Ein in den Kolonien lebender Deutscher wird und bleibt also dort ebenso militärdienstpflichtig wie die im deutschen Reiche lebenden Deutschen. Ein im Auslande, z. B. in Brasilien lebender Deutscher, der bei seinem Fortzuge von Deutschland nicht förmlich ausgewandert ist, d. h., der sich aus seiner Reichsangehörigkeit nicht hat entlassen lassen, bleibt im Auslande zwar auch der deutschen Wehrpflicht unterworfen, steht also insofern den nach den deutschen Kolonien verzogenen Deutschen gleich. Allein während der in der Kolonie lebende Deutsche von den dortigen Reichsbehörden jederzeit zur Erfüllung der Dienstpflicht angehalten werden kann und im Weigerungsfalle auch mit

Zwangsmitteln angehalten würde, kann gegen den im Auslande lebenden Deutschen, der sich der Ableistung seiner Dienstpflicht entzieht, im Heimatsstaate wohl ein Strafverfahren eingeleitet werden; allein zur Vollstreckung des ergangenen Urteils und zur Zurückholung des im Auslande lebenden Militärpflichtigen fehlt es dem Reiche an den dazu erforderlichen Mitteln und Wegen. Der Pflichtige bleibt unbehelligt auf seiner im Auslande etwa erworbenen Farm, und der Umstand, daß er in der Heimat zu einer Strafe verurteilt worden ist und bei einem Besuche in der Heimat diese an ihm vollstreckt werden müßte, er selbst auch noch nachträglich zum Militärdienst herangezogen werden würde, hält ihn ab, in die Heimat zurückzukehren und trägt dazu bei, ihn der deutschen Heimat schneller zu entfremden.

Der deutsche Reichsangehörige also, der seinen Wohnsitz in den Kolonien nimmt, muß seiner Militärdienstpflicht genügen. Ein junger Mann z. B., der mit 18 Jahren nach einer Kolonie geht, weiß, daß er in ein paar Jahren, spätestens wenn er 23 Jahre alt ist, zum Militär eingezogen wird. Es liegt auf der Hand, daß diese Aussicht ihm die Gründung einer Stellung in der Kolonie sehr erschwert und die Selbständigmachung ganz hindert. Die Härte, daß ein in jungen Jahren in die Kolonien gegangener Deutscher zur Ableistung der Militärdienstpflicht auf eigene Kosten die weite teure Reise nach Deutschland machen mußte, hat man jetzt teilweise wenigstens dadurch beseitigt, daß durch eine Kaiserliche Verordnung vom 5. Dezember 1902 die Erfüllung der Dienstpflicht in der Schutztruppe für Südwestafrika neu geregelt und erleichtert worden ist. Darnach können wehrpflichtige Reichsangehörige, die außerhalb Europas wohnen, bei der Schutztruppe in Südwestafrika dienen, auch als Einjährig-Freiwillige, und zur Ableistung militärischer Übungen aller Art zu dieser Truppe einberufen werden. Infolge dieser Maßregel sind die in Südwestafrika lebenden deutschen Reichsangehörigen bezüglich der Erfüllung ihrer Militärpflicht nicht ungünstiger gestellt als die in Deutschland selbst lebenden Militärpflichtigen und werden in ihrem Berufsleben nicht mehr gestört als diese. Die Rücksicht auf die Erfüllung der Dienstpflicht kann daher wohl keinen jungen Mann mehr abhalten, wenn er überhaupt Neigung hat, über See zu gehen, in die Kolonien und nach Südwestafrika sich zu wenden. Vor einer Übersiedlung in die anderen Kolonien allerdings kann die Aussicht, nach wenigen Jahren zur Erfüllung der Militärpflicht auf eigene Kosten eine weite Reise machen zu müssen und die in der Kolonie gefundene Stelle zu verlieren, meist wohl die jungen Leute abschrecken.

Bei der Besiedlung der Kolonien kommen aber weniger die jungen einzelstehenden Leute, die ihrer Militärpflicht noch nicht genügt haben, in Betracht, als vielmehr die bäuerlichen Familien, die zur Gründung einer Landwirtschaft das Vaterland verlassen. Es fragt sich, ob diese Familien sich durch die Aussicht, daß ihre Söhne demnächst militärpflichtig werden, abhalten lassen, nach den Kolonien zu ziehen, und lieber nach einem fremden Staate wandern, auch jetzt noch, wo die Söhne ihrer Dienstpflicht bei der Schutztruppe in Südwestafrika genügen können.

Ein Bauer z. B. wandert mit seiner Frau und mit seinen kleinen Kindern nach Südwestafrika, erwirbt dort Grund und Boden, errichtet eine Farm und hat schwer und hart zu arbeiten, um unter den ganz fremden Verhältnissen Fuß zu fassen und voran zu kommen. Frau und die Kinder, sobald diese etwas herangewachsen sind, müssen dabei helfen, und je älter die Kinder werden, desto nützlicher erweist sich ihre Hülfe zur Kultivierung des Ackers und zur Hebung des

Wohlstandes. Die Söhne kommen dann aber in das militärische Alter und müssen von Haus fort, um zwei Jahr in der Schutztruppe zu dienen. Nicht nur, daß sie den Eltern dann so fehlen, daß die Wirtschaft Not leidet, sie werden auch dem Leben auf der einsamen Farm entfremdet, und ihre Rückkehr auf die Farm nach Beendigung der Dienstzeit ist sehr zweifelhaft.

Darf man sich wundern, wenn ein Bauer, der mit den Seinen übers Meer gehen will, um sich da eine Existenz zu gründen, und der sich dies Bild von seiner Zukunft vor Augen stellt, keine Lust hat, nach den deutschen Kolonien zu gehen, und sich lieber einem Lande zuwendet, in dem ihm seine Söhne nicht genommen werden? Auf den Umstand, daß er in den deutschen Schutzgebieten unter des Reiches Schutz im Vaterlande bleibt, legt der wenig zum Idealismus neigende Bauer keinen Wert.

Wie kann hier geholfen werden?

Wohl nur in der Weise, daß man die Härten beseitigt, die sich aus der strikten Anwendung der deutschen Wehrordnung auf die in den Kolonien lebenden Deutschen ergeben, und eine besondere Art der Erfüllung der Militärpflicht in den Kolonien schafft. Das kann nur geschehen durch Bildung einer Kolonialarmee in einer eigenartigen Gestaltung unter vollkommener Berücksichtigung der in den Kolonien vorliegenden besonderen Verhältnissen.

Eine Kolonialarmee haben wir noch nicht, obwohl von ihrer Schaffung schon die Rede gewesen ist. Daß die Besitznahme und Behauptung der Kolonien auch nicht unbedeutendes militärisches Aufgebot bedingte, ist selbstverständlich. Hieraus entwickelten sich als Anfang militärischer Einrichtungen die Schutztruppen und die Polizeitruppen für die einzelnen Gebiete. Sie stehen unter sich in keinem Zusammenhange und auch mit dem deutschen Reichsheere in keinem Verbande; ihre Verwaltung ist vollständig getrennt von der Verwaltung des Reichsheeres und untersteht mit Ausnahme der der Marine unterstellten Truppenteilen in Kiautschau, wie die gesamte Kolonialverwaltung, dem Reichskanzler und unter der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes. Um den Zusammenhang dieser Truppen in den Kolonien mit dem Reichsheere anzubahnen, ist auf wiederholte Anregung der Deutschen Kolonialgesellschaft die schon erwähnte Einrichtung getroffen, daß in der Schutztruppe von Südwestafrika nicht nur die aktive Dienstpflicht, sondern auch die Reserveübungen abgeleistet werden können.

Den Oberbefehl über die Schutztruppen führt allerdings auch der Kaiser, aber nicht als Oberfeldherr über das Reichsheer, zu dem ja die Schutztruppen nicht gehören, sondern als Träger der Staatsgewalt in den Kolonien.

Die Schutztruppen bestehen aus Offizieren, Unteroffizieren und Gemeinen des Reichsheeres, die sich zum Eintritt melden, und aus angeworbenen Eingeborenen. Die ihnen zugeteilten deutschen Militärpersonen scheiden aus dem Heere aus; jedoch bleibt ihnen der Rücktritt bei Wahrung ihres Dienstalters vorbehalten.

Auf weitere Darstellung der Verhältnisse der Schutztruppen und ihre Verschiedenheiten in den einzelnen Kolonien braucht hier nicht eingegangen zu werden.

Diese Stellung und Organisation der Schutztruppen müßte von Grund aus geändert werden. In der jetzigen staatsrechtlichen Stellung der Schutzgebiete liegt kein Grund mehr für ihre Beibehaltung. So lange diese Gebiete wirklich nur Schutzgebiete waren, d. h. Gebiete, in denen von seiten des Reiches nur eine Schutzgewalt ausgeübt wurde über die dort entstandenen Niederlassungen und

über Eingeborene, mit deren Häuptlingen Schutzverträge geschlossen waren, und in denen Kolonialgesellschaften die Ausübung der Hoheitsrechte zustanden, war die Schutztruppe in ihrer jetzigen Ordnung angemessen. Allein jetzt, wo die Gebiete keine Schutzgebiete mehr sind, wo sich die deutsche Schutzgewalt zur vollen Staatsgewalt ausgewachsen hat, ist die Schutztruppe in ihrer Unterstellung unter die Kolonialabteilung des auswärtigen Amtes, losgetrennt vom deutschen Reichsheere und dessen Verwaltung eine ganz unberechtigte und unhaltbare Einrichtung. An ihrer Stelle muß eine Kolonialarmee gebildet werden, als Teil des deutschen Reichsheeres und vollständig eingefügt in die Heeresorganisation.

Damit soll nicht gesagt sein, daß an Stelle der jetzigen Schutztruppen andere Truppenkörper irgend welcher Art, nach den in Deutschland üblichen Mustern zusammengesetzt, und mit einem nach der deutschen Ersatzinstruktion gebildeten Rekruten- und Ersatzmaterial gebildet werden sollen. Damit wäre vor allem dem Zweck nicht gedient, der zu erreichen ist, und darin besteht, daß den in die Kolonien eingewanderten Ansiedlern die Erfüllung der Militärpflicht ohne zu große Störung ihrer Verhältnisse ermöglicht werden soll.

Es liegt auch kein Bedürfnis vor, durch die Kolonialarmee eine Stärkung des deutschen Reichsheeres herbeizuführen, und die Truppen der Kolonialarmee brauchen nicht so ausgebildet zu werden, daß sie unter Umständen in das Reichsheer eingegliedert werden und im Verbande mit dem Reichsheer an einem Kriege teilnehmen könnten. Dazu ist die Kolonialarmee nie bestimmt, und wird auch nicht berufen sein, je mit europäischen Heeren zu kämpfen. Wenn Deutschland mit anderen Staaten in einen Krieg verwickelt werden sollte, bei dem es sich auch um den Kolonialbesitz handelte, würde dieser Kampf doch nicht in den Kolonien ausgekämpft werden, sondern auf dem Meere oder in Europa entschieden werden.

Die Kolonialtruppen sollen nur bestimmt sein, in den Kolonien die deutsche Reichsgewalt zu schützen, und haben nur zu kämpfen gegen die Eingeborenen. Sie müssen also für diesen Zweck ausgebildet und ausgerüstet sein; ein weiteres ist nicht notwendig. Dazu wird es genügen, wenn sie bestehen aus einem tüchtigen, ständig in der Front stehenden Kern, entsprechend vielleicht der jetzigen Schutztruppe, vielleicht aber zahlreicher, damit die faktische Besitzergreifung der Kolonien schleuniger sich vollzieht, und damit die deutsche Macht sich kraftvoller und machtvoller in den Kolonien darstellt. In dieser Truppe müssen alle in der Kolonie lebenden Reichsangehörigen, seien sie als junge Männer aus Deutschland hingezogen, seien es in den Staatsverband aufgenommene Ausländer oder Eingeborene ihrem Militärdienst genügen und dazu in den Kolonien ausgehoben werden. Die jungen Leute, die vor Erfüllung ihrer Dienstpflicht Deutschland verlassen und in den Kolonien eine Stellung gesucht und gefunden haben, müßten in der Schutztruppe ihre gewöhnliche zweijährige Dienstzeit erfüllen, sie würden also den festen Kern der Kolonialarmee ausmachen und den Eingeborenen gegenüber, die ebenfalls zwei Jahre bei der Truppe bleiben müßten, die Stellen der unteren Vorgesetzten einzunehmen berufen sein. Um die Truppen vollzählig zu halten, müßten event. in Deutschland Mannschaften für sie ausgehoben werden. Die Söhne von deutschen Ansiedlern und auch von eingewanderten naturalisierten ausländischen Ansiedlern — z. B. Buren — würden nicht in gleicher Weise zu einer zweijährigen Dienstzeit heranzuziehen sein. Ihre militärische Ausbildung brauchte nur darauf gerichtet zu sein, sie tüchtig zu machen für die mit den Eingeborenen zu führenden

Kämpfe. Dazu würde eine Einziehung von 6—8 Wochen genügen, die ja früher auch in Deutschland genügt hat, um die Ersatzreservisten I. Klasse so weit auszubilden, daß sie im Kriegsfalle gleich in die Truppen eingereiht werden könnten. Ob die Ausbildung dieser Söhne von Ansiedlern in der Schutztruppe selbst oder in abgesonderten Truppenkörpern erfolgen könne, wird von ihrer Zahl, aber auch von anderen hier nicht zu erörternden Umständen abhängig sein und kann der Heeresverwaltung zu bestimmen überlassen bleiben. Wenn dann diese so ausgebildeten Ansiedler später zu kurzen Übungen wieder einberufen werden, würde man in ihnen eine für den Schutz der Kolonie sehr wertvolle Reserve haben, die im Falle eines Krieges mit eingeborenen Stämmen sehr wesentliche Dienste an der Seite der Schutztruppen oder auch im selbständigen Auftreten leisten würde.

Wie man diese Reserve organisieren kann, ob man das vielleicht nach Art der Schweizer Milizen oder in anderer Weise thun soll, ob und wie man aus ihnen vielleicht distriksweise besondere Körper bilden und diese mit den Vorstehern dieser Distrikte in Verbindung und ihnen so zur Verfügung stellen soll, daß diese Beamten berechtigt werden, im Notfall die Reserven aufzurufen, das und manche andere Frage soll hier nicht erörtert werden. Wenn unsere Reichsverwaltung erst mit dem Prinzip, eine Kolonialarmee in dieser Weise zu bilden, einverstanden ist, wird sie berufen und imstande sein, für die Aus- und Durchführung schon das Richtige zu treffen.

Ob dadurch, daß den Ansiedlern in den Kolonien in der angedeuteten Weise die Erfüllung der Militärpflicht erleichtert wird, der Zudrang der Ansiedler sich steigern wird, muß allerdings abgewartet werden. Den Versuch aber muß man machen.

Und wenn der Versuch gelingt, wenn wirklich infolgedessen der Auswandererstrom, der sich jetzt aus Deutschland nach anderen überseeischen Ländern ergießt, sich den Kolonien zuwendet, dann ist damit für die Kolonien ein wesentlicher Fortschritt erreicht. Daß sich infolge dieser Erleichterung für die Erfüllung der Dienstpflicht in den Kolonien die Auswanderung überhaupt steigern würde, ist wohl nicht anzunehmen, da in dieser Erleichterung kein Anreiz zur Auswanderung überhaupt gefunden werden kann. Aber selbst wenn ein oder der andere Militärpflichtige ihretwegen aus Deutschland fort und in die Kolonien gehen würde, könnte darin kein Unglück oder ein Mißstand erblickt werden, da diese Militärpflichtigen dem Vaterlande ja erhalten bleiben; denn die Kolonien sind ja ein Teil des Reiches, sie sind außereuropäische Reichslande.

Aufforstungsprämien für Südwestafrika.

Von Max Fellmer, Klein-Windhuk.

In einem Viehzucht treibenden Lande wie Südwestafrika ist ein naturgemäßer Gang der Dinge, daß sich ohne menschliches, d. i. gewolltes Zutun, ein junger Nachwuchs von Bäumen selbständig und mit Erfolg nicht hervorringen kann. Kommt nun noch eine so ausgedehnte Zucht der naschhaften Ziege, wie hier, hinzu, so geht das Land unweigerlich in weiteren Menschenaltern einer Entwaldung entgegen, welche die klimatischen Verhältnisse verändert und durch fortgesetzt geringer werdenden Regenfall das Land einer Verarmung entgegenführt. Dem Farbigen ist diese Erscheinung ein Unwesentliches, der Weiße dagegen, will er nicht gleichfalls ein Nomadenleben führen, wird diesem vorbeugen müssen und — unter Berücksichtigung der gegebenen Verhältnisse — vorausschauend, auch der folgenden Generation den Kampf ums Dasein erleichtern helfen.

Daß sich unter den Augen der heutigen Generation die Entwaldung durch die Weidewirtschaft vollzieht, erweist dem aufmerksamen Beobachter sofort eine Besichtigung der Farmen. Wo einmal ein Kraal gewesen, ist in weitem Umkreise kein Baum mehr zu finden, am wenigsten ein junger Nachwuchs, und da die verschiedensten Seuchen und die Wasserverhältnisse oft genug eine Verlegung erzwingen, so verbreitert sich fortwährend dieser öde Fleck. Die fortdauernde Entwaldung bringt aber noch andere Folgen mit sich. Durch den rückweichenden Baumwuchs wird der gute Boden unserer Höhenzüge unter Einwirkung der täglichen Temperaturschwankungen von im Durchschnitt 22° C. und dem Winde gelockert und nach eintretendem Regen die Ackerkrume den Rivieren zugeführt, welche sie fortschwemmen. Um welch bedeutende Mengen es sich dabei handelt, mögen meine eigenen Beobachtungen vom Klein-Windhuker Rivier ausführen. In der Regenzeit, Oktober 1901 bis April 1902, welche zu den schlechtesten bisher beobachteten gehört, da sie mit einer Regenmenge von nur 182 mm um fast $^2/_3$ unter dem 12jährigen Durchschnitt bleibt, ist das Rivier 7 mal abgekommen. Das Zuflußgebiet desselben beträgt bis Klein-Windhuk rund 8 000 ha, die gesamte Wassermenge wurde durch Schwimmerversuche festgestellt und auf 4 736 000 cbm berechnet. Dem Wasser entnommene Proben der leichtesten, mitgeführten Feinerde wurden insgesamt auf 21 880 cbm berechnet, m. a. W. diese Feinerde würde bei einer Aufschüttung in Höhe von 10 cm die Fläche von rund 22 ha bedecken! Daß die Bewaldung vor noch nicht langer Zeit eine sehr bedeutende gewesen sein muß, beweisen uns die vielen Elefantenknochen, die man in totgelaufenen Rivieren findet. Nach dem Zustande ihrer Verwitterung, welche unter unseren klimatischen Verhältnissen durch die zerstörende Kraft von Wind und Sonne eine überaus

rasche ist, kann man ihr Alter auf kaum zwei Menschenalter schätzen, und das auf Gebieten, welche, wie die heute noch so gut wie unerforschte Gegend des Dreiecks Seeisknie-Witoley-Kowas, ungeheure Flächen mit dem besten Grase, aber ohne jeden Baum und Strauch aufweisen; früher muß diese Gegend ein sumpfiges Eldorado gewesen sein.

Aus all diesen Erwägungen geht der Wunsch hervor, Abhülfe zu schaffen und die Farmer zu ermuntern, eine Aufforstung ins Werk zu setzen. Da hierzu aber Kapital und vor allem Ausdauer gehört, bleibt nur der Weg der staatlichen Beihülfe offen, wenn dem Staat das Wohl seiner Untertanen am Herzen liegt.

Treten wir der Ausführung dieses Planes näher, so wird man allerhand Einwendungen vorbringen. Die erste stellt die Wasserfrage dar. Gewöhnt an künstliche Berieselung kleiner Parzellen, glaubt man derselben auch für die Aufforstung nicht entbehren zu können. Das ist ein ungeheurer Irrtum. Unsere einheimische Flora weist viele Baumgewächse auf, welche bei verständiger Anwendung ohne künstliche Wasserzufuhr auskommen; nur fragt es sich, enthält sie auch Nutzholz, welches wir für die mannigfaltigsten Zwecke verwenden können. Außer anderem ist dabei in erster Linie an den Kameeldorn (Acacia giraffae Burch.) zu erinnern, welcher bei engster Pflanzung im ersten Jahre und vorsichtiger Durchholzung schöne, schlanke Stämme liefern könnte. Seiner Anpflanzung, so wünschenswert sie wäre, steht aber das langsame Wachstum hindernd gegenüber. Aber haben wir nicht noch andere Pflanzen auf unserer weiten Erde, die unter gleichen Lebensbedingungen fröhlich gedeihen? Beobachten wir unseren einheimischen Baumbestand, so finden wir, daß er sich insbesondere Dürren angepaßt hat, oder anders gesagt, wir müssen unter den sogenannten „Wüstenpflanzen" Umschau halten. Führen wir nun neue Pflanzen ein, so werden wir in erster Linie, abgesehen von örtlichen Besonderheiten, darnach trachten, Bäume zu pflanzen, die außer dem Holzertrage einen weiteren Nutzen abwerfen und die Exportmöglichkeiten unseres Schutzgebietes vermehren helfen, und hier wiederum unserem Mutterlande erwünschte Artikel zuführen. Man darf dabei hervorragend an die Anpflanzung der Gerberakazien denken, deren Rinde unter dem Namen „Mimosarinde" ein unentbehrliches Hilfsmittel der deutschen Lederindustrie geworden ist. Die durchschlagenden Erfolge mit der Einführung australischer Akazien, wie black wattle (Acacia decurrens var. mollissima) und golden wattle (Acacia pycnantha), deren Rinde luftgetrocknet 41,4—41,6 % Gerbsäure enthält, während die Eichenrinde nur etwa 12 % aufweist, in den dürrsten Gegenden von Kalifornien und der Karoo Südafrikas, sollten sich doch auch hier erreichen lassen. Mit verhältnismäßig geringen Mitteln ist der Farmer imstande, jährlich 10 ha bei Beginn der Regenzeit mit Saatgut zu versehen, und bei späterer Ausdünung der Sämlinge, unter Entfernung der schwächsten, entsteht in wenigen Jahren ein Wäldchen; denn die Mühe, das Vieh von der jungen Pflanzung zurückzuhalten, ist bei dem kleinen Umfange nicht groß. Richtet er auf diese Weise systematisch einen 10jährigen Holzschlag ein, so liefert ihm derselbe eine gleichbleibende, wertvolle Rente. 260 heute bewirtschaftete Farmen würden alsdann über einen Waldbesitz von zusammen 26000 ha verfügen können, fürwahr ein Ziel, welches die Aufmerksamkeit des Staates in hervorragendem Maße in Anspruch nehmen sollte!

Die Besiedlungsfrage in Deutsch-Südwestafrika.

Von R. A. Schroeder, Farmer in Uitdrooi.

Die Ausführungen des Herrn Bohsen in Nr. 39 der Deutschen Kolonial-Zeitung über Besiedlungsfrage und Landbesitz möchte ich nicht unerwidert lassen, um so mehr nicht, als ich mich seit sieben Jahren hier an Ort und Stelle mit diesen Fragen beschäftige.

Es ist bekannt, daß die Land- und Minengesellschaften von Deutsch-Südwestafrika hier wie in Deutschland angegriffen werden, und zwar nicht ganz mit Unrecht.

Man ist hier der Ansicht, daß die Gesellschaften der Entwicklung des Landes dadurch hinderlich sind, daß sie für ihre Anrechte auf Mineralien und Land zu hohe Preise fordern, daß sie die besten und am günstigsten gelegenen Landstriche überhaupt nicht verkaufen und in verschiedenen Gebieten das Suchen nach Mineralien inhibieren und erschweren.

Dieser Ansicht muß ich mich auch anschließen.

Vor allem betone ich, hätten die Gesellschaften, kulantere Schürfbedingungen gestellt, so wären heute einige Kupferminen im Betrieb, und damit wäre der Absatzmarkt geschaffen, der dem Lande gänzlich fehlt.

Dem Lande fehlen nicht vorbereitete Formen zur Aufnahme von Ansiedlern, sondern in erster Linie fehlen die Konsumenten, das Absatzgebiet für die Produkte des Landes, vornehmlich für Schlachttiere. Wäre dieser Absatz geschaffen, so könnten sofort die Besiedlungen in großem Maßstabe vorgenommen werden.

Wird kein Absatz geschaffen, so muß sich die Notlage hier noch verschärfen.

Es ist auch gar keine Aussicht vorhanden, daß auf eine andere Weise als durch Abbau von Minen eine fühlbare Besserung der hiesigen Verhältnisse eintreten kann.

Allerdings sind jetzt die Minenunternehmen hier in ein Stadium getreten, daß man mit den größten Hoffnungen der Zukunft entgegensehen kann.

Daß Mißtrauen, welches man den Mineralien des Landes entgegenbrachte, ist zum Teil verschwunden.

Unternehmungsgeist ist hier im Schutzgebiet vorhanden, es fehlt uns nur die Unterstützung unserer Finanzleute mit Kapital.

Man hat sich jetzt, da sich in Deutschland mit unendlichen Schwierigkeiten kaum Kapital aufbringen läßt, an das Ausland gewandt.

Die Engländer und Nordamerikaner sind leichter geneigt, in Minenunternehmen Geld zu stecken.

Für die Entwicklung der Kolonie ist es gleich, ob Engländer oder Deutsche die Minen abbauen. Auf alle Fälle werden immer ein Drittel Deutsche Teilhaber der Minen sein.

Würden nur einige Minen abgebaut, so würde in kurzer Zeit eine Kolonie entstehen, wo noch Tausende ihr reichliches Auskommen finden könnten.

Der Kleinfarmer wird dem Lande vorerst wenig nützen, sondern vielmehr der gutsituierte Großfarmer.

Wasseranlagen, Anpflanzungen, Einzäunen mit Stacheldraht, Import von Zuchttieren sind eine kostspielige und zum Teil sehr riskante Sache.

Wollschafe, Angoras, zahme Strauße fehlen der Kolonie. Wenn wir wenigstens hiervon große Herden besäßen, so würden wir uns doch etwas frei von hiesigem Markt machen können. Damit sich aber Wollschafe und Angoraziegen rentieren, müssen wir auch ihr Fleisch verwerten können, und dafür ist kein Absatz.

Der Strauß braucht, um zu gedeihen, ausgedehnte Weidefelder, die eingezäunt sein müssen. Diese Einzäunungen kann der Farmer nur in Angriff nehmen, wenn er gut verdient, d. h. er muß mindestens 40—45 Pfennig für das Pfd. Fleisch — ausgeschlachtet — erhalten. Heute kann er kaum für 25 Pfg. das Pfd. seine Tiere los werden.

Es wird behauptet die Gesellschaften würden schon Land veräußern, wenn sich nur Käufer fänden.

Vor zirka 1½ Jahren wurde mir von der Colonial-Gesellschaft für Südwestafrika mitgeteilt, daß sie die Gegend an der Matschleßmine überhaupt nicht verkaufe, und die übrigen Farmen im Komasgebirge zwischen Swakop- und Kuisibfluß kosteten 2 Mark der Hektar.

Sollten diese Ländereien zu 1 Mark bis 50 Pfg. zu verkaufen sein, so werden sich auch Käufer finden.

Ein Herr B. wollte den Platz Tinkas von genannter Gesellschaft kaufen. Es wurde ihm abgeschlagen mit der Begründung, die Gesellschaft wolle den Platz selbst benutzen. Dorstrivier und Tsaobismund wurden auch verlangt; doch die Gesellschaft forderte nicht weniger als 100 Mark per Hektar für Tsaobismund. Ich bemerke, daß alle diese Plätze ganz im Westen hart an dem Küstenstrich liegen, auf Regenfall nie sicher rechnen können und einen Wert von 30 Pfg. per Hektar haben.

Diese Plätze wären thatsächlich bewohnt, wenn die Colonial-Gesellschaft annehmbare Verkaufsbedingungen gestellt hätte.

Ein anderer Farmer, der in kurzer Zeit 20 000 Mark auf einen Platz dieser Gesellschaft gezahlt hatte, war gezwungen, seine letzten Tiere zu verkaufen, nur um die Farm und das schon gezahlte Geld zu retten. Er zahlte 1 Mk. 50 pro Hektar für eine Farm, die seit 3 Jahren kein Wasser mehr hat. Hätte dieser Farmer von der Regierung oder den Eingeborenen gekauft, so hätte er bei 30000 Hektar 30 000 Mark gerettet.

Was die Verteilung des Landbesitzes anbelangt, so liegt heute das Land der Gesellschaften im Durchschnitt nicht ungünstiger als das der Regierung. Ist das Land in der Entwicklung mehr vorgeschritten, so wird das Regierungsland trotz des dort herrschenden Fiebers später wertvoller werden, da es zum größten Teil auf regelmäßigen Regen rechnen kann.

Wenn Herr Bohsen aber das ganze Land der Colonial-Gesellschaft und

Kaoko-Gesellschaft als zur Besiedlung ungeeignet ausscheidet, so müßten wir dem-entsprechend auch große Strecken der Reservate und des Regierungslandes ausscheiden.

Die Colonial-Gesellschaft für Südwestafrika hat heute 35 000 qkm besiedlungsfähiges Land. Die Kaoko-Gesellschaft wird auch wohl 15 000 qkm Land zur Verfügung haben, woraus etwas zu machen ist.

Das Regierungsland ist vom Absatzgebiet zu weit entlegen, wenn von einem Absatzgebiet überhaupt gesprochen werden kann.

Die Farmen werden dort zuerst besiedelt, wo Absatz ist oder wenigstens die Hoffnung auf Absatz vorhanden ist, und das ist jetzt das Zentrum des Landes, also auch das Land der Siedlungs- und Colonial-Gesellschaft.

Viele Farmer kaufen wohl lieber von der Regierung in der Annahme, daß die Regierung ihnen die Abzahlungen auf die Farmen länger stunden könne als die Gesellschaften.

Unbestreitbar fehlt es augenblicklich noch nicht an Land für die Besiedlung außer im Zentrum des Schutzgebietes. Die Gesellschaften, sowie das Gouvernement und die Reservate für die Eingeborenen könnten sehr bald große Strecken besiedlungsfähiges Land abtreten.

Die Gesellschaften können 85000 qkm, davon viele Farmen im Zentrum, das Gouvernement 100000 qkm, die Reservate 150000 qkm, zur Ansiedlung brauchbares Land verkaufen, welches ich heute mit kaum 30 Pfg. den Hektar einschätze. In dem Augenblick jedoch, wo der Farmer seine Produkte gegen Kasse leicht verkaufen kann, denn — seit 2½ Jahren werden die Produkte hier von den Weißen zu ⅔ gegen Waren umgetauscht — ist er imstande, 50—75 Pfg. per Hektar durchschnittlich zu zahlen.

Wenn der einzelne eine Farm kauft, so muß er sehr vorsichtig sein und Sachverständige zu Rate ziehen; denn der Neuling ist absolut nicht imstande eine Farm zu beurteilen. Er kann mit 1 Mark 50 per Hektar gut gekauft haben, und ein anderer mit 20 Pfg. per Hektar schlecht.

z. B. Auf einer Farm gedeihen nur Rinder, wie im Sandfelde; eine andere Farm ist nur durch Pferde und Maultiere auszunutzen, da das Wasser sehr entlegen ist. Eine dritte Farm hat salzigen Grund oder salzige Büsche und Bäume; dort gedeiht besonders das Kleinvieh, aber auch Rinder und Pferde. Im allgemeinen kann man annehmen, wo Regen genügend fällt, da ist genügend Futter.

Wie ich schon anfangs ausführte, liegt der Hauptgrund der mangelhaften Besiedlung des Schutzgebietes in dem Fehlen eines Absatzmarktes, zum Teil verursacht durch harte Bedingungen der Gesellschaften in Bezug auf ihre Mineralienanrechte, in der Eingeborenenwirtschaft und in der Furcht vor den Seuchen.

Die Raubtiere können wir unschädlich machen; ob wir die Heuschrecken mit Erfolg bekämpfen können, ist fraglich, jedenfalls muß es versucht werden.

Ich kann hier nicht eine Frage unberührt lassen, die für die Entwicklung des Landes von der weitgehendsten Bedeutung ist, und das ist die Eingeborenenfrage.

Man wird in nächster Zeit zwischen Schwarz und Weiß zu wählen haben; d. h. wollen wir eine deutsche Kolonie oder eine Eingeborenenkolonie?

Man kann sehr humane Anschauungen den Eingeborenen gegenüber haben, man darf dies aber nicht übertreiben; denn das Land wird dadurch zum Nachteil der hiesigen weißen Bevölkerung, zum Nachteil des Mutterlandes, zum Nachteil der Eingeborenen in seiner Entwicklung aufgehalten.

Der hiesige Eingeborene, welcher Nation er sei, ist kein Kind, der mehr in Schutz genommen werden muß als der Weiße.

Der hiesige Eingeborene hat im Vergleich zu anderen Eingeborenen sehr wenig gute Eigenschaften, er hat aber sehr viel Laster.

Der Übetritt zum Christentum konnte seine schlechten Charaktereigenschaften nicht ändern.

Ich habe die langjährige Beobachtung gemacht, daß die hiesige weiße Bevölkerung sehr großen Schaden durch die Eingeborenen gehabt hat, daß viele Existenzen geradezu ruiniert sind, sei es durch Diebstähle und deren Folgen, sei es durch Betrügereien oder Verschleppen von Seuchen oder durch Nachlässigkeit und Faulheit der Eingeborenen.

Wenn nun noch behauptet wird, die Eingeborenen würden öfter von der weißen Bevölkerung übervorteilt, so muß ich sagen, daß der Eingeborene beim Handel 7 Armenier betrügt, und daß der Neuling im Lande in den ersten zwei Jahren meist beständig von den Eingeborenen übervorteilt wird; ehe der Weiße aber die ganze Schule der Kniffe, Schliche, Hochstapeleien und Lügereien der Eingeborenen durchgemacht hat, hat er vielen Schaden gehabt, von dem er sich oft langsam erholt.

Ich bin der Ansicht, daß die Eingeborenen zum Teil oder ganz aus ihren Reservaten gedrängt werden müssen.

Der Viehbestand der Eingeborenen hat sich nach der Rinderpest bedeutend vermindert. Die Reservate sind zum großen Teil nicht ausgenutzt.

Große Strecken davon liegen unbewohnt, weil der Eingeborene sich niemals dazu entschließen würde, einen Brunnen zu bauen, obwohl die schönsten Weiden dort vorhanden sind und Wasser in nicht zu großer Tiefe gefunden werden müßte.

Naturgemäß haben die Eingeborenen die besten Plätze des Landes in ihren Händen, weil sie seit Jahrzehnten im Lande sind und die guten Striche kennen lernten.

Die Reservate sind zur Besiedlung für Weiße vorzüglich geeignet.

Der Süden hat wohl etwas wenig Regenfall.

Sollten die Reservate, also das beste Land, in Händen der Eingeborenen bleiben, so wird dies die Entwicklung der Kolonie bedeutend hemmen und zeitweise ganz in Frage stellen.

Ich bin auch ganz entschieden dafür, daß der Viehbesitz der Eingeborenen in die Hände der Weißen übergeht; erst dann können wir das Land voll ausnutzen, erst dann werden die Seuchen aufhören. Solange die Eingeborenen in allen Teilen des Landes ihre Viehherden, und zum Teil unbeaufsichtigt, herumlaufen lassen, solange werden die für die Bekämpfung der Viehseuchen ausgeworfenen Summen umsonst geopfert sein.

Dieser Übergang des Landes und des Viehs in den Besitz der weißen Bevölkerung muß sich in der größten Friedfertigkeit vollziehen, und nichts ist leichter wie dies.

Die Eingeborenen sind zum Teil sehr verschuldet Dem Gouvernement

ist nun die günstige Gelegenheit gegeben, die Farmen öffentlich versteigern zu lassen, wie dies hier bei Weißen üblich ist, und zwar von denjenigen Eingeborenen, die ihre Schulden nicht bezahlen wollen oder können. Es wäre dies ein sehr humanes Verfahren. Man ließe also den Eingeborenen zum Teil ihr Vieh; aber ihre guten Plätze, die Wasser haben, kämen auf diese Art in die Hände von weißen Farmen.

Wie ich schon eingangs hervorhob, haben die Eingeborenen genügend Land für ihr Vieh, selbst wenn sie die Hälfte des Landes verkauften. An Futter für ihre Herden kann es nicht fehlen.

Wir werden diese Landstriche sehr bald brauchen, um den doppelten und dreifachen Nutzen aus ihnen zu ziehen.

Die Viehzucht des Eingeborenen bleibt immer eine recht primitive.

Obwohl das Kleinvieh sich sehr schnell vermehrt, können die Eingeborenen ihre Herden nicht vorwärts bringen.

Die Hereros halten an ihren minderwertigen Rindern fest, ohne den Versuch zu machen, durch Zuführung von verwandten Rassen, wie die afrikaner Rinder, ihre Tiere schwerer und schneller wachsend zu machen.

Der Eingeborene hat das Prinzip, ohne zu arbeiten zu ernten.

Wir haben die Eingeborenen zur Arbeit nötig, und durch ihre Arbeit helfen die Eingeborenen mit an der Entwicklung des Landes, aber nicht durch primitives Viehzüchten. Dies muß ausschließlich Vorrecht der weißen Bevölkerung werden.

Ist erst ein großer Teil der Eingeborenen ohne Vieh, so werden auch die Viehdiebstähle nachlassen. Arbeiter, an denen in manchen Gegenden Mangel ist, werden dann leicht zu beschaffen sein.

Es gibt wohl Eingeborene augenblicklich genug, die arbeiten wollen. Jedoch sind es zum größten Teil Gelegenheitsarbeiter, die in der Trockenzeit bei vielem Essen und hohem Lohn leichte Arbeit verrichten wollen, aber ³/₄ des Jahres von ihrer Milch leben wollen, ohne zu arbeiten.

Zum Teil sind es auch notorische Faulenzer und Diebe, die überall davongejagt werden.

Der Farmer kann solche Leute nicht gebrauchen, während sie in den Minen, stets unter Aufsicht, zur Arbeit herangezogen werden können.

Sobald einige Minen beginnen werden zu arbeiten, der Zeitpunkt liegt nicht fern, wird Arbeitermangel eintreten.

Man muß in Rechnung ziehen, daß nur eine mächtige Kupfermine 3—6000 Eingeborene beschäftigen kann. Sollten aber 3—4 Minen in 2—3 Jahren tätig sein, so werden die Löhne in die Höhe gehen, und großer Arbeitermangel wird eintreten.

Die Rentabilität einiger Minen wird aber auf billigen Arbeitslöhnen beruhen.

Ein großer Teil der Eingeborenen wird ein Jahr in den Minen arbeiten wollen, um sich dann mit den Ersparnissen Kleinvieh zu kaufen und ihr altes Faulenzerleben wieder aufzunehmen.

Ist das Land aber verkauft und der Rest in Regierungshänden, alsdann hat der Eingeborene kein Land, um Viehzucht zu treiben und Vieh zuzustehlen; er muß arbeiten.

Sobald der Eingeborenen aber erst 1—2 Jahre an regelmäßige Arbeit

gewöhnt ist, so bleibt er ganz gern bei Weißen, weil er einsieht, daß wenn er arbeitet, er stets ein sorgenfreies Dasein führen kann, ohne schlecht behandelt zu werden.

Nur der Übergang zur Arbeit ist für die Eingeborenen schwer.

Herr Bohsen sagt zum Schluß seiner Ausführungen, daß dem Lande die Vorbereitung zur Aufnahme eines größeren Auswandererstromes fehlt. Ich möchte dies unterschreiben, wenn unter „Vorbereitung" Schaffung eines Absatzmarktes gemeint wäre. Anstatt dessen will Herr Bohsen fertige Farmen, namentlich bewässerungsfähige Kleinfarmen, für die Ansiedler bereit gestellt haben.

Wenn man auf diese Vorschläge einginge und mit großen Kostenbewässerungsfähige Kleinfarmen besiedelt wären, so sind wir immer wieder in derselben unglücklichen Lage wie heute; nämlich. Wohin verkaufen diese Kleinfarmer ihre Produkte?

Man wird doch nicht auf die Idee kommen und Korn von hier exportieren wollen.

Auch giebt es immer noch Leute, die an Konservenfabriken glauben oder Fleisch in gefrorenem Zustande exportieren wollen. Dies ist für die ersten 20 Jahre ganz ausgeschlossen, und ich glaube, daß wir überhaupt niemals mit Südamerika und Australien konkurrieren können. Der Farmer kann niemals so billig hier züchten wie dort. Die Qualität des Fleisches erschwert die Konservierung außerdem.

Allein auf den Export von lebendem Schlachtvieh nach den Nachbarkolonien können wir uns nicht verlassen. Er bietet auch nicht die mindeste Garantie für sicheren Absatz. Ohne ein sicheres, stetes Absatzgebiet kann hier aber der Farmer nicht existieren, und niemand kann die Verantwortung auf sich nehmen, bevor ein Absatzgebiet geschaffen ist, die Auswanderung nach dem Schutzgebiet zu befürworten. Jetzt, wo wir hofften, uns durch Verkauf der überschüssigen Schlachttiere etwas Luft zu machen, sperrt die Kapkolonie ihre Grenzen, die Einfuhr von Rindern nach der Kapkolonie ist verboten[1]).

Diesen Grenzsperrungen sind wir aber stets ausgesetzt; unser Absatzgebiet können wir in den Nachbarkolonien nicht suchen. Es bleibt nur ein Notbehelf.

Wir sind daher vorläufig auf uns selbst angewiesen.

Die Konsumenten für unsere Produkte werden wir nur in den Minenarbeitern finden.

Unsere ganze Tätigkeit wird sich daher darauf konzentrieren müssen, den Abbau der Minen möglichst schnell in Angriff zu nehmen.

Ich fasse das kurz dahin zusammen: „Ohne Schaffung eines Absatzgebietes keine Entwicklung des Schutzgebietes, und ohne Minen kein Absatzgebiet."

Wenn jemand in der Lage ist, andere praktische Vorschläge zu machen, um die Entwicklung resp. die Besiedlung zu heben, so werden wir diese mit Interesse prüfen. Aber ich glaube, es ist vergebliche Mühe, es gibt keinen anderen Ausweg.

Sobald Märkte geschaffen sind, die Seuchen einigermaßen mit Erfolg bekämpft sind und die Eingeborenenfrage geregelt ist, werden die Viehbesitzer trachten,

---

[1]) Das Verbot ist inzwischen aufgehoben. D. Red.

ihre Herden zu vergrößern. Dann ist auch der einzelne in der Lage, billiger zu verkaufen, ohne daß seine Existenz gefährdet ist.

So wie die Verhältnisse heute liegen, würde man mit armen Kleinbauern nur ein unzufriedenes Proletariat heranziehen, das zur Wehrhaftigkeit des Landes wenig beitragen würde.

Die Wehrhaftigkeit eines Landes liegt ja zum großen Teil in seiner Wohlhabenheit. Eine gewisse Wohlhabenheit unseres südwestafrikanischen Schutzgebietes liegt in seinen Weidefeldern; aber der Reichtum des Landes sind seine Kupfer-Lagerstätten und andere Mineralien.

Wenn diese Wahrheit erst in Deutschland, sowie im Auslande Fuß gefaßt hat, so kann man annehmen, ohne Optimist zu sein, daß Deutsch-Südwestafrika eines der reichsten Länder von ganz Afrika wird.

Mit der Viehzucht allein kommen wir nicht aus. Das Land hat nicht genug Regenfall; daher hält die Weide nicht vor. Südamerika kann auf demselben Areal 20 mal soviel Rinder halten wie Südwestafrika; ferner fehlt uns das billige Korn.

Der Norden des Schutzgebietes ist eine Welt für sich; wenn dieser wie z. B. Algier saniert würde durch Anpflanzungen von Eukalyptusbäumen und Drainagen ꝛc., dann möchte ich dem Norden seine Zukunft nicht absprechen.

Man hat hier bisher die Mineralien, die Hoffnung des Landes, nicht genügend berücksichtigt.

Die Gesellschaften haben darin bewußt oder unbewußt zum Nachteil des Schutzgebietes, zum Nachteil von Deutschland und zu ihrem eigenen Nachteil am meisten gesündigt. Wenn hier nicht mit aller Energie und ohne Furcht vor Kosten Änderung geschaffen wird, kann eine Besiedlung der Kolonie in großem Maßstabe nicht vorgenommen werden.

Die Gesellschaften haben die gesamten Mineralgerechtsame von Deutsch-Südwestafrika in Händen.

Besonders die Deutsche Colonial-Gesellschaft für Südwest-Afrika hat ganz bedeutende Konzessionen. Wenn nun jemand nach Mineralien suchen will, so muß er dazu einen Erlaubnisschein haben, den er mit 60 Mk. per 6 Monate vorher bezahlen muß. Hat nun der Schürfende nach seiner Meinung einen wertvollen Mineralfund gemacht, so muß er innerhalb zweier Jahre mit dem Abbau dieser Stelle beginnen oder 21600 Mark jährlich an die Colonial-Gesellschaft zahlen. Mit einem Erlaubnisschein — Schürfschein — kommt der Finder aber nicht aus, um die Funde alle zu belegen; er muß also meistens 4 bis 8 Schürfescheine lösen. Der Schein kostet 240 Mark auf 2 Jahre, 5 Scheine = 1200 Mark. Dies zahlt der Schürfende im voraus, nur für das Recht für sich und die Gesellschaft nach Mineralien suchen zu dürfen. Die Gesellschaft erhält vom Reingewinn der Minen 2½ %.

Eine gute Mine kann also der Gesellschaft in 2 Jahren den ganzen Kaufpreis, welchen diese Gesellschaft für ihre Konzession von 135000 qkm Land- und Minenrechte zahlte, einbringen. Die Colonial-Gesellschaft zahlte den Spottpreis von Mark 500000 für ihre ganzen Konzessionen. Wenn eine gute Mine 10 Millionen Mark Reingewinn pro Jahr bringt, so hat die Gesellschaft bei 2½ % davon 250000 Mark Einnahmen pro Jahr.

Die um diese Minen gelegenen Ländereien würden naturgemäß sofort be-

deutend steigen. Aus diesem Grunde verkaufen die Gesellschaften auch keine Landstriche an den Stellen, wo Minen eröffnet werden könnten.

Die eigenartigen Bestimmungen dieser Gesellschaft besagen weiter, daß die ganze Fundstelle mit allen Untersuchungsarbeiten und schon im voraus an die Gesellschaft gezahlten Abgaben wieder an die Gesellschaft zurückfällt, wenn nicht mit dem ordnungsgemäßen Abbau in 2 Jahren begonnen ist, oder der Finder zahlt 21 600 Mark per Jahr Abgaben an die Gesellschaft.

Die Finder sind meistens heute ohne Vermögen. Die Kapitalisten, die eine Fundstelle ausbeuten können, sind nur im Auslande zu suchen; denn Südwestafrika hat noch keine reichen Leute.

Bei den großen Entfernungen und vermöge des schlechten Rufes, den das Schutzgebiet unbegründet genießt, ist es ganz ausgeschlossen, daß diese Finder in 2 Jahren Kapital für ihre Mineralfundstelle auftreiben können.

Dem Kapitalisten müssen alle Wege geebnet sein; er hat uns und das Land nicht nötig, wir jedoch sind auf ihn angewiesen.

Es sei denn, die Regierung würde selbst den Abbau der Minen übernehmen. Jedenfalls wären die ganzen Schwierigkeiten dann mit einem Schlage aufgehoben, und die Regierung hätte bei Übernahme z. B. von 3 Minen soviel Einnahmen, daß von Hause kein Pfennig Zuschuß nötig ist. Auch wäre sie in der Lage, mit den großen Einnahmen die größten Stauanlagen, Dämme ꝛc. zu bauen.

Das Risiko zur Übernahme einer Kupfermine ist äußerst gering im Verhältnis zum Gewinn.

Mit einem Kapital von 2—400 000 Mark läßt sich meistens vollkommen in 6—9 Monaten feststellen, ob die Mine rentabel ist oder nicht.

Allerdings bleibt die Hauptsache bei der Untersuchung einer Fundstelle die richtige Wahl des Bergmannes.

Es muß dies ein erfahrener Bergingenieur sein, der Jahre lang im Auslande in Kupferbergwerken, die hier in erster Linie in Betracht kommen, tätig war.

Deutschland hat von diesen praktischen Kupferingenieuren leider sehr wenige, die überhaupt in Betracht kommen könnten.

Bis vor 3 Jahren durfte überhaupt niemand auf dem Gebiet der Colonial-Gesellschaft für Südwest-Afrika schürfen, obwohl viele Fundstellen von Mineralien seit 10—20 Jahren entdeckt waren.

Die Gesellschaften sollten recht zufrieden sein, daß für sie geschürft wird. Bei den jetzigen Schwierigkeiten, die den Findern von Mineralien gemacht werden, bleiben viele Stellen vielleicht für immer ungehoben liegen.

Die Finder sind durch den Schaden, der ihnen zu teil wurde, aufgeklärt und geben ihre Fundstellen nicht bekannt; denn heute eine Fundstelle anmelden heißt diese auf ewig verlieren, wenn jetzt nicht eine endgültige gerichtliche Entscheidung gefällt wird, die dem Finder für immer einen bestimmten Teil seines Fundes sichert, und der Verfall des übrigen Teiles, vielleicht 90% der Fundstelle, erst nach 5 Jahren nach der Fundanmeldung rechtskräftig ist.

In Deutsch-Südwestafrika können unmöglich dieselben scharfen Bestimmungen betreffs des Abbaues von Mineralien Anwendung finden, wie in kultivierten Ländern.

In anderen Staaten sind die Abgaben für Schürfen bedeutend geringer.

Einen drastischen Fall, der meine obigen Angaben beweist, haben wir bei der Gorobkupfermine, die im Gebiet der Colonial-Gesellschaft für Südwest-Afrika gelegen ist.

Die Teilhaber an dieser Kupferfundstelle haben an die Colonial-Gesellschaft für Südwest-Afrika 45 000 Mark zahlen müssen, bevor abgebaut werden konnte, trotzdem diese Leute, zumeist Deutsche aus dem Schutzgebiet, nichts unversucht gelassen haben, um möglichst schnell mit dem Abbau bei Gorob zu beginnen. Außerdem betrugen die Unkosten für die Untersuchung dieser Fundstelle über 150 000 Mark. Bisher war Kapital für dies große Unternehmen noch nicht flüssig zu machen, obwohl die Mächtigkeit und Qualität der Erze genügend festgestellt ist, so daß der Abbau auf alle Fälle sich vorzüglich bezahlen würde.

Die Swakopmunder Minen-Gesellschaft m. b. H., welche die Anrechte auf Gorob jetzt besitzt, ist selbst nicht imstande, das nötige Kapital für den Abbau aufzubringen. Diese Gesellschaft beabsichtigt, 70% ihrer Rechte auf Gorob an die Unternehmer (Kapitalisten) abzutreten.

Nähere Auskunft über Gorob werden Interessenten im Auswärtigen Amt Berlin, bei der hiesigen Bezirkshauptmannschaft zu Swakopmund, bei dem Distriktskommando Karibib und bei der Swakopmunder Minengesellschaft in Swakopmund erhalten können.

Zum Schlusse berühre ich noch eine Maßnahme der Colonial-Gesellschaft für Südwest-Afrika, die zur schnellen Entwicklung des Landes nicht beitragen kann. Genannte Gesellschaft hat das ganze Gebiet zwischen Swakop und Kuisibfluß 100 km breit und von der Küste bis fast nach Windhuk 200 km lang an das Haus Goertz & Co., Kapstadt, auf 15 Jahre für den Preis von 600 000 Mark zum Schürfen abgetreten. So sehr man Goertz & Co. für seinen Unternehmungsgeist beglückwünschen kann, so ist das Haus Goertz doch nicht imstande, auch nur annähernd dies mächtige unzugängliche Gebirge abzusuchen.

Für jeden anderen ist dies Gebiet, in welchem die meisten Mineralien zu finden sind, verschlossen.

Schlußkapitel:

Das „ceterum censeo“ eines jeden Kolonialfreundes muß sein: „Die Land- und Minengesellschaften, die nicht kapitalkräftig genug sind, um ihren eingegangenen Verpflichtungen gegen das Schutzgebiet nachkommen zu können, müssen expropriiert werden.“

Übrigens ist dies nicht allein die Ansicht von hiesigen Ansiedlern; dem Gouvernement sind derartige Gesellschaften schon lange ein Dorn im Auge gewesen.

Wenn der Staat das Doppelte zahlt, was er s. Z. von den Gesellschaften erhalten hat, und noch 10% Zinsen zahlt, so sind die Gesellschaften reichlich entschädigt. Die eigenen Geschäfte und Farmen können ja im Besitze der Gesellschaften bleiben.

Das Deutsche Reich hat die Berggerechtsame und das Land den Gesellschaften nur unter der Bedingung fast umsonst gegeben, damit diese kolonisieren, das Land in Kultur nehmen und eine deutsche Bevölkerung heranziehen sollen.

Sind nun einige Gesellschaften nicht imstande, ihren Verpflichtungen nachzukommen, so schreitet der Staat auf Antrag der geschädigten Bevölkerung ein und expropriiert.

Niemand wird unter kolonisieren verstehen, wenn eine Gesellschaft einen Kaufladen und ein Baugeschäft aufmacht und anderen Einwanderern den Handel oder die Arbeit wegnimmt. Noch weniger verstehe ich eine koloniale Tätigkeit, die darin besteht, der weißen ansiedlungslustigen Bevölkerung durch hohe Preise eine Ansiedlung, dort, wo diese sich ansiedeln will, unmöglich zu machen.

Der Staat muß hier eingreifen und der auswandernden Bevölkerung ihre Rechte schützen.

Die Mineralien des Landes sind so bedeutend, daß die Mühe und die Auslagen für das Schutzgebiet dem Mutterlande in nicht zu langer Zeit zehnfach zurückfließen werden.

Uitdrooi, November 1902.

Singapore als Handelsplatz.

Von Assessor Paul Boether, bisher Kaiserlicher Richter in Neuguinea.

Die stetig wachsende Bedeutung unserer Handelsbeziehungen zu Ostasien läßt es auch für weitere Kreise interessant erscheinen, einen Blick auf denjenigen Handelsplatz zu werfen, der mit Rücksicht auf seine Lage mit Recht das Thor Ostasiens genannt werden kann. Auf einer Insel gleichen Namens an der Südspitze der Halbinsel Malacca gelegen, wird Singapore von fast allen Schiffen angelaufen, die nach China, Japan, Holländisch-Indien und darüber hinaus nach Australien gehen; es ist ein richtiger Knotenpunkt der Schiffahrt und daher kein seltener Anblick, wenn man 40 bis 50 stattliche Dampfer und Fahrzeuge aller Nationen dort gleichzeitig löschen und laden sieht. Den von Europa kommenden Reisenden bietet sich hier zum ersten Male nach Port Said, Suez, Colombo und Penang ein so großartiges und mannigfaltiges Bild eines tropischen Stapelplatzes, daß auch dem Laien das Verständnis für die Wichtigkeit und Bedeutung des Überseehandels aufgeht. Die große, durch vorgelagerte Inseln einigermaßen geschützte Reede mit ihren bunten Bildern gewährt einen herrlichen Anblick, bei Tage sowohl, wo das emsige, geschäftige Treiben von Tausenden von Kulis und dunklen Arbeitern aller Rassen am Pier und der unendliche Mastenwald der Schiffe von einer glühenden Tropensonne in meist klarer und durchsichtiger Atmosphäre bebeleuchtet wird, und nachts, wo die unzähligen, reglementsmäßig aufgezogenen Schiffslichter im Hafen wie ein Heer von Sternen erglänzen und der ganzen Szenerie etwas Großstädtisches verleihen.

Singapore nimmt Hand in Hand mit der günstigen Entwicklung der Verhältnisse in Ostasien auch seinerseits einen mächtigen Aufschwung. Die eigentliche Singapore town ist von den Hafenanlagen ziemlich weit entfernt, so daß man sich gewöhnlich, um zur Stadt zu kommen, einer chinesischen Jinrikſha oder Kareta sewa (Mietsfuhrwerk) bedient. Dabei ist es ein Vergnügen, hier zu fahren; denn die breite Chaussee, die die Hafenanlagen mit der Stadt verbindet, ist wie überall der Wegebau in den englischen Kolonien tadellos und mustergültig, und die freien, öden Plätze längs dieser Straße werden von der Stadtseite her allmählich immer mehr mit Häusern ausgebaut. Seit jüngster Zeit ist man sogar am Werk, durch die 14 englische Meilen breite Insel eine Eisenbahn mit normaler Spurweite zu legen, die den etwa 2 Meilen breiten, die Insel vom Festlande trennenden Meeresarm bei Johore überschreitet und auf der malayischen Halbinsel weiter geführt werden soll. Auch Deutschlands Handel ist an dem Aufblühen von Singapore bedeutend beteiligt; eine im Wachsen begriffene deutsche Kolonie mit großartigem, neuem Klubhause, das in seiner massiven und monumentalen Ausführung erst vor

kurzem erbaut und eingeweiht ist, läßt fast vergessen, daß man sich auf englischem Boden befindet, und daher mögen die nachfolgenden statistischen Zahlen, die wir dem amtlichen Jahresbericht entnehmen, Anspruch auf Interesse erheben.

Von der Bevölkerung der Kolonie Straits Settlements, zu welcher Singapore, Malacca Territory und Penang mit der dieser Insel am Festland vorgelagerten Provinz Wellesley gehört, mit ca. 5000 Europäern und Amerikanern sind 350 Deutsche, die sich zumeist auf Singapore konzentrieren. Singapore selbst hat seit 1891 eine Zunahme von 23,7 % an Bevölkerung zu verzeichnen; die Deutschen vermehrten sich in dem gleichen Zeitraume allerdings nur um 14 Seelen. Die Zahl der Männer der Gesamtbevölkerung ist 5 mal größer als die der Frauen. Der Ausgabenetat von 1900 betrug etwa 5½ Million Dollar und war um etwa 2 Millionen höher als im Jahre vorher; die Junieinnahmen betrugen im gleichen Jahre etwa 6½ Million, überstiegen also die Ausgaben. Singapore allein figurierte unter den Einnahmen mit 1½ Million; im gleichen Etatsjahr überstieg die Gesamteinfuhr um 31 Million, ebenso die Gesamtausfuhr um etwa 20½ Million Dollar die des Vorjahres.

Im einzelnen betrug die Einfuhr in Dollar zu ca. 2 Mark:

Aus England etwa	27	Millionen,
aus den britischen Kolonien etwa	70	Millionen,
aus fremden Ländern etwa	147	Millionen,
aus den anderen Teilen der eigenen Kolonien etwa	6	Millionen.

Bei der Einfuhr aus Europa ist: Deutschland mit 5½ Million (das Schutzgebiet Deutsch-Neuguinea mit 210 tausend Dollar) beteiligt gegen Belgien, Italien, Holland, Frankreich, deren Einfuhr nur je 1½ Million betrug, und Oesterreich und Rußland, deren Einfuhr unter einer Million blieb.

Haupteinfuhrartikel waren:

1. Lebende Tiere, Nahrungsmittel für etwa	84	Millionen,
2. Rohmaterialien für etwa	87	"
3. Industriewaren für etwa	53	"
unter letzteren in der Hauptsache Textilwaren für etwa	32	"

Die Ausfuhr betrug:

Nach England	39	Millionen,
nach den britischen Kolonien	24	"
nach fremden Ländern	135	"
nach Straits Settlements	6	"

Bei der Ausfuhr nach Europa entfallen auf Deutschland nur 4¾ Millionen, während unter den übrigen Staaten Frankreich mit 9 Millionen meist beteiligt ist.

An Gegenständen wurden ausgeführt:

1. Lebende Tiere, Nahrungsmittel für	72	Millionen,
2. Rohmaterialien für	82	"
3. Industriewaren für	31	"
worunter wieder obenan die Textilwaren mit	19½	Millionen standen.

Singapore stellt sich demnach so recht als der Austauschplatz für die Erzeugnisse von Europa und Amerika mit Südostasien dar; fast alles, was aus-

geführt wird, ist vorher eingeführt. Die Erzeugnisse der malayischen Halbinsel und der Sunda-Inseln, Siam u. s. w. gehen nach Europa zurück.

Hauptartikel des Warenhandels sind Reis (geschälter und ungeschälter, genannt Paddy), Weizenmehl, Rohrzucker, Opium (Einfuhr für 13½ Millionen, ausgeführt nur 11 Millionen, sodaß der Rest die in Singapore konsumierte Menge darstellt), Medizinalwaren, Spirituosen, Tee, Tabak, Kohlen (eingeführt für 8 Millionen, davon allein aus Japan für fast 5 Millionen, aus England nur für 1½ Millionen; die Gesamteinfuhr betrug 660 tausend Tonnen, ausgeführt nur 5 tausend Tonnen), Petroleum (an der Einfuhr, die in der Hauptsache aus Sumatra erfolgte, mit 931 tausend Kisten von im ganzen 1½ Millionen Kisten, beteiligte sich auch zum ersten Male Borneo mit 37 tausend Kisten), Kleidungsstücke und Posamentierwaren, (von der Einfuhr, die 3½ Millionen betrug, entfielen allein auf Deutschland 1½ Millionen), Baumwollenwaren, Garne, Taschenuhren, Sarongs und Slendangs (malayische Bekleidungsstücke), Decken, Säcke, Stückseide, Schirme, Metallwaren und Industriewaren. Bei den letzteren Artikeln ist eine Gegenüberstellung der englischen und deutschen Einfuhrzahlen interessant.

Für Metallwaren gelten folgende Zahlen:

a) Maschinen
England mit . . . . . 968 Tausend,
Deutschland mit . . . . 50 „

b) Eisenwaren
England mit . . . . . 467 Tausend,
Deutschland mit . . . . 70 „

c) Stahl- und Messerwaren
England mit . . . . . 457 Tausend,
Deutschland mit . . . . 462 „

d) Messingwaren
England mit . . . . . 173 Tausend,
Deutschland mit . . . . 8 „

Für Industriewaren die folgenden:

a) Zement
England mit . . . . . 170 Tausend,
Deutschland mit . . . . 43 „

b) Porzellanwaren
England mit . . . . . 61 Tausend,
Deutschland mit . . . . 112 „

c) Glaswaren
England mit . . . . . 106 Tausend,
Deutschland mit . . . . 289 „

d) Lampen und Lampenteile
England mit . . . . . 51 Tausend,
Deutschland mit . . . . 246 „

e) Zündhölzer
obenan Japan mit . . . 700 Tausend,
Deutschland mit . . . . 57 „

f) Farben
England mit . . . . . . 275 Tausend,
Deutschland mit . . . . 87 „
g) Papier und Papierwaren
England mit . . . . . 52 Tausend,
Deutschland mit . . . . 33 „
h) Lederwaren
obenan Hongkong mit . . 297 Tausend,
England mit . . . . . 73 „
Deutschland mit . . . . 25 „
i) Musikinstrumente
Deutschland mit . . . . 94 Tausend,
k) Parfümerien
England mit . . . . . 76 Tausend,
Deutschland mit . . . . 78 „

An Landes-Produkten sind hauptsächlich ausgeführt: Zinn, Guttapercha, Kautschuk (Borneo Rubber und India Rubber), Kopra (an der Einfuhr ist Dtsch. Neuguinea mit 127 tausend Dollar beteiligt), Pfeffer (weißer und schwarzer), Kaffee (die besten Sorten kommen aus Niederländisch-Indien, die anderen von der malayischen Halbinsel), Sago, Topioka, Stuhlrohr (kommt hauptsächlich von den Sunda-Inseln und der malayischen Halbinsel und wird in Singapore gegewaschen und für die Ausfuhr vorbereitet; eine deutsche Firma, die sich ausschließlich mit Rottanghandel befaßt, Hauptabnehmer Deutschland mit 2,3 Millionen), Rohrstöcke (Rohmaterial kommt hauptsächlich aus Niederländisch-Indien; Hauptabnehmer Deutschland mit 67 Tausend), Rohe Häute (kommen von den Philippinen, Celebes und Hongkong, Hauptabnehmer England), Ölkuchen (aus Französisch-Indien und Madras; die Ausfuhr übersteigt die Einfuhr, was dem Einfluß der Ölmühlen von Singapore zuzuschreiben ist; Ausfuhr hauptsächlich nach Java).

Bezüglich des Handels mit Deutschland ist besonders hervorzuheben, daß die Gesamteinfuhr um etwa 30% gestiegen ist, dagegen die Ausfuhr nur um 6%. Die Gesamtausfuhr von Deutschland betrug 5,4 Millionen.

Im einzelnen verteilt sich diese Summe auf alle Sorten

1. Spirituosen mit 428 Tausend,
2. von sonstigen Gegenständen, deren Einfuhr über je 100 Tausend Dollar betrug,

Decken mit . . . . 114 Tausend
wollene Tücher mit . . . . 213 „
eiserne Nägel mit . . . . 147 „
Stahl und Messerwaren mit . . . . 462 „
Glas und Glaswaren mit . . . . 289 „
Lampen und Lampenteile mit . . . . . . 246 „

Die Gesamtausfuhr betrug 4,7 Millionen und war im einzelnen von Gegenständen, deren Ausfuhr über je 100 Tausend Dollar betrug,

bessere Sorten Guttapercha . . . . 524 Tausend
Gambir . . . . 282 „
schwarzer Pfeffer . . . . 426 „
weißer Pfeffer . . . . 238 „

Sago	108 Tausend
Topioka	156 "
Stuhlrohr	1,3 Millionen.

Noch einen kurzen Überblick über die Industrie von Singapore, die nicht sehr entwickelt ist. Es sind lediglich Anlagen vorhanden, die den lokalen Bedürfnissen Genüge leisten oder der Verarbeitung dienen, letztere meist mit nur handwerksmäßigem Betrieb, dazu zählen Reismühlen und Reisschälbetriebe, Sagofabriken und Färbereien, in besonders großer Zahl vorhanden und fast ausschließlich in der Hand von Chinesen, ferner eine Anlage zur Herstellung ätherischer Öle (Zitronella und Moschus). Von bedeutendem Umfange sind die Zinnschmelzwerke der Straits Trading Co. auf der Insel Pulau Brani, die größten der Welt. Sodann 2 bedeutende Ölmühlen, eine Anzahl Rottangwäschereien, mehrere Ananasfabriken, von denen 2 mit Dampfbetrieb arbeiten. Noch zu erwähnen sind 2 Anlagen, die die Herstellung von Guttapercha aus Blättern betreiben.

2 Petroleumgesellschaften haben ihren Hauptsitz in Singapore, die auf zwei 8 und 11 englische Meilen entfernten Inseln (eine englisch, eine holländisch,) große Tankanlagen, besitzen in denen Öl zum Gebrauch abgefüllt wird. Beide Gesellschaften besitzen auch Vorrichtungen zur Abgabe von Heizöl an Schiffe. Von weiteren Anlagen sind noch hervorzuheben, eine Schiffswerft, eine Maschinenbauwerkstätte und Gießerei, 2 Anlagen für elektrische Industrie, 1 Gasfabrik, 1 Eisfabrik, 1 größere und mehrere kleinere Mineralwasserfabriken, eine Anzahl Dampfsägewerke, Ziegeleien, Töpfereien, Seifenfabriken, Bisquitfabriken, Druckereien, 1 Anstalt für Kapokreinigung.

Schließlich haben noch eine Anzahl Minenunternehmungen für Zinn und Gold ihren Sitz in Singapore.

So bietet sich durch das rege geschäftliche Leben in Singapore auch für den Fremden, der dafür Interesse hat, reiche Anregung und Belehrung, was um so angenehmer empfunden wird, wenn das manchmal längere Warten auf den Anschlußdampfer einen unfreiwilligen Aufenthalt auf dieser Insel veranlaßt.

Der Streit um die Grenzen Alaskas.

Ende Januar ist zwischen dem Staatssekretär der Vereinigten Staaten Mr. Hay und dem englischen Botschafter in Washington Sir Michael Herbert ein Abkommen wegen Niedersetzung eines Ausschusses von Vertretern beider Staaten zur Regelung der Alaskagrenze unterzeichnet worden. Trotz des Widerstandes einiger Senatoren der westlichen Staaten der Union ist die Vereinbarung am 11. Februar von dem Senat in Washington genehmigt worden. Dem Beginn der Verhandlungen der Kommission steht somit kein Hindernis mehr im Wege. Es erscheint aber nichts weniger als sehr wahrscheinlich, daß diese Erörterungen zu einem Ausgleich führen werden, der den Wünschen Kanadas und Englands entspricht. Auf der einen Seite ist nämlich die Rechtslage eine höchst zweifelhafte, und auf der andern ist bei der Stellung, welche die Vereinigten Staaten in dieser wie in anderen Streitigkeiten mit England seit langem eingenommen haben, und den materiellen Interessen, die auf dem Spiele stehen, kaum anzunehmen, daß sie diesmal nachgiebiger als sonst sein sollten.

Der Kernpunkt der ganzen Angelegenheit ist, wie so oft bei kolonialen Streitfragen, die Auslegung eines ohne die nötige geographische und Sachkenntnis von Diplomaten geschlossenen Vertrages. Wie bekannt, haben russische Fischer und Jäger sich im 18. Jahrhundert in Sibirien und auf dem nordwestlichsten Zipfel Amerikas, Alaska, festgesetzt. Das von Eisbergen starrende, damals nur für Jagd und Fischfang brauchbare Land kam so in den Besitz Rußlands, welches sich zwar im ganzen wenig darum kümmerte, aber den Besitz doch zum Anlaß eines Versuches nahm, den Meeresteil zwischen Alaska und Sibirien allen anderen Nationen zu schließen. Da hieraus Zusammenstöße der Russen mit englischen Fischern und Seehundsfängern sich entwickelten, kam es auf Verlangen der Hudsonsbay-Company, welche damals den ganzen Norden und Westen Kanadas als ihren Besitz beanspruchte, zu Verhandlungen der englischen Regierung mit Rußland und zum Abschluß eines Vertrages im Jahre 1825 über die Abgrenzung des russischen Alaska gegen das englische Gebiet. Die Grenze wurde nach dieser Abmachung durch den 141° westlicher Länge (Greenwich) vom Eismeer bis zum Eliasberge, und von dort an nach Süden durch eine Linie entlang den die Küste begleitenden Bergen. Diese Linie sollte an keiner Stelle mehr als 30 Meilen von der Küste entfernt sein. An Stellen, wo die Gebirge auf eine größere Entfernung vom Meere zurücktreten, war bestimmt, daß die Grenze in einer Entfernung von 30 Meilen der Küstengestalt folgen sollte.

Nur wenige Menschen wußten zur Zeit des Abschlusses dieses Vertrags mit der Küstengestaltung Alaskas Bescheid, und diese wenigen sind von den Regierungen

nicht befragt worden. Man schenkte diesen entlegenen und anscheinend wertlosen Gebieten eben nicht viel Aufmerksamkeit. England hat es daher auch ruhig geschehen lassen, daß Alaska 1867 von den Vereinigten Staaten Rußland für wenige Millionen abgekauft wurde, und hat keinen Schritt gethan, um sich mit dem neuen Nachbarn über die wirkliche Lage der beiderseitigen Grenze näher auseinander zu setzen.

Erst einige Jahre später, als inzwischen die kanadische Dominion geschaffen worden war und Britisch-Kolumbien, in der Nordwestecke Kanadas, sich zu entwickeln begann, machte sich das Bedürfnis nach einer Regelung der Grenze fühlbar. Es hatte sich nämlich herausgestellt, daß die Küste Alaskas nicht, wie angenommen, wenig gegliedert war, sondern daß sehr lange und tiefe Fjorde die Küstengebirge häufig durchbrachen. Sicherlich hatten bei dem Vertragschlusse von 1825 die Russen davon nicht viel mehr als die Engländer gewußt und wohl mit einer ziemlich geraden Küstenlinie gerechnet; aber die Tatsache lag nun einmal vor und es mußte damit gerechnet werden, da von nun an alljährlich zwischen den englischen und amerikanischen Abenteurern, die in jenen Gebieten sich niederließen, Streitigkeiten entstanden und es sehr schwierig war, zu entscheiden, welcher Staat berechtigt war, der Angelegenheiten sich anzunehmen. Während nämlich die Kanadier behaupteten, die Fjorde kämen nicht in Betracht und die Grenze verlaufe entlang der Hauptrichtung der Küste, stützten sich die Amerikaner auf den Wortlaut des Vertrages und beanspruchten alle Fjorde und einen sie umgebenden 30 Meilen breiten Landstreifen als zu Alaska gehörig.

Der Streit beschäftigte zunächst die Lokalbehörden. Es kam vor, daß ein kanadischer Sträfling auf einem von Amerika beanspruchten Gebiete entsprang und auf kanadischem wieder eingefangen wurde. Die Behörden der Union verlangten darauf seine Freilassung, und die Kanadier mußten sich dazu entschließen. Schon 1872 baten sie daher die englische Regierung um eine baldige Regelung der Grenzfrage und Auseinandersetzung mit der Union. In England erachtete man aber die Frage für unwichtig und stellte sie immer hinter andere zurück, obwohl die Kolonie jährlich aufs neue drängte. Die Angelegenheit wurde dringlicher, als die Amerikaner die Küste mit Zollhäusern zu besetzen anfingen und englische Waren auf dem Seewege nur noch nach Erfüllung aller Zollvorschriften der Union ins kanadische Gebiet ließen. Die Kanadier empfanden das nicht allein als Ungerechtigkeit, sondern geradezu als Vergewaltigung und wurden immer stürmischer in ihren Klagen beim Mutterlande. Doch von dieser Seite geschah noch immer nichts.

Mittlerweile regte sich in den Vereinigten Staaten erhöhtes Interesse für Alaska. Ein von dort nach Boston zurückgekehrter Missionar Barnum schilderte es 1895 als ein an Fischen, Wäldern und Mineralien gleich reiches Land und lenkte die Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung auf Versuche Kanadas, amerikanisches Eigentum dort in Besitz zu nehmen. Die Bewohner eines kleinen, von Amerikanern erbauten, aber durch die Behörden an Kanada abgetretenen Ortes erhoben auch lautes Geschrei gegen Übergriffe Kanadas. Und als nun gar bald darauf Gold in Klondike gefunden wurde, kam Alaska plötzlich in aller Mund. 1897 und 1898 begannen Tausende von Abenteurern trotz der größten natürlichen Schwierigkeiten nach Klondike zu ziehen, und wie Pilze schossen amerikanische Ansiedlungen aus der Erde. Einige davon lagen auf zweifellos kanadischem Boden; andere aber wurden in dem streitigen Streifen an einem der großen Fjords angelegt.

Diese letzteren Orte waren den Kanadiern ein besonderer Dorn im Auge; denn sie sperrten ihnen ein für allemal den Wasserweg nach dem Goldgebiete. Amerika errichtete dort Zollhäuser und machte den Kanadiern das Leben mit Hülfe seines verwickelten Zollgesetzes schwer. Was das für Kanada bedeutet, kann man ermessen, wenn man aus der Statistik sieht, daß 1901/2 allein nach dem Yukongebiete Waren für 5½ Million Dollar eingingen, wovon Kanada mehr als 67 % lieferte. Abgesehen hiervon wird die Entwicklung des Eisenbahnwesens in jenen Gegenden durch die unklaren Grenzverhältnisse sehr stark gehemmt, und alle Lebensverhältnisse werden dadurch in Mitleidenschaft gezogen.

Die ganze Angelegenheit macht in Kanada sehr böses Blut. Man fühlt sich vom Mutterlande nicht genügend unterstützt und sieht sich der Rücksichtnahme auf den guten Willen der Vereinigten Staaten in anderen Dingen geopfert. Als der Andrang der Einwanderer 1899 immer größeren Umfang annahm, entschloß sich England zwar, endlich ernstliche Schritte bei der Union wegen einer Auseinandersetzung zu tun; aber der Versuch scheiterte. Die Amerikaner wollten nur auf eine vorläufige Untersuchung der Lage an Ort und Stelle eingehen und dabei die von ihnen im streitigen Gebiete errichteten drei Orte gleich von vornherein als unzweifelhaft amerikanisch anerkannt sehen. England und Kanada wollten von letzterer Bedingung nichts wissen und forderten außerdem, daß die Kommission den Charakter eines Schiedsgerichts erhalten solle, in dem zu den sechs Unterhändlern ein siebentes neutrales Mitglied gesellt würde, dessen Stimme den Ausschlag gäbe. Darauf gingen begreiflicher Weise die im tatsächlichen Besitz des Streitobjektes befindlichen Amerikaner nicht ein, und man mußte schließlich englischerseits zufrieden sein, daß die Union Kanada das Gebiet an der Spitze des langen Lynnfjords vorläufig überließ.

Den Bedürfnissen und Wünschen Kanadas genügte dieser Modus vivendi indessen auf die Länge nicht, und es verlautete gleich, als der kanadische Premierminister 1902 in London zur Kolonialkonferenz eintraf, daß er Vorschläge zur Erledigung des Streites machen werde. Wie es hieß, wünschte man kanadischerseits, daß England einen Hafen am Yukon von Amerika durch Abtretung einer westindischen Insel erkaufen möge. Hierauf einzugehen, konnte man sich in England nicht entschließen. Vielleicht versprach man sich von solchem Anerbieten auch keinen Erfolg. Dagegen hat man die Verhandlungen mit Washington wieder aufgenommen und hat Amerika zum Fallenlassen seiner Klausel dadurch zu bestimmen gewußt, daß man auf Zuziehung eines siebenten Mitglieds zur Kommission verzichtete.

Die Lage ist also nunmehr genau dieselbe wie im Jahre 1899. Jede Macht wird 3 Kommissare stellen, und diese werden zusammen die ganze Sachlage zu prüfen haben. Die Entscheidung aber wird bei den beiden Regierungen bleiben. Die Frage ist nur, ob es den Kommissaren angesichts der oben geschilderten Sachlage möglich sein wird, zu einem den beiderseitigen Interessen entsprechenden Ausgleich zu gelangen. Sehr wahrscheinlich ist das bei der vorteilhaften Lage und dem Selbstbewußtsein der Vereinigten Staaten nicht. Jedenfalls würden sie sich ein etwaiges Zugeständnis teuer bezahlen lassen. England aber wird bei der Welt schwerlich viel Mitleid finden. Es erntet in dieser Frage nur, was es seit langem aus Uebelwollen gegen Europa gesäet hat. Die ganze Angelegenheit ist wieder einmal ein Beleg, in welche immer größere Abhängigkeit von dem guten Willen der Union das englische Reich auf dem heutigen Wege geraten ist.

***

Meine Expedition 1900 ins nördliche Kaokofeld und 1901 durch das Amboland.

Mit besonderer Berücksichtigung der Zukunftsaufgaben in Deutsch-Südwestafrika.

Vortrag, gehalten in der Abteilung „Dresden" der deutschen Kolonialgesellschaft.

Von Dr. Georg Hartmann.

(Mit 16 Abbildungen.)

Ich habe bereits in der hiesigen Abteilung der Deutschen Kolonialgesellschaft im Winter 1896 einen Vortrag über Deutsch-Südwestafrika gehalten. Ich hatte damals eine allgemeine Beschreibung unserer südwestafrikanischen Kolonie gegeben und daran eine Schilderung meiner Kaokofeld-Expedition geknüpft, die ich kurz vorher beendet hatte.

Die Aufgabe dieser Expedition hatte darin bestanden, die ganze Küste des Kaokofeldes zwischen der Kunene-Mündung und Kap Croß auf Landungsstellen und auf Guano zu untersuchen. Das Kaiserliche Gouvernement hatte zu diesem Zweck 3 Offiziere beurlaubt, welche die Expedition mitmachten, den jetzigen Major von Estorff, die Oberleutnants Helm und Volkmann. Uns war es in der Tat gelungen, diese außerordentlich schwierige Aufgabe auszuführen und fast die ganze noch unbekannte Küste von 450 Kilometer Länge zwischen Kap Croß und Kap Frio zu erforschen. Es würde dies der Entfernung von Dresden bis Hamburg entsprechen. Das Resultat dieser Expedition war kurz gesagt das gewesen, daß wir verschiedene Lager Guano und an der Khumib-Mündung 2 günstige Landungsstellen gefunden hatten. — Der nördlichste Teil der Küste zwischen Kap Frio und der Kunene-Mündung hatte uns damals einen unüberwindlichen Widerstand entgegengesetzt und war unerforscht geblieben. Die Ursache hierzu war der ungeheure Sanddünen-Wall und der Wüstengürtel, der hier wegen des gänzlichen Wassermangels ganz besonders schwierig zu passieren war und wie eine Barrière das Hinterland von der Küste abschloß.

Dieser Wüstengürtel erstreckt sich an der ganzen Küste entlang in 60—70 Kilometer Breite, also etwa eine Entfernung wie von Königstein bis Riesa, er beginnt in der Kap-Kolonie, erreicht seine größte Intensität, was Wüstenhaftigkeit anbelangt, in unserm Schutzgebiet, und setzt sich bis weit in die portugiesische Kolonie Angola fort, wo er sich allmählich verliert. Dieser Wüstengürtel hat unser Schutzgebiet so in Verruf gebracht. Es ist aber durchaus Unrecht, diesen Wüstengürtel mit dem Hinterland zu identifizieren. Das ganze Hinterland, also

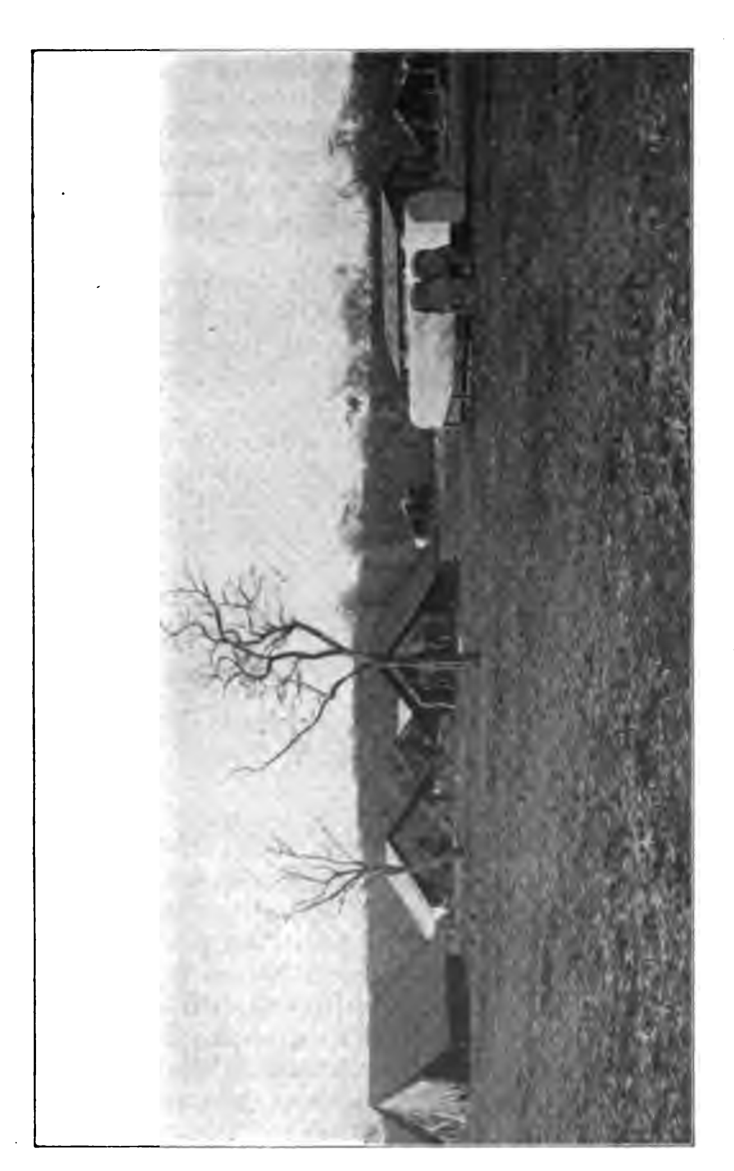
der bei weitem größte Teil des ganzen Schutzgebiets, ist ein subtropisches Steppengebiet, nicht besser aber auch nicht schlechter als das übrige Südafrika. Auf Deutschland übertragen würde man einen Streifen von der Breite Mecklenburgs an der ganzen Küste entlang als Wüste und Wüstensteppe auszuscheiden haben, das ganze übrige Deutschland noch um 1/8 vergrößert, würde das wertvolle Hinterland von Deutsch-Südwestafrika darstellen. Gerade weil unser Schutzgebiet genau von derselben Beschaffenheit ist, wie das übrige Südafrika, hat es auch denselben Wert in landwirtschaftlicher Beziehung und als Besiedlungskolonie.

Diese Kaokofeldexpedition im Jahre 1895/96 hatte ich im Auftrage der South West Africa Co. ausgeführt, jener englisch-deutschen Gesellschaft, die bei uns in Deutschland auf das lebhafteste angegriffen und bekämpft worden ist. Auf diese Angriffe will ich hier nicht weiter eingehen. Bei Beurteilung dieser Gesellschaft müssen wir aber an die Zeit unserer kolonialen Depression im Jahre 1891/92 zurückdenken; es war damals unmöglich, deutsches Kapital für Südwestafrika zu finden. Da blieb gar nichts anderes übrig, als das Kapital, was man überhaupt bekommen konnte, zu ergreifen, sonst wäre die ganze koloniale Bewegung und Entwicklung damals gänzlich ins Stocken geraten. Dieser Zeit der Depression verdankte die South West Africa Co. ihre Entstehung. Wenn überhaupt ein Vorwurf erhoben werden soll, so darf er am wenigsten gegen diejenigen gerichtet sein, die in jener Zeit des kolonialen Niederganges das Kapital fanden, welches wir zur Weiterführung unserer kolonialen Wirtschaftsentwicklung brauchten, als vielmehr gegen das deutsche Großkapital, welches sich nicht bereit finden ließ und das sich sogar heute noch nicht bereit findet, die Mittel aufzubringen, die zur wirtschaftlichen Aufschließung und Entwicklung unserer Kolonien notwendig sind.

Der wertvollste Teil der Konzession der South West Africa Co. ist ein Landbesitz von 15 000 qkm Größe, also etwa von der Größe des Königreichs Sachsen, ferner eine Minenkonzession, die sich auf den ganzen nördlichen Teil unseres Schutzgebiets erstreckt und die von alters her bekannten Otavi-Minen einschließt. Diese Otavi-Minen sind sehr reichhaltige Kupferminen. Sie liegen etwa 600 km von der Küste entfernt und sind eben keine Goldminen.

Damit schon kennzeichnet sich ihr relativer Wert. Zur Untersuchung ihrer Abbauwürdigkeit hat die South West Africa Co. von 1892 bis 95 eine Minenexpedition (vgl. die Abbildungen S. 401 und 403) in diesem Gebiet arbeiten und im Jahre 1892 bereits eine Eisenbahntrasse von Swachopmund nach Otavi festlegen lassen. Wenn diese Minen nun bisher noch nicht abgebaut worden sind, so lag dies an den niedrigen Kupferpreisen und an der daraus folgenden geringen Aussicht auf Rentabilität sowohl für diesen Minenabbau, als auch für den Eisenbahnbau von den Otavi-Minen bis zur Küste.

Es ist nun in den letzten Jahren eine günstigere Wendung hierin eingetreten. Erstens haben sich durch die ungeheure Entwicklung unserer ganzen Elektrizitätstechnik die Kupferpreise wesentlich gebessert, und zweitens hat sich eine unserer größten Banken, nämlich die Diskonto-Gesellschaft in Berlin, an den großen Unternehmungen der S.W.A. Co. mit erheblichem Kapital beteiligt. Diese Mitwirkung der Diskonto-Gesellschaft führte im Jahre 1900 zur Gründung der Otavi-Minen und Eisenbahngesellschaft, die sich — wie der Name schon sagt — den Abbau der Otavi-Minen und die Verbindung dieser Minen mit der Küste durch eine Eisenbahn als Aufgabe gesetzt hat.



Lager bei Tsumeb (Otaviminen).

Da es sich sowohl bei dem Eisenbahnbau als auch bei dem Minenabbau um sehr bedeutende Kapitalien, um viele Millionen, handelt, war es bei der unserm deutschen Kapital eigenen Vorsicht notwendig, die Otavi-Minen nochmals auf ihre Reichhaltigkeit prüfen zu lassen, um ein endgültiges Urteil über ihre Abbauwürdigkeit zu erhalten. Dies führte zu der Entsendung einer abermaligen Expedition, deren geschäftliche Leitung ich als Direktor der Otavi-Gesellschaft übernahm. Ein in England sehr bekannter Mineningenieur, Namens James, erhielt die technische Leitung übertragen.

Zu gleicher Zeit erhielt ich den Auftrag, unter Mitwirkung eines Eisenbahn-Ingenieurs, Namens Toennesen, eine Eisenbahntrasse von den Otavi-Minen direkt nach der Küste und zwar nach der im Jahre 1896 von mir entdeckten Landungsstelle am Khumibmund zu finden und diese Landungsstelle nochmals zu prüfen. Dies gab die Veranlassung zu meiner letzten Kaokofeld-Expedition im Jahre 1900.

Die Aufgabe bezog sich außerdem auf die Untersuchung der Angra Fria, einer kleinen Bucht nördlich von Khumibmund, die mir ja im Jahre 1896 nicht gelungen war, sowie auf die Untersuchung des sogenannten Kaiserin Viktoria Augusta-Hafens, welchen ein Dr. Esser südlich von der Kunene-Mündung angeblich entdeckt hatte.

Diese Kaokofeld-Expedition bestand außer mir noch aus dem Ingenieur Toennesen und 17 Eingeborenen. An Beförderungsmitteln nahmen wir mit: 1 Ochsenwagen, 2 Ochsenkarren, 70 Treckochsen und 9 Reitpferde.

Die Winterzeit hatte schon begonnen, als wir anfangs Juli von Outjo aus unsern Marsch ins Kaokofeld antraten.

Outjo war damals unsere nördlichste Militärstation auf dem Wege nach dem Amboland. Weiter östlich etwa auf derselben Breite liegen die Stationen Otavi und Grootfontein, weiter westlich die Station Franzfontein. Bis zu dieser Linie Franzfontein, Outjo, Otavi, Grootfontein konnte unser Schutzgebiet als gänzlich unterworfen gelten. Weiter nach Norden waren noch keine Stationen errichtet, sondern nur vorübergehende Streifzüge und Patrouillenritte unternommen worden.

Bei Otjitambi etwa erreichten wir die westliche Grenze des innerafrikanischen Hochplateaus. Dasselbe erstreckt sich bei einer durchschnittlichen Seehöhe von 1000 bis 1100 m über den ganzen inneren Teil Südafrikas und reicht besonders im nördlichen Teil unseres Schutzgebiets weit nach Westen bis zu einer Entfernung von 200 km von der Küste. Auf deutsche Verhältnisse übertragen, würde bereits Berlin, welches ungefähr 200 km von unserer Nord- und Ostseeküste entfernt liegt, eine Seehöhe von 1000 bis 1100 m haben, das würden fast dieselben Höhen sein, wie die höchsten Gipfel des Erzgebirges.

An diesem westlichen Rande beginnt erst die Flußbildung. Sie können sich vorstellen, daß diese Flüsse, die fast das ganze Jahr trocken sind, ein außerordentlich großes Gefälle haben, und daß in der Regenzeit das Wasser rapide talabwärts strömt. Dieses ganze westliche Kaokofeld ist ein mächtiges Gebirgsgebiet (vgl. die Abbildungen S. 405 und 407), netzartig durchfurcht und zerrissen von Hunderten und Tausenden von Tälern und Tälchen, die sich als verschiedene Flußsysteme gliedern lassen. Die stehen gebliebenen Berge sind meist Tafelberge, unter ihnen einige von ungeheurer Ausdehnung, sie sind

Zeugen einer längst vergangenen geologischen Zeitepoche, als sie noch mit dem innerafrikanischen Hochplateau in Verbindung standen.

Nach einem beschwerlichen Marsche von 4 Wochen erreichten wir endlich die Wasserstelle Sanitatas, die am Westrande dieser Tafelgebirge liegt. Hier schlugen wir unser Hauptlager auf; denn hier war noch Gras und Wasser für unser Vieh hinreichend vorhanden.

Welch ungeheure Schwierigkeiten wir auf unserm Marsche zu überwinden hatten, ohne Weg und Steg querfeldein, bergauf, bergab in dem wilden Gebirgsgebiet, in den vom Dschungelgebüsch fast undurchdringlichen Flußtälern, oder an steilen Gebirgswänden und Felsenabhängen entlang über die Wasserscheiden aus einem Flußsystem ins andere, — kann sich nur der ausmalen, der schon in S.W.-Afrika unter ähnlichen Verhältnissen gereist ist. Von Sanitatas aus weiter nach Westen



Tsumeb (Otaviminen), Schacht und Erzlager.

mußten wir jenen Wüstengürtel überwinden, von dem ich vorhin schon sprach. Im allgemeinen macht die Durchquerung dieses Wüstengürtels deshalb keine Schwierigkeiten, weil sich in den Flußtälern Wasser und Weide fast bis unmittelbar an den Strand befinden. Diese Flußtäler sind die Brücken aus dem Innern zur Küste. Durch das Grundwasser, welches sie das ganze Jahr hindurch enthalten, zeigen sie eine üppige, perennierende Galerie-Wald-Vegetation (vgl. die Abbildung S. 409). Aus der Vogelperspektive gesehen, durchziehen diese Flußtäler wie dunkelgrüne Bänder das ganze Land. Und sogar durch den Wüstengürtel hindurch erstreckt sich dieses dunkle Band. Die nördlichen Flüsse enthalten alle Palmen, so der Uniab, Hoanib und Hoarusibfluß.

Bis Sanitatas hatten wir vom Innern aus eine gute Eisenbahntrasse gefunden, u. zw. in der Linie des Hoanibflusses. Dieser Fluß bildete die schiefe Ebene, die uns in Schlangenwindungen von dem Hochplateau bis zur ersten Küstenterrasse, der sogenannten Namib-Ebene, geführt hatte.

Auch bis zur Khumibmündung ergab sich keine Schwierigkeit für einen Eisenbahnbau. Die von uns im Jahre 1896 entdeckten Landungsstellen an der Khumibmündung sahen diesmal nicht so gut aus, wie damals im Jahre 1896. Vielleicht war die Jahreszeit die Ursache hierzu; denn im Jahre 1896 war es im Januar gewesen, als wir die Landungsstellen besichtigt hatten, und im Jahre 1900 hatte die Besichtigung im Juli stattgefunden. Die Brandung war wesentlich stärker, sogar stärker noch als in Swachopmund.

Der schwierigste Teil unserer Expedition lag im Norden und bestand in der Erforschung der Küste von der Kunene-Mündung bis Angra-Fria. Hier waren keine Flußtäler vorhanden als Brücken aus dem Innern nach der Küste. Wir verlegten unser Lager nach der nordwestlichsten Wasserstelle, die uns bekannt war, Nadas, und die in Luftlinie etwa 70 km von der Küste, d. i. also größer als die Entfernung Dresden—Bautzen, und 120 km von der Kunene-Mündung, d. i. größer als die Entfernung Dresden—Leipzig, entfernt war.

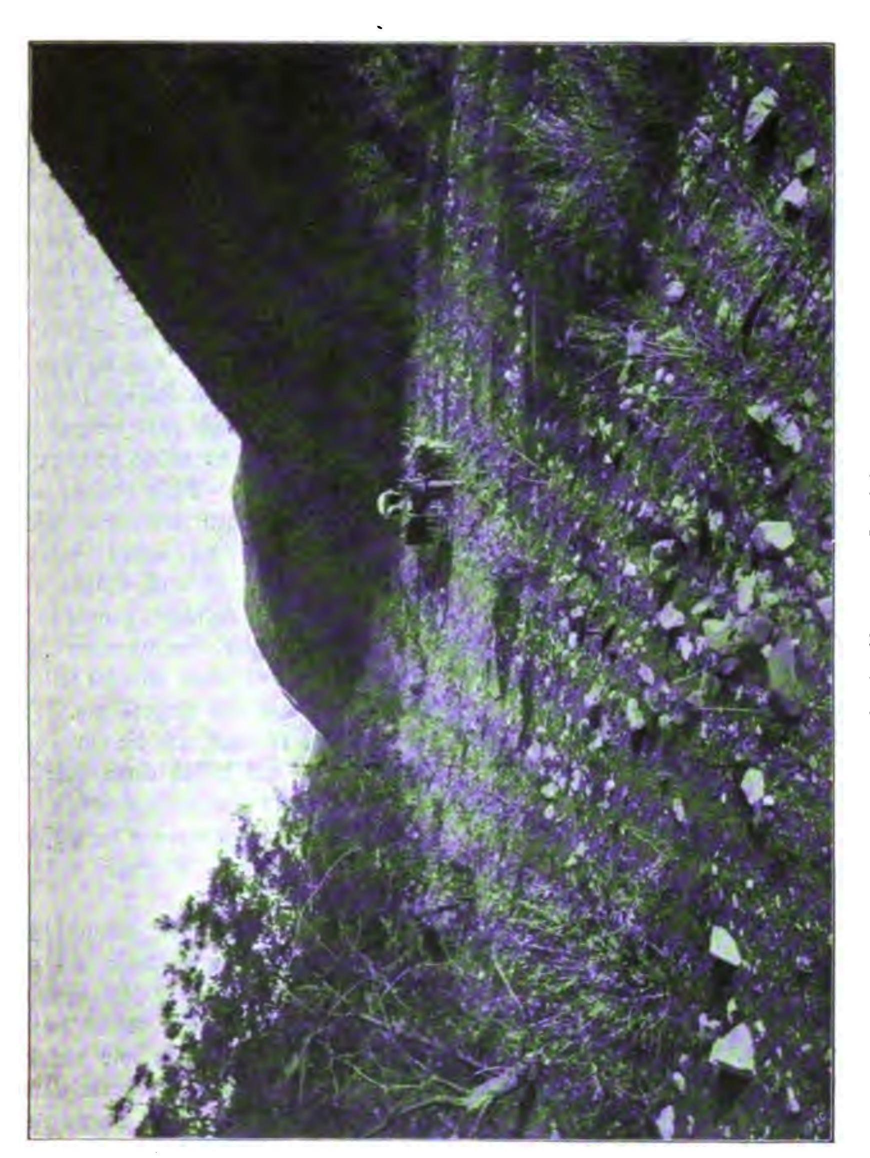
Bei unserm ersten Versuch, die Kunene-Mündung zu erreichen, war der Ingenieur Toennesen durch Verdursten beinahe ums Leben gekommen. Bei meinem zweiten Versuch nahm ich nur einen Hottentotten und 4 gute Pferde mit und erreichte auch glücklich und wohlbehalten nach Überwindung des mächtigen Sanddünenwalles die Mündung des Kunene. Als ich von der letzten hohen Sanddüne plötzlich die friedlich dahinfließenden Wasser des Kunene wie einen breiten Silberstreifen mit frischgrünen Schilfflächen zu beiden Seiten vor mir liegen sah, beschlich mich ein Gefühl des Entzückens. Diese Oase voll Leben und Kraft war ein Bild des Friedens und Glückes. Unberührt lag sie da in ihrer jungfräulichen Urwüchsigkeit. Wie ein Eindringling kam ich mir vor, der unberufen als sogen. Kulturträger hier eintrat. — Andrerseits empfand ich ein Gefühl des Bedauerns, daß diese Süßwassermengen unbenutzt dem Schutzgebiet verloren gingen! Wenn wir einen solchen Fluß mitten in unserm Schutzgebiet hätten!

Auf dem Rückmarsch wollte ich von der Kunene-Mündung an der Küste entlang bis Angra Fria reiten und hatte dorthin eine Ochsenkarre mit Proviant, Hafer und einigen Fässern mit Süßwasser geschickt. An einem Dienstag- (den 25. Sept. 1900) Morgen, ritten wir von der Kunene-Mündung ab. An dem ganzen Tage ging es nur langsam vorwärts, weil ich die Brandung und die Küstenbeschaffenheit genau beobachten wollte. Wir legten an diesem Tage etwa 50—60 Kilom. zurück und verbrachten die folgende Nacht, die sehr kalt, feucht und stürmisch war, hinter einer kleinen Sanddüne.

Mit Tagesanbruch sattelten wir auf und ritten weiter.

Sie erlauben, daß ich ihnen die folgenden Erlebnisse aus meinem Tagebuch vorlese, weil sie Ihnen am frischesten ein Bild von den Strapazen geben, die wir damals erduldet haben:

„Mittwoch, den 26. Sept. noch vor Tagesanbruch aufgesattelt. Es ist sehr kalt. Der Wind weht noch immer. Am Strande in südlicher Richtung weiter. Dieselbe Schwierigkeit wie gestern mit den beiden scheuen Pferden. Dazu der Wind, der immer ärger wird. Indem er sich nach Süden wendet, artet er gegen 7 Uhr morgens zu einem Sandsturm aus. Dabei eiskalt, daß uns entsetzlich friert. Die Luft ist ganz mit Sand gefüllt, sodaß man nicht fünf Schritt weit sehen kann. Die Sonne steht als matte Scheibe am Himmel. Außer dem Sand



Im Hochgebirge des Rautofeldes.

bringt der Sturm noch kleine Steinchen von Erbsengröße, die mit ihren scharfen Spitzen und Zacken das Gesicht zerschlagen und zerkratzen. Mit zugekniffenen Augen erzwingen wir uns den Weg vorwärts. Nur im Schritt können wir reiten, dem Sandsturm entgegen. Meine Hoffnung sinkt immer mehr, heute noch nach Angra-Fria zu kommen. Die Lage wird sehr kritisch. Gegen 8 Uhr gehts nicht mehr vorwärts. Die Pferde wollen selbst im Schritt nicht mehr gegen den Sturm angehen. Wir müssen auf offener Fläche dicht am Strande absatteln. Nicht einmal eine Sanddüne ist da, hinter der wir Schutz suchen können. Ein Meer von Sand umgibt uns. Wir stellen die Sättel aufrecht, dahinter die Satteldecken, legen uns platt auf die Erde und verbergen den Kopf hinter den Sätteln. Es hilft wenig, doch etwas. Alles füllt sich mit Sand: Augen, Ohren, Nase und Mund, alle Taschen und Oeffnungen. Die Lage wird immer bedenklicher. Josiah hofft, daß der Sturm mittags vorüber sein wird. Wir bleiben geduldig liegen bis Mittag. Wir sind vom Sand fast zugeweht. Der Wind tobt weiter. Wohl oder übel entschließe ich mich, aufzusatteln und weiterzureiten. Mit großer Anstrengung bringen wir die Satteldecken und Sättel auf die Pferde. Selbst stehen kann man kaum, so heftig weht der Sturm. Im Schritt langsam weitergeritten am Strand entlang dem Sturm entgegen. Doch bald versagt das eine Pferd, Peter. Trotz allen Schlagens ist es nicht mehr vorwärts zu bringen. Wir müssen es stehen lassen. Jetzt gilt es nur „vorwärts". Bald versagt auch das zweite Pferd, Jonker. Wir müssen den Packsattel liegen und das Pferd stehen lassen. Jetzt wird die Lage sehr ernst; denn wenn die beiden anderen Pferde auch versagen, sind wir verloren. Ich sehe ein, daß es nach Süden dem Sturm entgegen nicht mehr geht. Es bleibt nur die Wahl, entweder zum Kunene zurück oder rechtwinklich zum Sturm direkt nach Osten quer durchzureiten und uns durchzuschlagen. Nach meiner Schätzung waren wir etwa 45—50 Kilom. vom Kunene entfernt, also etwa halbwegs zwischen Kunene und Angra-Fria. Ich entschließe mich schnell, nach Osten zu reiten. Ich tue es auch, um die hungrigen Pferde so bald als möglich ins Gras zu bringen, und um Josiah einen Gefallen zu erweisen, der mich inständig bittet, nicht nach dem Kunene zurückzureiten Unterdessen tobt der Sturm immerfort. Nach einer Stunde haben wir die Küstenebene hinter uns. Es geht bergauf in die felsigen und steinigen Hügelketten hinein.

4 Uhr nachmittags eine Stunde abgesattelt. Dann weiter, unausgesetzt bergauf, bergab; aber mit der Tendenz des Aufsteigens. Wir befinden uns auf dem westlichen Abfall des Namib-Plateaus, das nach dem Meere zu von Hügelreihen begrenzt wird. Das Reiten rechtwinklich zum Sturm geht etwas besser. Vorsichtig und langsam gehts weiter. An steilen Stellen steigen wir ab und führen die Pferde, um sie nicht zu überanstrengen. So gehts die halbe Nacht durch. Auf den Höhen, über die wir hinweg müssen, weht der Sturm am heftigsten. Er geht einem durch Mark und Bein und bläst bis auf die Knochen. Josiah schlottert vor Kälte am ganzen Leibe. Mitternachts ist der Sturm wieder so entsetzlich, daß wir hinter einem Granitblock, der eine kleine Höhle hat, absatteln müssen. Mit den Köpfen kriechen wir in die Höhle hinein. Der Körper bleibt draußen und wird von Sand zugeweht. Die Pferde halten wir an den Zügeln. So warten wir den Morgen ab. Noch vor Tagesanbruch satteln wir auf. Der arme Josiah dauert mich. Er zittert vor Kälte am ganzen Leibe, ich



Grassteppe zwischen Nadas und Anabib (Kaokofeld), im Hintergrund Tafel- und Kegelgebirge.

nicht minder. Der Sturm nimmt *aber zu unserer Freude allmählich ab.* Unaufhörlich gehts in östlicher Richtung *weiter, entmutigend* ist es, *daß wir gar* kein Ende der Hügelreihen sehen, die wir erklimmen. Haben wir eine *Hügelreihe* erstiegen, so steigt eine neue Reihe dicht vor uns auf, die wir vorher nicht gesehen, weil wir uns aus der Tiefe in die Höhe bewegen. Gegen 7 Uhr morgens wird auch das dritte Pferd schlapp. Wenn das vierte Pferd auch versagt, sind wir verloren. Ich halte mich nicht für fähig, die ganze Strecke bis Nabas zu Fuß zu machen; denn wir sind ohnehin schon sehr müde. Josiah erbietet sich freiwillig, zu Fuß zu laufen. Er belädt sich außerdem mit seiner Schlafdecke, trägt sein Gewehr, Patronengürtel und einen Wassersack, der noch halb voll ist. Das übriggebliebene Pferd, Hans, der scheue Blauschimmel, läuft aber noch ganz gut. Ich habe außerdem noch einen etwas mehr als halb gefüllten Wassersack, mit dem ich bequem noch einen Tag auskommen kann, an Proviant haben wir nur noch ein Stück Springbockfleisch von Handgröße. Stetig und langsam gehts weiter. Eine Höhe nach der andern wird erklommen. Endlich um 9 Uhr früh haben wir die höchste Höhe erreicht und sehen vor uns die mächtige Namibfläche und fern, genau im Osten, den Kegel von Omatjenguma. Nun sehen wir doch ein Ziel und ein Ende vor uns. Meine Berechnung war also richtig gewesen. Ich hatte vermutet, auf der Höhe von Omatjenguma herauszukommen. Wir rasteten ein Weilchen. Dann stiegen wir in das unmittelbar vor uns liegende Tal hinab, das mit schweren Sanddünen angefüllt war. Unterdessen war Windstille eingetreten, und die Sonnenhitze machte sich drückend geltend. Mit großer Mühe überwanden wir die Sanddünen und erreichten mittags ein trockenes Rivier, in welchem wir den ersten Baum, ein kleines verkrüppeltes Ding, fanden, in dessen Schatten wir absattelten. In den Sanddünen war eine Gemsbockherde an uns vorbeigejagt, ohne daß wir zu schießen imstande waren. Unsere Gewehre waren so versandet, daß wir sie nicht einmal zum Laden öffnen konnten. Unter dem von uns hochgepriesenen Zwergbaum verzehrten wir das letzte kleine Stück Springbockfleisch. Dann schliefen wir sofort ein. Unser Hans steckte den Kopf unter den Schatten des Baumes und schlief auch. Er war zu durstig zum Fressen, obwohl gute Weide ringsumher war. So lagen wir bis 3 Uhr, reinigten unsere Gewehre so gut es ging und brachen um vier Uhr wieder auf. Josiah war so glücklich, sein Gewehr wieder schußfertig machen zu können, während ich mit meinem Gewehr nichts angeben konnte.

Ich ritt voraus, führte das Pferd wieder an allen schwierigen Stellen. Josiah folgte meiner Spur. Meine Hoffnung war, noch vor Mitternacht unsere Karrenspur westlich von Omatjenguma zu erreichen. Wenn wir dieselbe erst hatten, waren wir gerettet. Auf dieser Spur würden uns zuerst die Leute suchen, die zu unserer Rettung ausgesandt werden würden. Um 6 Uhr, als es dunkelte, wartete ich auf einer hohen Pült auf Josiah und zündete ein großes Feuer an. Gegen 7 Uhr abends kam Josiah an. Eine Stunde rasteten wir, dann gings weiter, immer in östlicher Richtung. Um 10 Uhr abends erreichten wir endlich die heiß ersehnte Karrenspur. Von hier aus waren es noch 8 Stunden bis Nabas. Bis 11 Uhr abends sattelten wir ab. Ich ließ nun den alten Josiah ein Stück reiten und marschierte zu Fuß voraus. Unser nächstes Ziel war ein trockenes Rivier, welches quer über die Namib läuft, dort, wo unsere Karrenspur dasselbe schneidet, (vgl. die



Galeriewaldung des Hoarusibflusses (Kaokofeld).

nicht minder. Der Sturm nimmt aber zu unserer Freude allmählich ab. Unaufhörlich gehts in östlicher Richtung weiter, entmutigend ist es, daß wir gar kein Ende der Hügelreihen sehen, die wir erklimmen. Haben wir eine Hügelreihe erstiegen, so steigt eine neue Reihe dicht vor uns auf, die wir vorher nicht gesehen, weil wir uns aus der Tiefe in die Höhe bewegen. Gegen 7 Uhr morgens wird auch das dritte Pferd schlapp. Wenn das vierte Pferd auch versagt, sind wir verloren. Ich halte mich nicht für fähig, die ganze Strecke bis Nadas zu Fuß zu machen; denn wir sind ohnehin schon sehr müde. Josiah erbietet sich freiwillig, zu Fuß zu laufen. Er belädt sich außerdem mit seiner Schlafdecke, trägt sein Gewehr, Patronengürtel und einen Wassersack, der noch halb voll ist. Das übriggebliebene Pferd, Hans, der scheue Blauschimmel, läuft aber noch ganz gut. Ich habe außerdem noch einen etwas mehr als halb gefüllten Wassersack, mit dem ich bequem noch einen Tag auskommen kann, an Proviant haben wir nur noch ein Stück Springbockfleisch von Handgröße. Stetig und langsam gehts weiter. Eine Höhe nach der andern wird erklommen. Endlich um 9 Uhr früh haben wir die höchste Höhe erreicht und sehen vor uns die mächtige Namibfläche und fern, genau im Osten, den Kegel von Omatjenguma. Nun sehen wir doch ein Ziel und ein Ende vor uns. Meine Berechnung war also richtig gewesen. Ich hatte vermutet, auf der Höhe von Omatjenguma herauszukommen. Wir rasteten ein Weilchen. Dann stiegen wir in das unmittelbar vor uns liegende Tal hinab, das mit schweren Sanddünen angefüllt war. Unterdessen war Windstille eingetreten, und die Sonnenhitze machte sich drückend geltend. Mit großer Mühe überwanden wir die Sanddünen und erreichten mittags ein trockenes Rivier, in welchem wir den ersten Baum, ein kleines verkrüppeltes Ding, fanden, in dessen Schatten wir absattelten. In den Sanddünen war eine Gemsbockherde an uns vorbeigejagt, ohne daß wir zu schießen imstande waren. Unsere Gewehre waren so versandet, daß wir sie nicht einmal zum Laden öffnen konnten. Unter dem von uns hochgepriesenen Zwergbaum verzehrten wir das letzte kleine Stück Springbockfleisch. Dann schliefen wir sofort ein. Unser Hans steckte den Kopf unter den Schatten des Baumes und schlief auch. Er war zu durstig zum Fressen, obwohl gute Weide ringsumher war. So lagen wir bis 3 Uhr, reinigten unsere Gewehre so gut es ging und brachen um vier Uhr wieder auf. Josiah war so glücklich, sein Gewehr wieder schußfertig machen zu können, während ich mit meinem Gewehr nichts angeben konnte.

Ich ritt voraus, führte das Pferd wieder an allen schwierigen Stellen. Josiah folgte meiner Spur. Meine Hoffnung war, noch vor Mitternacht unsere Karrenspur westlich von Omatjenguma zu erreichen. Wenn wir dieselbe erst hatten, waren wir gerettet. Auf dieser Spur würden uns zuerst die Leute suchen, die zu unserer Rettung ausgesandt werden würden. Um 6 Uhr, als es dunkelte, wartete ich auf einer hohen Pült auf Josiah und zündete ein großes Feuer an. Gegen 7 Uhr abends kam Josiah an. Eine Stunde rasteten wir, dann gings weiter, immer in östlicher Richtung. Um 10 Uhr abends erreichten wir endlich die heiß ersehnte Karrenspur. Von hier aus waren es noch 8 Stunden bis Nadas. Bis 11 Uhr abends sattelten wir ab. Ich ließ nun den alten Josiah ein Stück reiten und marschierte zu Fuß voraus. Unser nächstes Ziel war ein trockenes Rivier, welches quer über die Namib läuft, dort, wo unsere Karrenspur dasselbe schneidet, (vgl. die



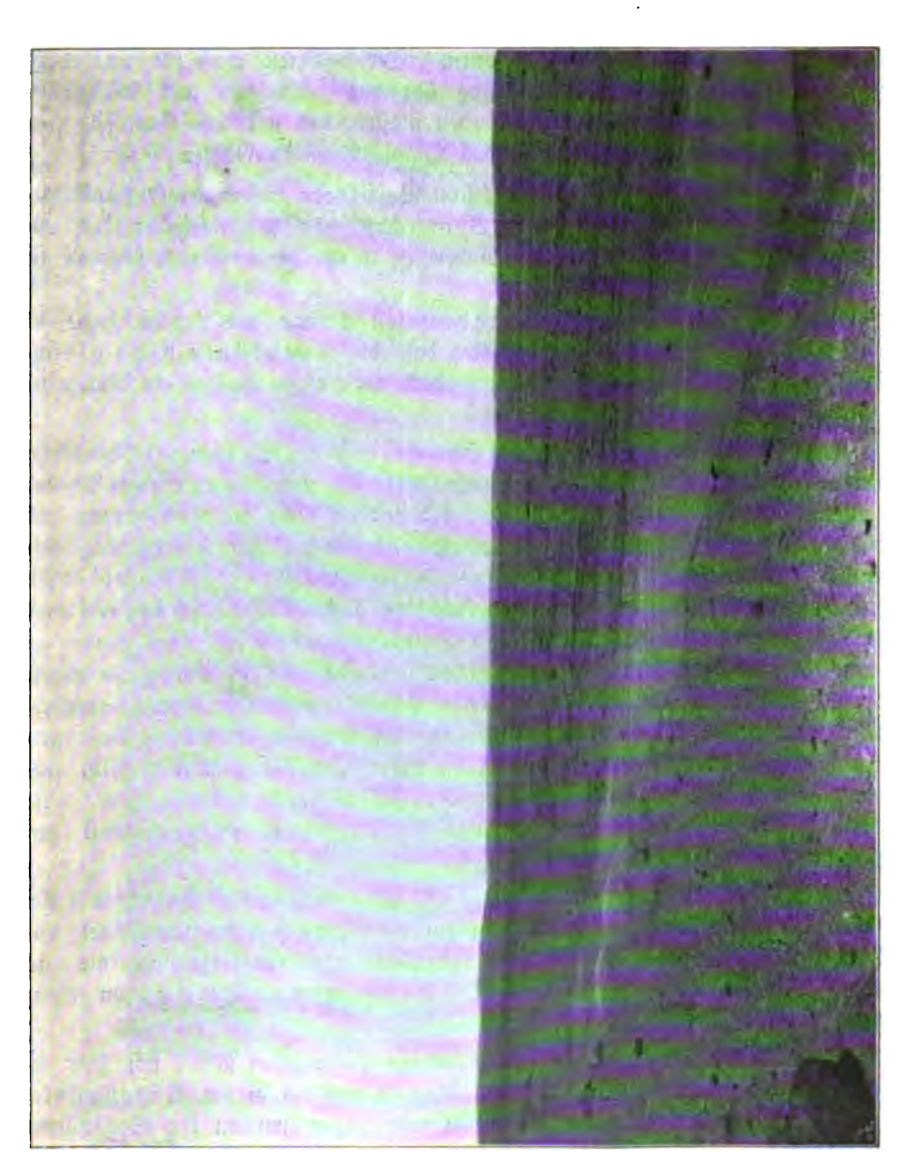
Galeriewaldung des Hoarusibflusses (Kaokofeld).

Abbildung (S. 411). An derselben Stelle geht eine andere Karrenspur von uns nach Omatjenguma, die wir das erste Mal benutzt hatten. Mein Streben war, den Vereinigungspunkt der beiden Spuren im Munutum-Fluß zu erreichen, weil unter Umständen die Leute gerade die andere Spur wählen konnten, um uns zu suchen. Mitternacht ritt ich voraus, querfeldein, und zwar nur die Hauptrichtung einhaltend, weil ich die Spur in der Finsternis vom Pferde aus nicht sehen konnte. Josiah blieb auf der Spur und folgte langsam nach. Wölfe heulten in der Nähe. Sie folgten uns einige 100 Schritt nach. Es war im Dunkel der Nacht nicht ungefährlich hier zu reiten, weil auch Löwen bis hierher kamen. Mein Pferd lief ganz munter. Um 2 Uhr nachts erreichte ich glücklich die Vereinigungsstelle der beiden Karrenspuren. Ich sattelte ab und machte unter einem mächtigen Copaiferabaum ein großes Feuer an. Es fand sich viel Holz dort. Dann schlief ich sofort ein. Als ich gegen 3 Uhr erwachte, sah ich zu meinem großen Erstaunen den alten Josiah auch daliegen und schnarchen. Noch ein Stündchen blieben wir am Feuer liegen, dann sattelte ich auf. Ich ließ meinen letzten Rest Wasser bei Josiah zurück und versprach ihm, von Nadas sofort einen Reitochsen, Wassersack und Proviant entgegenzuschicken.

Querfeldein auf der Namib ritt ich in Richtung nach Nadas. Um 5 Uhr begann es im Osten Licht zu werden. Ich ritt nun schräg nach unserer Karrenspur, die ich bald wieder fand. Auf ihr gelangte ich um 8 Uhr morgens nach Nadas. Nun war ich gerettet! Die zurückgebliebenen Diener bemühten sich aufs beste um mich. Dem alten Josiah schickte ich 2 Eingeborene mit einem Reitochsen, Wasser und Proviant entgegen. Am Abend desselben Tages traf er wohlbehalten in Nadas ein.

Ferner sandte ich einen Boten nach Angra-Fria, um den Leuten der Karre mitzuteilen, daß sie nicht vergeblich auf mich warten oder nach mir suchen sollten. Sie hatten auch ganz entsetzlich unter dem Sandsturm zu leiden gehabt und waren in der größten Angst und Aufregung um mich gewesen, weil sie fürchteten, ich habe mich in dem Sandsturm verritten und sei umgekommen. Die Karre traf wohlbehalten Sonnabend, den 29. September, abends in Nadas ein. Die größte Leistung hatte von allen das übrig gebliebene Pferd hinter sich, der kleine Schimmel Hans. Er war drei volle Tage, vom Dienstag-Morgen bis Freitag-Morgen ohne Wasser und ohne Futter gegangen und hatte sich doch fast fortwährend in sehr schwierigem Gelände im Marsche befunden. Wenn er auch kaput gegangen wäre, wären wir unrettbar verloren gewesen.

Die Resultate dieser Expedition waren kurz gesagt die folgenden: Von dem Kaiserin Viktoria Augusta-Hafen, den Dr. Esser südlich von der Kunene-Mündung entdeckt haben wollte, hatten wir nichts wahrnehmen können. Bei Angra Fria hatten wir eine geringe Brandung konstatiert; es war also zu hoffen, daß sich Angra Fria als günstige Landungsstelle erweisen würde. Günstige Eisenbahnstraßen sowohl nach Angra Fria, wie auch nach der Kunene-Mündung waren gefunden. Die einzige offene Frage blieben die Landungsstellen, und wir kamen zu dem Resultat, daß es notwendig war, diese Landungsstellen nochmals, und zwar von der See aus, durch Sachverständige untersuchen zu lassen.



Ramibfläche des Rastofeldes.

Ich will nun gleich hier vorausschicken, daß diese Untersuchung von der See aus einige Monate später durch einen Hafenbau-Ingenieur mittelst Dampfers und Brandungsböten stattgefunden und kein günstiges Resultat ergeben hat. Nach dem Urteil dieses Sachverständigen würden ungeheure Geldmittel notwendig sein, um eine von diesen Landungsstellen zu einem auch nur annähernd brauchbaren Hafen auszubauen. Dieses Urteil muß für uns maßgebend sein. Nach reiflichster Überlegung hat aus technischen und finanziellen Gründen davon Abstand genommen werden müssen, das nördliche Kaokofeld zum Ausgangspunkt einer Eisenbahn nach den Otavi-Minen zu wählen.

Interessant sind die geographischen Resultate dieser meiner Kaokofeld-Expedition. Unsere astronomischen Beobachtungen haben ergeben, daß alle Wasserstellen und Flußläufe auf den bisherigen Karten zu weit nach Norden gezeichnet sind.

Über den eigentümlichen orographischen Aufbau des Landes habe ich schon gesprochen. Bisher unbekannt war, daß die Sanddünen nicht gleichmäßig an der ganzen Küste auftraten, sondern an einigen Stellen ein Maximum an Größe und Mächtigkeit zeigen.

Diese Maxima liegen an der Hoanib- und an der Kunene-Mündung. Dazwischen treten die Sanddünen schwächer auf und erreichen an einigen Stellen ein Minimum der Ausbildung, z. B. bei Angra Fria, wo man bequem mit dem Ochsenwagen bis zur Küste fahren kann. Es hat dies seine geologischen Gründe. Interessant ist auch der geologische Aufbau der Tafelberge. Ich habe nicht nur von den einzelnen Schichten dieser Tafelberge, sondern auch über das ganze Gebiet des Kaokofeldes Gesteinsproben mit nach Hause gebracht, die zur Zeit von der geologischen Landesanstalt in Berlin untersucht werden. Es haben sich bereits eine Reihe bisher unbekannter Gesteine ergeben, und sie werden zur Erweiterung der geologischen Kenntnis des Landes beitragen. Interessant ist das Auftreten krystallinischer Schiefer im Kaokofeld, aus denen man auf das Vorhandensein von Erzlagerstätten schließen kann. In der Tat haben wir eine ganze Reihe von Kupfererzen, einige Goldproben und gewaltige Eisenerzlager gefunden.

Was die Vegetation anbelangt, so ist zu bemerken, daß die breiten Täler zwischen den Bergketten mit einer üppigen Grasvegetation überkleidet und daß die Flußtäler von schönen Galerie-Waldungen eingefaßt sind, die nach Norden zu immer tropischer werden. Die Palmengrenze reicht, wie schon gesagt, sehr weit nach Süden, nämlich bis zum Uniabfluß.

Zum Unterschied gegen das ganze übrige Küstengebiet dehnt sich hier im Norden die Vegetation sehr weit nach Westen aus bis in den Dünengürtel hinein. Ausgezeichnete Grasweide findet man sogar zwischen den Sanddünen. Auch Wasser muß hier und da vorhanden sein. Das beweisen die zahlreichen Gemsböcke und Strauße, die wir zwischen den Sanddünen sogar ganz nahe an der Küste antrafen.

Das Kaokofeld scheint seine eigene Tierwelt zu haben. Wie der bekannte Zoologe Matschie festgestellt hat, bildet die Tierwelt des Kaokofeldes einschließlich des nördlich angrenzenden Teiles von Angola einen abgeschlossenen Bezirk.

Matschie weist ferner nach, daß der Nordosten unseres Schutzgebiets einen zweiten unabhängigen Bezirk darstellt, den wir den Kalachari-Bezirk nennen könnten, und daß wir im Süden einen dritten Bezirk vor uns haben. Es besteht wohl kein Zweifel, daß auch die Flora derartige Unterschiede aufweisen wird. Erst gründliche wissenschaftliche Untersuchungen werden hier Licht in die Sache bringen. Diese Untersuchungen sind auch von hohem praktischen und wirtschaftlichen Interesse. Aus der Verschiedenartigkeit der Vegetation können wir heute



Gruppe verkommener Hottentotten, an der Küste des Kaokofeldes lebend.

schon Schlüsse auf die verschiedenartige landwirtschaftliche Verwertbarkeit ziehen. Es gibt große Gebiete, wo Süßgras vorwiegend auftritt, andere Gebiete, wo Sauergras vorherrscht, wieder andere Gebiete, wo sogen. „Brack-Vegetation" die Regel bildet. Endlich können wir die Galeriewaldungen der Riviere von den Buschwäldern der Hochfläche und den Buschsteppen an den Abhängen der Gebirge unterscheiden. Alle diese verschiedenen Vegetationsformen werden von verschiedenen Pflanzenarten zusammengesetzt, die sich landwirtschaftlich verschieden verwerten

lassen. Der Ochse frißt nicht dasselbe, was das Pferd als Nahrung vorzieht, und das Kleinvieh verhält sich wieder anders, als Pferd und Rind. Auch der Strauß hat seine besondere Nahrung. Der Eingeborene und der Bur weiß alle diese verschiedenen Pflanzenarten wohl zu unterscheiden und vermag sogar eine Speisekarte für die verschiedenen Haustiere zusammenzustellen. Als intimer Kenner der Natur, als vorzüglicher Beobachter aller ihrer Erscheinungen vermag der Bur oder Eingeborene auch für das Wild genau anzugeben, welche Pflanzenarten dieses Tier vorzieht und jenes verschmäht. Selbst in den verschiedenen Jahreszeiten ist diese Speisekarte verschieden, und das Wild treckt dann von Platz zu Platz, indem es mit den Jahreszeiten auch die Weidegebiete vertauscht. So einförmig die afrikanische Natur auf den ersten Augenblick für den Laien aussieht, so mannigfaltig ist sie in ihren Arten und Individuen, und es ist in hohem Maße interessant, diese feine Abstufungen und Schattierungen in ihren Wirkungen auf die Tierwelt zu studieren. Der Neu-Ankömmling, auch wenn er Landwirt ist, muß diese Verschiedenartigkeit und ihre Nutzanwendung in landwirtschaftlicher Beziehung erst genau studieren und seine Erfahrungen oft teuer bezahlen, bis er imstande ist, es dem Buren oder dem Eingeborenen gleich zu tun. Es liegt auf der Hand, daß dem Europäer der Bur und der Eingeborene in dieser Beziehung weit überlegen ist. Um so mehr ist es aber notwendig, daß dem deutschen Ansiedler, wenn er nach Afrika kommt, in konzentrierter Form, ich möchte sagen in planmäßiger und systematischer Form, gewissermaßen in Form eines Leitfadens oder Handbuches möglichst kurz und klar das geboten werde, was der Bur und der Eingeborene sozusagen schon mit der Muttermilch eingesogen und von Kindesbeinen an durch ein intimes Zusammenleben mit der Natur gelernt hat. Und hier komme ich auf den Ausgangspunkt dessen zurück, was ich sagen wollte: auf die kolonialwirtschaftliche Bedeutung gewisser theoretischer Untersuchungen, insbesondere geographischer Forschungen. Für das eben Gesagte kommen vor allem botanische und pflanzengeographische Untersuchungen in Betracht. Man mag gegen die „Theorie“ sagen, was man will, heutzutage kann niemand mehr, auch die Landwirtschaft nicht, der wissenschaftlichen Methode entraten. Das ist ja gerade der große Vorteil der Wissenschaft, daß sie in konzentrierter Form die Erfahrungen langer Zeiträume klar zusammenfaßt und ordnet. Deshalb ist aber auch das Studium der Geographie in allen seinen Arten als klimatische, als Pflanzen-, Tier- und Menschengeographie von größter Bedeutung für unsere Kolonialwirtschaft. Es ist in hohem Maße zu bedauern, daß unsere geographische Wissenschaft auf den Universitäten sich noch zu sehr abseits hält von Kolonialwirtschaft und Kolonialpolitik. Es ist aber notwendig, daß diese wissenschaftlichen Untersuchungen in unseren Kolonien nicht um ihrer selbst willen, also als Selbstzweck, sondern mit dem ausgesprochenen Zweck der Feststellung des wirtschaftlichen Wertes der Kolonie geführt werden. Zu diesem Zwecke muß die Geographie mit allen ihren Hilfswissenschaften noch viel mehr als bisher zu unserer Kolonialpolitik herangezogen werden. Eingehende klimatische Untersuchungen werden uns aufklären über die Regen-, Wärme- und Windverhältnisse und werden uns Schlüsse ziehen lassen auf die Möglichkeit des Anbaues tropischer oder subtropischer Pflanzen, auf die Verwendung von Windmotoren u. s. w. Von der Bedeutung der Pflanzengeographie habe ich schon gesprochen, und es wäre sehr zu empfehlen, wenn man jedem Ansiedler bei seiner Abreise aus der Heimat keinen



Hütten der verkommenen Hottentotten am Hoarusibmund (Kaokofeld).

dickleibigen Band über Pflanzengeographie mit unzähligen lateinischen Namen, sondern ein kleines, übersichtliches, allgemein verständliches Büchlein mit allen wirtschaftlich verwendbaren Pflanzen Südwestafrikas in seine neue Heimat mitgeben könnte. Mit Abbildungen versehen, würde ein solches Büchlein von großem praktischen Werte sein. Dasselbe ließe sich mit Bezug auf die Tier- und Menschengeographie, auf Hydrographie, Orographie und Geologie bezw. Mineralogie sagen. Lassen Sie mich hier schließen; denn es würde mich zuweit führen, dies noch näher auszuführen. Ich möchte nur an den ausgezeichneten Vortrag des Professors Dr. Hans Meyer erinnern, den er auf dem Kolonialkongreß gehalten hat und der gerade die Frage behandelte, inwiefern die Geographie mit allen ihren Hilfswissenschaften die Grundlage unserer modernen Kolonialwissenschaft bilden müsse.

Die herrschenden Eingeborenen des Kaokofeldes (Vgl. die Abbildungen S. 413 und 415) sind 2 kleine Hottentottenstämme, die Toppnaers und die Swartboois. Sie zählen nur einige Hundert Menschen und werden in einigen Jahren gänzlich verschwunden sein. Es ist also nicht nötig, praktisch mit ihnen zu rechnen. Es lebt außerdem ein sehr rätselhafter Menschenstamm hier, die sogen. Bergdamaras, die bisweilen als die Ureinwohner von Südafrika bezeichnet werden. Sie sind in die Gebirge zurückgedrängt und leben wie die Paviane hoch oben in den Bergen scheu und verborgen. Sie sind übrigens beschränkt auf den mittleren und südlichsten Teil des Kaokofeldes. Am weitesten nach Norden leben sie in den westlichen Tafelbergen. Ihre nördlichsten Niederlassungen fanden wir im Khumibfluß. Es ist sehr schwer, ihre Zahl festzustellen. Sie bedeuten aber absolut keine Gefahr für uns und werden im Gegenteil als Arbeiter sehr wichtig sein. Genau dasselbe gilt von den Ovatjimba, welche den mittleren und nördlichen Teil des Kaokofeldes bewohnen. Die Ovatjimba sind eine ganz andere Rasse, es sind Bantuneger, und zwar genau dieselben Ovaherero oder Damaras, welche das südöstlich gelegene Damaraland bewohnen. Ihre Identität kann nicht scharf genug hervorgehoben werden. Die Ovatjimba leben auch nördlich vom Kunene bis in das Mossamedesgebiet hinein. Ich traf auf meiner nächsten Expedition im Jahre 1901 alte Ovatjimba mit grauen Haaren bei Otjabikua weit nördlich im portugiesischen Gebiet, welche sogar noch den alten Kambazembi kannten, den großen Häuptling von Waterberg, dessen Wiege im nördlichen Kaokofeld gestanden hat. Die Ovatjimba scheinen identisch mit den Bashimba zu sein, welche im 16. Jahrhundert zwischen dem Congo und oberen Zambesi saßen und den Anstoß zu der damaligen großen Völkerwanderung gaben. Ein großer Teil ging nach Westen und geriet mit den Portugiesen in Konflikt, die bis zur Küste zurückgedrängt wurden. Von dieser Zeit ab blieb der portugiesische Einfluß in ganz Angola und Mozambique lediglich auf die Küste beschränkt. Es besteht immer die irrtümliche Meinung, daß die Portugiesen einen Einfluß von alters her bis ins Amboland gehabt haben. Es ist dies durchaus nicht der Fall. Vor dem 16. Jahrhundert sind allerdings portugiesische Durchquerungen von Afrika erfolgt, und auch die großen Seen sind damals den Portugiesen bekannt geworden. Nach dem 16. Jahrhundert hat das aber gänzlich aufgehört.

Erst das Jahr 1884, nämlich unsere Besitzergreifung von Südwestafrika, gab den in Südafrika engagierten Nationen den Portugiesen



Ovambo-Mann und -Frau.

und Engländern, den Ansporn, nun auch ihrerseits ihre Interessensphäre nach dem Innern möglichst weit vorzuschieben. Wir dürfen dies bei der Beurteilung und Behandlung der südafrikanischen Frage nicht außer acht lassen.

Was die Wanderung der Ovatjimba oder Damaras anbelangt, so besteht kein Zweifel, daß sie aus dem portugiesischen Gebiet gekommen sind und zunächst das Kaokofeld in Besitz genommen haben. Erst im Anfang des vergangenen Jahrhunderts haben sie vom Damaraland Besitz ergriffen, und sie haben keine Berechtigung, ihr Besitzrecht auf das Damaraland auf althergebrachte, auf Generationen beruhende, historische Rechtstitel zu gründen. Sie sind erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit ins Damaraland eingewandert, und diese Tatsache sollte bei der Behandlung der Damarafrage nicht unberücksichtigt bleiben.

Wie schon gesagt, hatte die Untersuchung der Landungsstellen des Kaokofeldes von der See aus kein günstiges Resultat gezeitigt. Die Otavi-Gesellschaft befand sich deshalb in der Zwangslage, die Otavi-Minen nach einer anderen Richtung mit der Küste zu verbinden.

Es lagen nun sehr wichtige wirtschaftliche Gründe vor, welche die Otavi-Gesellschaft veranlaßten, eine Eisenbahnlinie in nordwestlicher Richtung in Erwägung zu ziehen. Der Hauptgrund hierfür war der, daß die Otavi-Gesellschaft und die SWA Co. ihre ganzen Interessen im Norden unseres Schutzgebietes haben. Ihr Minengebiet erstreckt sich über den ganzen Nordwesten bis zum 20. Breitengrad, ihr Landgebiet von 15000 □-Kilometern liegt auch nördlich vom 20. Breitengrad. Es ist ja vom rein wirtschaftlichen Rentabilitätsstandpunkt aus ganz selbstverständlich, daß sie ihre mit eigenen Mitteln gebaute Eisenbahn in ihrem eigenen Interessengebiet zu bauen versuchen werden. Das Idealste wäre in dieser Beziehung die Eisenbahn von Otavi nach der Küste des Kaokofeldes gewesen, weil dann jedes Kilometer im eigenen Interessengebiet gelegen hätte. Das nächstgünstige in dieser Beziehung ist eine Eisenbahn in nordwestlicher Richtung, von welcher $^{3}/_{5}$ der ganzen Länge, nämlich 600 Kilometer, auf dem eigenen Interessengebiete liegen würden.

Zwei andere wichtige Gründe will ich nur nebenbei berühren, nämlich den, daß man von einem der portugiesischen Häfen um 800 Kilometer, das sind 2 bis 3 Tage Seereise, näher nach Europa liegt, und den, daß man mit einer solchen Bahn den Anstoß zu einer großen westöstlichen Querbahn durch Südafrika gibt.

Wer die südafrikanischen Verhältnisse und ihre ganze Entwicklung kennt, dem wird sich die Überzeugung aufdrängen, daß Südafrika noch lange nicht auf dem Höhepunkt seiner wirtschaftlichen Entwicklung angelangt ist. Sowohl als Besiedelungsland in wirtschaftlicher Beziehung, als auch als Minen-Industriegebiet wird es noch eine große Zukunft vor sich haben. Es ist meine feste Überzeugung, daß diese große Entwicklung eher oder später eintreten wird. Südafrika ist als Besiedelungsland zu gesund, in landwirtschaftlicher Beziehung zu wertvoll und als Minen-Industriegebiet zu hoffnungsreich, als daß seine Entwicklung jemals gehemmt werden könnte.

Das haben die Engländer erkannt, und sie werden große Geldmittel anwenden, um nach einem großen genialen Plan Südafrika wirtschaftlich zu entwickeln.

Unsere südwestafrikanische Kolonie ist ein Teil von Südafrika, innig mit ihm verwachsen, in jeder Beziehung, in meteorologischer, botanischer, zoologischer und

ethnologischer Beziehung ihm ähnlich oder gleich. Deshalb trifft auch das, was ich von dem übrigen Südafrika gesagt habe, wörtlich auf unsere Kolonie zu. Aus dieser Erkenntnis heraus sollten wir versuchen, Schritt zu halten mit dieser allgemeinen Entwicklung in Südafrika, und sollten auch die Geldmittel hierfür finden. Aus derselben Erkenntnis heraus dürfen wir auch nicht kurzsichtig und engherzig sein in den großen Verkehrs- und Eisenbahnfragen, wie sie sich im Laufe der Zeit in Südafrika gestalten werde. Eingeengt zwischen fremdem Kolonialbesitz müssen die Engländer aus den zentralen Teilen Südafrikas nach der Küste streben. Das naheliegendste für Europa ist die Richtung nach Westen, nach den portugiesischen Häfen. Es wäre doch nun töricht und kurzsichtig von uns, wenn wir uns nicht beizeiten einen Anteil an diesem Verkehrsstrom, der wie immer auf der Erde belebend und befruchtend wirkt, sichern würden. Aus



Gruppe Ovambofrauen.

dieser Erwägung heraus hat es die Otavi-Gesellschaft, ohne sich irgendwie zu binden, für notwendig gehalten, auch in nordwestlicher Richtung die Vorarbeiten für eine Eisenbahn ausführen zu lassen.

Dies führte im Jahre 1901 zu meiner Expedition aus dem Otavigebiet durch das Amboland und dem südlichen Teil der portugiesischen Kolonie bis nach Port Alexandre.

Das Amboland ist der nördlichste Teil unseres Schutzgebiets und noch vollständig unabhängig. Es ist in mehrere von einander unabhängige Stämme geteilt. An der Spitze eines jeden Stammes steht ein Häuptling, der noch Despot im wahrsten Sinne des Wortes ist. An Bevölkerung (vgl. die Abbildungen S. 417, 419, 421) wird das Amboland nach Ansicht der Missionare mehr als 100000 Menschen zählen, und man kann annehmen, daß die Ovambo mindestens 10 bis

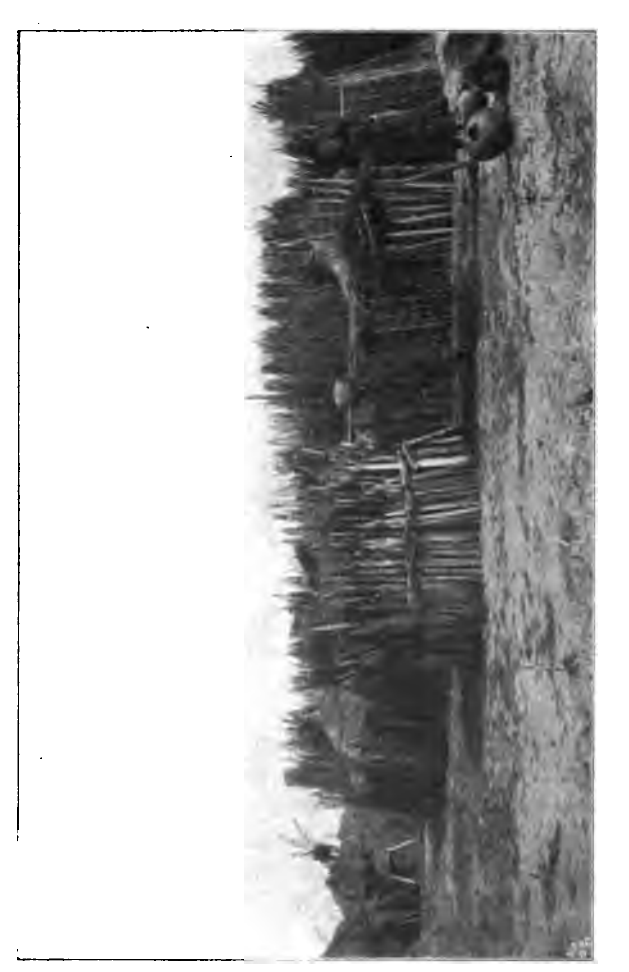
15000 Krieger aufbringen könnten. Sie gelten aber als außerordentlich feig, und die Handvoll Hottentotten des Kaokofeldes, die jahrelang mit ihnen Krieg geführt und Tausende von Rindern geraubt hatten, hatten wenig Respekt vor ihnen. Auch ist ihre militärische Kraft nicht einheitlich organisiert, sondern zersplittert in viele kleine Stämme, die aufeinander eifersüchtig und in gegenseitiger Fehde fortwährend begriffen sind.

Was den Zustand im Amboland für den Europäer so unsicher und unzuverlässig macht, ist der Umstand, daß Recht und Gerechtigkeit in unserm Sinne nicht existiert, sondern daß alles von der Willkür des Häuptlings abhängt. In diesem Sinne kann man europäerfreundliche und europäerfeindliche Stämme unterscheiden. Als europäerfeindlich gelten z. B. die beiden Häuptlinge Negale und Nechumbo, die auch von ihren eignen Untertanen sklavisch gefürchtet werden. Ich weiß nicht, wieviel Morde einem jeden von ihnen nachgesagt werden. Als europäerfreundlich gelten dagegen Kambonde und Uejulu, in deren Gebieten sich auch Missionare befinden. Aber auch in diesen Gebieten ist der Europäer seines Lebens nicht mehr sicher, sobald ein Häuptling stirbt. Dann herrscht wochenlang die vollste Anarchie, Mord und Totschlag sind an der Tagesordnung, der ganze Stamm befindet sich in Aufruhr, und wehe den Weißen, die sich gerade in dieser Zeit in dem Gebiet aufhalten. Das wissen die Missionare ganz genau, mit denen ich mich gerade über diese Unsicherheit auf das ausführlichste unterhalten habe. Sie wissen, daß ihnen der Tod droht, wenn einer der Häuptlinge stirbt. Es ist nicht das erste Mal, daß sämtliche Missionare des Ambolandes ermordet worden sind. Überhaupt spielt das Leben eines Menschen dort eine geringe Rolle. Sogar in der Familie des Häuptlings ist der gegenseitige Mord nichts Ungewöhnliches, was stets in hinterlistiger Weise geschieht, ohne daß die Außenwelt viel davon erfährt.

An meiner Expedition durch das Amboland nahm als Gast der Oberleutnant v. Winkler teil, ein alter Regimentskamerad vom 102. Regiment in Zittau, der Adjutant des Gouverneurs in Windhoek war. Ich nahm ferner noch 3 Weiße und meine alten Diener mit, so daß ich im Notfall über 25 zuverlässige Gewehre verfügen konnte. Als Transportmittel hatte ich zur Verfügung 2 Ochsenwagen, 2 Ochsenkarren, 50 Treckochsen und 14 Pferde, sowie Proviant für 2 Monate.

Unsere ganze Reise durch das Amboland ist glatt verlaufen ohne irgendwelche Störung oder Schwierigkeit mit den Ovambo. Der Grund hierfür mag wohl der gewesen sein, daß mein Name bei den Ovambo in freundlicher Weise bekannt war. Wir hatten schon seit dem Jahre 1892 Hunderte von Ovambo in den Otavi-Minen beschäftigt gehabt, die sich als Arbeiter sehr bewährt hatten; und die Ovambohäuptlinge hatten schon seit Jahren den Wunsch ausgesprochen, mich kennen zu lernen. In der Tat wurden wir auch überall auf das freundlichste aufgenommen, was schon dadurch zum Ausdruck kam, daß wir in allen Dörfern auf das reichlichste mit Kaffern-Bier bewirtet wurden.

Interessant war unser Besuch bei dem Häuptling Negale, einem der gefürchtetsten Häuptlinge. Die Ovambohäuptlinge haben die Gewohnheit, die Besucher, auch wenn es Weiße sind, gewöhnlich recht lange warten zu lassen. Ich hatte Negale mitteilen lassen, daß ich nicht warten, sondern sofort wieder meiner Wege gehen würde. In der Tat wurden wir auch sofort empfangen. Winkler



Ovambowerft.

hatte für alle Fälle einen geladenen Revolver in der Tasche. Regale saß auf einem Stuhl, er hatte europäische Kleidung an. Neben ihm kniete sein Ratgeber, ein dicker großer Ovambo mit einem schlauen Bauerngesichte. Für uns standen 2 Stühle dem Häuptling gegenüber bereit.

Ich habe selten ein so häßliches Gesicht gesehen wie das von Regale. Er blickte unausgesetzt vor sich hin, nur selten streifte uns ein scheuer Blick. Nach dem Austausch einiger Begrüßungsworte entstand eine Verlegenheitspause, die ich absichtlich etwas lang werden ließ, weil ich merkte, daß Regale etwas verlegen oder nervös wurde. Endlich sagte ich, daß wir sehr durstig seien und daß wir gern etwas Bier trinken möchten. Fast unmerklich glitt ein Lächeln über seine Züge. Ganz leise sprach er einige Worte. Plötzlich erschien eine Ovambofrau, ließ sich auf die Knie vor ihm nieder, erhielt mit gesenktem Blick ihren Auftrag, wobei wir nur hörten: I ongeama omuhona (ja Herr und Löwe). Dann erhob sie sich, ging, den Blick auf den Boden, rückwärts bis zur Tür und verschwand eiligst. Sie brachte 2 Becher Bier, wir leerten dieselben und verabschiedeten uns auf das freundlichste von Regale.

Weit gemütlicher war der Empfang bei dem nächsten Häuptling Kambonde, der wegen seiner Gutmütigkeit bekannt ist. Er hat nur einen Fehler, daß er von morgens 10 Uhr ab sich in angeheitertem Zustand befindet. Man muß ihn deshalb in geschäftlichen Angelegenheiten vorher aufsuchen. Eines Tages paßte es mir nicht, und ich kam erst nach 10 Uhr. Da ich warten mußte, war ich schon wieder weggegangen. Ein Ovambo-Vormann holte mich aber wieder zurück mit der Entschuldigung, daß sein Herr sich noch ankleiden müsse. Ich merkte dem Häuptling natürlich gleich an, daß er nicht ganz normal war. Er nahm mich bei der Hand und führte mich durch allerlei Gänge in das Allerheiligste, wo die Hauptfrau sich befand. Kambonde, der sich auf einen Stuhl neben sie setzen wollte, fiel auf der anderen Seite gleich wieder herunter, und als noch einige Ovambofrauen hereinkamen, die mir einige schmachtende Blicke zuwarfen, wurde mir die Sache unheimlich, und ich drückte mich auf französisch. Meine Diener waren schon wegen meines langen Ausbleibens etwas besorgt und waren froh, als ich wieder zum Vorschein kam.

Der **Marsch durch die herrlichen Parklandschaften** des Ambolandes (vgl. die Abbildungen S. 423 und 424) mit ihren Palmenhainen, den Eingeborenen-Dörfern und Ackeranlagen wird uns unvergeßlich bleiben. Da das **nordwestliche Gebiet** des Häuptlings **Nechumbo** im Aufstand begriffen war, konnte ich die Eisenbahntrasse von Omkonda aus nicht direkt nach dem 1. Katarakt des Kunene suchen, sondern mußte einen weiten Umweg nach Norden machen. Ohne Schwierigkeit erreichten wir den Kunene bei Otjipempadiva. Der **Übergang über denselben** (vgl. die Abbildungen S. 425, 427 und 429) war wegen der vielen Krokodile nicht ganz ungefährlich, ging aber ohne Unfall von statten. In **Humbe**, der ersten portugiesischen Militärstation, teilte ich meine Expedition, schickte die schwerfälligen Ochsenwagen direkt nach Mossamedes auf der großen Transportpaad über Umpata und ging, nur **von dem allernotwendigsten Personal begleitet, direkt nach Westen nach dem ersten Kunene-Katarakt.** Dieses Gebiet unterhalb der Katarakte war fast unbekannt, und wir hörten die tollsten Gerüchte über seine **Wildheit** und Unwegsamkeit. In der Tat übertraf die Wirklichkeit noch diese Gerüchte. Während das Land oberhalb des



Palmenhain im Amboland.

1. Katarakts den Charakter des Ambolandes hat und zum Hochplateau gehört, treten wir unterhalb desselben in ein wildes Gebirgsgebiet ein, das von einer fast undurchdringlichen Dornbuschsteppe überdeckt ist. An die Ritte durch dieses Gebiet, an unsere Fußmärsche zum Besteigen der Hügel und Berge behufs Triangulation und Peilungen werden wir zeitlebens zurückdenken. Hier ist noch das wildeste Afrika. Hier ist auch noch das afrikanische Großwild in großer Zahl vertreten: Elefantenherden zu mehreren hundert Stück, Rhinocerosse, Flußpferde, Giraffen und alle Antilopenarten. Auch der Löwe tritt hier zahlreich auf. Eines Nachts besuchte uns ein großer männlicher Löwe sogar im Lager und richtete eine tolle Verwirrung unter unsern Pferden an, die sich alle losgerissen hatten und schnaubend und stampfend umherliefen. Mit Feuerbränden konnten wir ihn noch vertreiben. Natürlich schossen wir auch, trafen aber nicht.

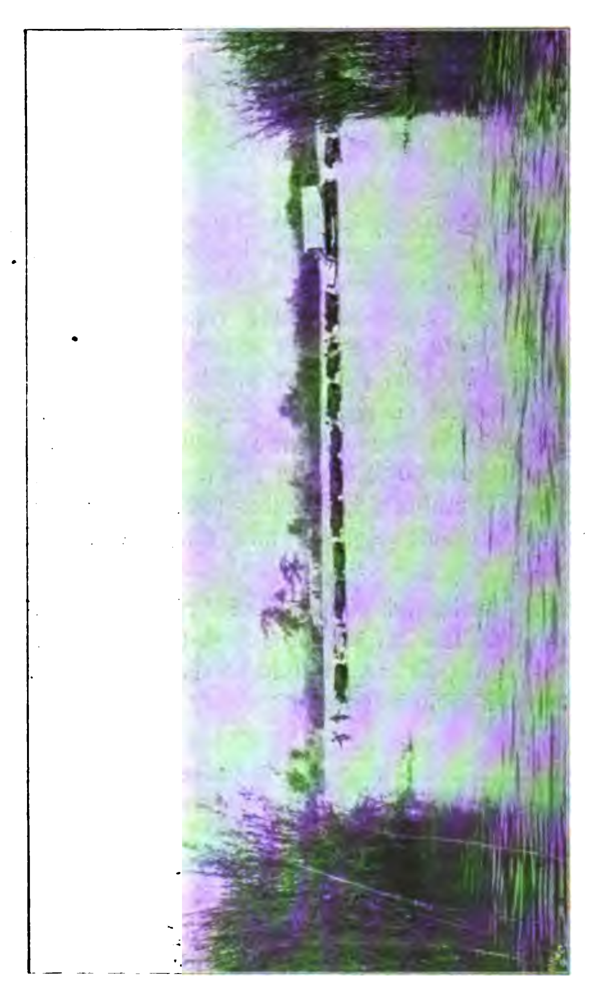


Parklandschaft im Amboland.

Das Resultat dieser Expedition war aber sehr günstig. Ich entdeckte einen ausgezeichneten Uebergang über den Kunene unterhalb des 2. Katarakts, wo man mit Spannung von 120 m den Kunene überbrücken kann.

Auch die weitere Straße von diesem Übergang in nordwestlicher Richtung bis Port Alexandre erwies sich als günstig. Die Aufgabe meiner Expedition war damit gelöst.

Das landschaftlich interessanteste und großartigste Schauspiel bot der 3. Kunene Katarakt, den wohl noch kein Weißer gesehen hatte. 100 m tief stürzt hier der Kunene in ein enges Felsental. Stellen sie sich den höchsten Kirchturm vor, und eine Wassermasse aus dieser Höhe herunterbrausen, so können Sie sich ein Bild machen von dem gewaltigen Wasserabsturz. In der Regenzeit, wenn der Kunene seinen höchsten Wasserstand hat, wird dieser Wasserfall kaum dem Niagarafall in Nordamerika oder den Viktoria-Fällen des Zambesi nachstehen.



Mein Ochsenwagen, den Kunene durchquerend.

Zum Schluß gestatten Sie noch einige allgemeine Bemerkungen über das Nordgebiet. Das ganze Kunenegebiet müssen wir als ein einheitliches Gebiet auffassen. Der orographische Aufbau, wie ich ihn für das Kaokofeld geschildert habe, wiederholt sich in genau derselben Weise nördlich vom Kunene. — Klimatisch befinden wir uns hier schon in den Tropen, was durch das Auftreten schwerer Malaria und durch die üppige Vegetation zum Ausdruck kommt.

Während das Hochplateau, also das Amboland, als dicht bevölkert bezeichnet werden kann, leben nach Westen zu, zu beiden Seiten des Kunene nur sehr wenig Menschen. Das Amboland kann also schon wegen der dichten Bevölkerung, dann aber auch des Klimas wegen als Besiedlungsgebiet für Deutsche nicht in Frage kommen. Es ist uns aber wertvoll wegen seiner Bevölkerung, gewissermaßen ein Reservoir von Menschenkraft, dem wir später die Arbeiter für unsere großen wirtschaftlichen Unternehmungen in Südwestafrika entnehmen werden. Allein schon aus diesem Grunde halte ich es für notwendig, uns dieses wertvolle Menschenmaterial zu erhalten. Das Kaokofeld wird aber als Besiedlungsgebiet eine große Bedeutung erhalten. Das kalte und rauhe Küstenklima beeinflußt wohltätig das ganze Gebiet, so daß auch die Malaria hier nicht so schwer zur Geltung kommt wie im Amboland. Der gebirgige Charakter des Landes hindert nicht, daß ausgedehnte Weideflächen mit vorzüglichem Gras und genügend Ackerboden in den zahlreichen Flußbetten vorhanden sind. Ich glaube, daß man mindestens 50 % des Gebietes landwirtschaftlich nutzbar machen könnte. — Auch den Mineralwert des Landes halte ich für sehr hoch. Mehrere Kupferfundstellen, einige Goldfundstellen und ganz gewaltige Eisenlagerstätten sind bereits konstatiert.

Wegen der außerordentlich dünnen Bevölkerung bietet sich im Kaokofeld keine Eingeborenenfrage. Wir werden ohne irgend welche Komplikationen das Kaokofeld in Besitz nehmen können. Tatsächlich haben wir ja schon seit 1902 eine Militärstation in Seßfontein errichtet.

Schwieriger liegt die Sache im Amboland. Die Eingeborenenfrage wird hier sofort akut werden, wenn eine Eisenbahn durch dieses Gebiet gebaut werden soll. Es ist nicht nur meine Ansicht, sondern auch die Ansicht aller Kenner des Ambolandes, daß ein Eisenbahnbau unter den jetzigen Verhältnissen ganz ausgeschlossen ist. Dazu ist die Etablierung einer Regierungsautorität nötig, auf die man sich verlassen kann, und das kann nur eine deutsche sein. Wenn man mich fragt, ob dies ohne Waffengewalt möglich sein wird, so möchte ich auf die Entwicklung der letzten 10 Jahre unseres Schutzgebiets hinweisen. Es hat sich hier ebenfalls um die Beantwortung der Eingeborenenfrage gehandelt, und die Hottentotten und Damaras waren ungleich schwieriger zu behandeln, als es bei den Ovambo der Fall sein wird. Man muß bedenken, daß die Damaras und Hottentotten zusammen vielleicht 200000 Menschen mit mehr als 20000 waffenfähigen Männern ausmachen. Die Eingeborenenfrage in Südwestafrika ist aber nicht dadurch gelöst worden, daß man einen großen allgemeinen Krieg geführt hat, — denn dazu wären Regimenter deutscher Soldaten notwendig gewesen, — sondern sie ist in einer geradezu glänzenden Weise vom Gouverneur Leutwein mit einem Minimum von Kraft, in vereinzelten Fällen durch lokalisiertes energisches



Kunene, Eingeborenenhütte auf Krokodiljagd.

Vorgehen, im großen und ganzen durch diplomatisches Geschick, durch Würde und Ruhe gelöst worden. Ich bin der Ueberzeugung, daß es unserer obersten Leitung des Schutzgebiets auch im Amboland gelingen wird, die deutsche Regierungsautorität in derselben geradezu vorbildlichen Weise zu errichten, und ich hoffe, daß dann auch für den ganzen Norden unseres Schutzgebiets die Grundlage für dessen wirtschaftliche Entwicklung geschaffen wird.

Zum Schlusse danke ich Ihnen, daß Sie meinen etwas ausführlich gewordenen Ausführungen gefolgt sind. Ich hoffe, daß meine Worte beigetragen haben, Ihre Kenntnis des bisher noch wenig bekannten Kunenegebiets und des rätselhaften Kaokofeldes zu erweitern und Ihr Interesse für unsere südwestafrikanische Kolonie zu erhöhen.

Leider ist dieses Interesse in unserer ganzen Nation nicht allgemein genug. Wenn man bedenkt, wie viel Hunderttausende von Deutschen auf dem Erdball verstreut sind und wie viel hunderte Millionen deutschen Kapitals überall auf der Erde in fremden Gebieten angelegt sind — sogar in Venezuela! — so muß man sich doch wundern, wie wenig Deutsche im Verhältnis hierzu in den deutschen Kolonien leben, und wie wenig deutsches Kapital daselbst investiert ist. Wir besitzen unsere Kolonien doch nun schon fast 20 Jahre! Man bedenke, daß z. B. in Deutsch-Südwestafrika heute eine weiße Bevölkerung von etwas mehr als 4000 Köpfen, darunter 2500 Deutsche sich befindet, d. i. noch nicht der zehnte Teil der Stadt Zittau, und zwar auf einen Flächenraum verteilt, der $^1/_3$ mal größer als das ganze Deutsche Reich ist. Ich weiß sehr wohl, daß man eine ganze Reihe von Gründen anführen kann, die diesen Zustand erklären und entschuldigen. Dieses Mißverhältnis wird aber auch mit hervorgerufen durch den Mangel an Vertrauen zu dem kaufmännischen Wert oder besser wirtschaftlichen Wert unserer Kolonien. Ich betrachte es geradezu als eine der vornehmsten Aufgaben der Deutschen Kolonialgesellschaft in dieser Beziehung aufklärend zu wirken und mitzuhelfen, daß dieses Mißtrauen beseitigt werde, und daß ein größeres Vertrauen zu dem kaufmännischen und wirtschaftlichen Wert unserer Kolonien in den breiten Schichten unserer Nation Platz greife. Durch ihre großartige Organisation ist niemand besser als die Deutsche Kolonialgesellschaft dazu berufen, diese Aufgabe auszuführen, und ihre Bemühungen und Bestrebungen sind deshalb nicht hoch genug anzuschlagen.

Solange nicht unsere ganze Nation an der Kolonialbewegung teilnimmt, nicht theoretisch allein, sondern auch praktisch, nämlich mit dem Geldbeutel und mit Menschenkraft, werden wir wirtschaftlich Großes nicht fertig bringen.

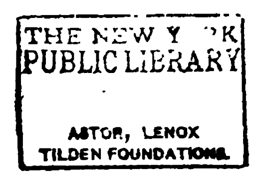
Wir Sachsen sind allerdings mit dem guten Beispiel vorangegangen. Gerade in Südwestafrika sind eine ganze Reihe von Sachsen bereits tätig. Nach der Bevölkerungszahl stehen wir im Verhältnis zur Größe unseres engeren Vaterlandes mit unserm Anteil sogar voran, und zwar befinden sich die Sachsen durchaus nicht in untergeordneten Stellungen, sondern nehmen auch ganz hervorragende Stellungen als Offiziere, Beamte, Kaufleute und Landwirte ein.

Wollen wir hoffen, daß diese Anteilnahme in unserm engeren Vaterlande an unserer deutschen Kolonialbewegung nicht nur so weiter bestehen bleibe, sondern sich noch vielmehr vertiefen und verbreiten und vor allem auch praktisch betätigen möge!



Erster Kunene-Katarakt.

Alle diejenigen, die kein Kapital zur Verfügung haben, sich an kolonialen Unternehmungen zu beteiligen, oder die nicht selbst in die Kolonien gehen können, können ihr Interesse wenigstens dadurch beweisen, daß sie möglichst zahlreich der Kolonialgesellschaft beitreten.



Betrachtungen über die deutsche Kolonisation von Südbrasilien.

Von Hauptmann a. D. Reinhold auf Schweinsburg.

Immer eindringlicher hört man neuerdings das Losungswort wiederholen: Der deutsche Auswandererstrom müsse von Nordamerika nach Südbrasilien abgelenkt werden.

Die zu diesem Zweck getriebene Propaganda zeigt jedoch so wenig Erfolg, daß die Auswanderung nach Südbrasilien in den letzten 10 Jahren anstatt zuzunehmen, ständig zurückgegangen ist, so daß im Jahre 1901 einer Zahl von 20000 deutschen Auswanderern nach der Union 400 solcher nach Brasilien gegenüber standen.

Der Grund dieser Erscheinung liegt in einer Reihe schwerer Schäden und Mängel, denen die Ansiedler in Brasilien ausgesetzt sind. Und es ist eine Selbsttäuschung, denen sich die Interessenten und Schwärmer für die Kolonisation Südamerikas hingeben, wenn sie ihre Augen gegen die Schäden verschließen und glauben, dadurch würden sie aus der Welt geschafft. Die oben angeführten sprechenden Zahlen sollten sie davon überzeugen, daß die Auswanderungslustigen über die tatsächlichen Zustände in Brasilien durchaus nicht im Unklaren sind. Keine Auskunftsstelle, und wenn sie noch so staatlich ist, genießt soviel Vertrauen bei der Menge, wie die Erkundigung auf privatem Wege. Es hieße die unsichtbaren Fäden, die sich über den Ozean vom Mutterlande nach den Kolonien hinüberspinnen, vollkommen vergessen, wenn man glaubte, daß man durch eine Propaganda von außen her den Auswandererstrom künstlich ablenken könne.

Die augenscheinliche Unklarheit in der Beurteilung der ganzen Frage rührt zweifellos daher, daß sie zu sehr vom Gesichtspunkte der Kolonisationsunternehmer und zu wenig von dem der bäuerlichen Kolonisten betrachtet wird. Um die wahren Bedürfnisse der letzteren zu durchschauen, um die Übelstände mit zu empfinden, die sich ihrem Wohlbefinden entgegenstellen, und an deren Beseitigung zu arbeiten, ist es notwendig, daß solche Leute sich dem Studium der Frage widmen, welche den deutschen Bauern, sein wirtschaftliches System und seine Lebensbedingungen kennen. Dagegen dürfte es feststehen, daß weder der fünfjährige noch auch der zwanzigjährige Aufenthalt in irgend einer Küstenstadt Brasiliens die Legitimation erteilt, um für die Beurteilung der dortigen bäuerlichen Verhältnisse als Autorität aufzutreten. Oder wird jemand vergleichsweise bestreiten, daß es bei uns Leute gibt, die 70 Jahre in Deutschland gelebt haben und keine schwache Ahnung von den Existenzbedingungen unseres hiesigen Bauerntums besitzen?

Daß es ein erfreuliches Bild wäre, wenn sich in Südamerika deutsche Kultur entwickelte, wird niemand bezweifeln, zumal da besonders Rio Grande do Sul eine so beispiellose Gunst der Lage, Bodenbeschaffenheit und natürlichen Schätze besitzt, die es mehr als irgend ein anderes Land auf der südlichen Halbkugel für bäuerliche Kolonisation geeignet erscheinen läßt, so daß es ein Fehler wäre, diesen zukunftsreichsten Teil von Südamerika aus dem Auge zu lassen. Aber je schwerer es sein wird, den verrotteten Zuständen, die ein südamerikanisches Staatswesen eo ipso an sich trägt, ein für deutsche Menschen existenzermöglichendes Äußere zu geben, desto mehr muß man sich gewöhnen, bei Betrachtung der Kolonien Südbrasiliens mit Jahrzehnten zu rechnen.

Gesetzt es gelänge plötzlich, den deutschen Auswandererstrom nach Brasilien zu lenken, so ist die Frage berechtigt, ob dieses Land im stande wäre, einer bunten Masse von Menschen aller Berufsarten, wie sie beispielsweise in den Jahren 1891—96, 810000 an der Zahl, aus Deutschland auswanderten, ein Fortkommen zu gewähren.

Da das brasilianische Staatssystem ein Aufblühen von Handel, Industrie und Bergbau nicht ermöglicht und sonach alle Beteiligten an diesen Branchen, die in Deutschland Millionen von Menschen ernähren, für Brasilien ausgeschlossen wären, da ferner bei der Bedürfnislosigkeit der Kolonisten die Zahl der Handwerker, die dort Beschäftigung finden kann, sehr gering ist, Lohnarbeiter endlich in den Kolonien fast gar nicht gebraucht werden — denn der Kolonist wirtschaftet mit Frau und Kindern allein — so beschränkt sich der Bestandteil der Bevölkerung, der gegenwärtig in Südamerika seinen Lebens-Unterhalt zu erwerben vermag, lediglich auf solche Leute, die an Feldarbeit gewöhnt sind, und bei denen außerdem noch ein Kapital vorausgesetzt wird, das ihnen den Ankauf einer Kolonie gestattet. Es wird einleuchten, daß diese Voraussetzungen sich nur bei einem Bruchteil des Auswandererstromes erfüllen, der jährlich Deutschland verläßt. Dazu kommt aber noch, daß in einem Lande die Vermehrung der bäuerlichen Produzenten seine natürlichen Grenzen finden muß, wo nicht die Zunahme der Konsumenten bäuerlicher Produkte gleichen Schritt hält. Dieses gesunde Verhältnis wird schon durch den erstaunlichen Kinderreichtum der Kolonistenbevölkerung im Lande selbst ungünstig beeinflußt und verträgt unmöglich noch eine scharenweise Einführung von Kolonisten aus Deutschland; denn die Überproduktion wird durch das Sinken der Preise für ländliche Erzeugnisse bereits nachgewiesen, die im Verlauf von wenigen Jahren um $^{2}/_{3}$ gefallen sind.

Zwar behaupten einige wohlmeinende Theoretiker, es gebe noch eine Anzahl Produkte, die mit Erfolg angebaut werden könnten, da sie gegenwärtig importiert würden, das sind: Tabak, Baumwolle, Reis und Zuckerrohr. Dieser Vorschlag aber fußt auf einer Unkenntnis des bäuerlichen Systemes und einer Vermengung von Plantagenwirtschaft und bäuerlicher Wirtschaft. Die letztere beruht darin, daß der Bauer solche Produkte erzielt, von denen er selbst leben kann; wenn das schon in Deutschland eine volkswirtschaftliche Tatsache ist, so wird das in den unberechenbaren brasilianischen Verhältnissen zur elementaren Notwendigkeit. Die Überschüsse verkauft er, um vom Erlös unentbehrliche Lebensbedürfnisse einzuhandeln, die er nicht aus seiner eigenen Wirtschaft entnehmen kann, wie Salz, Kaffee, Seife, Petroleum, Kleidung, Küchen- und Feldgeräte &c. Daraus allein geht schon die Bedingung hervor, daß er Waren erzeugen muß, die ohne industrielle

Umarbeitung marktfähig sind, was bei den vier vorgeschlagenen Produkten nicht zutrifft, ganz abgesehen davon, daß sie — auch für den Fall der Gleichwertigkeit mit dem in Nordbrasilien unter tropischem Klima wachsenden gleichen Produkt — der Konjunktur unterstehen, auf deren Schwankungen sich der Bauer niemals einlassen kann. Die Mahnungen an die Kolonisten werden also trotz aller wohlgemeinten Belehrung auf unfruchtbaren Boden fallen.

Allerdings gibt es zwei Produkte, in denen noch eine lohnende Entwicklung möglich wäre. Das sind Schmalz und Molkerei-Erzeugnisse.

Der Absatz des ersteren hat sehr geschwankt; denn der Export war in den letzten 10 Jahren einmal auf 11, einmal auf 8 Millionen gestiegen. Beidemale sank er auf 1 bez. 3 Millionen, weil die Kaufleute den Betrug nicht lassen konnten, mit Hülfe einer besonderen Maschine Wasser beizumischen, welches in der Pfanne eine explosivartige Wirkung hervorbringt, so daß das Rio Grandenser Schmalz im Handel zurückgewiesen und nur noch nordamerikanisches begehrt wurde.

Die Molkerei-Erzeugnisse aber können erst dann gesteigerte Einnahmen gewähren, wenn die Milchviehzucht auf eine erhöhte Stufe gebracht worden ist. Auch dem Unkundigen wird das einleuchten, wenn er erfährt, daß in Südbrasilien keine Kuh zu haben ist, die mehr als 6 Ltr. Milch am Tage gibt, während man in Deutschland bis zu 24 Ltr. täglich von einer Kuh erhält.

Immerhin wird auch ein vermehrter Absatz von Schmalz, Butter und Käse seine Grenzen finden, und sofern man zugibt, daß der Bauer Absatz braucht, um vom Erlös unerläßliche Lebensbedürfnisse bestreiten zu können, so wird man bei verstärkter Einführung von Kolonisten gleichzeitig für die Vermehrung der Konsumenten sorgen müssen; sonst bildet sich zum Ruin des Bauerntumes mehr und mehr das System heraus, das sich in entlegenen, ein Absatzgebiet entbehrenden Kolonien eingebürgert hat und in der völligen wirtschaftlichen Abhängigkeit vom Vendemann besteht, der mit Hülfe des Tauschhandels die Bauern um die Früchte ihrer Arbeit bringt. — Die Zunahme der Konsumenten wiederum wird sich allein aus der Entwickelung von Handel, Industrie und Bergbau ergeben, und diese wird davon abhängen, ob sich Kapital findet, das den Mut besitzt, sich in Brasilien zu etablieren. Seine Anlage wird sich hochgradig verzinsen, wenn es gelingt, es durch vorsichtig ausgearbeitete Verträge und geschützt durch deutsche Schiffskanonen vor der Raubsucht brasilianischer Behörden sicherzustellen.

Ein schwerer wirtschaftlicher Schaden, der einen weiteren Teil der Früchte des Fleißes vernichtet, ist die zunehmende besorgniserregende Entartung der Körner. Die Schuld daran wird wie gewöhnlich auf den Bauern geschoben, der es angeblich versäumt, neues Saatkorn einzuführen. Diese Annahme wird bei eingehenderer Untersuchung hinfällig. Man dürfte vielmehr der wahren Ursache auf den Grund kommen, wenn man von der Erfahrung ausgeht, daß in Brasilien alles auf Betrug basiert, und annimmt, daß die Kaufleute sich altes Saatkorn als importiertes neues teuer bezahlen lassen.

Wenn nach alledem die wirtschaftlichen Fragen Schwierigkeiten aufweisen, die dem Kolonisten das Fortkommen erschweren, so ist die staatliche Fäulnis noch mehr geeignet, Brasilien bei den Auswanderungslustigen in Verruf zu bringen. — Die politische und juristische Rechtlosigkeit der Deutschen, die Tendenz der brasilianischen Behörden und Privatleute, die Kolonisten wo irgend angängig auszubeuten, der Landschwindel und die Unsicherheit des Besitzes — dies alles kann

unmöglich den Gesamteindruck dieses Landes günstig gestalten. Und je weniger eine Einwirkung vom deutschen Mutterlande aus staatsrechtlich zulässig ist, jemehr eine solche sogar von den partikularistisch veranlagten Deutschen Brasiliens die schärfste Zurückweisung erfahren würde, destomehr muß man die Wandlung der Verhältnisse allein von der Zeit erwarten, die fortschreitend in langsamer Entwicklung ein neues Gebilde an die Stelle des Alten setzt — wie es etwa die starke Vermehrung der drüben befindlichen deutschen Bevölkerung, der allmähliche Übergang des Grundbesitzes in deutsche Hände und die schleichende Verarmung der Brasilianer zur Folge haben mag.

Daß aber gegenwärtig die ganze Sachlage einen nicht abzuleugnenden ungünstigen Einfluß auf die Auswanderung ausübt, beweisen, wie wiederholt betont werden muß, die oben angeführten Zahlen. Und wem es schwer wird, das zu begreifen, der lege sich die Frage vor, wohin er selbst, wenn er die Wahl hätte, auswandern würde: nach Nord- oder nach Südamerika?

In konsequenter Einzelarbeit werden Werbungen für Brasilien glücken; aber von einer Ablenkung des Auswandererstromes dorthin wird in den nächsten Jahrzehnten nicht die Rede sein können. Die Zeit dazu ist noch nicht reif. Nordamerika wird bis auf weiteres den Strom noch aufnehmen, und der politische Beobachter wird darin kein Unglück sehen; denn für das Deutschtum geht das auswandernde deutsche Element in Nordamerika nicht mehr und nicht weniger verloren als in Südamerika. Daß in den Jahren 1891—96 763000 Deutschen, die in die Vereinigten Staaten einwanderten, nur 259000 eingewanderte Engländer gegenüberstehen, kann, wenn sich dieses Verhältnis auf Jahrzehnte ausdehnt, für das dortige Deutschtum kaum ohne stärkenden Einfluß sein.

Bezüglich der Auswanderung nach Südamerika aber wird es einsichtsvoller sein, mit Tatsachen zu rechnen, als sich Illusionen hinzugeben. Und wer dennoch ein aktuelles Interesse an der Beschleunigung der Besiedlung hat, der wird auf die Dauer besser tun, mit kluger Abwägung die hindernden Dämme wegräumen zu helfen, damit sich der Strom ins neue Bett ergießen kann, als in langwieriger Arbeit das Wasser mit Eimern hinüberzuschöpfen.

Dazu aber verhilft eine Aufdeckung der Schäden und keine Verheimlichung derselben.

Die Eingeborenenfrage in Deutsch-Südwestafrika und ihre Lösung.

Von R. A. Schroeder, Farmer in Uitdrooi.

In der Deutschen Kolonialzeitung vom 6. November bespricht der ehemalige Landeshauptmann von Südwestafrika, Major a. D. von François, die Eingeborenenpolitik von früher und jetzt.

Im allgemeinen kann ich den Auslassungen zustimmen, da sie sachlich gehalten sind und dieselben Mängel in der Verwaltung aufgedeckt werden, dieselben Verbesserungen gewünscht werden und auf dieselben unhaltbaren Zustände bezüglich der Minen- und Landgesellschaften hingewiesen wird, die schon seit Jahren hier von den interessierten Kreisen zur Sprache gebracht wurden.

Herr von François sagt: In der Beurteilung der Angriffe wegen der Eingeborenenpolitik und der Behandlung der Ansiedler und Kaufleute sollte man sehr vorsichtig sein, auch wenn dieselben einen tatsächlichen Hintergrund zu haben scheinen.

Wenn Herr von François diese Angriffe auf das Gouvernement mit den Gesellschaften in Verbindung bringt, so wird er seine Beweise dazu haben.

Jedenfalls können die Kolonialabteilung und das Gouverment versichert sein, daß die schärfsten Maßnahmen gegen die Land-u. Minengesellschaften von der hiesigen Bevölkerung nicht nur gutgeheißen, sondern auch als äußerst dringend gewünscht werden.

Für Angriff möchte ich Kritik setzen, ohne die wir nicht weiterkommen. Angriffe gegen Behörden lassen sich im allgemeinen nur gutheißen, wenn alle Schritte in sachlicher Weise getan sind, um Mißstände abzustellen, aber dadurch nichts erreicht wurde.

Die Kritik hat entweder einen Hintergrund, und dann muß das Übel abgestellt werden, oder es muß wenigstens versucht werden. Oder die Kritik trifft nicht das Richtige und die Angriffe beruhen auf Unwahrheiten, alsdann müssen die Gerichte einschreiten; aber daß sie nur einen Hintergrund zu haben scheinen möchte ich nicht zugeben.

Es ist nun eine eigentümliche Erscheinung, daß die Bewohner von Südwestafrika mit dem Lande an und für sich, das allerdings wenig bietet, nicht unzufrieden sind.

Der Grund zur Unzufriedenheit ist an anderen Orten zu suchen.

Der hierher Auswandernde findet nicht die Freiheit, auf die er rechnete. Überall stößt er auf Beschränkungen, die die Behörden angeordnet haben, oder die die Minen- und Landgesellschaften für sich in Anspruch nehmen.

Die Bevölkerung will nicht bevormundet sein. Im Gegenteil, sie will sich mit an der Verwaltung beteiligen. Sie will ihre Erfahrungen und ihr Wissen in den Dienst der Allgemeinheit stellen. Hierzu muß ihr unbedingt das Recht zugesprochen werden.

Es erzeugt die höchste Mutlosigkeit und Unwillen, wenn man sieht, daß die so knapp bemessenen Gelder für das Schutzgebiet so oft an unrechten Stellen verausgabt werden, und daß eine Menge an sich unbedeutender Verordnungen und Beschränkungen die Bevölkerung in der freien Bewegung und Unternehmungslust behindert.

Je länger dieser unglückliche Zustand dauert, um so mehr verschärfen sich die Gegensätze, und immer trägt das Schutzgebiet mit seiner Bevölkerung zuerst den daraus resultierenden Schaden und naturgemäß dann auch das Mutterland.

Man sei versichert, daß es den Farmern, die an eine einfache, ruhige Lebensweise gewöhnt sind, sehr peinlich ist, sich bei den großen Sorgen, die fast jeder zu tragen hat, noch in das politische Kampfgewühl zu begeben. Nur gezwungen begeben wir uns dorthin, um uns vor Verlusten zu schützen und unser Recht und Ansehn selbst zu wahren, weil man noch zu wenig Interesse für uns zu Hause hat. Wir wären andernfalls schon weiter in der Entwicklung, und der größte Teil der hiesigen Übelstände wäre beseitigt.

Herr von François gibt im Absatz 10 zu, daß die Eingeborenen auf Kosten der Weißen bevorzugt werden.

Hier finden wir wieder einen triftigen Grund zur Unzufriedenheit, der sehr leicht vermieden werden könnte.

Es heißt weiter: „Zahlt der Weiße Steuern, so muß der Eingeborene sie auch entrichten u. s. w.“

Ja, diese Auffassung teilt man hier allgemein, und doch zahlt nur der Weiße allein eine Jagdsteuer und Gerichtskosten, die recht bedeutend sind. Nur der Weiße wird auf Antrag sofort gepfändet.

Der Farbige kann nicht zum Offenbarungseid gezwungen werden; also wenn es notwendig für ihn ist, besitzt er einfach nichts.

Bei den Eingeborenen sieht man es nicht als Betrug an, wenn sie auf die raffinierteste Weise Waren von den Weißen herausschwindeln.

Wie ungesund dadurch die Lage des Schutzgebietes geworden ist, geht daraus hervor, daß die Schulden der Eingeborenen an die Weißen wohl 2,000,000 (zwei Millionen) Mark betragen. Zum großen Teil sind die Gläubiger unbemittelte oder zu Grunde gegangene Händler und Farmer.

Von dieser enormen Schuld wird unter den jetzigen Umständen sehr wenig von den Behörden eingezogen; denn freiwillig zahlt der Eingeborene äußerst selten etwas. In sehr vielen Fällen behaupten sie, nie Schulden gemacht zu haben. Im Todesfalle des Schuldners ist gewöhnlich alles verloren, da niemand angibt, wo das Erbteil geblieben ist.

Wären die Eingeborenen beizeiten gepfändet, als sie noch mehr Vieh besaßen, so hätten sie sich wohl gehütet, wieder neue Schulden zu machen; denn ein Eingeborener, der einmal gepfändet ist, macht sehr selten wieder Schulden.

Der hiesige Eingeborene, der den meisten Stämmen von Afrika an Geriebenheit und Unverschämtheit überlegen ist, übersah sofort die Situation und nutzte sie zu seinem Vorteil in der dreistesten Weise aus. Er machte Schulden, wo es

möglich war, er kaufte alle möglichen Güter, die er gar nicht brauchen konnte, weil er sich ziemlich sicher vor der Pfändung fühlte.

Besonders die Neulinge im Lande wußte er durch regelmäßige Zahlungen in Sicherheit zu wiegen, um dann größeren Kredit zu nehmen und zu verschwinden, um nicht zu zahlen.

Man kann sich erklären, daß daher die Zahlungen im Lande stockten. Die Eingeborenen zahlten nicht mehr. Infolgedessen stockten auch die Zahlungen der Händler und Farmer; denn jeder Farmer war mehr oder weniger auch auf den Handel mit den Eingeborenen angewiesen. Er konnte der schlechten Viehpreise wegen von Farmwirtschaft allein nicht leben.

Das Gouvernement sah sich nun auch nach Jahren genötigt, etwas für die von den Eingeborenen ausgebeuteten Weißen zu tun.

Einige große Gläubiger erhielten Farmen.

Im vergangenen Jahre sollten auch die Bastardsschulden geregelt werden. Die Gläubiger erhielten Farmen. Leider fehlte es am Notwendigsten, am Wasser.

Die kleineren Gläubiger erhielten zu rund 10 Personen eine Farm von 10,000 Hektar, zu 1 Mark der Hektar = 10,000 Mark.

Farmen, besonders wasserlose, sind jetzt nicht zu verkaufen, zumal der Preis von 1 Mark allgemein als zu hoch anerkannt ist; sie sind also wertlos.

Die Gläubiger der Bastards wollen statt wertloser Ländereien Geld oder auch Vieh als Zahlung haben. Mit Farmen wäre ihnen absolut nicht geholfen.

Die Folge davon war, daß die weiße Bevölkerung ihre Bestände an Vieh zu Geld machen mußte, um einen Teil ihrer Gläubiger zu befriedigen.

Inzwischen war noch der Preis des Viehs um 40—50 % gefallen.

Die größeren Kaufleute, bei denen hauptsächlich die weiße Bevölkerung verschuldet war und ist, warteten, so weit es möglich war, auf die Zahlungen. Wäre dies nicht geschehen, so wären schon vor 3 Jahren 25 % der Händler und Farmer ruiniert gewesen.

Den Kaufleuten wurden massenhaft Rinder, Kleinvieh, Pferde angeboten. Da hierfür aber kein Absatz war, konnten sie die Tiere in nur beschränkter Zahl in Zahlung nehmen.

Kamen die Tiere auf die Auktion, so wurden Spottpreise erzielt.

Es regnete Klagen, Pfändungen, Offenbarungseide für die Weißen, und mancher Weiße sah sich einem Nichts gegenüber. Nur die Eingeborenen blieben zum großen Teil mit **Pfändungen verschont** und behielten ihre Herden.

Dies hatte die weiße Bevölkerung nicht verstehen können.

Um die Situation noch zu verschlechtern, gesellten sich Trockenheit, an vielen Orten Rinderpest und Viehdiebstähle dazu.

Wenn nun wenigstens ein Absatzgebiet vorhanden gewesen wäre, so wäre die Krisis überstanden worden, wenn auch sehr schwer.

Es wird nun oft von Leuten, die keinen genügenden Einblick in die Verhältnisse haben, behauptet, es solle überhaupt kein Kredit genommen und gegeben werden, weder an Weiße noch an Schwarze.

Wenn dies Prinzip rigoros durchgeführt wäre, so hätte sich das Land noch weniger entwickelt. Viele Weiße wären dem Hungertode preisgegeben, und die Diebstähle und Betrügereien hätten kein Ende erreicht.

In einem Lande, wo die Zahlungen größtenteils in Vieh, Fellen, Häuten,

Hörnern, Butter, Eiern rc. geleistet werden, weil es an dem üblichen Zahlmittel, dem Bargelde fehlt, ist man auf das Kreditgeben und -nehmen absolut angewiesen.

Der Eingeborene, der sich schon an gewisse Bedürfnisse gewöhnt hat, kann nicht jedesmal, wenn er notwendig etwas braucht, ein Schaf zum Verkauf bringen. Der Eingeborene erhält sehr selten bar Geld, wenn er etwas dem Weißen verkauft. Auch der Weiße kann heute kaum ein Drittel für seine Produkte in Bar erhalten, den Rest muß er in Gütern nehmen. —

So unglücklich heute die Verhältnisse in Deutsch-Südwestafrika liegen, so ist bei gutem Willen und Energie doch noch sehr vieles zu retten und ins rechte Fahrwasser zu bringen. —

Mein Vorschlag wäre folgender:

Das Reich bewillige dem Gouvernement 2 Millionen Mark, um den Eingeborenen einen Teil ihrer guten Ländereien abzukaufen, z. B. zu 50 Pfg. den Hektar.

Das Geld erhalten aber nicht die verschuldeten Eingeborenen, sondern die weißen Gläubiger derselben.

Die am höchsten verschuldeten Eingeborenen müssen ihre Plätze hergeben. Da die verschiedenen Eingeborenenstämme über hinreichende Ländereien verfügen, die unbesetzt sind, so könnten ihnen andere kleinere Plätze angewiesen werden.

Auf diese Weise beläßt man den Eingeborenen ihr Vieh und hilft sehr vielen Weißen wieder auf die Beine oder rettet sie vor dem Zusammenbruch

Es kommt vor allem wieder Bargeld ins Land und der Handel und die Viehzucht beleben sich.

Dem Gouvernement ständen dann aber vorzügliche Ländereien zur Verfügung, welche es wohl in zwei Jahren mit 75 Pfg. per Hektar leicht verkaufen könnte, da nur erstklassige Farmen gekauft werden müssen. Außerdem könnten gleich einzelne Farmen an unbemittelte Ansiedler billig verpachtet oder verkauft werden.

Die Zinsen für das verauslagte Kapital würden somit teilweise gedeckt werden.

Diese guten Farmen der Eingeborenen haben immer ihren Wert, ein Risiko ist ausgeschlossen.

Die Eingeborenen aber, die jetzt bedeutend weniger Vieh als früher besitzen, sind gar nicht im stande, diese großen schönen Farmen auszunutzen. Außerdem haben sie sich diese verscherzt durch ihre Liederlichkeit, Trägheit, Leichtsinn und Wohlleben.

Der Eingeborene ist kein Kind; er weiß genau was er tut, und er ist auch genügend gewarnt worden.

Auf alle Fälle muß etwas für das Schutzgebiet getan werden, wenn man nicht will, daß alles bisher in das Land gesteckte Geld zum Fenster hinausgeworfen ist.

Ein großer Teil der Eingeborenen ist an Arbeit und gewisse Bedürfnisse gewöhnt. Es mangelt jetzt aber an Arbeit. Daher nehmen die Diebstähle anstatt ab stetig zu.

Nützliche und rentable Arbeiten zu machen, daran ist hier kein Mangel, es fehlt nur das Geld.

Im Farmbetrieb, überhaupt jetzt bei den schlechten Viehpreisen, können kaum ¼ der Eingeborenen Beschäftigung finden.

Wenn Wasserwerke in Angriff genommen werden, alsdann können zeitweise mehr Eingeborene Arbeit finden. Alle diese kleinen Arbeiten, die auf Farmen, bei Wasseranlagen, an Wegen, an der Bahn ꝛc. nötig sind, reichen nicht aus um den hungerleidenden Eingeborenen Nahrung zu geben.

Es bleibt immer nur ein Ausweg, um mit einem Schlage die traurigen Verhältnisse für Weiße und Farbige zu ändern, das ist der Abbau der Minen, die hier tatsächlich festgestellt wurden, und zwar reiche, sehr rentable Kupferminen. Bei diesen könnten auf 50—100 Jahre Tausende und Abertausende Arbeiter guten Verdienst haben.

Auch dann erst kann der Farmer seinen Viehstand vergrößern und mit einiger Sicherheit der Zukunft entgegensehen.

In bezug auf die Behandlung der Eingeborenen ist viel zu ändern.

Selbstverständlich müssen die Eingeborenen denselben Gesetzen wie die Weißen unterworfen werden, also auch gepfändet werden können.

Bei Diebstählen muß die Prügelstrafe auf 100 Hiebe erhöht werden. Zur Erklärung bemerke ich, daß der hiesige Eingeborene ein so dickes Fell hat, daß 50 Hiebe à 25 nicht genügen, er verzieht oft keine Miene bei der Prozedur. Der durch Diebstahl angerichtete Schaden muß von dem Täter ersetzt werden, im Unvermögensfalle muß er den Schaden abarbeiten.

Den Eingeborenen müssen innerhalb ihrer Reservate ganz bestimmte Wohnplätze angewiesen werden, damit das Verschleppen von Viehkrankheiten und das Nomadisieren nach Möglichkeit gehindert wird.

Die Großleute der Eingeborenen dürfen keine Leibeigenen halten, weil der Farmer, der seine Leute bezahlen muß, nicht mit ihnen konkurrieren kann.

Gewehre sollten selbstverständlich vom Gouvernement unter keinen Umständen an die Eingeborenen verkauft werden.

Patronen erhalten nur Eingeborene, die unbestraft sind, und höchstens 20 Stück pro Jahr.

Jeder Eingeborene, der als unzuverlässig bekannt ist oder zu Unverschämtheiten neigt, dürfte kein Gewehr führen. Jeden Eingeborenen, der Unfug mit seinem Gewehr treibt, wird das Gewehr konfisziert, und der Erlös sollte in einen Fond kommen, der zum Aufmachen von neuen Wasserstellen auf den Eingeborenenreservaten verwandt werden könnte.

Die Kapitäne und Unterkapitäne sowie die Werftältesten haben dafür zu sorgen, daß jeder Eingeborene in seinem Distrikt angemeldet ist, und zwar mit seinem Eingeborenennamen.

Es muß verboten sein, zwei oder mehrere verschiedene Namen zu führen, da es dann unendlich schwer ist, Missetäter zu fangen.

Jeder Eingeborene müßte einen Paß bei sich führen.

Das Betteln und Vagabondieren sollte bestraft werden.

Ein Strafregister sollte geführt werden, damit die Missetäter, die schon 4—10 mal vorbestraft sind, nicht dieselben Strafen erhalten, wie die, welche zum erstenmal bestraft werden.

Um die Eingeborenen einigermaßen beaufsichtigen zu können, sollte die Hälfte

der Schutztruppe in eine Polizeitruppe umgewandelt werden, damit die Truppe dem Lande doch zum Nutzen wäre.

Aufstände der Eingeborenen sind wohl ziemlich ausgeschlossen, aber unmöglich wenn die Eingeborenen ein bißchen kürzer gehalten würden.

Mit 300 Mann könnte man innerhalb eines Jahres die sämtlichen Eingeborenen-Stämme des Schutzgebietes entwaffnen. Selbstverständlich würde es vielleicht einige Tote geben, wenn den Eingeborenen noch genügend Patronen vorher verkauft würden.

Zu fürchten ist von den Eingeborenen nichts, sowie sie so behandelt werden, wie sie von den Buren in Transvaal und dem Freistaat behandelt wurden. Diese behandelten alle Eingeborenen, auch die Reichsten, als ihre Diener, und stellten sie eine Stufe unter sich; daher wurden die Buren auch leichter mit ihnen fertig als wir. Die Eingeborenen fürchten die Buren, aber uns Deutsche leider nicht genug; darum werden wir auch von ihnen so ausgenutzt.

Die Eingeborenenfrage wird ohne bedeutende Geldmittel nicht geregelt werden. Sie ist zu eng mit der Entwicklungsfrage des Schutzgebietes verbunden.

Sie wird gelöst sein, sobald die Minenindustrie sich entwickelt.

Das Reich sollte sich die aufgefundenen reichen Minen doch nicht entgehen lassen. Die Einnahmen aus denselben würden so hoch sein, daß wir keine Reichszuschüsse jemals nötig hätten; es würden aber bedeutende Überschüsse sein, und diese, zum Teil für die Entwicklung des Schutzgebietes verwandt, würden dasselbe Transvaal, wie es vor dem Kriege war, gleichwertig machen.

Die Zukunft Deutsch-Ostafrikas.

Von A. Seidel.

Wenn es sich um die Beurteilung der wirtschaftlichen Entwicklung unserer Schutzgebiete handelt, zeigt sich meist so recht die Unerfahrenheit des deutschen Volkes und seiner Wirtschaftspolitiker in kolonialen Dingen. Eine gänzlich unentwickelte Kolonie von dem doppelten Umfange des Deutschen Reiches mit unkultivierter und daher fast gänzlich bedürfnisloser Bevölkerung wirtschaftlich zu erschließen, ist eine Aufgabe, die nicht nur große Geldanlagen, sondern vor allen Dingen sehr beträchtliche Zeiträume zu ihrer Verwirklichung verlangt. Jahre sind seit der ersten Besitzergreifung verflossen, ehe soweit Ruhe und Ordnung geschaffen war, daß an eine wirtschaftliche Betätigung überhaupt gedacht werden konnte. Jahrelange Aufklärungsarbeiten sind ferner erforderlich gewesen, um das Schutzgebiet bei seiner kolossalen Ausdehnung und seinen so verschiedenartigen Verhältnissen soweit kennen zu lernen, daß man sich über die besten Wege des wirtschaftlichen Vorgehens wenigstens im großen und ganzen klar zu werden vermochte. Diese Arbeiten waren notwendig; denn es konnte dem deutschen Kapital nicht zugemutet werden, auf Grund der ersten flüchtigen, von kolonialem Enthusiasmus nicht selten angekränkelten Werturteile seine Haut zu Markte zu tragen.

Diese Periode der Erforschung des erworbenen Besitzes ist bei weitem noch nicht abgeschlossen, und es ist zu wünschen, daß die Regierung wie private Kreise nach dieser Richtung hin die Hände auch ferner nicht in den Schoß legen. Aber die bisher gewonnene Aufklärung hat wenigstens einigermaßen verläßliche Unterlagen für die Anstellung wirtschaftlicher Versuche geliefert. Als wirtschaftliche Versuchsgesellschaften betrachte ich denn auch im großen und ganzen mit wenigen Ausnahmen alle in unserm Schutzgebiet bisher arbeitenden Gesellschaften. Die Erfahrungen fremder Kolonialvölker lehren uns, daß noch viele Jahre darüber vergehen können, bis es uns gelingt, aus dem Stadium der Versuche heraus und auf feste Grundlagen zu kommen. Mehr als 30 Jahre hat es z. B. gedauert, bis den Engländern die Einführung der Teekultur in Indien gelungen ist. Zahlreiche Versuche sind fehlgeschlagen und oft ist man drauf und dran gewesen, das Unternehmen überhaupt aufzugeben, wenn nicht Dr. Jameson, der Direktor des Botanischen Gartens in Saharanpore immer wieder zum Ausharren gemahnt und neue Versuche angestellt hätte. Millionen sind bei den ersten Unternehmungen verloren worden. Heute aber sind über 200000 Hektar in Indien mit Tee bepflanzt und der jährliche Exportwert beträgt mehr als 100 Millionen Mark. So werden auch wir Lehrgeld zahlen müssen, ehe wir die Ernte einheimsen können.

Nach den ersten, stark optimistisch gefärbten Berichten über den wirtschaft-

lichen Wert des Landes trat naturgemäß eine Reaktion ein, die sich nach der entgegengesetzten Seite hin vergriff. Damals sprach Professor Dr. Hans Meyer seine Ansicht dahin aus, daß neun Zehntel des ganzen deutsch-ostafrikanischen Gebietes unbewohnte Sawanne sei, ein Urteil, das dem Schutzgebiet viel geschadet hat. Eingehendere Untersuchungen haben seitdem gezeigt, daß diese Auffassung übertrieben gewesen ist.

Wenn man ein Urteil über den wirtschaftlichen Wert des Landes gewinnen will, so ist es bei unbefangener Würdigung seiner natürlichen Verhältnisse von vornherein klar, daß man dabei nicht das ganze Gebiet als ein einheitliches Ganzes ins Auge fassen darf, sondern zwischen den einzelnen, natürlich differenzierten Landstrichen scharf unterscheiden muß. Nach einer Berechnung, die Dr. Karl Peters auf Grund einer von ihm entworfenen Wertschätzungskarte des Schutzgebietes angestellt hat, kann das Schutzgebiet seinem wirtschaftlichen Charakter nach in folgende vier Kategorien eingeteilt werden:

a. unbewohnte Steppengebiete ca.	150000	qkm
b. Kultivationsgebiete für Eingeborene	500000	„
c. Plantagengebiete	50000	„
d. Siedlungsgebiete für Europäer	220000	„
Summa	920000	qkm.

Der Rest entfällt auf die Wasserflächen.

Was zunächst die Steppengebiete anlangt, so gehören dahin die Landstrecken, welche die Bergländer von Usambara, Pare, das Massiv des Kilimandjaro und den Meru einschließen. Ferner die Massaisteppe, der westliche Teil von Westmassai, die Gebiete nördlich vom mittleren Ruvuma, die Marenga Mkali, die Mgunda Mkali sowie weite Flächen zwischen Turu und Uyansi und endlich im Norden vom Rikwasee. Auch diese Gebiete sind nicht als völlig verlorenes Land zu betrachten. Einmal kann in der tiefer gelegenen nördlichen Hälfte der Massaisteppe Viehzucht durch Eingeborene betrieben werden, und sodann haben die auf Veranlassung des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees, wirtschaftlichen Ausschusses der Deutschen Kolonialgesellschaft, vorgenommenen Untersuchungen einzelner Steppengebiete durch Dr. W. Busse mancherlei neue Aufschlüsse ergeben. Besonders wichtig ist auch die Feststellung Busses auf Grund der noch erhaltenen Pflanzenformen gewesen, daß in Ugogo die Steppe keineswegs eine natürliche Vegetationsform ist, sondern lediglich das Ergebnis der periodisch wiederkehrenden Brände darstellt, welche in maßlosester Weise durch die Trägerkarawanen veranlaßt worden sind.

Das Kultivationsgebiet für Eingeborene umfaßt Ländereien im Umfange des Deutschen Reiches, Ländereien, die nach ihrem Klima für die Ansiedlung des Europäers nicht geeignet sind, auch für wertvolle Plantagenkulturen nicht die Bedingungen bieten, aber doch den Eingeborenen eine seßhafte Lebensführung ermöglichen. Hierher gehören die Landschaften Usegua, Ussagara, Gedja, Khutu, Teile von Mahenge und der größte Teil der Gebiete südlich vom Rufidji und Ulanga. Ferner gehören dahin die südlichen Grabenlandschaften Ugogo, Unyamwesi nebst den im Norden, Osten und Süden sich anschließenden Landschaften.

Als Plantagengebiet sind die Landstriche anzusehen, die zwar infolge ihres Klimas dem Europäer die dauernde Niederlassung versagen, aber den

lohnenden Anbau wertvoller Plantagenprodukte gestatten. Für Hochlandkulturen (vornehmlich für Kaffee, Tee, Kardamom, Chinchona 2c.) eignen sich hauptsächlich Handei sowie manche Gebiete des Usambara- und Paregebirges, des Kilimandjaro, Westukami, das Ssamangaplateau sowie Teile des Makondeplateaus, des Kondelandes und des Zwischenseengebietes. Tieflandkulturen (Tabak, Baumwolle, Reis, Kokospalmen, die meisten Gewürze 2c.) finden überall an der Küste, in Bondei, in den Niederungen des Pangani, des Luengera und des Mkomasi, des Wami, des Kingani, des Rufidji und des Ulanga, des Ruvuma und in tiefer gelegenen Teilen des Kondelandes günstige Vorbedingungen. Auch große Strecken des für die Ansiedlung von Europäern vielleicht geeigneten Landes werden gleichzeitig für Plantagenkulturen nutzbar zu machen sein.

Beruhen schon die voraufgehenden Werturteile immerhin vielfach noch auf unsicheren Unterlagen, so ist das natürlich noch viel mehr der Fall in Bezug auf die sogenannten Besiedlungsgebiete, da eine ganze Anzahl von Vorfragen, welche für die Siedlung wichtig sind, nur durch praktische, womöglich in größerem Umfange angestellte Versuche gelöst werden können. Für die Ansiedlung von Viehzüchtern eignen sich vermutlich die Landschaften zwischen dem Viktoria und Tanganyika einerseits und die zwischen dem Tanganyika und dem Njassa andererseits, ferner Uhehe, Ubena und Ussango sowie die Gebiete unmittelbar östlich vom Njassa, ferner vielleicht auch der nordöstliche Teil von Westmassailand. Die Gebiete, in denen in erster Linie Ackerbau von europäischen Ansiedlern betrieben werden könnte, sind schon viel spärlicher gesäet. Nach den natürlichen Verhältnissen des Landes könnte daran gedacht werden, solche Ansiedler niederzusetzen, in Usambara, dem Paregebirge, dem Kilimandjaro, den Unguubergen, in einzelnen Teilen von Ukami und Ussagara und vielleicht auch hier und da in den Gebieten östlich vom Njassa und vom Tanganyikasee. Es muß aber ausdrücklich nochmals betont werden, daß es sich hier vorläufig nur um Möglichkeiten handelt, deren Verwirklichung aus später zu erörternden Gründen zum Teil noch in weiter Ferne liegt.

Daß das Land sich nur langsam entwickelt, liegt zunächst in der spärlichen Bevölkerung. Die Volksdichte des ganzen Schutzgebietes, das auf etwa 995 000 qkm etwa 6 Millionen Einwohner zählt, verhält sich wie 1 : 6, während sie sich im Deutschen Reiche wie 1 : 104 stellt. Wenn auch anzunehmen ist, daß die Bevölkerungsziffer nach der Beseitigung der verwüstenden Sklavenjagden sich mit der Zeit wieder heben wird, so findet eine gesunde Besiedlungspolitik, welche die betriebsamsten Stämme dort anzusiedeln bemüht ist, wo sie wirtschaftlich am nützlichsten sind, doch hier ein weites Feld zu ihrer Betätigung. In diesem Sinne sind besonders die Ansiedlungen von Wanyamwesi im Hinterlande von Tanga zu begrüßen, die seitens der Regierung in den letzten Jahren vorgenommen wurden. (Vergl. Deutsche Kolonialzeitung 1903 Seite 30). Auch die Mission kann hier helfend eingreifen, indem sie Aberglauben und laxe Sitte beseitigen hilft, durch welche alljährlich tausende von Eingeborenenkindern dem Untergange verfallen.

Ein weiteres Hindernis ist der Mangel geeigneter Verkehrsverhältnisse. Der Trägerverkehr lohnt sich höchstens für Gummi und Elfenbein; für andere Produkte ist er zu langsam und zu teuer. Auch kann er im allgemeinen nur Gepäckstücke von geringerem Gewicht befördern. Natürlich wird man ihn

nicht ohne weiteres beseitigen können. Aber eine Reorganisation desselben in dem Sinne, wie es seiner Zeit schon Dr. Peters vorgeschlagen hat (Das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet Seite 396 ff.), wäre dringend erwünscht. Auch die Verbesserung der Schiffbarkeit der Flüsse, unter Umständen durch Einschaltung von Eisenbahnverbindungen zur Umgehung nicht schiffbarer Stellen, ist eine dringende Notwendigkeit. Auf diese Weise wird beispielsweise der Pangani bis in die Kilimandjaroniederung hinein schiffbar gemacht werden können. Auch der Wami und der Ruvuma bieten in dieser Beziehung gute Aussichten. Am wichtigsten aber ist die Wasserstraße des Rufidji-Ulanga, die, unter Umgehung der Strecke von den Pangani- bis zu den Shuguli-Fällen durch eine Eisenbahn (etwa 95 km Luftlinie), bis in die großen Siedlungsgebiete Uhehes führt.

Die wichtigste Aufgabe des Gouvernements für die nächsten Jahrzehnte ist indessen die Herstellung geeigneter Wege und Straßen im ganzen Schutzgebiet. Zwar erfreut sich die Kolonie schon eines ausgedehnten Wegenetzes, das die einzelnen Stationen und Hauptverkehrsplätze mit einander verbindet und in die fünf großen Karawanenstraßen einmündet, die das Land durchziehen. Doch ostafrikanische Karawanenstraßen sind nur groß in der Länge, nicht in der Breite, und auch sonst europäischen Fahrstraßen auch nicht entfernt zu vergleichen. Gute Fahrwege aber, wie wir sie heute nur an der Küste schon besitzen, sind uns dringend nötig, sowohl für die Rentabilität des Plantagenbaues und seine fortschreitende Ausdehnung, wie für die Entwicklung der Eingeborenen-Landwirtschaft und der Landeskultur im allgemeinen. Vor dem Eisenbahnbau haben sie den Vorzug billigerer Herstellung, wenn wir nach dem Muster des Wegebaues in Togo von den Eingeborenen die Arbeit au den Wegen durch Vermittlung der Häuptlinge als Steuerleistungen verlangen, und für den ostafrikanischen Verkehr werden sie ähnliches leisten wie jene, sofern wir sie mit der neuesten Errungenschaft der Verkehrstechnik, mit Automobilen, befahren. Das Gouvernement ist von diesen Erwägungen völlig durchdrungen und z. B. neuerdings damit beschäftigt, eine große Fahrstraße von der Küste nach dem Njassasee anzulegen. Hand in Hand damit muß natürlich die Fürsorge für geeignetes Zugvieh gehen, gleichfalls eine Frage, die noch der Beantwortung harrt. Neuerdings werden immer mehr Stimmen für die Einführung des südafrikanischen Ochsenwagens laut.

Das Wichtigste aber ist die Anlage von Eisenbahnen, und zwar von großen Linien, die das ganze Land durchschneiden, damit wir den Durchgangshandel in der Hand behalten. Stichbahnen von der Küste in die bevorzugten küstennahen Plantagen- oder Bergwerksgebiete, wie sie von mancher Seite empfohlen werden, können für diese vitale Aufgabe nichts leisten. Die Ablenkung des Durchgangshandels durch die Ugandabahn, die Kongobahn und die Verkehrserleichterungen auf der Njassa-Shire-Route ist eine der Hauptursachen für die immer ungünstiger sich gestaltende Handelsentwicklung unseres Schutzgebietes.

Was den Plantagenbau anlangt, so sind die bisher bei den Pflanzungsbetrieben erlebten Enttäuschungen im wesentlichen darauf zurückzuführen, daß ohne genügende Kenntnis der Bedingungen des Plantagenbaues in Deutsch-Ostafrika in übereilter Weise vorgegangen worden ist. Wir sind durchaus noch nicht darüber im klaren, welche Gewächse lohnenden Anbau in ostafrikanischen Pflanzungsbetrieben versprechen, und die technischen Methoden ihrer Aufzucht und Zubereitung sind noch völlig unsicher. Es scheint heute, daß der Kaffeebau in Usambara und

anderen Bergländern Ostafrikas ihm zusagende Wachstumsbedingungen finden wird. Ob die Kaffeekultur aber jemals von erheblicher Bedeutung für die Kolonie werden kann, das zu entscheiden reichen die bisher gewonnenen Erfahrungen nicht aus. Auch der Anbau von Zuckerrohr, Tabak und Vanille wird vermutlich lokal beschränkt sein und in seinen Erträgen einen mäßigen Umfang nicht überschreiten. Mehr versprechen schon die Kulturen von Reis, Mais und Baumwolle. Besonders gute Aussichten eröffnen sich neuerdings den Öl- und Faserpflanzen, wie z. B. Erdnüssen, Kokospalmen und den Sisalagaven. Am meisten verspreche ich mir von den Agaven und den Erdnüssen. Einzelne der feineren Kulturen, wie z. B. Kakao und Pfeffer, scheinen im großen und ganzen ausgeschlossen zu sein.

Bei alledem muß festgehalten werden, daß die gewonnenen Erfahrungen zu einem sicheren Urteil über alle diese Fragen noch nicht ausreichen, und daß wir über das Stadium der Versuche noch lange nicht hinaus sind.

Neben den Plantagenkulturen ist in neuerer Zeit besonders die Wichtigkeit der Eingeborenen-Kulturen hervorgehoben worden. Die Regierung bemüht sich sowohl um die Hebung des Ackerbaues der Eingeborenen, der noch recht primitiv und verbesserungsfähig ist, als auch um die Hebung ihrer Viehzucht. Sie hat in der Denkschrift über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete im Berichtsjahre 1900/1901 eine Anzahl von Grundsätzen aufgestellt, denen man nur vollauf beistimmen kann, und deren Durchführung dem Schutzgebiet sicher zum Segen gereichen wird:

1. Durch Hebung der Bevölkerungsanzahl, sodaß die Notwendigkeit der Arbeit und Produktion an jeden einzelnen herantritt. Eine Generation lang Friedenszeit wird darin schon viel leisten.
2. Durch Schaffung von Abfuhrwegen (Bahnen), damit im Innern nutzlos liegende Produkte zu verwerten sind. Die Leute können nur dann mehr anbauen, wenn sie eine Möglichkeit des Absatzes haben.
3. Anregung zur Ausbildung und Entwicklung vorhandener Kulturen, eventuell unter Anwendung eines leichten Druckes seitens der Verwaltung. In Frage kommt vor allem die Kokospalme, Ölfrüchte und Baumwolle, demnächst Mais, Sorghum. Eine Entwicklung dieser Kulturen ist nur möglich, wenn Abnehmer der Produkte und Vorrichtungen zur Erntebereitung vorhanden sind (Entkernung der Erdnüsse und der Baumwolle, Pressen der Baumwolle).

   Diese Vorrichtungen können von den Kommunen oder Gesellschaften angelegt werden. Eine Baumwollproduktion ist nur zu erreichen in engem Anschluß an eine Versuchsstation und Aufbereitungsanstalt, die am besten wie in Togo vom Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee oder von einem Konsortium von Interessenten eingerichtet wird. Für die Entwicklung der Maiskultur müssen, da das Getreide sich sonst schlecht hält, sachgemäße Aufbewahrungsräume von den Kommunen oder Privaten gebaut werden.
4. Zur Untersuchung von Krankheiten der Kulturpflanzen, zur Auskunftserteilung und für Anbauversuche mit allen möglichen Gewächsen muß beim Gouvernement eine mit den nötigen wissenschaftlichen Kräften ausgestattete Anstalt errichtet werden. Auch ist es notwendig, daß über die hiesigen wirtschaftlichen Verhältnisse und über Untersuchungen dieser Zentrale Veröffentlichungen herausgegeben werden.
5. Endlich aber wird man versuchen müssen, gewissermaßen als Ferment, ein Bevölkerungselement, das bessere Wirtschaftsverhältnisse hat und auf höherer Kulturstufe steht, heranzuziehen, und da kommen einerseits die Wanyamwesi

in Betracht, deren Siedlungen sich gut bewährt haben, andererseits indische Ackerbauer, ganz besonders für die Reis- und Baumwollkultur.

Ebenso wichtig ist aber auch die Einschränkung des jetzt noch vielfach bestehenden Raubbaus, unter dem besonders der Kautschuk leidet. In manchen Bezirken sind die Bestände an Kautschukpflanzen nahezu vernichtet, und es ist dankbar zu begrüßen, daß die Regierung hier nicht nur regelnd eingegriffen hat, sondern auch bedacht gewesen ist, Versuche zum Zwecke der Einführung einer rationellen Kautschukkultur anzustellen. Es handelt sich darum, festzustellen, welche von den verschiedenen Kautschukpflanzen im Schutzgebiet am besten fortkommen, und ob die Produktionskosten einen rentablen Betrieb ermöglichen. Zwar haben die in den Kautschukgebieten Ostafrikas gelegenen Stationen bereits umfangreiche Versuche mit der Anpflanzung von Kautschukbäumen gemacht; aber die Frage ist heute noch ungelöst.

Der Mangel einer dichten und arbeitsamen Bevölkerung machte sich besonders in den ersten Zeiten in den Plantagenunternehmungen der Europäer fühlbar. Jede neue Unternehmung hat zunächst für sich die sehr schwierige Arbeiterfrage zu lösen, einen Stamm von Arbeitern durch Gewährung von allerlei wirtschaftlichen Vorteilen an sich zu fesseln. Hierunter leidet die Möglichkeit der Rentabilität von vornherein in hohem Grade. Die Plantagenunternehmungen früherer Zeiten, die mit Sklavenarbeit betrieben werden konnten, waren in dieser Beziehung erheblich vorteilhafter daran. Es hat daher in neuerer Zeit nicht an Stimmen gefehlt, die sich dafür ausgesprochen haben, den Eingeborenen an Stelle der Wehrpflicht eine Art Arbeitspflicht für öffentliche wie für private Zwecke, natürlich unter staatlicher Beaufsichtigung, aufzuerlegen. Es sind auch hier wie in anderen Schutzgebieten von einzelnen Stationsleitern unter der Hand praktische Versuche nach dieser Richtung hin gemacht worden, die recht gute Erfolge gehabt haben. Daß die Steuer von den Eingeborenen in Form von Arbeit entrichtet werden kann, ist eine ganz verwandte Erscheinung. Nichtsdestoweniger wird heute angesichts unserer humanitären Anschauungen die allgemeine Einführung einer Arbeitspflicht, selbst in milder Form, kaum den Beifall der Mehrheit finden, abgesehen davon, daß die Rentabilität der Maßregel in Frage gestellt wird durch die Aufwendungen, die durch eine allgemeine Durchführung derselben zweifellos bedingt werden würden.

Was den Handel des Schutzgebietes anlangt, so sind Kautschuk und Elfenbein bisher die Hauptausfuhrprodukte gewesen. Die Ausfuhr derselben befindet sich jedoch im Rückgange. Der Grund dafür liegt aber nicht in der Minderwertigkeit der natürlichen Verhältnisse des Schutzgebietes, sondern darin, daß die beiden Produkte im Raubbau gewonnen wurden und die Produktionsgebiete an vielen Stellen nach und nach versagten sowie an der bereits oben erwähnten Ablenkung des Durchgangshandels infolge Verbesserung der Verkehrsverhältnisse in den benachbarten Kolonien. Die eingeleiteten Versuche zu einer rationellen Kautschukgewinnung werden hier vielleicht in Verbindung mit verbesserten Verkehrsverhältnissen mit der Zeit wieder Wandel schaffen; mehr aber ist zu hoffen, daß an Stelle dieser Produkte allmählich andere, auf gesunder wirtschaftlicher Grundlage gewonnene Erzeugnisse treten werden. So ist z. B. die Ausfuhr von Kopra, Sesam, Wachs, Bauholz und Kaffee erheblich im Wachsen.

Eine gesunde Hebung der Einfuhr kann nur durch die Stärkung der

Kaufkraft der Eingeborenen erreicht werden. Auch das ist eine langwierige Aufgabe. Sie hängt eng zusammen mit der Frage der Hebung der Eingeborenenkulturen und mit der allmählichen Heranziehung der Schwarzen zur regelmäßigen Arbeit in den Plantagengebieten und bei den sonstigen Unternehmungen der Europäer. Wenn die Verhältnisse so bleiben wie sie jetzt liegen, wird eine Steigerung der Haupteinfuhrartikel — heute sind es die Baumwollenwaren — in irgendwie erheblichem Maße nicht erwartet werden können. In den letzten Jahren ist die Einfuhr von Baumwollenwaren infolge der durch die Hungersnot geschwächten Kaufkraft der Eingeborenen sogar zurückgegangen. Also auch hier nur die Aussicht auf eine allmähliche und langsame Entwickelung. Aber auch hier soll der Hinweis nicht unterlassen werden, daß die Ausdehnung der Eingeborenenkulturen schon in einiger Entfernung von der Küste nutzlos bleiben würde, wenn nicht durch Verbesserung der Verkehrsverhältnisse für die Möglichkeit des Absatzes rechtzeitig Sorge getragen wird.

Die Besiedlung des Schutzgebietes mit weißen Ansiedlern ist eine der schwierigsten Fragen, die zur Zeit als noch nicht völlig geklärt gelten muß. Da die für eine solche Siedlung in Betracht kommenden Gebiete zum großen Teile in einiger Entfernung von der Küste gelegen sind, so ist der Eisenbahnbau die nächste Voraussetzung, die vor der praktischen Inangriffnahme der Siedlungsarbeiten erfüllt sein muß. Die klimatischen Gefahren, die auf den Hochländern ohnehin geringer zu sein scheinen, werden vielleicht infolge der neueren Arbeiten von Koch und anderen Forschern noch mehr herabgemindert werden können. Die schwierigste Frage aber ist die nach den Absatzmöglichkeiten der von den Ansiedlern gezogenen Produkte. Es kann nicht allein darauf ankommen, daß der weiße Ansiedler im Schutzgebiete eben nur sein Leben fristet; es muß ihm auch die Möglichkeit geboten sein, durch fleißige Arbeit etwas vor sich zu bringen. Sonst werden wir vergebens auf Ansiedler warten. Mit Bezug auf diese Frage liegt aber vorläufig noch alles im Dunkeln. Vielleicht läßt sich auf dem Wege der Bildung von Produktivgenossenschaften vorankommen. Doch alles das sind Dinge, die erst Bedeutung gewinnen, wenn die Vorbedingung schneller und billiger Verbindung mit der Küste und den etwaigen sonstigen Absatzgebieten gelöst sein wird.

Das nächste Ziel der Kolonialregierung wird es sein müssen, daß die Kolonie die Kosten ihrer eigenen Verwaltung selbst aufbringt. Dem Reiche können billigerweise nur die Ausgaben für die Begründung und Aufrechterhaltung der Reichsgewalt in den Schutzgebieten zugemutet werden, also insbesondere die Kosten der Schutztruppen, der Flottenstationen, des kaiserlichen Gouverneurs, die vertragsmäßige Subvention der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, eventuell auch die Kosten der Reichspost in den Kolonien. Ein Blick in den Etat des Schutzgebietes lehrt, daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo diese erste Etappe der Entwicklung des Schutzgebietes erreicht sein wird. Die steigenden Erträge der den Eingeborenen auferlegten Hüttensteuer werden hierzu mit der Zeit das Ihrige beitragen.

Aber auch wenn dieser Zustand erreicht ist, so fehlt es der Kolonie doch immerhin noch an Mitteln für produktive Anlagen aller Art. Ob es möglich sein wird, dieselben schon in der nächsten Zeit im Wege eigener Anleihen zu erhalten, scheint bei den noch wenig entwickelten Verhältnissen und der finanziellen Unselbständigkeit des Schutzgebietes wenig wahrscheinlich. Die Kolonie wird des-

halb darauf angewiesen sein, auch in dieser Beziehung auf das Mutterland zunächst noch zurückzugreifen. Die für solche Anlagen vom Mutterlande gewährten Darlehen sollten aber nur mit der Verpflichtung späterer Rückzahlung gegeben werden.

Die Ausgaben für die Aufrechterhaltung der Reichsgewalt und die Aufwendungen für produktive Anlagen sind es also in der Hauptsache, die jetzt und auch für die nächste Zukunft den Etat von Deutsch-Ostafrika, wie er dem Reichstag alljährlich vorgelegt wird, immer noch ungünstig erscheinen lassen. Von einer jungen, völlig unentwickelten Kolonie kann man aber auch nicht verlangen, daß sie die Mittel für diese Ausgaben auch nur zum Teil schon jetzt selbst aufbringt. Genug, wenn sie zunächst die Kosten ihrer eigenen inneren Verwaltung zu zahlen vermag. Stäke die Erfahrung des deutschen Volkes in kolonialen Dingen nicht noch so völlig in den Kinderschuhen, so würde man über alle diese Dinge kein Wort zu verlieren brauchen.

Automobilbetrieb in Deutsch-Ostafrika.

Von Dr. Karl Dieter.

Während der letzten 10 Jahre ist in Ostafrika viel Geld und viel Mühe darauf verwendet worden, durch den Bau fahrbarer Wege und Straßen den Verkehr im Schutzgebiet zu erleichtern und so das Hinterland einer fruchtbaren wirtschaftlichen Tätigkeit zu erschließen. Die Erfahrung hat nun aber gezeigt, daß auf vielen Strecken, und gerade auf den wichtigsten, ein Fahrverkehr mit Ochsen, Pferden, Eseln u. s. w. unmöglich ist, weil die Tiere in kürzester Zeit tödlichen Krankheiten zum Opfer fallen. Die Güter müssen daher nach wie vor in mäßigen Lasten (zu 25—30 kg) auf Negerköpfen befördert werden. Dieser Umstand birgt die große Gefahr in sich, daß die mühsam angelegten Wege und Straßen in kurzem völlig verwahrlost sein werden.

Die Regierung selbst hat ihr Interesse neuerdings mehr und mehr dem Bau von Eisenbahnen zugewendet, ohne damit bis jetzt beim Reichstag sonderlich viel Gegenliebe gefunden zu haben.

Und doch muß etwas geschehen, soll die Entwicklung unserer Kolonie nicht in der beschämendsten Weise stecken bleiben.

Unter diesen Umständen bleibt es verwunderlich, daß man es bis jetzt noch nie mit Automobilfahrten auf den geschaffenen Wegen und Straßen versucht hat. In den europäischen Großstädten verkehren Speditionswagen mit Automobilbetrieb, in den Manövern werden, zum Teil auf ungünstigem Terrain, Automobile für Personen- und Lastenbeförderung verwendet, in Colombo auf Ceylon haben die „Schnauferl“ schon seit Jahren ihren siegreichen Einzug gehalten: in Deutsch-Ostafrika aber ist die idyllische Ruhe nicht gestört worden. Die „Töff-Töff“ sind aller Wahrscheinlichkeit nach gegen Tsetsefliegen, Dugs, Texasfieber, Surrahkrankheit, Rinderpest, Pferdesterbe u. s. w. gefeit. Sollten sie es nicht wagen können, die Konkurrenz mit den teuren, langsamen und nicht immer zuverlässigen Negerträgern aufzunehmen?

Es scheint z. B. zweifellos festgestellt zu sein, daß in Westusambara in einer Höhe von 1200—1700 m fruchtbare und gesunde Gebiete der Besiedlung durch deutsche Bauern harren (vgl. die von der Deutschen Kolonialgesellschaft herausgegebene Schrift: „Westusambara und seine Besiedelungsfähigkeit“). Eine 84 km lange Bahn führt von Tanga nach Korogwe. Von hier an aber mußten die Ansiedler bisher selbst für die Beförderung ihres Gepäcks durch Träger sorgen. Eine etwa 45 km lange weitere Eisenbahnstrecke von Korogwe (320 m ü. M.) nach dem am Fuß des Berglands gelegenen Mombo (460 m ü. M.) ist im Bau begriffen.

Trotz der schwierigen Verbindungsverhältnisse hatte der Bezirk Westusambara-Wilhelmstal schon im Jahre 1901 eine weiße Bevölkerung von 104 Seelen. Gemüse, Kartoffeln, Getreide geben reiche Ernten. Für Kartoffeln ist ein Ertrag von 200—400 Ztr. auf 1 ha festgestellt. Der Superior der Trappistenmission schreibt: „Ich glaube, daß wir in ganz Usambaraland über den größten und reichlichsten Gemüsegarten verfügen, der aber infolge Mangels an Absatz nicht rentieren kann." Natürlich! Die Transportkosten bis Korogwe betrugen bisher mindestens 10—12 M. per Zentner. An der Küste herrscht eifrige Nachfrage nach Gemüse, Kartoffeln, Fleisch; man zahlt z. B. für 1 Ztr. Kartoffeln 14—20 M. Ein Automobilverkehr Kwai-Mombo würde daher nach Fertigstellung der Bahn Korogwe-Mombo die wirtschaftliche Existenz der Ansiedler sicher stellen.

Über die Rentabilität des Betriebs kann ein Zweifel gar nicht bestehen. Die in Wilhelmstal, Kwai u. s. w. ansässigen Kaufleute, Beamten, Pflanzer und Missionare beziehen heute schon eine, wenn auch nicht zahlenmäßig bekannte, doch jedenfalls sehr beträchtliche Menge von Waren von der Küste. Deren Beförderung würde ohne Ausnahme dem Automobil zufallen. Mit Beginn der Besiedlung würde eine ungeahnte Steigerung des Personenverkehrs und der Transportgüter eintreten (Ackergerätschaften, Werkzeuge, Lebensbedürfnisse, wie Kleider, Schuhwerk, Zucker, Petroleum u. s. w.; ferner Zuchttiere wie Edelschafe und Zuchteber u. s. w.). — An Rückfracht nach Mombo wird nie Mangel sein. Während an der Küste keine Viehhaltung möglich ist, gedeihen in den Bergländern neben Rindvieh Schweine, Schafe, Ziegen aufs vorzüglichste. Damit könnten nicht bloß die Plantagen- und Küstengebiete selbst, sondern auch die Dampfer der deutschen Ostafrika-Linie versorgt werden. Auf den Absatz von Gemüse u. s. w ist schon oben hingewiesen worden.

In ähnlicher Weise könnten z. B. die Straßen Bagamoyo (Dar es Salam)-Kilossa, Dar es Salam-Kisakki, die von Kilwa ausgehende Dondestraße u. s. w. ins Auge gefaßt werden. Auch in andern deutschen Kolonien, z. B. in Togo, sind die günstigsten Vorbedingungen gegeben.

Die technischen Fragen zu untersuchen und zur Lösung zu bringen, muß den Fachmännern überlassen bleiben. Es sollte aber nicht unmöglich sein, mit einer Fracht von 30—50 Ztr. z. B. die Strecke von Kwai bis Mombo und zurück (zusammen etwa 50 km bei einer allmählichen Steigung von 460 auf 1608 m ü. M.) in einem Tag zu durchfahren. Damit aber könnten sowohl die Frachtkosten als auch die Beförderungszeit mindestens auf die Hälfte reduziert werden (40 Ztr. durch Träger befördert kosten auf 50 km gegen 200 M.).

Es ist mir nicht zweifelhaft, daß in 10 Jahren Hunderte von „Töff-Töff" in unserem Schutzgebiet ihre Kulturaufgaben erfüllen werden. Der Automobilbetrieb muß in Deutsch-Ostafrika als Pionier dem Bahnbau voranschreiten und der fertigen Bahn auf den Zufahrtsstraßen zur Seite gehen. — So wäre recht sehr zu wünschen, daß der Bahn Tanga-Mombo in einigen Jahren mindestens zwei Automobil-Seitenlinien angeschlossen würden: die eine, gewissermaßen als Fühler für die Bahn, hinüber zu dem gleichfalls für Besiedlung geeigneten Paregebirge (evtl. mit Gabelung in eine West- und eine Ostlinie); die zweite von Korogwe aus das Panganital hinauf. Auch könnte heute schon ein fahrbarer Weg von Korogwe durch das Luengeratal ins Bergland hinein geschaffen werden.

Ähnlich wie bei uns die fahrende Landpost in Staatsbetrieb ist, würde in Deutsch-Ostafrika am besten das Gouvernement die Leitung des Betriebs übernehmen, besonders weil die Anlage, Instandhaltung und Verbesserung der Straßen die natürliche Aufgabe der Landesverwaltung ist und zugleich fortan durch ein sehr reelles Interesse mit dem Automobilverkehr verknüpft wäre. — Es würde ein gutes Geschäft und ein patriotisches, weil wirtschaftlich fruchtbares Werk sein.

Konkursrechtliches.

Von Dr. iur. Hermann Hesse.

Die stetig wachsenden Handelsbeziehungen zwischen dem Reich und den Schutzgebieten geben den heimischen Gerichten in immer steigendem Maße Veranlassung, bei ihren Verfügungen die besonderen Bestimmungen des kolonialen Rechtes zu beachten, sowie Rücksicht auf die räumliche Entfernung der Schutzgebiete vom Reiche zu nehmen.

Die Außerachtlassung dieser Rücksicht kann unter Umständen große Nachteile für die Beteiligten zur Folge haben, welche der Gesetzgeber sicherlich nicht gewollt hat. Insbesondere kommt dies bei der Ansetzung von Fristen in Betracht, mit deren Ablauf Rechte entstehen oder endigen oder die Rechtsverfolgung erschwert wird.

Im Nachstehenden soll an der Hand eines praktischen Falles dargetan werden, welche Unzuträglichkeiten sich ergeben können, wenn die räumliche Entfernung zwischen dem Reich und den Schutzgebieten nicht in Betracht gezogen wird.

Die Lindihinterlandgesellschaft m. b. H. hatte ihren Sitz in Koblenz und ihre gewerbliche und Handelsniederlassung in Lindi in Deutschostafrika. Sie geriet am 12. Juli 1902 in Konkurs, und der Konkurs wurde von dem Amtsgericht zu Koblenz eröffnet. Hier erhebt sich schon ein Zweifel, ob nicht das Kaiserliche Gericht für den Südbezirk in Daressalaam anstelle des Amtsgerichts Koblenz für die Konkurseröffnung zuständig gewesen wäre; denn nach § 71 der Konkursordnung (KO.) ist für das Konkursverfahren dasjenige Amtsgericht ausschließlich zuständig, bei welchem der Gemeinschuldner seine gewerbliche Niederlassung oder in Ermangelung einer solchen seinen allgemeinen Gerichtsstand hat. Sind mehrere Gerichte zuständig, so schließt dasjenige, bei welchem zuerst die Eröffnung des Verfahrens beantragt worden ist, die übrigen aus. Durch § 2 des Schutzgebietsgesetzes (SchGG.) und § 7 des Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes (KGG.) wird die Zuständigkeit des Kaiserlichen Bezirksgerichts Daressalaam für die durch die KO. den Amtsgerichten zugewiesenen Sachen begründet; § 3 SchGG. und § 19 KGG. begründen die Anwendbarkeit des § 71 KO. für das Schutzgebiet Ostafrika, so daß demnach, da Lindi der Ort der gewerblichen Niederlassung der Gesellschaft war, für das Konkursverfahren das Bezirksgericht Daressalaam ausschließlich zuständig gewesen sein dürfte. Diese Auffassung wird durch die Erwägung unterstützt, daß die Realisierung der Konkursmasse durch das Gericht in Daressalaam zweckmäßiger erfolgen konnte als durch das Amtsgericht in Koblenz. Die Abschätzung des Wertes der Liegenschaften und sonstigen Vermögensbestandteile der Gemeinschuldnerin ließ sich von der Heimat aus nur sehr schwer bewerkstelligen.

Die Konkurseröffnung wurde am 12. Juli 1902 in dem für die amtlichen

Bekanntmachungen des Koblenzer Gerichts bestimmten Blatte in folgender Form veröffentlicht:

Konkursverfahren.

Über das Vermögen der Handelsgesellschaft „Lindi-Hinterland G. m. b. H." mit dem Sitze in Koblenz wird heute am 12. Juli 1902 Nachmittags 6 Uhr das Konkursverfahren eröffnet.

Der R.-A. Loenartz II in Koblenz wird zum Konkursverwalter ernannt.

Konkursforderungen sind bis zum 1. Oktober 1902 bei dem Gericht anzumelden.

Es wird zur Beschlußfassung über die Beibehaltung des ernannten oder die Wahl eines anderen Verwalters, sowie über die Bestellung eines Gläubigerausschusses und eintretenden Falls über die in § 132 der K.O. bezeichneten Gegenstände — auf den 9. August 1902 Vormittags 10 Uhr — und zur Prüfung der angemeldeten Forderungen auf den 18. Oktober 1902 Vormittags 10 Uhr — vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 6, Termin anberaumt.

Allen Personen, welche eine zur Konkursmasse gehörige Sache in Besitz haben oder zur Konkursmasse etwas schuldig sind, wird aufgegeben, nichts an den Gemeinschuldner zu verabfolgen oder zu leisten, auch die Verpflichtung auferlegt, von dem Besitze der Sache und von den Forderungen, für welche sie aus der Sache abgesonderte Befriedigung in Anspruch nehmen, dem Konkursverwalter bis zum 1. Oktober 1902 Anzeige zu machen.

Königl. Amtsgericht in Koblenz.

Erst zu Anfang Oktober erschien in der Ostafrikanischen Zeitung in Daressalaam folgende

Bekanntmachung.

Im hiesigen Handelsregister wurde eingetragen, daß über das Vermögen der Lindi-Hinterland-Gesellschaft m. b. H. durch Beschluß des Amtsgerichts 4 Koblenz am 12. Juli 1902 nachmittags 6 Uhr das Konkursverfahren eröffnet worden ist.

Daressalaam, den 20. September 1902.

Der Kaiserliche Bezirksrichter.

In demselben Blatte erschien dann in Nr. 49 vom 13. Dezember 1902 die Bekanntmachung der Konkurseröffnung, obwohl diese Bekanntmachung dort schon am 10. August hätte erfolgen können, sofern sie sofort bei Eröffnung des Verfahrens verfügt worden wäre.

Der Richter war allerdings auf Grund des § 76 der Konkursordnung nur zur Bekanntmachung in dem Koblenzer Blatte verpflichtet; er konnte aber auch weitere Bekanntmachungen anordnen, und hat dies auch, wenn auch etwas sehr verspätet, getan.

Da die öffentliche Bekanntmachung als Zustellung an alle Beteiligten gilt, auch wenn daneben noch eine besondere Zustellung vorgeschrieben ist, so konnte die Unterlassung der sofortigen Bekanntmachung der Konkurseröffnung in der Ostafrikanischen Zeitung für die in Ostafrika, insbesondere in Lindi, dem Sitze der gewerblichen Niederlassung der Gemeinschuldnerin, wohnenden Konkursgläubiger erhebliche Nachteile im Gefolge haben.

Es ist deshalb wünschenswert, daß in ähnlichen Fällen die Praxis sich

einbürgert, sofort auch die Bekanntmachung der Konkurseröffnung in demjenigen kolonialen Blatte zu veröffentlichen, welches am Sitze der gewerblichen Niederlassung der Gemeinschuldnerin erscheint, sofern diese ihren Sitz nur im Reiche hat, und wenn dort keine Zeitung erscheint, im amtlichen Kolonialblatt, damit die in den Kolonien wohnenden Gläubiger, hauptsächlich die Angestellten und eingeborenen Arbeiter der Gemeinschuldnerin, rechtzeitig Kenntnis von der Konkurseröffnung erlangen.

Gemäß § 111 Abs. 2 KO. ist die Bekanntmachung des Eröffnungsbeschlusses neben der im § 76 KO. vorgeschriebenen Veröffentlichung auszugsweise in den Deutschen Reichsanzeiger einzurücken. Da die Behörden in den Schutzgebieten vermutlich den Reichsanzeiger beziehen, wäre es angebracht, wenn ihnen zur Pflicht gemacht würde, alle Bekanntmachungen in demselben, welche für die Schutzgebiete von Interesse sind, von Amtswegen auch im amtlichen Kolonialblatt und in dem Amtsblatt des Schutzgebietes zu veröffentlichen. Bei einer im Schutzgebiet erfolgenden Konkurseröffnung muß eine Bekanntmachung nach neuem Recht im Reichsanzeiger auf Grund des § 111 KO. erfolgen, da der § 45 des alten KGG. vom 10. Juli 1879, wonach die Einrückung einer öffentlichen Bekanntmachung in den Reichsanzeiger in den Fällen der §§ 111, 116, 163, 190, 198, 205 KO. nicht erforderlich war, weggefallen ist.

Es ist ferner wünschenswert, daß im Falle der Eröffnung des Konkursverfahrens über das Vermögen einer Gesellschaft oder Privatperson, die im Reiche und in den Schutzgebieten Sitz und gewerbliche Niederlassung hat, die Fristen nicht zu kurz bemessen werden. In der Bekanntmachung des Koblenzer Gerichts war, nachdem die Eröffnung des Konkurses am 12. Juli erfolgte, der erste Versammlungstermin bereits auf den 9. August angesetzt; nach § 110 KO. konnte der Richter diese Versammlung allerdings nicht über einen Monat nach der Konkurseröffnung hinaus anberaumen. Wird der Konkurs im Schutzgebiet ereröffnet, so könnte dieser Termin auf Grund des § 3 SchGG. und § 47 KGG. allerdings auf 2—3 Monate hinausgeschoben werden. Es empfiehlt sich daher eine Ergänzung des § 110 KO. dahin, daß, wenn anzunehmen ist, daß Beteiligte in den Schutzgebieten wohnen, die Frist angemessen verlängert werden könnte; entsprechende Ergänzungen müßten auch eine Anzahl anderer, im weiteren Verlauf der Darstellung angeführte Bestimmungen der KO. erhalten. Anstatt am 9. August wäre der erste Versammlungstermin zweckmäßig erst gegen Ende September anberaumt worden, damit die Gläubiger in Lindi wenigstens Zeit gehabt hätten — vorausgesetzt, daß sie die Konkurseröffnung rechtzeitig, d. h. anfangs August, erfahren hätten —, einen Bevollmächtigten in Koblenz zu ernennen, der ihre Interessen bei der Wahl eines anderen Verwalters und bei der Bestellung eines Gläubigerausschusses wahrgenommen hätte.

Daraus, daß dieser Termin dann mit dem Termin zur Anmeldung der Forderungen — nach § 138 KO. 2 Wochen bis 3 Monate — zusammengefallen wäre, könnten sich Unzuträglichkeiten nicht ergeben.

Ferner liegt es auch im Interesse der kolonialen Gläubiger, daß der allgemeine Prüfungstermin möglichst weit hinausgeschoben werde. Er soll nach § 138 KO. 1 Woche bis 2 Monate nach dem Ablaufe der Anmeldefrist anberaumt werden; bei einer Konkurseröffnung durch das Kaiserliche Bezirksgericht soll gemäß SchGG. § 3 und KGG. § 47 die dazwischen liegende Frist mindestens

2 Wochen und höchstens 3 Monate betragen. Hierdurch können den kolonialen Gläubigern vielfach die Kosten eines besonderen Prüfungstermins erspart werden, und das wäre nur recht und billig, da sie als säumig kaum zu bezeichnen sind.

Es ist ferner wünschenswert, daß der offene Arrest unbedingt sofort auch in einem kolonialen Blatte veröffentlicht wird, und daß die Frist zur Anzeige über den Besitz von Sachen des Gemeinschuldners wenigstens für die kolonialen Interessenten auf mindestens 3 Monate bemessen wird. Geschieht das erstere nicht, so können diejenigen kolonialen Interessenten, welche noch an den Gemeinschuldner leisten, zu Schaden kommen, da sie nur insoweit befreit sind, als das Geleistete in die Konkursmasse gekommen ist. Wird dagegen die Anzeigefrist zu kurz bemessen, so können die kolonialen Interessenten, selbst wenn ihnen die Bekanntmachung der Konkurseröffnung rechtzeitig zugegangen ist, Schaden erleiden, weil sie für allen aus der Unterlassung und Verzögerung der Anzeige entstehenden Schaden haften.

Auch müssen diejenigen kolonialen Konkursgläubiger, deren Forderungen nicht festgestellt sind, eine angemessene Frist für den Nachweis erhalten, daß sie die Feststellungsklage erhoben haben. Die jetzige Ausschlußfrist von 2 Wochen nach der Bekanntmachung ist völlig unzureichend, und da sie den Nachweis nie rechtzeitig führen könnten, so würden ihre Forderungen bei der vorzunehmenden Verteilung überhaupt nicht berücksichtigt werden. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei denjenigen kolonialen, d. h. in den Kolonien wohnenden Gläubigern, von welchen eine abgesonderte Befriedigung beansprucht wird.

Endlich können bei der Einstellung des Verfahrens auf den Antrag des Gemeinschuldners die Konkursgläubiger binnen einer mit der öffentlichen Bekanntmachung beginnenden Frist von einer Woche Widerspruch gegen den Antrag erheben. Da diese Bekanntmachung in den Kolonien erst lange nach Ablauf dieser Frist veröffentlicht wird oder zur Kenntnis der Gläubiger gelangt, so sind auch in diesem Falle die kolonialen Interessenten benachteiligt und außer stande, ihre Interessen wahrzunehmen.

Es steht zu hoffen, daß alle diese Verhältnisse, die im Vorstehenden in kurzen Umrissen nur angedeutet worden sind, bei der Schaffung eines allgemeinen Kolonialrechts gebührende Berücksichtigung finden werden.

Die Tanganyika-Dampferexpedition 1898—1901.

Von Direktor Fr. Waechter, Danzig.

I.

Der Gedanke, zerlegbare Dampfer auf die zentralen Seenbecken Afrikas zu bringen, ist durchaus nicht neu. Die englischen Missionare haben schon vor mehr als 20 Jahren die „Domira" auf den Nyassa-See, die „Morning star" auf den Tanganyika-See gebracht und dort zusammengebaut, so daß sie noch heute, wenn auch mit vielfacher Unterbrechung, in Tätigkeit sind.

Die Deutschen sind in den Versuchen, Ähnliches zu leisten, anfangs ohne Erfolg gewesen. Der „Hermann v. Wissmann", ursprünglich nach dem Viktoria-See bestimmt, ist endlich bis zum Nyassa gebracht worden, nachdem kein Geringerer als Major v. Wissmann selbst die Leitung der Expedition übernommen hatte. Die Teile des Antisklaverei-Dampfers „Peters" sind wohl kaum mehr als wenige Tagereisen von der Küste ins Innere gekommen, dann mühsam zusammengesucht und in Dar-es-Salaam montiert worden; ohne Kessel und Maschine dient das einst so stolz gedachte Schiff heute Leichterzwecken im Hafen.

Wenn daher ein dritter Versuch, Meinung und Kapital in Deutschland dafür zu gewinnen, ein Schiff nach dem von der Küste fernsten Seenbecken, dem Tanganyika, zu schaffen, im Anfang auf die allergrößten Bedenken aller offiziellen Kolonialmänner stieß, so war dieses nicht nur nicht wunderbar, vielmehr sagte sich jedermann, daß man sich in Deutschland hüten müsse, zwei Mißerfolgen noch einen dritten folgen zu lassen; denn daß das Werk gelingen könnte, glaubte zunächst niemand.

Im Jahre 1896 trat Herr Oberleutnant Otto Schloifer mit einem Projekt hervor, welches nichts Geringeres enthielt als die Verwirklichung jenes Gedankens.

Schloifer hatte als Teilnehmer an den Antisklavereiexpeditionen nach und an dem Viktoria-See Gelegenheit gehabt zu erkennen, welch enormer Vorteil zur Erhaltung des Friedens, zur Verbreitung der Zivilisation und zur Hebung des Verkehrs ein von Wind und Wetter unabhängiges Fahrzeug auf den großen Gewässern bedeute.

Hatte Wissmann den Nyassa-See mit einem Dampfer besetzt, so wollte Schloifer einen Schritt weiter gehen und einen solchen auf den Tanganyka-See bringen, indem er, nicht quer durch die Kolonie gehend, sondern die vorhandenen Transportmittel auf dem Wasserwege Zambesi-Schire-Nyassa benutzend, dieser Kette ein neues Glied anfügte.

Wie sehr wirksam bei Beherrschung der Binnengrenze einer Kolonie, welche zu mehr als der Hälfte in schiffbaren Gewässern besteht, ein Dampfer sein müsse, war ohne weiteres einleuchtend; wie folgerichtig das Benutzen der vorhandenen zur

Herstellung neuer Verkehrsmittel sei, gleichfalls nicht abzuleugnen, und so gelang es Herrn Schloifer, zunächst einige Persönlichkeiten zu gewinnen, welche sich zu einem Komitee zusammentaten mit dem besonderen Zweck, den Plan, einen deutschen Dampfer nach dem Tanganyka-See zu bringen, zu verwirklichen. An der Spitze stand Herr Major von Wissmann, als technischer Berater für den Bau wurde Herr Ingenieur Thulesius gewonnen, welcher als Direktor einer Hamburger Werft bereits die Bauten des „Peters" und „Hermann v. Wissmann" geleitet hatte. Im Winter 1896—97 trat das Tanganyka-Dampfer-Komitee zunächst an die Deutsche Kolonialgesellschaft heran und gewann deren Unterstützung, indem Herrn Oberleutnant Schloifer die Wege geebnet wurden zu einer Vortragsreise, auf welcher er seinen Plan begründete und die Ausführung erörterte. Das war der erste, aber bedeutende Schritt, das Interesse daran in weitere Schichten zu tragen.

Allmählich gelang es denn auch, das Wohlwollen offizieller Stellen, des Kolonialamts und anderer, dem Unternehmen zu gewinnen. Die Frage der Aufbringung der nötigen Geldmittel, welche auf ca. 300000 Mk. veranschlagt wurden, sollte zunächst durch Sammlungen freiwilliger Beiträge aus allen interessierten Kreisen gelöst werden.

In der Tat ist es durch unermüdliche Arbeit gelungen, einen bedeutenden Teil der Kosten auf diese Weise aufzubringen. Die Deutsche Kolonialgesellschaft verstand sich ebenfalls zu einer pekuniären Unterstützung, und endlich wurde der noch fehlende Rest durch den stets bereiten Förderer aller kolonialen Zwecke, S. Hoheit den Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, garantiert.

Nachdem die Finanzierung des Unternehmens gesichert war, folgte die behördliche Genehmigung, und mit Eifer wurden die Vorarbeiten für die Ausführung betrieben.

* * *

Im Frühjahr 1897 wurde die „Hedwig v. Wissmann", — diesen Namen sollte der Tanganyika-Dampfer führen, der Gemahlin des eifrigen Förderers des Unternehmens zu Ehren — auf der Werft von Jantzen & Schmilinski A.-G. in Hamburg-Steinwärder auf den Helling gestellt, und der Bau so gefördert, daß das Schiff anfangs August fast vollständig fertig gestellt war. Seine Maße waren folgende: Länge 20 m, Breite 4,65 m, Tiefe 2,65 m; das Material bestand aus deutschem Stahl. Das kleine, sehr scharf und seetüchtig gebaute Fahrzeug wurde mit einer Compoundmaschine ausgerüstet, für welche der Dampf in zwei kleinen Zylinderkesseln von 9 Atm. Druck mit Holzfeuerung erzeugt wurde, und welche ihm eine Geschwindigkeit von ca. 9 Seemeilen p. Stunde geben sollte. Ein auf dem Deck aufgebauter Salon diente zum Aufenthalt der Weißen und konnte als Schlafraum zurechtgemacht werden; für die Mannschaft war ein kleines Logis vorn unter Deck eingebaut, im Hinterteil des Schiffes hatte man einen Laderaum vorgesehen. Die Steuervorrichtung befand sich auf einer über dem Salon gelegenen geräumigen Brücke. Das ganze Schiff war mit doppelten Sonnensegeln von vorn bis hinten versehen und mit zwei stählernen zerlegbaren Böten ausgerüstet.

Bei der Konstruktion des Schiffskörpers und der Maschine, sowie der beiden Kessel war mit größter Umsicht darauf Bedacht genommen worden, die

einzelnen Stücke derart zu zerteilen, daß möglichst geringe Gewichte erzielt wurden, um dieselben der Leistungsfähigkeit eines afrikanischen Trägers, welche im Durchschnitt auf 25—30 kg geschätzt werden kann, nach Möglichkeit anzupassen. Alle Teile auf ein solches Minimalgewicht zu bringen, war natürlich nicht möglich; erreicht aber wurde in der Tat, daß selbst das schwerste nicht weiter zerlegbare Konstruktionsstück das Gewicht von 250 kg nicht überstieg. Jedenfalls ist der ausführenden Werft alle Anerkennung zu zollen, daß sie soweit das schwierige Problem löste.

Während des ganzen Winters 1897 zu 98 stand der Dampfer auf der Werft, den Tag seiner Abnahme und Verpackung erwartend, da.

In dieser Zeit war auch bereits das für die Expedition notwendige Personal an Europäern gewonnen worden. Herr Oberleutnant Schloifer war Chef der Expedition, als Führer des Schiffes sollte Herr Kapitän Prager fungieren, welcher als Teilnehmer der Wissmannschen Dampfer-Expedition und Führer des „Hermann v. Wissmann" bereits mit afrikanischen Arbeiten und Seefahrten vertraut war. Zum Techniker während des Baues und Maschinisten für den Betrieb des Dampfers wurde ein ebenfalls im Tropendienst erprobter Ingenieur Waechter gewählt und ihm als Gehülfe und Vertreter Herr Engelke beigegeben, der in gleicher Eigenschaft die Wissmannsche Expedition mitgemacht hatte. Ferner waren ein Schiffszimmermann und mehrere Schiffbauer und Kesselschmiede engagiert worden; ein Steuermann und ein Lazarettgehülfe sollten seitens des kaiserlichen Gouvernements gestellt werden.

Am 1. Februar 1898 erfolgte die Abnahme des Schiffes auf der Werft, zu welcher sich neben Herrn Schloifer einige Mitglieder des Komitees und als Sachverständiger Herr Maschinenbaudirektor Hack aus Berlin einfanden.

Unmittelbar darauf begannen die Abbruchs- und Zerlegungsarbeiten und das Verpacken der einzelnen Teile. Letzteres geschah so viel wie möglich gleich derart, daß die Colli für den Überland-Transport in Afrika fertig waren. Außer den Schiffs- und Maschinenteilen selbst wurden alle Arten von Materialien für den Betrieb, Öle, Farben, Werkzeuge jeder Sorte und die gesamte Ausrüstung an nautischen Instrumenten, ferner Möbel, Wäsche und Geschirr verpackt; desgleichen eine Anzahl zweirädriger Karren zum bequemeren Transport der schweren Teile.

Es waren im ganzen ca. 80 Tons Ladung in mehr als 1500 Colli, welche, als die Ordre eintraf, durch D. O. A.-Dampfer „Bundesrat" am 30. März verschifft wurden.

* * *

Wohlgemut machte sich mit dem gleichen Reichspostdampfer das Maschinen- und Handwerkerpersonal auf den Weg; doch schon in Neapel erlebten die Leute die erste Enttäuschung. Anstatt, wie vorgesehen, den Chef dort vorzufinden und unter seiner Führung weiterzureisen, fand man nur die Nachricht, daß sich dessen Ausreise dringender Verhandlungen wegen verschoben habe und erst mit dem nächstfolgenden Dampfer geschehen könne.

In seiner frischen und ermutigenden Art wies Schloifer seine Angestellten an, ruhig ihre Reise fortzusetzen, in Chinde zu landen und gut Obacht zu geben, daß die ganze Ladung auch wohlbehalten ausgeschifft würde. In dem Hafenorte sollten sie sich mit einer englichen Firma in Verbindung setzen, welche den Gesamt-

transport der Menschen und Güter von der Küste bis zum Südende des Nyassa-Sees übernommen hatte.

Glücklich wurde zur fahrplanmäßigen Zeit am 18. Mai Chinde erreicht und alles gelandet. Der Ort bot wenig Sehenswertes. Eine Reihe leichtgefügter Holz- und Wellblechbauten, zum größten Teil Warenlager, zum kleineren Teil menschliche Wohnungen, erhoben sich an dem flachen Ufer eines mächtig breiten Zambesiarmes, des einzigen schiffbaren, der sich unmittelbar davor über eine vorgelagerte Barre in den Ozean ergießt.

Der Schiffbarkeit dieser Mündung für Seedampfer verdankt Chinde sein Entstehen und seine Bedeutung als Umschlagsplatz aller Import- und Exportgüter des ganzen weiten Zambesigebietes, von Britisch-Zentralafrika und dem zentralafrikanischen Seengebiete bis zum Tanganyika hinauf. Unter portugiesischer Herrschaft stehend, ist der Strom der Schiffahrt aller Nationen geöffnet, und Engländer, Franzosen, Portugiesen und Deutsche betreiben Transportgeschäfte darauf mit mehr oder weniger Geschick und Erfolg.

Die älteste und größte Transport- und Handelsgesellschaft in jenen Gegenden ist die African-Lakes-Corporation Lmtd., deren Sitz in Glasgow ist, und welche eine Kette von Fahrzeugen und Stationen über das ganze Fluß- und Seengebiet verstreut hat und damit einen bedeutenden Einfluß auf Transport und Handel ausübt. Mit ihr hatte Schloifer Kontrakte gemacht. Diese englische Gesellschaft, hervorgegangen aus dem Transport- und Handelsdepartement der schottischen Mission, auch heute noch in engster Fühlung mit derselben und zum großen Teile von Missionaren geleitet, schreitet zielbewußt vor und hat aus den kleinsten Anfängen sich zu einem Institute ersten Ranges entwickelt. Überall im Verlauf der Expedition werden wir den Namen der Gesellschaft wiederfinden und ihren bald günstigen, bald schädlichen Einfluß auf den Gang des Unternehmens beobachten können. So war es angezeigt, etwas näher auf sie einzugehen.

In den Lagerplätzen der A. L. C. wurde die große Menge der Expeditionsgüter nun untergebracht. Zu den Hamburger Kolli kam noch eine große Anzahl Kisten und Ballen mit Proviant, Getränken, Tauschartikeln, Bedarfsgegenständen, Waffen und Munition, so daß die Weißen genügend zu tun hatten, um an Hand genauer Listen alles durchzugehen und auf Vollzähligkeit, guten Zustand der Verpackung u. dergl. zu untersuchen. Mit Trauer fand man eine laut Liste Kognak enthaltende Kiste mit Stroh vollgestopft, der frühere Inhalt war in die Kehlen weißer oder schwarzer Schiffsarbeiter geflossen; mit Ärger hörte man in einem Tischgeschirr enthaltenden Kolli vernehmlich klirren und klingen, und voll Wehmut nähte man den klaffenden Spalt an dem Bezuge eines Ballens wieder zusammen; der Stoff, welchen der findige Neger dem Innern entnommen, war unwiederbringlich dahin.

So wurden die Tage verbracht, und die Langeweile drohte Platz zu greifen; denn der englische Agent erklärte, daß fürs erste noch keine Aussicht sei, die Reise ins Innere anzutreten; Dampfer und Leichterfahrzeuge seien unterwegs und noch eine Menge Gut sei aufgesammelt, welches vor dem deutschen verladen werden müsse.

Als dann eines Tages wieder einmal ein flacher, breiter Dampfer mit mächtigem Rade am Heck den Fluß herabkam und einige Leichter mitbrachte, gelang es den lauten Mahnungen des Technikers der Expedition, den Agenten

dazu zu bewegen, wenigstens ein Fahrzeug mit den liegenden Gütern zu beladen und mit dem Dampfer auch einige Weiße zu befördern.

Bevor jedoch noch die Abreise erfolgte, traf nach ungemein schneller und glücklicher Fahrt Oberleutnant Schloifer in Chinde ein und brachte, außer einem die Expedition als Sportsmann begleitenden Major von Berg, einen bisherigen Unteroffizier mit, welcher als Lazarettgehilfe Dienste tun sollte. Der als Führer des Dampfers in Aussicht genommene Kapitän Prager hatte sich noch im letzten Augenblick von dem Unternehmen zurückgezogen. Dagegen war vom Gouvernement in Dar-es-Salaam Herrn Schloifer einer der dortigen Kapitäne zur Verfügung gestellt worden mit dem Versprechen, daß derselbe sich in Langenburg am Nyassa der Expedition anschließen solle, wohin er mit einer Regierungskarawane über Land marschieren würde.

Zwei Tage, nachdem sich so das ganze weiße Expeditionskorps zum ersten Mal zusammengefunden hatte — es waren im ganzen 10 Europäer, — ging der erste Transport von Chinde ins Innere ab, bestehend aus dem Techniker Waechter mit den 5 Handwerkern und etwa 20 Tonnen Ladung. Am Abend vorher vereinte ein gemütlicher Kneipabend die Schar mit anderen Landsleuten in dem gastfreien Hause eines Hamburger Kaufmannes in Chinde, und mancher gute Wunsch begleitete die kleine Kolonne ins Innere.

* * *

Die aus der tropischen Regenzeit stammenden großen Wassermengen, welche die afrikanischen Flüsse im Frühjahr zu mächtigen Strömen anwachsen lassen, nehmen gegen Ende Mai schon erheblich ab. Die niedrigen Wasserstände erschweren die Schiffahrt in dem Maße, daß zu Ende des Sommers kaum genügend Wasser für Fahrzeuge von wenigen Zoll Tiefgang vorhanden ist.

Nicht nur unter diesen Schwierigkeiten hatte der flotte Fortgang der Expedition zu leiden, sondern noch darunter, daß die Dampfer der African-Lakes-Corporation sich in einem derartigen Zustande befanden, daß kaum ein einziger Tag verging, an dem nicht irgend ein Kessel- oder Maschinendefekt die Fahrt unterbrach. So brauchte der erste Transport für die Strecke von Chinde, den Zambesi und Schire aufwärts bis zur Grenze von dessen Schiffbarkeit anstatt regulärer sechs, volle 14 Tage; ein anderer Zug blieb ganz liegen und mußte durch später requirierte Dampfer einer anderen Gesellschaft mit großer Verzögerung nachgebracht werden. Und als dann endlich Katanga, die vor den Stromschnellen liegende Dampferstation, erreicht war, von wo man in einem 3tägigen Marsch ein Hochland zu überwinden hatte, um denselben Fluß, in seinem Oberlauf von neuem schiffbar, wieder zu gewinnen, da stellte sich klar heraus, daß die Leistungsfähigkeit der Kompanie, was ihr schwarzes Trägermaterial anbetraf, noch weit hinter der ihrer Flottille zurückstand. Ja, der Hauptagent der englischen Gesellschaft, ein Mr. Gilbs in Blantyre, dem Zentrum des Schirehochlandes, erklärte rund heraus, er habe keinen Mann für den Transport der Expedition disponibel und keine Berufung auf das in Europa geschlossene Abkommen, kein Hinweis auf die bedeutende Vorschußzahlung konnte etwas daran ändern. So mußte Oberleutnant Schloifer sich entschließen, unter Zurücklassung einiger Weißer und der ganzen Ladung nach dem Nyassa aufzubrechen, um in der deutschen Gouvernementsstation Langenburg eigene Träger für seine Zwecke anzuwerben und die Handwerker bis zum Eintreffen der Güter am Nordende des Sees dort einzuquartieren.

Es gelang ihm auch, etwa hundert Träger zu gewinnen, mit welchen er unter Zuhilfenahme anderer, von deutschen Händlern im Schirehochlande zur Verfügung gestellter Arbeiter es ermöglichte, in etwa 2 Monaten die gesamten Expeditionsgüter von Katanga über Blantyre bis Mpimbi am Schire zu überführen und von hier aus in großen Booten und Leichtern bis zum Ausfluß des Stromes aus dem Nyassa, an welcher Stelle die englische Niederlassung Fort Johnston liegt, zu schaffen.

Von hier aus übernahm der deutsche Gouvernements-Dampfer „Hermann v. Wissmann", der in etwa dreiwöchentlichen Intervallen von Langenburg herunterkommt, den Transport von Menschen und Gütern über den See, und es war ein gewisser Abschnitt in der Geschichte des Unternehmens erreicht, als am 16. Oktober 1898 der letzte Warenballen das Südufer des Nyassa erreicht hatte. Einige Tage später nahm der „Hermann v. Wissmann" die beiden letzten Expeditionsmitglieder, Waechter und Engelke, welche bis dahin den Transport am Schire überwacht hatten, mit nach Norden.

Als Stapelplatz für die Güter der Expedition war von Leutnant Schloifer eine Stelle am nordwestlichen Ufer des Nyassa ausgesucht worden, Kambwe Lagoon in der Nähe der englischen Station Karonga, wo eine geschützte Ankerstelle das Löschen und Landen ermöglichte, und wo bereits ein großes Transportlager der Rhodesischen African Transcontinental Telegraph Cy. Ltd. aufgeschlagen war.

Dicht daneben schlugen die Deutschen ihre Zelte auf, die Handwerker, bisher in Langenburg weilend, kamen herüber; vergeblich aber erwartete man die vom Gouvernement in Dar-es-Salaam in Aussicht gestellten Weißen, einen Kapitän und einen Kesselschmied, welche anstatt an das Nordende des Nyassa nach Ujiji am Tanganyika-See gesandt und von dort allmählich nach Kituta, dem Südende des letzteren Sees, gereist waren.

In Kambwe nun, als am Ausgangspunkte des großen Gebirgsmarsches, traf man alle zu demselben nötigen Vorbereitungen. Die eisernen Karren wurden von neuem zusammengestellt, sorgsam nachgesehen und mit den schwersten Teilen bepackt; diejenigen großen Kisten und Ballen, welche kleinere Gegenstände enthielten, wurden zerlegt und auf Trägerlasten gebracht; die Hunderte und Aberhunderte von Kisten wurden geordnet, nachgezählt, in Bezug auf ihren Inhalt geprüft — kurz alles aufs sorgfältigste einmal wieder revidiert, um etwa eingetretene Verluste herauszufinden.

In solcher Tätigkeit verging der November, und schon begannen die ersten Schauer an die nahende Regenzeit zu mahnen, ohne daß vom Chef, welcher schon im September Langenburg verlassen hatte, um nördlich vom Nyassa ungezählte Scharen von Trägern anzuwerben, etwas zu hören oder zu sehen war. Dagegen traf eine Viehherde von ca. 50 Stück ein, welche, im Kondegebiet angekauft, für die Tanganyikastation bestimmt war.

Endlich, endlich am 1. Dezember traf Schloifer ein, begleitet von Runge und leider nur 350 Trägern. Die bevorstehende Regenzeit hatte die Schwarzen, welche um diese Zeit ihre Felder bestellen, abgehalten, sich als Träger zu verdingen. Das war wieder ein großer Mißerfolg, für welchen allein die bisherige Verzögerung des Transportes, hervorgerufen durch die geringen Leistungen der englischen Gesellschaft, verantwortlich gemacht werden konnte, und welcher stark hindernd auf den Fortgang des Unternehmens wirkte.

* * *

Um die Schwierigkeiten ganz verstehen zu können, welche sich dem Transport einer so großen Gütermenge mit teilweise recht schweren Stücken durch das zwischen dem Nord-Nyassa und Süd-Tanganyika liegende Gebiet entgegenstellen, benötigt es, einen kurzen Blick auf diese Gegenden zu werfen.

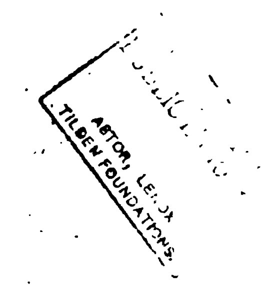
Der Nyassa liegt 460, der Tanganyka 780 m über dem Meeresspiegel, das wäre also eine Steigung von 320 m. Zwischen beiden Seen aber türmt sich ein Hochland, in seinen Rändern steil ansteigend und wild zerklüftet, in seiner Mitte plateauartige Formationen mit weiten Ebenen bergend, welchen Höhenzüge aufgesetzt sind, deren Gipfel bis zu 2000 m ansteigen. Durch dieses Gelände führt in nordwestlicher Richtung eine Straße, hochklingend Stephenson-Road genannt, in Wirklichkeit kaum mehr als ein etwas verbreiterter Negerpfad, welcher schon dem einzelnen Wanderer in dem Ansteigen der Randgebirge, beim Passieren von Flußläufen, beim Erklimmen der nackten Felspartien oder beim Durchqueren sumpfiger Niederungen der Unbequemlichkeiten genug bietet, wieviel mehr erst einer schwer bepackt reisenden Karawane, welche Karren mit sich führt, mit Lasten bis zu 12 und 15 Zentnern beschwert.

Die eingeborene Bevölkerung hat sich aus Furcht vor Räubereien der Träger weit von der Straße zurückgezogen und ist jedem Handelsverkehr abgeneigt. So bietet die Verproviantierung einer langsam reisenden Kolonne große Schwierigkeiten. Alles aber wird noch unbequemer, noch ermüdender, noch zeitraubender und anstrengender, wenn die Reise in der Regenzeit gemacht werden muß.

Nachts von erkältenden Gewitterregen übergossen, tags den sengenden Strahlen der Sonne ausgesetzt, im aufgewühlten Lehm ausgleitend, in jeder Steppe bis an die Knöchel im Wasser watend, muß der Reisende alle Energie zusammennehmen, um nicht mutlos zu werden und seine Leute bei Laune zu erhalten. Malaria und Dysenterie bei den Weißen, Ruhr und Pocken bei den Schwarzen, wunde Füße und Verletzungen aller Art treten belästigend hinzu, um solch eine Reise im afrikanischen Gebirge während der Regenzeit zu einer Probe für die Ausdauer und Standhaftigkeit der Unternehmer zu gestalten.

Dem Schloiferschen Marsch über das Gebirge stellten sich alle die angedeuteten Schwierigkeiten entgegen. Das Trägermaterial war nicht sehr gut und zur Arbeit unlustig, die Jahreszeit so weit vorgeschritten, daß Regengüsse an der Tagesordnung waren, die Karren infolge Unkenntnis der zu überwindenden unwegsamen Pfade überladen.

Und doch marschierte man am 4. Dezember guten Mutes vom Nyassa ab. Die Karawane bestand aus dem Chef, fünf anderen Weißen — zwei waren als nicht brauchbar vom See aus nach der Heimat zurückgesandt worden — und den ca. 400 Trägern, deren Hälfte mit Einzellasten beladen war, während die anderen 20 eiserne Karren zu ziehen hatten. Bei den zurückbleibenden Gütern, es war der größte Teil, blieb der Techniker Waechter am Nyassa zurück.



Wehrpflicht in den Kolonien.

Von E. v. Keller-München.

Bei Erörterung der Frage der „Wehrpflicht in den Kolonien" muß man sich gegenwärtig halten, daß hier der öffentlich-rechtliche Anspruch auf militärische Dienstleistung nicht in dem gleichen gegensätzlichen Verhältnis zum persönlichen Interesse des Verpflichteten steht, wie im Heimatlande. Die Ableistung der aktiven Dienstpflicht in der Heimatsarmee ist zwar, den dortigen Anforderungen der militärischen Ausbildung entsprechend, von längerer Dauer, sie ist aber nicht mit allzu großen Abweichungen von den gewöhnlichen Lebensverhältnissen verknüpft und stellt keinen Entgang produktiver Tätigkeit dar, der für das wirtschaftliche Gedeihen des Landes nicht zu ertragen wäre. Hier kann also der staatliche Anspruch ohne Beschränkung geltend gemacht werden.

Anders liegt die Sache in den Kolonien, wenigstens so lange diese erst durch Einwanderung Deutscher gehoben, entwickelt, nutzbar gemacht werden müssen. Der Einwanderer ist dort weder für sich imstande, lange Zeit seinem Geschäfte ferne zu bleiben, noch kann seine Tätigkeit überhaupt in der Wirtschaft der Kolonie lange entbehrt werden; ihm legt der Aufenthalt in der Kolonie eine Reihe von Anstrengungen, Entbehrungen, Gefahren auf, die nur übernommen und ertragen werden, wenn die Aussicht auf Gewinn und wirtschaftliches Gedeihen, durch welche sie kompensiert werden, nicht durch öffentlich-rechtliche Verpflichtungen geschmälert wird. Eine Wehrpflicht von der Ausdehnung der heimatlichen würde nicht nur den Pflichtigen belasten, sondern auch die Entwicklung der Kolonie schädigen, weil sie von der Einwanderung abschreckt und die Leistung der Eingewanderten empfindlich schmälert. Wer in eine Kolonie einwandert, sei es als Pflanzer, als Kaufmann, als Gewerbetreibender, als Landwirt, ist nicht bloß Privatwirtschafter, sondern ist auch für die Kolonie ein Wertobjekt, und zwar um so mehr, je weniger er in der Entfaltung seiner produktiven Tätigkeit gestört wird. Hier tritt also dem einen öffentlichen Interesse der militärischen Dienstpflicht ein anderes öffentliches Interesse, das des allgemein-wirtschaftlichen Gedeihens der Kolonie gegenüber. Während dem reinen Privatinteresse gegenüber der öffentliche Anspruch zu Zugeständnissen sich nicht herbeizulassen braucht, muß er, sobald ihm ein anderer öffentlicher Anspruch gegenübertritt, mit diesem einen Ausgleich eingehen.

Solche Ausgleiche zwischen der Wehrpflicht und der wirtschaftlichen Wohlfahrt sind schon früher vorgekommen und kommen auch jetzt vor. Die zahlreichen Exemptionen, welche das alte Kantonsystem aufstellte, waren weniger als Negation des Grundgedankens der allgemeinen Wehrpflicht, denn als der Ausdruck der Erkenntnis aufzufassen, daß gewisse Personen und Stände in ihrer bürgerlichen

Berufstätigkeit für das Gesamtwohl von höherem Werte sein, wie in der Ableistung militärischer Dienste. Auf ähnlicher Basis beruhen auch heute noch verschiedene Abweichungen von der allgemeinen, gleichen Wehrpflicht, das Einjährigfreiwilligen-Wesen, die zeitweise Befreiung von Familienstützen, die vorzeitige Entlassung auf Reklamation rc. Es wäre also schon überhaupt gar nichts Neues, wenn die Regelung der Wehrpflicht in den Kolonien ihre eigenen Wege ginge.

Praktisch ist die Frage bis jetzt nur in Südwestafrika*); hier ist eine weiße Schutztruppe, eine größere Anzahl weißer Ansiedler und ein leidlich günstiges Klima. Hier ist durch die Kaiserliche Verordnung vom 5. Dezember 1902 die Ableistung der Wehrpflicht nach den heimischen Grundsätzen, also mit einer allgemeinen zweijährigen bezw. einjährigfreiwilligen ununterbrochenen aktiven Dienstzeit eingeführt. Nun ist ja klar, daß auch in Südwestafrika kein Ansiedler es wirtschaftlich ertragen könnte, zwei Jahre seinem Berufe entzogen zu sein. Abkürzung und Unterbrechung der aktiven Dienstzeit müßte hier allgemein zugelassen werden.

Das Minimum der Dienstzeit ergibt sich aus der Bestimmung der Schutztruppe. Die Schutztruppe ist nur zum Sicherheitsdienste, zur Niederwerfung lokaler Aufstände, Zurückweisung von Grenzverletzungen, also lediglich zu einer Verwendung bestimmt, welche für die Ausbildung jene in der Kompagnie als oberste Grenze setzt. Die diesem Minimum entsprechende Ausbildungsdauer ist zwar für die einzelnen Individuen verschieden hoch zu bemessen, liegt aber — nach den Erfahrungen der heimatlichen Ausbildung zu urteilen — allgemein erheblich unter Jahresdauer, und sicherlich nicht über 6 Monaten. Die Rekrutenausbildung kann also in einen Teil des Jahres verlegt werden, in welchem die Leute wirtschaftlich leichter abkömmlich sind. Unter dieses Minimum kann sogar noch herabgegangen werden bei Wehrpflichtigen, deren Beruf ohnedies schon eine gewisse Gewandtheit im Reiten und Schießen mit sich bringt. Über das Minimum hinauf wäre nur zu gehen bei Einwanderern fremder Nationalität, welche die Reichsangehörigkeit erst im Schutzgebiete erworben haben und bei deutschen Wehrpflichtigen aus anderen deutschen oder fremden Überseegebieten, welche ihre Dienstpflicht bei der Schutztruppe ableisten wollen. Es ergibt sich hieraus das Bild einer ziemlich ungleichen, fast individualisierenden Bemessung der ersten Ausbildungszeit und die Notwendigkeit einer ausgedehnten diskretionären Befugnis in vorzeitiger Entlassung oder Beurlaubung.

Der ersten Ausbildung muß im folgenden Jahre eine Wiederholungsübung folgen, die an Dauer erheblich unter jener der ersten Ausbildung bleiben und dadurch noch leichter in das Wirtschaftsjahr eingefügt werden kann. Dadurch kann der Grundsatz allgemeiner zweijähriger Dienstzeit wenigstens in der Fiktion aufrecht erhalten werden; es liegen eben innerhalb dieser zweier Jahre verschiedene Urlaubsepochen, auch kann innerhalb dieser Zeit im Falle dringenden Bedürfnisses die Wiedereinziehung zum aktiven Dienst vorbehalten bleiben. Gleichwohl wird auf die wirtschaftlichen Verhältnisse der Ansiedler weitgehendste Rücksicht genommen. Im Beurlaubtenstande die Übungen in der gleichen Weise und Frequenz festzusetzen wie im Heimatlande unterliegt keinen Bedenken.

---

*) Von Kiautschou will hier abgesehen werden. Doch werden auch für dieses Gebiet die nachfolgenden Ausführungen in gewissen Grenzen Geltung haben.

Man sieht also, daß selbst unter grundsätzlicher Beibehaltung einer zweijährigen aktiven Dienstpflicht die tatsächlichen Ansprüche auf ein Maß herabgesetzt werden können, welches weder durch Abschreckung von Einwanderern noch durch übermäßige Abziehung der Ansiedler von ihrem Erwerbe die Entwicklung der Kolonie schädigt. Nötig ist dazu nur, daß im Vollzuge von der diskretionären Befugnis, welche § 7 der Kais. V.-O. v. 5. Dezemb. 1902 dem Gouverneur einräumt, von diesem ein einsichtsvoller, weitgehender Gebrauch gemacht werde.

Weniger einfach liegt die Sache in den andern Schutzgebieten. Man mag auch hier an der allgemeinen Wehrpflicht festhalten, man muß aber gleichwohl einsehen, daß der tatsächlichen Ableistung der Dienstpflicht in den Kolonien — wenigstens jetzt und auf lange Jahre hinaus — große Schwierigkeiten entgegenstehen. Und zwar neben den allgemeinen wirtschaftlichen Bedenken das Tropenklima und die Vereinzelung der Weißen. Ersteres würde die militärische Ausbildung entweder zeitraubend oder verlustreich gestalten, letzteres die Schutztruppe, da ihr nur ab und zu der eine oder der andere Wehrpflichtige zugeführt würde, unverhältnismäßig belasten. Dazu kommt aber, daß in einzelnen Schutzgebieten Schutztruppen überhaupt nicht bestehen, und daß da, wo solche sind, ihre Mannschaften, ja selbst ein Teil ihrer Unteroffiziere, Schwarze sind. Erfahrungsgemäß muß der Weiße dem Neger stets als ein höheres Wesen erscheinen, eine Untermischung weißer Rekruten unter schwarze Mannschaften ausgeschlossen sein. Also müßten in Kamerun und Ostafrika deutsche Wehrpflichtige abgesondert ausgebildet werden, und zwar soweit, daß sie bei der Einstellung in die Kompagnie gleich als Unteroffiziere fungieren könnten. Aber auch die Sonderausbildung würde nur möglich sein, wenn jeder Schutztruppe eine zur Heranbildung von Chargen bestimmte — weiße — Depottruppe zugehören würde. Die Nützlichkeit einer solchen Stamm- oder Depottruppe, welche, in der Kolonie selbst stationiert, die tropendienstliche Aus- und Fertigbildung der weißen Chargen besorgte, ist an anderer Stelle (Jahrbücher für Armee und Marine 1891 „Über Kolonialtruppen") schon nachgewiesen worden; zur Zeit besteht aber noch keine solche, und damit entfällt das einzige Mittel, Wehrpflichtigen die Ableistung ihrer Dienstpflicht in Kamerun oder Ostafrika zu ermöglichen.

Es frägt sich nun: In welcher Weise sollen Wehrpflichtige in Togo, Kamerun, Ostafrika, Neuguinea und auf den Südseeinseln ihre Wehrpflicht ableisten? Der Einzelne ist in diesen Kolonien noch kostbarer als in Südwestafrika. Man kann von ihnen doch nicht verlangen, daß sie, um ihrer Dienstpflicht zu genügen, ihre Stellen verlassen, in denen sie kaum und nur mit Schaden ersetzt werden können!

Hier führt auf den richtigen Weg wieder nur der Gedanke, daß ein weißer Ansiedler, so lange er in einer jener Kolonien tätig ist, auch dort dem Vaterlande einen wichtigen und opfervollen Dienst leistet, daß er also für diese ganze Zeit von der Wehrpflicht befreit sein soll. Hat er die Kolonie erst nach Erreichung des militärpflichtigen Alters betreten — was ja doch die Regel sein wird — so wird er in der Regel seiner Dienstpflicht bereits genügt haben; wenn nicht, so sollte er „aus Berufsgründen" auf fünf Jahre zurückgestellt werden; kehrt er vor Ablauf der Zurückstellung in die Heimat zurück, so kann er dort noch nachträglich zum Dienst herangezogen werden Hat ein Wehrpflichtiger aber die Zeit vom Beginn bis zum Ende einer um 5 Jahre zurückgeschobenen aktiven Dienstpflicht in einer tropischen Kolonie zugebracht, so hat er dem Heimatlande damit

gewiß einen mindestens ebenso schweren und wichtigen Dienst geleistet, wie ein Wehrpflichtiger im Heimatlande. Man könnte also kühnlich, ohne gegen den Grundgedanken der allgemeinen Wehrpflicht zu verstoßen, aussprechen: „Wehrpflichtige, welche sich in deutschen Schutzgebieten aufhalten, in welchen eine zur Ableistung der Dienstpflicht geeignete Truppe nicht besteht, sind auf die Dauer ihres dortigen Aufenthaltes von der Dienstpflicht befreit."

Man sieht, es ist nicht schwer, zu einem dem Grundsatze der allgemeinen Wehrpflicht ebenso wie dem Interesse der kolonialen Entwicklung Rechnung tragenden Verfahren zu gelangen. Und dabei braucht, was im Gegensatze zu dem Aufsatze: „Die Besiedelung unserer Kolonien und die Wehrverfassung" (Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft, IV. Jahrg., Heft 12, S. 376f.) gesagt sei, weder in dem Gefüge der einzelnen Schutztruppen, noch in ihrem Unterstellungsverhältnis etwas geändert zu werden. Noch weniger braucht hierfür eine eigene Kolonialarmee geschaffen zu werden. Die Schutztruppen sind lediglich lokalem Bedarfe entsprechend gestaltet, sie passen auch gar nicht in das Reichsheer, weil dieses kein kaiserliches, sondern ein Kontingentsheer ist, während die Schutztruppen keinem Kontingente angehören, sondern kaiserlich sind, gerade wie die Marine. In der Unterstellung unter die Marineverwaltung findet das Schutzgebiet Kiautschou, in jener unter das Auswärtige Amt, solange ein besonderes Kolonialamt nicht besteht, finden die übrigen Schutztruppen ihre verfassungsmäßig richtige und ihren Zwecken durchaus genügende Einfügung.

Erst wenn mit der besonderen Bestimmung für größere Überseeexpeditionen besondere Kolonialtruppen im Heimatlande dauernd bereit gestellt würden, wäre es an der Zeit, die Beseitigung der verschiedenartigen Unterstellungsverhältnisse in Erwägung zu ziehen.

Die Tanganyka-Dampfer-Expedition 1898—1901.

Von Direktor Fr. Waechter, Danzig.

II.

Unter unsäglichen Mühen und Anstrengungen gelang es der Expedition, in mehr als vier Wochen die Hälfte des Hochlandes zu durchreisen und die Lasten bis zu der etwa 25 deutsche Meilen vom Nyasse entfernten englischen Station Fife zu schaffen. Hier aber versagten die vollständig erschöpften Träger gänzlich. Eine Menge waren bereits auf dem Marsche desertiert, und von den verbliebenen erklärte die Mehrheit, unter keinen Umständen weitergehen zu wollen. Nach langen Verhandlungen und mit Versprechungen ganz bedeutender Geschenke gelang es, einen kleinen Teil zu bewegen, mit den Einzellasten — die Wagen wollte niemand mehr anfassen — die Weißen bis zum Tanganykasee nach Kituta zu bringen.

Während dieser schweren Tage traf auch noch ein schmerzlicher Trauerfall die unermüdlichen Reisenden. Herr Major von Berg, welcher die Expedition als Jäger begleitete, hatte sich mit dieser um Weihnachten wieder vereinigen wollen, nachdem er wochenlang abseits von der Straße dem Sport obgelegen hatte. Da raffte am Neujahrstage 1900 ein schweres Schwarzwasserfieber den liebenswürdigen und rüstigen Offizier dahin. Dem auf die Nachricht der Erkrankung hin vorausgesandten Lazarettgehülfen Runge war es noch gelungen, den Kranken vor seinem Ende zu erreichen und ihm die letzten Lebenstage zu erleichtern. Der Chef selbst traf erst am Tage nach dem Tode des Freundes ein.

Verhältnismäßig schnell erreichte dann der erste Trupp der Karawane Kituta gegen Ende Januar. Die Wagen und eine Menge Lasten waren in Fife unter Obhut des Maschinisten Engelke zurückgelassen worden, nur Tauschartikel, Proviant und Werkzeuge hatte man mitführen können. In Kituta erwarteten zwei arabische Segelboote, Dhaus genannt, die Eintreffenden und brachten sie unter Führung des Kapitäns Reimers, der seine wochenlange Muße am See dazu benutzt hatte, geeignete Plätze für die Niederlassung ausfindig zu machen, nach dem nur wenige Stunden von Kituta nördlich im deutschen Gebiete gelegenen Dorfe Kassanga.

Ein frischer Bach kam hier von den Bergen hernieder, ein flacher Strand bot günstige Gelegenheit zum Bauen, gut bevölkerte Dörfer in der Nähe konnten Arbeiter stellen und Verpflegung liefern, und ein nicht allzu steiler Pfad zog sich hier die Höhen hinauf zum Plateau. So bestimmte Schloifer diese Stelle für die Station und taufte den Platz Wissmannhafen.

* * *

Aber nur wenige Tage gönnte der Chef sich Ruhe. Sowie er die in nächster Zeit vorzunehmenden Arbeiten im großen vorgezeichnet hatte, überließ er die junge Kolonie sich selbst und ging in nordöstlicher Richtung in die weiten, dicht bevölkerten Ebenen Ufipas, um neue Träger zu sammeln und sie den unterwegs Harrenden zuzusenden, damit auch sie endlich ihren Bestimmungsort erreichen könnten.

Von großem Werte war es hierbei für ihn, in Ufipa mit dem Chef des Distriktes und Führer der 6. Kompagnie der Kaiserlichen Schutztruppe, Herrn Hauptmann von Prittwitz und Gaffron zusammenzutreffen, welcher ihn mit seiner Autorität beim Anwerben von Leuten erheblich unterstützte.

In etwa zwei Monaten hat Schloifer denn auch mehr als 3000 Träger aufgebracht, welche truppweise unter Bedeckung und Führung einzelner Askari zum Nyassa hinunterzogen. Die ersten waren nach Fife bestimmt und beförderten den dort wartenden Engelke mit seiner Wagenkolonne nach Kituta. Ein zweiter Trupp traf im Lager von Kambwe ein, wo sie dem seit 17 Wochen auf Beförderung harrenden Waechter wie Retter erschienen.

Er trat mit ihnen am 7. April 1900 den Marsch über das Plateau an. Das Menschenmaterial war vorzüglich und zahlreich genug, und so gelang es dieser Kolonne, welche auf sieben Wagen die in schwere Stücke zerlegten Dampfkessel mit sich führte, in verhältnismäßig kurzer Zeit, in 6 Wochen, den Weg vom Nyassa zum Tanganyka zurückzulegen, obwohl die Jahreszeit noch vollständig unter der Einwirkung des Regens stand und man überall auf angeschwollene Ströme und Bäche, überschwemmte Wiesen und Steppen und grundlose Sümpfe stieß. Genau am Jahrestage der Landung in Chinde, am 18. Mai, erreichte Waechter mit seiner Karawane den Tanganyka, und das Pfingstfest vereinigte die Genossen des Unternehmens, ohne den Chef allerdings, zum ersten Male in der Station Wissmannhafen. Einer der Weißen, der Kapitän Reimers, hatte inzwischen seine Tätigkeit bei dem Unternehmen aufgeben und die Heimreise zur Küste antreten müssen.

Schloifer selbst war um diese Zeit am Nyassa und expedierte in 4 tägiger Arbeit mehr als 2000 Träger mit Lasten. Erleichtert mag er aufgeatmet haben, als die haushohen Stapel von Kisten und Ballen, von Platten und anderen Eisenteilen allmählich abnahmen und er die letzte der Lasten ihrem Beförderer übergeben hatte.

In der Tat ist denn auch jedes noch so kleine Stück glücklich und im wesentlichen unbeschädigt am Tanganyka angekommen. Mit Neid und stillem Grimm haben damals die Herren der African-Lakes-Corporation in Karonga diese Leistung deutscher Energie betrachtet und die schönen alten Zeiten herbeigewünscht, wo Ufipa mit seiner enormen Bevölkerung, damals noch nicht unter deutsche Verwaltung genommen, der Hauptmarkt für ihre Trägeragenten war.

* * *

Am sandigen Tanganykastrande bei Kassanga war inzwischen reges Leben erblüht. Hunderte von schwarzen Tagelöhnern hatten Stangen und Gras herbeigeschleppt, aus welchem lange Schuppen als Werkstätten und Magazine aufgerichtet waren; auch der Helling, auf welchem der Kiel der „Hedwig von Wissmann" gelegt werden sollte, war, um den Arbeitern Schutz vor den sengenden Strahlen der Sonne zu gewähren, mit einem hohen, breiten Dache überdeckt worden.

Auf einem kleinen Sandwalle etwas zurück vom See erhob sich ein ganz aus Gras erbautes geräumiges Messegebäude und daneben eine Küche, während ein gegen 100 m langer Schuppen die Zelte der Weißen beherbergte und vor Regen, Sturm und Sonnenbrand schützte. Mitten davor wehte vom hohen Mast die mächtige Expeditionsfahne, dem Lande verkündend, daß hier deutscher Fleiß und Unternehmungsgeist seine Stätte aufgeschlagen habe.

Frohen Mutes und mit heiterer Zuversicht schafften die wenigen Weißen im Verein mit den Schwarzen an ihrem Werke. Hier zogen mit lautem Gesang zahlreiche Neger schwere Bäume heran, an denen die Nachbarschaft reich war. Dort waren andere unter Anleitung des Zimmermanns Gröning eifrig dabei, die Stämme zu bearbeiten, in Balken oder Bretter zu zerlegen. Aus jenem Schuppen klang munterer Hammerschlag und kündete die flotte Arbeit der Kesselschmiede und Schiffbauer.

Die schweren Platten der Kessel wurden zusammengefügt, die Schrauben- und Rahmenstücke für den Dampfer aneinandergesetzt und die fertiggestellten auf dem am 16. Mai gelegten Kiel aufgerichtet.

Die Teile der Maschine wurden vom schützenden Farbanstrich und Rost gesäubert und zur Montage hergerichtet, und im Magazin und Küchenhaus waltete der die Ökonomie führende Lazarettgehülfe Runge seines Amtes. Der See lieferte schmackhafte Fische, die Schaf- und Ziegenherde frisches Fleisch, das Rindvieh Milch und Butter und an Festtagen auch einmal ein Schlachtkalb, die Schweinezucht gedieh prächtig und gab manch saftiges Ferkelchen dem Koch an den Bratspieß. Hühner, Eier, sowie Mais und andere Feldfrüchte brachten die Weiber der benachbarten Dörfer zu Markte, und mit frischen europäischen Kartoffeln und allerlei Gemüsen versorgte eine auf dem Plateau gelegene Missionsstation Kawimbe die Deutschen. Aus den Kistenstapeln des Magazines stieg manche gute Flasche ans Tageslicht und labte die durstigen Kehlen.

So schwanden die Wochen in emsiger Arbeit dahin, und als Schloifer anfangs Juni in Wissmannhafen eintraf, konnte man ihm melden, daß die „Hedwig von Wissmann“ in Spanten fertig stehe. Man überrechnete die Arbeiten und hatte Grund anzunehmen, daß am Geburtstage Ihrer Majestät der Kaiserin, also am 22. Oktober, der Stapellauf des Schiffes werde stattfinden können. Nachdem der Chef sich von dem rüstigen Fortgang der Arbeiten überzeugt hatte, begab er sich mit einer kleinen englischen Dampfjacht, „Good-News“ genannt, auf die Reise, um eine Rundtour um den See zu machen, die Häfen und Stationen der Weißen kennen zu lernen und Beziehungen anzuknüpfen für Transportgeschäfte, die er vermittelst des fertiggestellten Dampfers zu übernehmen gedachte.

Wie ein Blitz aus heiterm Himmel fuhr da das Schicksal plötzlich vernichtend auf das aussichtsreiche Unternehmen herab.

In der Nacht vom 25. zum 26. Juli wurden die Weißen durch gellende Rufe aus dem Schlafe geweckt. Eine hohe Feuergarbe stieg aus dem mittelsten der Arbeitsschuppen am Strande empor, und mit unheimlicher Schnelligkeit erweiterte sich der Brand auf den von der Sonne ausgetrockneten Strohdächern und sprang, vom frischen Winde getragen, auf die anderen Schuppen über. An ein Löschen war nicht zu denken. Das gierige Element fand in den aufgestapelten Holzvorräten und in dem Material der Schuppen zu reichliche Nahrung. Mit

großer Anstrengung gelang es, das Magazin auszuräumen, so daß wenigstens Tauschartikel, Proviant und Munition vor den Flammen bewahrt wurden.

In wenig mehr als einer halben Stunde stürzten die brennenden Dächer zusammen. Im Innern des vollbeplatteten Schiffes brannten die Holzteile weiter und setzten an manchen Stellen das Eisen in Rotglut; die Stapelklötze, auf denen der Kiel ruhte, und die Stützen des Schiffes fingen Feuer. Da war höchste Gefahr, daß der Dampfer umfallen und vollständig zerschellen würde.

In langen Ketten wanderten Gefäße aller Art mit Wasser von Hand zu Hand, und ganz allmählich gelang es, langsam gegen das glutstrahlende Schiff vorzurücken und die brennenden Strohmengen und Holzteile abzulöschen.

Es mochte gegen drei Uhr nachts sein, da diese ärgste Gefahr abgewendet war; aber was war alles vernichtet?

Verkohlt die Mengen bearbeiteten Holzes für den Stapellauf und die Einrichtung des Dampfers, zerschmolzen die Ausrüstungsgegenstände und die metallnen Zubehöre, ausgeglüht und unbrauchbar geworden die Werkzeuge, vernichtet und unwiederbringlich dahin die emsigste, treuste Arbeit von 6 Monaten.

Mutloser und trauriger haben wohl selten Menschen dem kommenden Morgenrot entgegengeharrt, als jene sechs Weiße, welche auf einem Baumstamm sitzend auf das Bild der Verwüstung vor ihnen blickten: schwelende Trümmerhaufen, aus denen kleine Flämmchen züngelten, wo vor wenigen Stunden wohlgeordnete Werkstätten sich erhoben.

Und wo war nun der Chef? Wie sollte man ihm diese Unglücksbotschaft senden?

Vier Tage nach dem Brande traf er ein; ein in Eile ausgesandtes Boot hatte ihn gefunden und benachrichtigt. Ernst und gefaßt nahm er die Berichte über die Katastrophe entgegen, kalt und ruhig besichtigte und prüfte er alles, was der Zerstörung entgangen war. Dann hieß es kategorisch: „Es wird weitergearbeitet." Und nichts charakterisiert das Verhältnis zwischen Chef und Teilnehmern der Expedition wohl besser, als das Vertrauen und die Sicherheit, mit welcher die Leute die einmal zerstörte Arbeit wieder aufnahmen.

Zunächst stellte man genau fest, was dringend ersetzt werden mußte; diese Teile wurden telegraphisch in der Heimat bestellt, dann entschied man sich, alle verbrannten Holzteile, welche zum Schiff gehörten, an Ort und Stelle anzufertigen, um die großen Kosten des Transportes zu sparen. Es wurde berechnet, daß die Neubeschaffung der notwendigen Ausrüstung einen Aufwand von ca. 60 000 Mk. erfordern würde.

Zum Zwecke der Beschaffung dieser Mittel und derjenigen, welche für Besoldung und Lebensunterhalt der Handwerker notwendig waren, entschied sich Schloifer, sofort nach Deutschland aufzubrechen. Am 6. August verließ er Wissmannhafen, marschierte über Langenburg und Wiedhafen nach Kilwa, ging von dort aus nach Dar-es-Salaam und benutzte den nächsten Dampfer, ein französisches Boot der „Messageries maritimes", zur Heimreise.

* * *

Auf der Station am See, über welche er für die Dauer seiner Abwesenheit Herrn Waechter den Oberbefehl übertragen hatte, begann nun Arbeiten und

Wirken von neuem. Mit Hülfe von Werkzeugen, welche eine englische Missionsstation zur Verfügung stellte, begann man, Ordnung in das Chaos zu schaffen.

Zunächst wurden die Eisenarbeiten mit allem Eifer betrieben und so gefördert, daß sie im November so gut wie vollendet waren. Nun begaben sich die Schiffbauer und Kesselschmiede, Wedler und Zack, auf die Heimreise. Leider fiel Zack einige Tage nach Verlassen der Station einem schweren Schwarzwasserfieber zum Opfer und wurde in afrikanischem Boden auf einer englischen Station, wo er die letzten Tage verbracht hatte, beerdigt. Er hatte den Lohn für seine treue Mitarbeit an dem großen Werke nicht mehr in der Heimat genießen dürfen.

Jetzt waren nur noch vier Weiße in Wissmannhafen zurückgeblieben. Herr Engelke und Gröning, der Zimmermann, begaben sich in eine nahe, stark bewaldete Bucht am See und fällten und sägten mit Hülfe einer Anzahl zugelernter Schwarzen einen so großen Vorrat von Brettern und Planken, als man für die Auszimmerung des Dampfers für nötig erachtete. Sie haben Monate damit zugebracht.

Lazarettgehülfe Runge, als gelernter Bauhandwerker, ging mit großem Eifer daran, Ziegel zu formen und zu brennen, wofür sich guter Lehm in unmittelbarster Nähe der Station vorfand. Einige Missionsleute, im Backsteinbau erfahren, gingen ihm zur Hand, und so entstand im Laufe der Wintermonate der Rohbau eines geräumigen Wohnhauses von ca. 50 m Länge und 5 m Tiefe, flankiert von zwei Türmen.

Herr Wächter sorgte in erster Linie für Arbeiter und erledigte die Verwaltungsgeschäfte, auch montierte er in dieser Zeit die Maschine und war wochenlang im Busch, um mächtige Bäume zu fällen und zur Station zu schaffen, aus welchen später die Balken und Klötze der Ablaufvorrichtung für das Zuwasserbringen des Schiffes gezimmert werden sollten.

So schwanden in stillem, emsigem Wirken Tage, Wochen und Monate, bis endlich im Februar die Nachricht eintraf, daß es dem Chef in Berlin gelungen sei, die Übernahme des gesamten Unternehmens und die Hergabe der noch fehlenden Gelder zur Fertigstellung des Dampfers durch das Auswärtige Amt zu erwirken. Diese Nachricht regte den Mut und die Hoffnung der einsamen Pioniere von neuem an.

Im Winter 1899 war die 6. Kompagnie der Kaiserlichen Schutztruppe am See erschienen und hatte einen Platz in unmittelbarer Nähe der Niederlassung als längeres Lager für sich gewählt. Die Anwesenheit der Weißen brachte neben dem anregenden Verkehr auch das Gute für die Unternehmung mit sich, daß der behördliche Einfluß zu gunsten der Sache nötigenfalls geltend gemacht werden konnte.

So ging die Regenzeit von 1899—1900 vorüber, und aus dem verkohlten Trümmerhaufen erhoben sich allmählich neue Gebäude. Ein massives Magazin barg die Vorräte; dem Wohnhause wurde langsam der Dachstuhl aufgesetzt, und am Dampfer wurden die Kessel eingebaut, das Deck gelegt, die Aufbauten gezimmert und die sogenannte Slip, d. h. die Bahn für das Hinabgleiten des Dampfers in sein Element vorbereitet.

Da ergriff ein schweres Fieber den überaus fleißigen Zimmermann. Sei es Überanstrengung, die den immer tätigen Mann aufs Krankenlager warf, oder war die Konstitution des 46jährigen den fortgesetzten Angriffen des Klimas nicht mehr

gewachsen, kurz — Gröning mußte die Arbeit einstellen und mit allen Anzeichen eines Schwarzwasserfiebers das Bett hüten.

Der Stationsarzt Herr Dr. Diesing von der Schutztruppe behandelte den Kranken, die Genossen pflegten ihn und wachten bei ihm, und so gelang es, ihn über die Krisis hinwegzubringen. Aber der Arzt bestand auf Luftveränderung, und so wurde Gröning im Juni von dem See fort auf die kühleren Berge des Plateaus gebracht, wo er bei den englischen Missionaren in Kawimbe eine überaus freundliche Aufnahme fand.

Durch seinen Fortgang wurden die Arbeiten, welche in der Hauptsache in sein Ressort fielen, von neuem unterbrochen, und Herr Leutnant Schloifer, der um jene Zeit bereits wieder auf dem Rückmarsche im Schirehochlande angelangt war, wurde benachrichtigt, daß der Arzt ein ferneres Verbleiben des Genesenden am See nicht für unbedenklich hielte, und ersucht für Ersatz zu sorgen. Das war in Afrika nicht so leicht.

Am 6. August 1900, genau ein Jahr nach seiner Abreise, traf der Chef wieder in Wissmannhafen ein, seine Gemahlin hatte ihn bis ins Herz von Afrika begleitet, und so war es gut, daß das Wohnhaus so weit fertiggestellt war, daß einem Beziehen desselben nichts im Wege stand.

Leider war Zimmermann Gröning nach der Heimat abgereist, da traf als Retter in der Not ein Tischler aus Dar-es-Salaam ein, welcher mit 4 goanesischen Handwerkern heraufgeschickt war, um die Vorarbeiten zum Bau eines Stationsgebäudes für das Gouvernement zu betreiben.

Der Stationschef trat diese Leute zunächst an die Expedition ab, und nun begann man die Zimmerarbeiten für das Zuwasserbringen des Schiffes ernsthaft in Angriff zu nehmen. Leider stellte sich dabei heraus, daß sich vor die Stelle, auf welcher das Schiff stand, eine ziemlich große Sandbank etwa 80 m vom Strande vorgelagert hatte. So ergab es sich, daß der Dampfer nicht von selbst würde ablaufen können, sondern auf seiner Slip abgeschleppt werden müßte

Am 20. September begannen diese Arbeiten. Die Taufe ging in aller Form vor sich und wurde von Frau Oberleutnant Schloifer vollzogen.

Etwa 400 Schwarze waren aufgeboten worden, um den Dampfer zu bewegen. In 14 Tagen schwerster und unermüdlichster Arbeit gelang es, das Fahrzeug Zoll für Zoll und Fuß für Fuß über den seichten Strand vorwärts zu bringen, bis es endlich am Morgen des 4. Oktober mit einem letzten mächtigen Ruck in das tiefe Wasser schoß.

Großer Jubel herrschte bei Weißen und Schwarzen, manch gutes Glas ward geleert. Die Aufgabe der Expedition war so gut wie gelöst. Ein Telegramm meldete die frohe Tatsache den Interessenten in der Heimat.

Nun wurde noch einige Wochen emsig gearbeitet, um den inneren Ausbau des Schiffes zu vervollständigen und alle Zubehörteile, die von Schloifer aus Europa mitgebracht waren, einzubauen.

Anfangs November konnte die „Hedwig von Wissmann", zum ersten Male die Anker lichten und unter eigenem Dampf die Bucht von Wissmannhafen verlassen, um die deutsche Flagge über den See zu tragen.

Der vom Gouvernement angemeldete Kapitän war nicht eingetroffen, so mußte Herr Waechter nun auch diese erste Fahrt des Schiffes leiten. Sie ging um den ganzen See, und überall, wo der Dampfer bei den Stationen der Weißen

ankerte, auf englischem, kongostaatlichem und deutschem Gebiete, wurde bewundernde Anerkennung dem Erfolg so unermüdlicher Arbeit gezollt. Ja selbst eine in Blantyre erscheinende englische Zeitung stellte die von den Deutschen am Tanganykasee geleistete Arbeit als mustergiltig dar.

Nach der Rückkehr von der ersten Fahrt traten Herr Waechter und der Lazarettgehilfe Runge ihre Heimreise an, da ihre Gesundheit unter den dauernden Einwirkungen des Klimas arg gelitten hatte.

Schloifer blieb mit seiner Gattin noch bis zum Eintritt der trockenen Jahreszeit des Jahres 1901 am See und begab sich dann vom Nordende des Tanganyka über den Kivu- und Viktoriasee, von hier aus die englische Ugandabahn benutzend, auf die Heimreise.

Die von ihm geplante, ins Werk gesetzte und geleitete Unternehmung war glänzend gelungen. Trotz der vielen zufälligen widrigen Umstände, die aus Mangel an Trägern, aus ungünstiger Jahreszeit, aus dem Brande und aus Krankheiten der Teilnehmer resultierten, war die „Hedwig von Wissmann" in 2½ Jahren von Europa nach dem Herzen Afrikas geschafft, dort zusammengebaut, zu Wasser gebracht worden und hatte eine Probe ihrer Leistungsfähigkeit abgelegt.

Möge dem Schiffe eine lange, glückliche Fahrzeit auf dem afrikanischen Seenbecken beschieden sein, zum Wohle der Entwicklung der Kolonie und als glänzendes Zeugnis deutschen Fleißes und deutscher Tatkraft.

Die evangelischen Missionen in den deutschen Schutzgebieten.

Von Pastor C. Hoefer.

I.

Tätigkeitsbericht von ca. 1901—1902.

Im folgenden handelt es sich nur um eine summarische Aufzählung der wirtschaftlichen Tätigkeit der evangelischen Mission in unseren Kolonien für den oben angegebenen Zeitraum. Dieselbe macht deshalb keinen Anspruch, bis in die Einzelheiten hinein vollständig zu sein. Diese Aufgabe, bis ins einzelne die wirtschaftliche Tätigkeit zu verfolgen, stellten sich vielmehr die in der „Deutschen Kolonialzeitung" und den „Beiträgen zur deutschen Kolonialpolitik etc." Jahrgang 1901/02 gebrachten Aufsätze: „Aus dem Bereich der Missionen" von demselben Verfasser.

Togo.

In unserer Kolonie Togo arbeitet die Norddeutsche Missionsgesellschaft (Sitz in Bremen) mit 16 Missionaren und 5 Missionsschwestern auf 4 Hauptstationen: Lome, Ho, Amedzowhe, Agu, und 32 Nebenstationen. Die Gesellschaft besitzt in unserer Kolonie 35 Schulen mit 1467 Schülern, überwiegend Knaben, welche von den Missionaren und Missionsschwestern und von 59 eingeborenen Gehilfen unterrichtet werden. Da sich der Verkehr von dem englischen Keta immer mehr nach dem deutschen Lome zieht, hat die Mission in letzterem Orte ein Speditions- und Logierhaus errichtet, um von da aus die Stationen im Innern ohne Zollschwierigkeiten versorgen zu können. Neben dem bisherigen Missionsbetrieb ist in Lome im letzten Jahre eine Kleinkinderschule errichtet worden. Augenblicklich ruht das Schwergewicht der norddeutschen Missionsarbeit in Ho; denn es gehören zu dieser Station nicht weniger als 14 Außenstationen mit 546 Schülern. Die Station repräsentiert inmitten einer sonnenverbrannten Grasfläche ein gut Stück europäischer Kultur, auch die Haltung der Christen in diesem Gebiet ist eine musterhafte. Auch befindet sich in Ho eine Mädchenschule mit 4 Klassen. In Abutia, einer Außenstation von Ho, ist eine saubere Schule mit Lehrerwohnung im obengenannten Zeitraum gebaut worden. Amedzowhe mit Stationsschule, Mittelschule und Seminar ist geistiger Mittelpunkt dieses Missionsgebietes, zugleich hat sich hier auch Gelegenheit zu einer umfassenden ärztlichen Tätigkeit der Missionare geboten. Seit Gründung der Station zieht sich hierher auch der Handel. Milchvieh- und Pferdezucht wird ebenfalls auf dieser Station getrieben. Auf der Hauptstation Agu wurde im Sommer 1901 eine einfache Kirche und das Missionshaus unter besonderen Schwierigkeiten fertig gestellt. Die Station Tove Dzikbe, zur Hauptstation Agu gehörig, ist im letzten Jahre neu errichtet,

sie grenzt an die Baumwollenplantagen des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees; die Station Tavia, ebenfalls Außenstation von Agu, hat eine neue Schule erhalten. In diesem einen Jahre ist bereits die ganze Umgegend unter den Einfluß der Mission und der europäischen Kultur gestellt und die Macht des Fetisch-Dienstes gebrochen worden. In Agome Kpalime, in der Nähe der Faktorei Vietor, wurde von dem Missionsinspektor, welcher im Oktober 1901 seine Inspektionsreise nach Togo angetreten hatte, zur Errichtung einer Missionsstation Land gekauft. Ebenso zu gleichem Zweck in Fodome, Ho, beide in der Nähe von Misahöhe. Auch in Atakpame, im Norden der Kolonie, wurde ein Stück Land zur Anlegung einer Missionsstation erworben. In Summa sind in den letzten Jahren außer der Hauptstation Agu 7 Nebenstationen gegründet worden: Badza bei Lome, Nhive bei Ho, Kpoeta im Bezirk Amedzowhe, desgleichen Kpedze am Fuße des Avadime-Gebirges, dazu Agudewe, Gbeme und Le in der zu Agu gehörigen Landschaft Kzele.

Trotz des augenblicklichen Defizits der Missionsgesellschaft von 50 600 Mark ist dieselbe im Hinblick auf die erfreuliche Entwicklung dieses Missionsgebietes gewillt, neue Stationen zu gründen und auch die an der Küste liegende Station Klein-Popo mit 4 Nebenstationen und mit im ganzen 7 Schulen, welche von Wesleyanern unterhalten werden, zu übernehmen. Auch ist die Norddeutsche Missionsgesellschaft mit der Baseler Missionsgesellschaft in Unterhandlungen getreten, um die 15 auf deutschem Gebiete liegenden Außenstationen der letzteren in ihr Arbeitsgebiet einzubeziehen. Es würde hiermit die Norddeutsche Missionsgesellschaft abgerundet und der Missionsbetrieb besonders dadurch erleichtert werden, daß die sämtlichen Volksstämme, welche Evhe sprechen, unter Einfluß derselben Mission gestellt würden. Zugleich würde die Baseler Mission den Schwierigkeiten aus dem Wege gehen, die ihr dadurch erwachsen, daß ihre Stationen zum Teil auf englischem, zum Teil auf deutschem Gebiet liegen.

Deutsch-Südwestafrika.

In dieser Kolonie arbeiten 2 evangelische Missionsgesellschaften: seit 1840 die Rheinische, seit 1870 die Finnische Missionsgesellschaft. Die Rheinische überspannt das Nama- und Herero-Land mit 26 Stationen, 28 Außenstationen, 51 Schulen; ihr christlicher Einfluß macht sich durch die ganze Kolonie hin und insbesondere im südlichen Teil geltend. Die Mission zählt 12 515 Gemeindeglieder. An einzelnen wirtschaftlichen Leistungen ist aus dem letzten Jahresbericht hervorzuheben, daß die neue Station Khoës in dem Stamme der Felschöndrager nunmehr vollendet und durch einen Missionar besetzt ist. Mit dieser Station sind sämtliche Stämme der Namas missionarisch versorgt. In Berseba und Hoachanas wurden umfassendere Kirchenreparaturen beendet. Die Hauptstation Windhuk bedarf durchgreifenden Ausbaues. Der Grundstein zur Kirche ist bereits gelegt worden. Sämtliche bisherige Bauten wurden von den Eingeborenen unter Aufsicht und Anleitung der Missionslaienbrüder ausgeführt. Die Station Grootfontein hat aufgegeben werden müssen, da die Bewohner dieses Platzes in einen Aufruhr verwickelt und nach ihrer Unterwerfung von der Regierung aus diesem Platz entfernt wurden.

Für die Herero-Mission wird die Landfrage immer brennender. Das

brauchbare Land wird von den Eingeborenen in leichtsinniger Weise, insbesondere durch Schuldenmachen an die Weißen verschleudert und noch ist die Regierung nicht zur Bildung von Reservaten zu bewegen, um in Zukunft den Hereros auskömmlichen Landbesitz zu ihrer Existenz gewähren zu können. Dagegen hat die Rheinische Mission durch Ankauf von Land an 2 Stellen für die beiden Gemeinden Otjimbingue und Gaub genügend großen Grund und Boden reserviert. In Gaub ist bereits für die Bewirtschaftung des Landes ein Ökonom angestellt, welcher die umwohnenden Leute an sich zieht und dort fest ansiedelt. Jede Familie erhält ein genau abgegrenztes Stück Land zur Urbarmachung und Bebauung. Die eingefleischte Trägheit der Eingeborenen beginnt deshalb hier schon zu schwinden. Zur Heranbildung von Missionsgehülfen für die Hereros ist in Otjihaśnena ein Lehrerseminar in Bildung begriffen. Zu den beiden bisherigen Stationen im Ambolande ist im Laufe des Jahres eine neue 3. hinzugekommen, Namakunde. Es scheint gerade dort die Aussicht für die Arbeit besonders günstig.

Im Norden der Kolonie, in Ambo, missioniert die Finnische Missionsgesellschaft. Sie hat des ungesunden Klimas wegen mit viel Krankheiten ihrer Missionsarbeiter zu kämpfen. Trotzdem hat sie zu den 3 Stationen Olukonda, Oniipa, Ondangua eine neue Station in Ojowu im letzten Jahre gegründet. Die Gesellschaft beschäftigte in diesem Gebiet 8 Missionare und unterrichtete 600 Schüler.

Kamerun.

In Kamerun wirkt seit 1886 die evangelische Missionsgesellschaft von Basel, die Missionsgesellschaft der Baptisten seit 1891, und der Board of Foreign Missions of the Presbyterian Curch in the United States of America seit 1875. Die Baseler Mission besitzt nach dem letzten Jahresbericht 9 Hauptstationen mit 140 Nebenstationen; sie sind besetzt mit 37 Missionaren, 16 Missionarsfrauen und 2 unverheirateten Missionsarbeiterinnen. Die bedeutendsten Stationen sind: Bonaku, Bonaberi, Bombe, Mangamba, Nyasoso, Edea, Viktoria, Buea. Es befindet sich in Buea ein Predigerseminar mit 21 Schülern; eine höhere Anstaltsschule mit 24 Schülern in Bonaberi, in Lobethal eine solche mit 72 Schülern. Knabenanstalten sind errichtet in Mangamba und Buea mit 24, respektive 45 Schülern, Mädchenanstalten in Bonaku und Edea mit 35, respektive 24 Schülern. Im ganzen werden von dem oben genannten Missionspersonal mit Hilfe von 107 eingeborenen Katechisten und 34 Hilfskatechisten in 137 Schulen 3185 Schüler unterrichtet. Der Aufwand der Baseler Mission für ihr Kameruner Missionsgebiet betrug im letzten Jahre 277 381 M.

Das Predigerseminar in Buea hat in diesem Jahre die ersten Zöglinge ins Lehramt einstellen können; hiermit wird in dem Schulwesen eine planmäßige Entwicklung eintreten. Auf den einzelnen Stationen zeigte sich im letzten Jahre eine rege Bautätigkeit: In Bonamateke ist von den Eingeborenen eine, wenn auch im Äußern primitive Kirche gebaut worden, in Mangamba desgleichen ein Schulhaus. In Nyasoso ist der Missionshausbau beendet, die Arbeiter wurden hierbei zugleich im Zimmer- und Maurerhandwerk ausgebildet, auch ist auf dieser Station eine Wasserleitung angelegt worden. Auf der Außenstation Mpako bauten die Eingeborenen ohne Anleitung der Europäer selbst eine Kapelle und eine Schule. Überhaupt macht sich im Inlande seit dem letzten Jahre eine große

Bewegung zu Gunsten der Schule geltend, die dortigen Stämme wollen den Dörfern am Meere in der Schulbildung nicht nachstehen, um sich von ihnen nicht wirtschaftlich ausnützen zu lassen. Schwierigkeiten, Fuß zu fassen, erwachsen der Mission besonders in und um Edea, weil die Eingeborenen weit zerstreut wohnen, aus Aberglauben keinen festen Wohnsitz anlegen, und an Stelle der Duala-Sprache das Basa tritt. Die Bakwiri auf den Stationen Viktoria und Buea machen in ihrer Kultivierung nur langsame Fortschritte; denn die großen Pflanzungen sind für den Betrieb der Mission insofern störend, als die Eingeborenen sehr stark beschäftigt sind und deshalb nur selten zu Hause angetroffen werden; zugleich sind diejenigen Eingeborenen, die sie von den Pflanzern aus ihrem Grundbesitz gedrängt sind, noch weniger seßhaft und gegen die Weißen mißtrauisch geworden.

Hinderlich sind der Ausbreitung der Mission in Kamerun die geheimen Losangoverbindungen; doch kommt in der Bekämpfung dieser geheimen heidnischen Kulte das energische Eingreifen der Regierung der Mission zu Hülfe, ihr Einfluß hat sich deshalb im letzten Jahre nach Nordosten in dem Gebiete des Flusses Dibamba geltend machen können. Im allgemeinen leisten die Missionare in der Kolonie auch durch ihre ärztliche Praxis besondere kulturelle Förderung, nicht minder auch durch Schlichtung von Streitigkeiten unter dem zum Teil sehr geckenhaften und eiteln Eingeborenen, so daß in vielen Fällen die Regierung nicht erst noch einzugreifen braucht. Da an und für sich die Eingeborenen Kameruns der Arbeit nicht geneigt sind und daher die öffentlichen Arbeiten der Regierung vielfach ungern verrichten, so ist auch nicht zu verkennen, daß die Mission durch Anleitung der jüngeren Generation zu geregelter Arbeit auf ihren Stationen der Regierung und der zukünftigen kulturellen Entwicklung der Kolonie große Dienste leistet.

Die Missionsgesellschaft der deutschen Baptisten besitzt in Kamerun 5 Stationen, und zwar Duala, Bonakwasi, Nyamtan, Sopo und Viktoria, und 44 Nebenstationen. 14 europäische Missionsarbeiter, und zwar 9 Missionare und 5 unverheiratete Missionsgehülfinnen arbeiten mit Hülfe von 40 eingeborenen Lehrern in 44 Schulen, welche von 1200 Kindern besucht werden. In Bonakwasi befindet sich eine Schule zur Ausbildung von Lehrgehülfen. Auf jeder Station sind die zum Lebensunterhalt nötigen Feldkulturen und Bauten vorhanden.

Im südlichen Kamerun im Batangalande und weiter östlich nach dem Innern zu im Mpangwelande arbeitet seit 1885 die amerikanische Presbyterianer-Mission; sie weist im Jahre 1901 6 Missionare, 4 Ärzte, 2 Missionsschwestern und 1 eingeborenen Geistlichen als Missionspersonal auf. Die Hauptstation Batanga mit 3 Nebenstationen ist die größte auf diesem Gebiet; denn auf ihr wirken allein 4 Missionare, 2 Missionsschwestern und 1 Arzt. Im letzten Jahr sind Teile des neuen Testamentes in die Sprache der Eingeborenen übersetzt worden. In den Mpangwe-Stämmen sind im Laufe des letzten Jahrzehntes nach einander die Stationen Efulen, Elat und Lolodorf entstanden. Efulen besitzt eine Schule mit ca. 60 Schülern und ein Krankenhaus; die Station Elat ist, da auf dem Platz eine Regierungsstation errichtet wurde, verlegt worden; für die von der Regierung erhaltene Entschädigung ist sie in einiger Entfernung schöner aufgebaut worden. Auch hier ist ein Missionsarzt stationiert, in der Stationsschule werden 200 Schüler unterrichtet. Von Lolodorf aus beabsichtigte die Missionsgesellschaft, unter den dort unstät umherziehenden sogenannten Zwerg-

völkern Mission zu treiben. Nach langem Bemühen, diesen scheuen Nomadenstämmen näher zu kommen, ist es jedoch erst im letzten Jahre gelungen, hier eine Schule mit 50 Schülern zu gründen.

Deutsch-Ostafrika.

In Deutsch-Ostafrika missionieren vier evangelische Missionsgesellschaften, auf der Ostseite der Kolonie die evangelisch-lutherische Missionsgesellschaft mit dem Sitz in Leipzig und die evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika (Berlin III). Im Innern von der Nordspitze des Nyassa an breitet sich nach Nordnordosten die Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Mission unter den Heiden aus (Berlin I), und von demselben Ausgangspunkt aus nach Nordnordwest sich wendend die Mission der evangelischen Brüder-Unität (Brüdergemeine).

Die evangelisch-lutherische Mission (Leipzig), die ihre Tätigkeit im Schutzgebiet 1893 begonnen, und zwar im Bezirk Kilimandjaro unter den Wadschagga, hat fünf Hauptstationen: Madschame, Mamba, Moschi, Schigatini und Schira. Auf den genannten Stationen wirken 10 Missionare in 14 gottesdienstlichen Gebäuden und in 12 Schulen mit 787 Schülern; unter ihnen 116 sogenannte Kostschüler, welche eine ausgedehntere Schulbildung erhalten und für später zu Missionsgehülfen ausersehen sind. Ein Zeichen besonderen Vertrauens der Eingeborenen zu den Missionaren ist die Tatsache, daß im letzten Jahre (1901) die Schule auf diesem Missionsgebiet einen besonderen Aufschwung erlebte, die Schülerzahl hat sich verdoppelt; um die für diese Schulen nötigen Lehrkräfte zu gewinnen, ist ein Lehrerseminar in Moschi eröffnet worden. Die Station Schira hat ihre Bautätigkeit auch im abgelaufenen Jahre noch nicht beendet. Neu begründet ist eine Station am Meru, sie liegt in der Nähe der Station, welche vor Jahren bei dem am Meru ausgebrochenen Aufstand zerstört wurde; die Ansiedlungsbauten wurden von zwei Missionaren geleitet.

Die Missionsgesellschaft Berlin III, welche speziell für Deutsch-Ostafrika gegründet wurde, hat 1887 ihre Tätigkeit daselbst begonnen. Sie hat acht Hauptstationen: Dar-es-Salaam, Kissarawe, Maneromango, Tanga, Hohenfriedberg, Neu-Bethel, Wuga, Bumbuli. Auf diesen arbeiten 18 Missionare und neun Hilfsarbeiter, darunter eine Hilfsschwester, sowie 26 eingeborene Helfer. Jede Station hat ihre Schule, welche zusammen 429 Schüler zählen. Die Mittelschule in Kissarawe wird von 17 Zöglingen besucht. Die Gesamtausgaben der Gesellschaft für Leitung und Unterhaltung der Stationen betrug im letzten Jahre 136536 Mark. Jede Station bietet ein freundliches Bild in industrieller und wirtschaftlicher Beziehung. Dar-es-Salaam, seiner Personenzahl nach nur eine kleine Station, beschäftigte im letzten Jahre einige seiner Bewohner mit Stuhlflechterei. Tanga gewährt besonders den eingeborenen Frauen dauernde und lohnende Arbeit in seiner Wäscherei für die anlaufenden Dampfer. Durch Eröffnung der Eisenbahn von Tanga nach Korogwe hofft man auf regeren wirtschaftlichen Verkehr zwischen Tanga und Usambara. In Kissarawe wurde ein massives Wohnhaus gebaut, zugleich wurde die Außenstation Msimwasi gegründet. Hohenfriedberg bietet ein ganz besonders erfreuliches Bild kulturellen und wirtschaftlichen Lebens: Die Sauberkeit der Häuser und ihrer Einwohner, sowie die Reinlichkeit der Wege und Anlagen, der Geist der Ordnung und Ruhe, der Zudrang zur Schule, läßt die Station als Musterstation erscheinen; die in den letzten

Jahren eingeführte Kirchensteuer, eine Rp. pro Kopf, wird willig und gern gezahlt. Schmiede, Klempnerei und Tischlerei ist eingerichtet. Der Bau einer Missionarswohnung gab Gelegenheit zur Erlernung resp. Weiterbildung der Maurer und Zimmerleute. Die Eingeborenen fangen nach dem Vorbild der Europäer an, Kartoffeln, Getreide und Gemüse zu bauen. In Wuga ist im letzten Jahre das durch Blitz zerstörte Wohnhaus des Missionars wieder aufgebaut, auch fangen die Eingeborenen an, ihre Häuser nach europäischer Art zu bauen. Die Station wird durch eine Leitung mit Wasser versorgt, welche in regenarmer Zeit auch die anliegenden Felder gegen die Dürre schützen wird.

Durch Beschluß vom 1. Dezember 1902 wurden die drei Stationen Dar-es-Salaam, Kissarawe und Maneromango endgültig in die Verwaltung der Missionsgesellschaft Berlin I übernommen. Es war dafür namentlich die Erwägung maßgebend, daß die erfreuliche Ausdehnung von Berlin I, vom Nyassa durchs Kondeland und Heheland sich vorschiebend, ganz von selbst der Küste zustrebt. Man hofft mit der jetzigen Übernahme den ersten Schritt zur völligen Vereinigung mit Berlin III zu tun. Auch darf das Abkommen namentlich deswegen begrüßt werden, weil der Eintritt einer großen leistungsfähigen Missionsgesellschaft in Dar-es-Salaam mehr Regsamkeit in das Stilleben der Station und eine kräftigere Vertretung der evangelischen Interessen in der Hauptstadt Deutsch-Ostafrikas bringen wird.

Berlin I hat seine Arbeit im Schutzgebiete 1891 begonnen und bereits 13 Hauptstationen mit 4 Außenstationen angelegt. Auf ihnen sind 16 Missionare, 20 Nationalhelfer und 5 Kolonisten beschäftigt. Außerdem ist für diesen Missionsbezirk ein Missionsarzt in Kidugala stationiert. In 6 Schulen werden 221 Schüler unterrichtet. Die Missionsgesellschaft wandte für den Missionsbezirk im letzten Jahre 75 185 M. auf. In Wangemannshöh ist im letzten Jahre ein Gehülfenseminar gegründet worden; der gesamte Bezirk wurde von dem Missionsdirektor Gensichen visitiert. Dieses Missionsgebiet erstreckt sich über das Konde-, Kinga-, Bena- und Heheland und hat ungefähr 101 000 Eingeborene in seinen Einfluß gezogen. Im allgemeinen ist zu sagen, daß alle Stationen sich in reger Bautätigkeit befinden, Kirchen, Wohnhäuser und Schulgebäude, Wasserleitungen werden bei den verschiedenen Stationen erbaut, auch verspricht eine Kaffeeplantage in Wangemannshöh im nächsten Jahre (1903) guten Ertrag. Bei den Bauten helfen die Eingeborenen fleißig mit, sie schleppen auf die Stationen, welche Mangel an Baumaterial haben, von weither Holz und Steine auf ihren Schultern, denn Wagen kennen die Eingeborenen noch nicht; auf den meisten Stationen findet man jetzt schon geräumige massive Wohnhäuser, saubere Weganlagen und Brücken. Wo Acker- und Gartenbau möglich ist, finden sich gutgepflegte Gärten und Felder. Da die in den Ansiedlungen am Nyassa und die in den Vorbergen gelegenen Stationen fiebergefährlich sind, ist 2000 Fuß über dem Nyassa die Gesundheits- und Erholungsstation Bubopelo errichtet worden. Auf der höchsten im Gebirge liegenden Station Magoge (6500 Fuß) leiden die Eingeborenen wie Europäer vielfach an katarrhalischen Erkrankungen und Augenkrankheiten. Die Missionare leben in äußerst friedlichem Verhältnis mit den Eingeborenen und ebenso mit den europäischen Beamten und Pflanzern. Die äußere Haltung der eingeborenen Christen in ihrer Kleidung, Wohnung, in ihrem gesamten Benehmen unterscheidet sie wesentlich von den umwohnenden Heiden.

Die Brüdergemeine trat in Deutsch-Ostafrika 1894 in die Missionsarbeit ein. Sie besitzt jetzt 6 Stationen im Nyassagebiet und 2 Stationen nördlich davon in dem Bezirk Unyamwesi. Auf den 6 Stationen des Nyassagebiets (Rungwe, Rutenganio, Ipiana, Utengule, Mbosi, Isoko) arbeiten 14 Missionare, 12 Missionsfrauen, 17 Nationalhelfer. Jede Station hat ihre Schule. Die Gesamtzahl der Schüler beträgt 357. In Rungwe befindet sich eine Gehülfenschule. Auf den beiden Stationen Urambo und Kituda in Unyamwesi arbeiten 6 Missionare, 3 Missionsfrauen und 3 unverheiratete Schwestern. In Urambo ist eine Schule gegründet worden. Die Ausgaben der Missionsgemeinde betrugen für das Nyassagebiet im letzten Jahre 68 329 M., für Unyamwesi 14 752 M. Für Bauten wurden im Nyassagebiet allein 24 865 M. gebraucht. Dagegen betrug der wirtschaftliche Gewinn in demselben Gebiet 7824 M. Nach dem letzten Jahresbericht wurden zur übersichtlicheren Leitung dieses Missionsgebietes die auf dem Generalvorsteher ruhenden Amtspflichten in der Weise geteilt, daß alles auf Handel und Geschäft sich Beziehendes einem Geschäftsinspektor übertragen wurde, welcher den Ort Kyimbila zwischen Rungwe und Rutenganio, zugleich an der Regierungsstraße gelegen, zur neuen Zentrale des Handels für den gesamten Bezirk errichtet hat. Der Mission ist in ihrer Wirksamkeit durch die Verlegung des Bezirksamts nach Neulangenburg (Hohenkondek) manche Erleichterung und Annehmlichkeit verschafft worden; denn die Nähe des Bezirksamtes ist nicht ohne Einfluß auf die Ordnung in den wirtschaftlichen Verhältnissen des Bezirks geblieben. Die Entwicklung des Nyassagebietes schreitet wirtschaftlich unter Mitwirkung der Mission sichtlich vorwärts, was sich auch darin zeigt, daß immer mehr Kupfer- und Silbermünzen statt Tauschwaren als Zahlmittel gebraucht werden. Manche Stationen sind zu kleinen Dörfern geworden, die mit ihren Gärten und Feldern einen freundlichen, einladenden Eindruck machen. Der Wasserkalamität in manchen nördlicher gelegenen Dörfern ist durch Legung einer Wasserleitung Abhülfe geschaffen worden. Auf 3 Stationen wurden im letzten Jahre größere Bauten aufgeführt; Stürme, Feuersbrünste und die gefräßigen Termiten nötigten auf verschiedenen Stationen, zur Kelle, Axt und Säge zu greifen, und so finden sich in den Dörfern statt der Strohbauten immer mehr massive Häuser mit Wellblech oder Ziegeln gedeckt. Im letzten Jahre hat die Missionsgesellschaft mit der Arbeit in der nördlich gelegenen Landschaft Kiwere in Unyamwesi eingesetzt. Die dort neu gegründete Station Urambo ist im Ausbau begriffen. Die Eingeborenen hielten sich zunächst befremdend zurück, griffen aber allmählich zu und werden jetzt in den Bauhandwerken angelernt. Die mancherlei ansteckenden Krankheiten unter den Eingeborenen machten hier zugleich den Bau eines Isolierhauses nötig; ebenso ist hier bereits eine Schule gegründet. Die Station Kitunda in der Landschaft Kiwere befindet sich noch im Anfang ihres Bestehens; doch wurden ihr bereits von der Regierung etliche Kinder zur Erziehung übergeben.

Neben den 4 deutsch-evangelischen Missionsgesellschaften in Deutsch-Ostafrika arbeiten 2 englische Gesellschaften: Die Universitätenmission und die Kirchenmissionsgesellschaft. Die Universitätenmission wirkt auf 2 räumlich von einander getrennten Gebieten innerhalb dieser deutschen Kolonie: im Hochland von Usambara und auf der Südgrenze der Kolonie am Rovumafluß, dem sogenannten Rovumagebiet. 1867 setzte sie sich zunächst in Usambara fest, Mittelpunkt dieses Gebietes ist die Station Magila im Stamme der Bondei am

Südostabhang der Usambaraberge. Außer den unmittelbar zum Missionsbetrieb gehörigen Gebäuden befindet sich auf dieser Station auch eine Apotheke, ein Hospital und ein Lager von Lebensbedürfnissen für das gesamte Missionspersonal dieses Distriktes. Diese Missionsgesellschaft legt in besonderem Maße den Schwerpunkt ihrer Tätigkeit auf die Heranbildung eingeborener Geistlicher und Gehülfen, so hat sie bis jetzt bereits 13 eingeborene ordinierte Pastoren in ihren Dienst gestellt. Segensreich ist auch die ärztliche Tätigkeit dieser Missionsgesellschaft; in Magila hat sie einen eigenen Missionsarzt stationiert und 4 Missionsschwestern zur Beaufsichtigung der oben erwähnten Apotheke und des Hospitals angestellt. Die Missionare sind zugleich auch bemüht, das Volksschulwesen ihrer Bezirke zu fördern; in 20 Schulen des Distrikts werden ca. 700 Schüler unterrichtet. Wenngleich die Schulgebäude und die Lehrmittel mangelhaft sind, lernen doch fast alle Schüler wenigstens Lesen und Schreiben, die Begabteren werden in Magila und auf Sansibar zur Fortbildung aufgenommen. Die dort eingerichtete Druckerpresse stellt alljährlich eine größere Anzahl Schul- und Erbauungsbücher in der Bondeisprache fertig. Von Magila aus sind im Laufe der Zeit noch 6 weitere Stationen angelegt worden.

Das zweite Missionsgebiet dieser Gesellschaft am Rovuma wird von der Station Newala aus geleitet, sie ist den Intentionen der Gesellschaft gemäß, die aus dem Gebiet des Nyassa stammenden und befreiten Sklaven zu sammeln, eine Art großer Sklavenfreistätte; mit ihren Nebenstationen zählt sie insgesamt 22 Schulen mit ca. 900 Schülern. Die statistischen Angaben von Ostern 1902 betreffs der Wirksamkeit dieser Missionsgesellschaft in Deutsch-Ostafrika lauten dahin: 8 Hauptstationen, 47 Nebenstationen, 11 Missionare, 85 eingeborene Gehülfen, 62 Schulen mit 3400 Schülern.

Die zweite in Deutsch-Ostafrika arbeitende englische Missionsgesellschaft ist die Kirchenmissionsgesellschaft, sie wirkte in dem jetzigen Deutsch-Ostafrika bereits seit 1875; die auf deutschem Gebiet liegenden Stationen bildeten früher zu der nördlich vom deutschen Gebiet gelegenen und im Großen angelegten englischen Ugandamission die Unterwegsstationen oder Zwischenstationen. Von den 6 jetzt noch bestehenden derartigen Stationen ist in der Usagaralandschaft vor anderen Mpapua zu nennen, an der großen von Dar-es-Salaam nach dem Nyansa führenden Karawanenstraße gelegen. Ihre Umgebung ist sehr spärlich bevölkert und unfruchtbar, trotzdem ist sie ein sowohl für die Missionsexpeditionen wie für die militärischen Operationen der Schutztruppe immer noch wichtiger Punkt, auch nachdem der Handels- und Missionsverkehr nach Uganda sie verlassen hat und sich jetzt auf der englischen Ugandabahn schneller und leichter vollzieht. Westlich von Mpapua findet sich die ebenfalls an der Karawanenstraße liegende Station Mvumi; nordöstlich am Ende der Karawanenstraße am Südufer des Nyansa ganz vereinsamt die Station Nassa, sie diente früher, als der Verkehr nach Uganda noch durch Deutsch-Ostafrika ging, als Stapelplatz für die Waren, welche über den Nyansa verschifft werden sollten. Die Statistik gibt an, daß in Deutsch-Ostafrika Ostern 1902 diese Missionsgesellschaft 8 Stationen besaß, 11 Missionare und 41 eingeborene Helfer in 36 Schulen 1364 Schüler unterrichteten.

Sitten und Gebräuche der Bakoko in Kamerun.

Von Eberhard v. Schkopp.

I.

Wohnsitze und physische Beschaffenheit.

Die Bakoko wohnen auf beiden Ufern des mittleren und unteren Njong. Im Norden bildet der Sanagafluß, im Süden der Lukundje die natürliche Grenze. Im Osten wird ihr Land von den Stämmen der Balinga, Jaúnde und Ngumba eingeschlossen, während sie im Westen durch die Batanga- und Jasukuleute von der Küste des atlantischen Ozeans getrennt werden. Ebensowenig wie auf dem südlichen Ufer des Lukundje Bakokodörfer sich befinden, ebensowenig wohnen sie auf dem nördlichen Sanagaufer und am Kwakwa, obwohl einzelne Karten hier Bakokodörfer verzeichnen. Die Bewohner des Landes nennen sich selbst Bakoko, die Bezeichnung Mwelle ist ihnen unbekannt. Wenn trotzdem diese Bezeichnung Platz gegriffen hat, so kann das Wort nur von Eingeborenen fremder Stämme gebraucht worden sein. Der Schreiber dieses hörte ein einzigesmal einen Malimbamann die Bezeichnung Mwelle auf die Bakoko anwenden.

Die Gesamtbevölkerung dürfte eine Million übersteigen. Wie die übrigen umwohnenden Stämme, mit alleiniger Ausnahme der Bako (Zwerge), gehören auch die Bakoko, sowohl nach ihrem Körperbau als auch ihrer Sprache zu schließen, zu den Bantunegern. Ihre Farbe ist meist dunkelbraun bis tiefschwarz, hellere Tönung wird selten angetroffen. Die Männer sind über Mittelgröße, wohl proportioniert mit breiter hochgewölbter Brust, die in ihrer Haltung und ihrem Gang eine gewisse Würde zur Schau tragen.

Die Frauen sind mittelgroß und altern früh. Unter der männlichen Bevölkerung sind Schönheiten im europäischen Sinn nicht selten zu finden. Charakterköpfe mit scharf geschnittenen Zügen, Adlernase und kühnem furchtlosen Blick. Bei manchen scheint auch semitischer Typus unverkennbar. Ihre heutigen Wohnsitze haben sie noch nicht lange in Besitz. Die Zeit ihrer Einwanderung ist etwa anderthalb Jahrhunderte zurückzuverlegen. Damals fand ein größeres allgemeines Vordringen der Stämme zur Küste des Ozeans statt, und nahmen auch die Duala erst von dem Lande Besitz, welches sie heute bewohnen. Nach den Überlieferungen stammen die Bakoko von dem Oberlauf des Sanagaflußes. Dieses Land verließen sie vor einem mächtig auf sie eindringenden Feinde.

Tracht.

Die eigentliche Tracht der Bakoko besteht aus einer aus feinem Bast geflochtenen Lendenbekleidung. Die Frauen nehmen zur Bedeckung der Schamteile die getrocknete Rinde der Pisangpflanze. Ein etwa 35 cm langes Stück

von 7 cm Breite wird zwischen den Beinen hindurchgezogen, und vorne an einer dünnen um die Hüften geschlungenen Bast- oder Perlenschnur befestigt. Das andere Ende wird zwischen den beiden hinteren Backen in den After gesteckt. Beim Gehen und Bücken verliert die primitive Befestigung oft ihren Halt, wird dann aber sofort wieder in Ordnung gebracht. Die Kinder gehen bis zum fünften Lebensjahre ganz nackt. Die Frauen werden es selten versäumen, jeden Tag in neuer Toilette zu erscheinen. In der Nähe der europäischen Faktoreien sehen die Bakoko von ihrer ursprünglichen Tracht ab und suchen bunte Lendentücher europäischer Industrie zu erwerben. Mit besonderer Vorliebe kaufen sie dunkelblaues Tuch, grelle Farben schätzen sie wenig. Die Frauen bekleiden sich mit zwei Lappen, wobei der dunkelblaue stets auf dem Leibe getragen wird, darüber eine hellere Farbe. Arme, Brüste und die Beine vom Knie ab bleiben unbedeckt. Besonders geschätzt sind alte Uniformröcke mit möglichst hohen Kragen. Die Füße bleiben stets unbedeckt. Beinkleider finden durch die ansässigen Firmen langsam Eingang. Die Frauen gehen stets barhäuptig, während die Männer, wo sie mit den Handelshäusern in Berührung kommen, gern Stroh- und weiche Filzhüte kaufen. Sehr beliebt sind zum Schutz gegen die Unbilden der Witterung Regenschirme. Wer keinen europäischen Schirm besitzt, schützt sich gegen den Regen vermittelst eines Pisang- oder Maniokblattes, welches über den Kopf gehalten wird. Die Bakoko sind gegen Regen sehr empfindlich, da derselbe einen merklichen Temperaturniedergang mit sich bringt.

Schmuck.

Frauen wie Männer tragen Tätowierungen im Gesicht. Als Farbstoff wird Holzkohle von Ölpalmen genommen, die den Kindern im zweiten Lebensjahre in die beigebrachten Hautwunden eingerieben wird. Besonders geschickte und kunstverständige Männer vollziehen die Operation mit einem zugespitzten Holzstäbchen. Beinahe alle Bakoko tragen auf ihrer Stirn zwei tätowierte Kreise, einen kleineren inmitten eines größeren und an den Schläfengegenden eine Pfeilspitze. Die Wangen zeigen Kreise, Punkte oder kurze Striche. Schmucktätowierung, Ziernarben am Bauche, sind nicht selten, doch soll die Prozedur langwierig und schmerzhaft sein. Die Männer schmücken sich mit elfenbeinernen Armringen und breiten Manschetten, Messing-Beinringen, die um die Fußknöchel getragen werden und Ketten von aneinandergereihten Affenzähnen. Die Zähne des Leoparden darf nur der Bakoko tragen, der eine solche Katze erlegt hat. Dieser Schmuck gilt als Zeichen von ganz besonderer Kühnheit und bewiesenen Mutes. Auch europäische Perlen werden gern gekauft, wobei große schwarze sehr begehrt sind. Allen derartigen Schmuck tragen auch die Frauen; Affen- und Leopardenzähne sind ihnen jedoch verboten. Sehr verunstaltet werden die Ohren bei ihnen durch das Tragen von Gras und Blätterpfropfen, die in die aufgeschlitzten Ohrläppchen gesteckt werden. Auch andere Dinge finden hier Platz, kleine Schnupftabakdosen, Pomadenschachteln u. a. m. An den Fingern stecken Ringe aus Messing oder Silber. Zum Zeichen der Trauer bemalen die Bakoko ihren Körper mit weißer Farbe, die sie aus einem oft vorkommenden erdigen Ton mit Zusetzung von Wasser bereiten. Auch im Falle von Krankheiten wird der Körper mit weißen Ringen und Strichen bemalt. Im Gegensatz zu andern Negern, Buli-, Bane- und Jaúndestämmen, verwenden die Bakoko auf ihre Haarfrisuren nicht besondere Sorgfalt. Die Männer und Frauen tragen das Haar meistens kurz geschoren. Manchmal wird bei den jungen Männern der Kopf bis auf die

Skalplocke am Wirbel glatt rasiert, oder die eine Hälfte des Schädels wird rasiert, oder man rasiert eine Schneckenlinie, die in den Wirbel verläuft. Bartwuchs ist sehr spärlich. Beide Geschlechter tragen kunstvoll geschnitzte Kämme aus Ebenholz im Haar.

Von Ungeziefer werden die Leute weniger geplagt, da sie sich einer gewissen Reinlichkeit befleißigen und ihre Läuse sich gegenseitig absuchen. Gegessen wird das Ungeziefer nicht. Die Zähne werden sehr gepflegt, und das blendende Weiß derselben ist nicht allein der vegetabilischen Nahrung, sondern besonders der fortwährenden Reinigung nach jeder Mahlzeit zuzuschreiben. Kein Bakoko wird es versäumen, nach gehaltener Mahlzeit nicht nur ein Ausspülen des Mundes, sondern auch eine intensive Reinigung der Zähne vorzunehmen. Vermittels eines Stück weichen Holzes werden die Zähne nach allen Regeln der Kunst behandelt. Inwendig und auswendig wird gebürstet und gerieben und auch die Mahlflächen der Hinterzähne werden nicht vergessen, worauf ein nochmaliges Ausspülen des Mundes erfolgt. Hinter dem Ohr, im Kopfhaar oder im Lendentuch tragen die Bakoko ihre Zahnbürste stets bei sich.

Sie haben weder die Gewohnheit, einzelne Zähne auszubrechen, noch spitz zu feilen.

Wenn es irgend möglich ist, nehmen die Bakoko ein Morgen- und ein Abendbad; wo dies infolge von fließendem Wasser unmöglich ist, sind die Leute bestrebt, eine Waschung des ganzen Körpers oder wenigstens von Gesicht und Händen vorzunehmen. Die Einwohner manches Dorfes gehen oft eine halbe Stunde weit, nur um nicht den Genuß eines erfrischenden Bades zu entbehren. Die Frauen nehmen ihre Säuglinge mit ins Wasser und waschen sie dort gründlich ab. Männer und Frauen baden nicht an derselben Stelle zu gleicher Zeit, wenn auch die Schamhaftigkeit nicht so weit geht, daß die Frauen sich im Baden durch das plötzliche Erscheinen von männlichen Wesen stören lassen. Den Körper nach dem Bade mit Palmöl einzureiben ist weniger üblich, dagegen benutzt man gern zu diesem Zweck die in den Handel gebrachten Pomaden aus Europa, sowie Lawendelwasser. Kurz vor dem Schlafengehen ist es üblich, sich mit Palmöl einzureiben, wodurch gerade der üble Geruch der Ausdünstungen des Körpers gesteigert werden soll, weil — wie man mir versicherte — darin ein großer Schutz gegen die zahlreichen Giftschlangen liegt. Dies, und nicht die Eitelkeit, eine schön glänzende Haut zu besitzen, welche auch ohne Palmöl-Anwendung vorhanden ist, ist der Hauptgrund, ihren Körper zu salben. Auch bei bestimmten Krankheiten wird das Palmöl zur Einfettung des Körpers benutzt. Hierüber Weiteres an anderer Stelle.

Waffen.

Man unterscheidet bei den Bakoko zwei Arten von ursprünglichen Waffen. Angriffswaffen und solche zur Verteidigung. Zu ersteren gehören Speere und Haumesser, während letztere in einem kurzen keulenartigen Stock bestehen. Die Speere haben die mannigfaltigsten Formen, und besonders sind die großen schweren Kriegslanzen der Basáleute, eines Unterstammes der Bakoko, erwähnenswert. Vielfach besteht die Spitze des leichten Jagdspeeres aus Messing.

Die Haumesser sind zweischneidig und an ihrem unteren Ende spitz zugeschliffen. Der Holzgriff ist mit Messingdraht umwickelt. Diese Waffe steckt gewöhnlich in einer Scheide von Krokodil- oder Elefantenleder. Sehr gebräuchlich ist auch eine Art Armbrust, welche zur Jagd auf Vögel und kleine Affen gebraucht

wird. Das Geschoß besteht aus ungefiederten, einfach zugespitzten Holzpfeilen, die vergiftet sind. Die Kriegsspeere werden ebenfalls vergiftet. Die Bakoko kennen zweierlei Gifte, Pflanzen- und tierische Gifte. Unter erstere fallen die Kalabarbohnen (Physostigma venenosum) sowie Cassa, die Rinde des überall wachsenden Sassybaumes (Erythrophloeum guineense). Auch scheinen die Bakoko aus den Wurzeln des Kassavestrauches (manihot) Blausäure zu bereiten. Tierische Gifte werden von Schlangen (Bitis arietans und Bitis gabonica) gewonnen.

Vielfach sind selbst Leute im Innern des Landes im Besitz von Perkussionsgewehren. In Ermangelung von Zündhütchen werden in sinnreicher Weise die Kuppen von schwedischen Streichhölzern verwandt. Auch Steinschloßgewehre finden neuerdings Eingang. Die Ladung besteht aus kleinen Glas-, Eisen- und Messingstückchen oder gehacktem Blei, welches oft erst vergiftet wird. Die Gewehre werden mit gestreckten Armen abgeschossen. Meistens nehmen die Bakoko eine zu große Quantität Pulver, so daß die Läufe der Gefahr des Zerplatzens ausgesetzt sind. Das Pulver wird in kleinen Kalebassen, die mit Messingdraht umwickelt sind, mitgeführt; die Geschoßstücke befinden sich in kleinen Taschen aus dem Felle von Antilopen, Zibethkatzen oder Leoparden und werden unter der linken Achselhöhle an einem Baststrick über der rechten Schulter getragen. Um das Gewehrschloß und die Pulverladung gegen Nässe zu schützen, wird eine Schutzkappe aus Ziegenfell darüber gestülpt. Die Waffen werden stets sehr sauber und blank gehalten, oft auseinandergenommen, mit Palmöl eingefettet und mit großem Geschick wieder zusammengesetzt. Hinterlader zu führen ist den Bakoko vom Gouvernement nicht erlaubt. Das Verbot besteht mit wenigen Ausnahmen für alle Eingeborenen Kameruns.

Ortschaften.

Die Bakoko wohnen in Dörfern, welche aus drei bis fünfzig und mehr Hütten bestehen. Zu beiden Seiten der sich quer durch ein Dorf ziehenden Straße werden die einzelnen Hütten in einem Abstande von ungefähr einem Meter errichtet. Gesondert von ihren Haustieren bewohnen die Bakoko die eine Seite der Straße, während auf der anderen in kleineren Hütten ihr Vieh, Schafe und Ziegen, nächtigen. Das Federvieh wird in kleinen Verschlägen an der der Straße abgekehrten Seite ihrer Hütten untergebracht, ebenso die Schweine; die Hunde wohnen mit den Schwarzen zusammen. Für die verheirateten Frauen gibt es besondere Hütten, und die Männer wohnen nur mit ihren Lieblingsfrauen zusammen. Die Kinder verbleiben in der Hütte der Mutter. Mit Eintritt der Geschlechtsreife (14. Lebensjahr) bauen sich die männlichen Bakoko ihre eigene Hütte. Das Wohnhaus des Häuptlings zeichnet sich durch seine Größe von den übrigen aus und steht entweder zu Anfang einer Häuserreihe oder quer zur Straße. Ebenfalls rechtwinklig zur Straße steht in jedem größeren Dorfe ein allgemeines Versammlungshaus, welches den durchziehenden Fremden gleichzeitig als Unterkunftsort dient. Abgesehen von dieser regelmäßigen, an die Jaúndeleute erinnernde Dorfanlage wird auch ganz unregelmäßig gebaut, wobei die einzelnen Hütten um einen großen Platz sich gruppieren, auf welchen das Palaverhaus steht. Gern läßt der Bakoko auf seinem Marktplatz einige Ölpalmen stehen, in deren Schatten er zu ruhen pflegt. Man sieht sehr darauf, daß Plätze und Wege in ordentlichem Zustande sich befinden. Die Küchenabfälle werden außerhalb des Dorfes niedergelegt. Nicht so sorgfältig werden die schmalen Buschpfade, welche die einzelnen Dörfer mit einander verbinden, in Stand gehalten. Ein gestürzter Baum, der

den Weg versperrt, wird umgangen; er bleibt so lange liegen, bis er vermodert ist. Falls die Regenzeit die Pfade ungangbar macht, sucht man sich andere Wege aus und vermeidet die ausgewaschenen Stellen oder vollen Wassertümpel, die sich gebildet haben. Die Bakoko machen lieber einen großen Umweg, als daß sie ein Hindernis beseitigen. Sie sagen sich: „Wenn ich die Wege in Ordnung halte, so arbeite ich nicht nur für die eigene Bequemlichkeit, sondern für die aller Fremden, die diesen Weg gehen.“ Nicht selten wird ein Bakokodorf mit einem Wall von gefällten Bäumen umgeben zum Schutz gegen Elefanten, Büffel und Leoparden. Den Zugang über dieses Hindernis bilden schräg gelegte Baumstämme oder primitiv hergestellte Leitern.

Hausbau.

Für den Hausbau wird auf dem sorgfältig geebneten Erdboden ein 1½ Fuß hoher Aufsatz aus Lehm errichtet und festgestampft. Hierauf wird der rechtwinklige Grundriß abgesteckt. Die Eckpfosten bestehen aus armdicken geschälten Stämmen, dazwischen werden zur Bildung der Seitenwände fingerdicke Stöcke in die Erde gerammt. Diese werden auf beiden Seiten mit querlaufenden gespaltenen Bambus festgebunden. Der Firstbalken wird in einer Höhe von 2½ Meter von starken Stämmen getragen und entspricht der Länge der Hütte. Die Dachsparren sind aus den Rippen der Raphiapalme gebildet, liegen ziemlich dicht bei einander und tragen die aus Palmblättern geflochtenen Matten, die selten länger als 1½ Meter hergestellt werden. Die Dachdeckung beginnt an den Längswänden, damit die höher liegenden Matten über die tiefer liegenden ragen und das Regenwasser gut abträufelt. Zum größeren Schutz gegen eindringenden Regen wird das Haus doppelt gedeckt. Nach beiden Seiten abfallend sind die Dächer ziemlich flach. Eine Ausnahme bilden die an den Wohnhäusern angebauten Viehställe, deren Dach steil nach einer Seite abfällt. Längs- und Querwände werden mit Lehm bekleidet. Zu diesem Zweck wird der überall in geringer Tiefe vorhandene Lehm in Gruben unter Zuführung von Wasser gehörig mit den Füßen durchgeknetet und dann verwandt. Genau wird darauf geachtet, daß die Lehmbekleidung erst drei Bambusstäbe oberhalb des erhöhten Erdbodens ansetzt und unterhalb der obersten beiden Bambusstäbe, kurz unter dem etwas überstehenden Dach, aufhört. Dies geschieht, um der Luft ungehinderten Zutritt in das Innere der Hütten zu verschaffen. Fenster werden nicht eingebaut, nur eine in der Mitte der Längswand befindliche enge und niedrige Tür, durch welche man nur mit großer Umständlichkeit in das Innere gelangen kann. Jede Hütte besteht nur aus einem Raum und wird bei Abwesenheit der Bewohner oder des Nachts durch eine kleine Schiebetür geschlossen. Die Länge der Hütten beträgt etwa 7—8 Meter, die Breite 3 Meter. Die Palaverhäuser sind von größeren Dimensionen. Zeigt die Lehmwand durch die Hitze hervorgerufene Risse, so werden diese sofort mit frischem Material verklebt. Zeigt eine Hütte einen weißen Anstrich, so bedeutet dies, daß der Besitzer gestorben ist. Diese Sitte kommt immer mehr in Vergessenheit.

Innere Einrichtung.

In den Hütten der Bakoko befinden sich die niedrigen, aus Bambus gebauten Bettstellen. Für den Europäer gehört es gerade nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens, auf solchem Gestell zu ruhen. Die unzureichende Länge dieses harten Lagers zwingt den Reisenden, mit gekrümmten Beinen zu liegen, wofern man die Beine nicht über das Fußende hinaus hängen lassen will. Als Kopfkissen dient ein Stück Holz. Während der Nacht wird in den Hütten ein glimmendes Feuer unterhalten. Am Tage befindet sich der Herd meist außerhalb

der Hütte, und nur bei eintretendem Regen wird das Essen in dem Wohnraume bereitet. Der selbstbereitete irdene Topf steht auf drei zuckerhutförmigen, oben abgeplatteten, ca. 30 Zentimeter hohen selbstgebrannten Ziegelsteinen, zwischen denen das Feuer angefacht wird. Zur Beleuchtung der Hütten wird Palmöl oder Baumharz gebrannt. Vielfach gebraucht man hierbei die von den Europäern eingeführten Blechlampen. An den Dachsparren im Innern der Hütten sind die geschnitzten Holzlöffel befestigt. Am Firstbalken werden in hängenden Körben Feldfrüchte aufbewahrt, und in den Ecken stehen Töpfe und Feldgeräte. Ehe die Hütte bezogen wird, werden zum Austrocknen derselben und auch zur Konservierung des Mattendaches gegen gefräßige Käfer und deren Maden, große qualmende Feuer entzündet. Zum Reinigen von Hütten und Wegen werden Palmblätter als Besen verwandt. Zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten, wie Palmöl und Wasser, dienen große irdene Töpfe, die bis 12 Liter Inhalt fassen oder Kalebassen. Als Trinkgefäße werden ebenfalls Kalebassen gebraucht. Auf dem Marsche trinken die Bakoko, wenn sie an fließendes Wasser kommen, aus der hohlen Hand oder stellen sich aus großen Blättern Schöpfapparate her, oder aber werfen sich platt auf den Bauch und schlürfen in langen Zügen das kühle Naß.

Industrie.

Man kann bei den Bakoko von einer gewissen Hausindustrie sprechen. Sie sind geschickt im Schnitzen von zierlichen Holzlöffeln; irdene Töpfe mit Arabesken und Figuren werden angefertigt, Matten und Körbe aus Bast geflochten, hölzerne Schüsseln hergestellt, mit gegerbtem Ziegenfell überspannte Trommeln gemacht und vielerlei anderes mit mehr oder weniger Kunstverständnis. Aus kleineren Elfenbeinzähnen werden Kriegshörner verfertigt, deren lauter, durchdringender Schall weithin vernehmbar ist. Auch das Gehörn von Antilopen und Büffel wird in solche Musik- oder besser Lärminstrumente umgewandelt. Musikinstrumente haben die Bakoko verschiedene: Trommel, eine Art Xylophon, drei Arten von fünfsaitigen Mandolinen und ein sehr interessantes Instrument, welches einem Baßbogen ähnelt. Ein frisches Stämmchen wird von seiner Rinde befreit und vermittelst einer dickeren Bastfaser der Raphiapalme im Bogen gespannt. Der ausübende Künstler nimmt den Bogen mit der linken Hand, während die rechte ein kleines Stäbchen hält, und führt die straff gespannte Bastseite zum leicht geöffneten Munde. Durch Einatmen der Luft gerät die Saite in Schwingungen und tönt. Die Höhe und Tiefe der Töne wird mit dem kleinen Stäbchen hervorgerufen, welches jenachdem entweder nahe dem Munde oder nahe dem Bogenholze an die Saite gehalten wird. Sind auch die Melodien äußerst einfach, so tönt dieses Instrument doch lieblich und dem Ohre angenehm. Da der Schreiber dieses kein Musikverständiger ist, so muß er sich's versagen, auf die Beschreibung der übrigen Instrumente näher einzugehen.

Viehzucht.

Als Haustiere halten sich die Bakoko Hühner, Enten, Schafe, Ziegen, Schweine, Hunde.

Die Hühner sind sehr klein und von erbärmlichem Aussehen. Wie alle Tiere, müssen sie sich ihr Futter selbst suchen. Schafe und Ziegen sind kurzhaarig und ebenfalls von kleiner Gestalt. Schweine kommen seltener vor, ebenso Enten; letztere sind erst von Accra und Quitta eingeführt worden, da sie in Kamerun nicht autochthon sind. Die kleinen Hunde von schmutzig grauer Farbe sind fast nackt. An Gestalt und Größe kommen sie den Foxterriers nahe. Lange ungestutzte Behänge, kahle herunterhängende Rute, von großer Magerkeit,

falschem, mit unsteten Blick irren sie mit gesenktem Kopf lautlos umher und verschlingen gierig die widerlichsten und ekelhaftesten Dinge. Bellen können die Hunde nicht; ihre Stimme klingt ähnlich dem heiseren Gelächter der Schakale. Kommt ein fremder Hund in das Dorf, so stürzen sich die einheimischen wütend auf den Eindringling und beißen ihn tot.

Feuerung. Die Bakoko bedienen sich zum Feuermachen zweier Holzstäbe. Es ist durchaus nicht erforderlich, daß diese Holzstäbe von zwei verschiedenen Holzarten sein müssen, auch bedienen sie sich keineswegs immer einer bestimmten Holzart. Sie verwenden zu ihrem Feuerzeug alles Holz, welches weder zu weich noch zu hart ist. Zwei fingerdicke Stöckchen von etwa 30 Zentimeter Länge, werden nach Entfernung der Rinde gut ausgetrocknet und vollständig durchräuchert — nicht angekohlt. Sind die Hölzer vollkommen trocken, dann sind sie zum Gebrauch fertig. Man legt einen Stab auf die Erde und hält den zweiten Stab senkrecht auf den liegenden zwischen den Handflächen. Durch rasches Hin- und Herbewegen der Hände — Quirlen — werden die Holzstäbe an der Reibungsfläche glühend und durch Zusetzung von Tuchzünder oder getrockneten Bast wird unter fortwährendem Blasen ein hellbrennendes Feuer entfacht. Die ganze Prozedur des Feuermachens dauert 10—15 Sekunden, und erfordert keineswegs große Anstrengung. Nach Gebrauch der Stäbe werden dieselben sorgfältig in trockene Blätter oder Tuchfetzen eingewickelt und in der Hütte aufgehangen, damit sie keine Feuchtigkeit von der Luft anziehen. Neuerdings finden Schwedische Streichhölzer Eingang. Vier von den bekannten kleinen Schachteln haben im Innern des Bakokolandes einen Wert von 2 Mark.

Genußmittel. Wenn die Bakoko in ihren Dörfern sind, so essen sie eigentlich den ganzen Tag. Früh um 9 Uhr und abends gegen 6 Uhr halten sie ihre Hauptmahlzeiten. Das Essen besteht aus Fleisch, Fischen und Gemüse. Vegetabilien werden in großen Quantitäten verspeist, Fleisch wird als Leckerbissen betrachtet. Die hauptsächlichste Nahrung liefert die Pisangpflanze. Unter Pisang ist eine Abart von Musa sapientium, der eigentlichen Eßbanane zu verstehen. Die Engländer bezeichnen diese Abart mit dem Namen plantain, woraus man in Kamerun die Bezeichnung Plante gebildet hat. In Ermangelung eines anderen deutschen Wortes und zur genauen Unterscheidung von der Banane ist das Wort Plante sehr empfehlenswert, denn Pisang ist genau genommen viel zu allgemein gehalten. Wir sollen wirklich nicht so kleinlich sein, bloß weil das Wort Plante vom Englischen abgeleitet ist, meinetwegen auch eine Verballhornisierung des Wortes plantain ist, diese neue Bezeichnung a priori zu verdammen, damit haben wir noch keine bessere Bezeichnung für einen bisher unbekannten Gegenstand und machen uns bloß lächerlich. Jedenfalls hat der Ausdruck Plante alle Berechtigungi zu existieren.

Die Planten sind perennierend und durch Wurzelschößlinge leicht zu vermehren. Jede Staude trägt einen Büschel bis zu 90 Früchten. Ehe die einzelnen Früchte völlig gereift sind und die grüne Schale gelb wird wie bei musa sapientium, werden die Früchte durch Umhauen der ganzen Staude, die nur einmal trägt, geerntet. Die einzelnen Früchte erreichen eine Dicke bis zu 7 Zentimeter und eine Länge von 28 Zentimeter. Nach Abhäutung der grünen, lederartigen Schale wird das weiße Fleisch teils gekocht, teils in heißer Asche geröstet, um gegessen zu werden. Sehr beliebt ist dazu eine Tunke — um für zartbesaitete Gemüter nicht das Fremdwort Sauce

zu gebrauchen — aus Palmöl, stark gewürzt mit scharfem Kubebenpfeffer, der überall wild wächst. Erdnüsse, Erdeichel, Erdmandel oder Grundnüsse, arachis hypogaea, werden viel gegessen, indem die zerstampften Früchte mit dem bereits erwähnten Pfeffer zu einem dicken Brei gekocht werden. Weiterhin bilden die viel Stärkemehl enthaltenen Wurzeln des Kassavestrauches, manihot utilissima, ein geschätztes Nahrungsmittel. Durch gründliches Auswaschen oder Kochen wird aus den etwa 45 Zentimeter langen schindelförmigen Wurzeln der giftige Blausäure enthaltende Milchsaft ausgeschieden. Die Wurzeln werden sodann zerrieben und der gekochte Brei, wenn nicht gleich gegessen, wurstförmig in frische Plantenblätter gewickelt und zu den Mahlzeiten aufbewahrt. Den nicht gereiften, noch weißkörnigen Mais ißt man roh oder in heißer Asche geröstet mit Palmöl; Makabo (arum esculentum) wird unzerschnitten in Wasser gekocht und dann mit Palmöl genossen. Yams (dirscorea sativa), ist weniger bekannt. Können die Bakoko den von den Firmen importierten Siam-Reis erhalten, so kochen sie ihn körnig und verspeisen ihn mit Wohlbehagen. Irgend welche Blätter als Gemüse à la Spinat zubereitet sind ihnen unbekannt. Hühner-Eier werden selten gegessen, nie aber roh. Man behält sie zur Zucht. In einem weltentlegenen Bakokodorf, das noch nie einen Europäer beherbergt hat, wurde der Schreiber als ein Wundertier angestaunt, weil er außer Eiern noch andere Nahrung zu sich nahm. Hierdurch rückte ich den Bewohnern menschlich bedeutend näher, büßte allerdings auch viel von meinem Nimbus ein. Man findet die Annahme unter den unzivilisierten Negern sehr verbreitet, daß die Weißen nur von Eiern leben; aus diesem Grunde bieten die Eingeborenen jedem weißen Fremdling, wenn irgend möglich, als Begrüßungsgeschenk Eier an. Ziegen, Schafe, Schweine, Hunde, Hühner, Enten und alles erreichbare Wild wird gegessen. Als beste Bissen gelten die Eingeweide. Auch Fische, Krebse und Krabben werden nicht verschmäht. Im Nyong soll eine giftige Fischart vorkommen, die den Eingeborenen wohl bekannt ist und nicht gegessen wird, da nach dem Genuß dieses Fisches die Leute starkes Erbrechen und Krämpfe befällt. Als Gegengift wird Palmöl innerlich verordnet.

Ehe die Bakoko ein Tier schlachten, hetzen sie es eine halbe Stunde umher, weil dadurch das Fleisch wohlschmeckender wird. Das Töten der Tiere erfolgt durch Aufschneiden der Halsschlagadern. Die Haare werden von der Haut heruntergesengt und das Fell mit verspeist. Als ich meinen Koch, einen Bakokomann, fragte, warum die Leute auch das Fell mitessen, entgegnete er: „Herr, ißt Du nicht auch das Fell von Hühnern?" Das Fleisch wird gekocht, geröstet oder geräuchert.

Kannibalismus ist den Bakoko nicht unbekannt und wahrscheinlich heute noch Sitte. Wenn der Mensch vom Menschen vielleicht auch nicht als Nahrung betrachtet wird, so sollen doch Schwerbeleidigte den Kränker ihrer Ehre töten, und, nicht genug damit, einen Teil des Körpers verspeisen, um sich des Genossenen wieder auf natürlichem Wege durch den Magen und Darm zu entledigen, erst dann ist die Sühne vollkommen. Hinweise hierauf findet man auch in den religiösen Anschauungen der Bakoko. Als Nachtisch genießen die Bakoko Mangopflaumen (mangifera) in rohem Zustande. Dem Genuße dieses wohlschmeckenden Obstes werden heilsame Wirkungen zugeschrieben, daher ist die Frucht als einheimisches Medikament geschätzt. Ich glaube beobachtet zu haben, daß der Genuß von Mangopflaumen günstig auf die Tätigkeit der Nieren wirkt und reichliche Harnabsonderungen bedingt. Vielleicht könnte die Frucht bei Schwarzwasserfieber von

günstigem Einfluß auf die davon betroffenen Europäer sein, um einer Niererverstopfung vorzubeugen, in welchem Falle sonst regelmäßig der Tod erfolgt. Gern wird von den Bakoko die Kolanuß gegessen. Das Kapitel Kolanuß ist in letzter Zeit zu häufig behandelt worden, als daß ich dem Gesagten Neues hinzufügen könnte.

Einheimische Getränke sind Palmwein und Wasser. Zur Erlangung des Palmweins werden die Palmen umgehauen, und nach Abschlagung der Baumkrone fängt man den herausträufelnden Saft in Kalebassen auf, oder die Palmen werden an der Krone angebohrt und der herausfließende Saft durch einen aus Bast hergestellten Trichter in den Hals der Kalebassen geleitet, welche unterhalb der Wunde des Baumes angebunden sind. Man trinkt den Palmwein frisch, gegohren und angewärmt. Die Europäer gebrauchen Palmwein zum Backen anstatt Hefe. Bier und Rum sind sehr begehrt; diese Getränke werden von den Faktoreien eingeführt.

Die in Europa verbreiteten Behauptungen von den entsetzlichen Wirkungen des Rums auf die Eingeborenen sind mehr als übertrieben. Und daß der Rum schlimmere Folgen zeitigen soll als Palmwein ist eine haltlose Vermutung. Beide Getränke berauschen. Während meines mehrjährigen Aufenthaltes unter den verschiedensten Negerstämmen Kameruns, habe ich stets beobachtet, daß die Schwarzen bei ihren Zechereien vielmehr Haltung bewahren als die Weißen in Europa oder gar Afrika. Ich habe noch nie einen Neger im Zustande sinnloser Betrunkenheit gesehen, leider kann ich dies von Weißen nicht behaupten.

Geraucht und geschnupft wird bei den Bakoko viel. Außer dem in Blätter gebündelten Kentucky-Tabak, der von den Europäern eingeführt wird, besitzen die Bakoko einheimische Tabakspflanzen. Die Blätter derselben werden zuerst über Bambusstöcken an der Sonne und dann auf heißen Steinen getrocknet, sodann in kleine Stücke gerupft und in die von den Weibern gemachten Tonpfeifen gesteckt und geraucht. Als Schnupftabak werden die Blätter pulverisiert, mit etwa zehn Teilen auf hundert afrikanischen Pfeffers vermischt und die Nasen vollgestopft. Geschnupft wird mit Daumen und Zeigefinger oder aus der flachen Hand oder aus kleinen selbstverfertigten Löffeln. Als Behälter dienen Schneckengehäuse, kleine Hörner von Antilopen und von Europäern in den Handel gebrachten Blechdosen mit dem Bilde Wilhelms II.

Die Mucury-Kolonien.

Nach Aufzeichnungen aus dem Nachlaß des † evangelischen Geistlichen in Theophilo Ottoni (Brasilien), Pastor Hollerbach.

Von Dr. Alfred Rauter (Buenos Aires).

Die deutsche Kolonisation in Brasilien ist seit ihren Anfängen, im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts, in Deutschland selber mannigfachen Anfeindungen unterworfen gewesen. Es steht außer Frage, Gründe für eine solche Gegnerschaft waren genugsam vorhanden; aber sie hätten nicht, wie es geschehen ist, in der brasilianischen Kolonisation an sich gesucht werden müssen. Kolonisationsarbeit ist überall und ganz besonders in tropischen Landstrichen mit unzähligen Mühen und Gefahren verknüpft, und kein Kampf um das tägliche Brot ist härter, als der auf jungfräulicher Scholle. Das trat natürlich auch bei der Urwaldkolonisation in Brasilien zu Tage. Etwas anderes kann man der brasilianischen Kolonisation aber auch nicht zum Vorwurf machen. Besonders die Behauptung, daß die europäischen Einwanderer damals in Brasilien durchweg wie Sklaven behandelt worden seien, entbehrt jeder Begründung. Im Gegenteil, die damalige kaiserliche Regierung von Brasilien war sehr auf das Wohl der Einwanderer bedacht und überwachte die Tätigkeit der Siedelungsgesellschaften und der Siedelung treibenden Privatleute überaus scharf. Einzelne Fälle einer Art von Sklaverei mögen trotzdem vorgekommen sein; aber ähnliches ist auch anderweitig passiert, ohne deswegen gleich verallgemeinert zu werden. Die Schuld daran, daß die brasilianische Kolonisation in Deutschland in Verruf kam, trugen einzig und allein die europäischen Agenten, die den Auswanderern Luftschlösser vorspiegelten, anstatt ihnen wahrheitsgemäß zu sagen, daß ihrer ein schweres, an Entbehrungen reiches Leben harrte und daß sie die bessere und bequemere Zukunft mit einer Reihe arbeitsvoller Jahre erkämpfen müßten.

Die europäischen Einwanderer kamen damals meistens mit der ihnen von den Agenten eingeflößten Meinung in das Land, daß fortan alle Arbeit und alle Not ein Ende hätten, und waren gewöhnlich sehr enttäuscht, wenn sie dann sahen, daß Arbeit und Not jetzt erst so recht für sie begannen. Dazu kamen klimatische Einflüsse und allerlei tropische Krankheiten. Da warf mancher deutsche Ansiedler dann die Flinte in das Korn und zog von dannen; und was er in der alten Heimat oder anderweitig über Brasilien und die dortigen Siedelungen zu berichten hatte, lautete nicht gerade günstig. Im großen und ganzen war es aber nichts anderes, als das, was man auch heute aus tropischen und subtropischen Kolonien zu melden hat: Die Anlage neuer Siedelungen und Pflanzungen ist mit harter

Arbeit und vielen Entbehrungen verbunden; die Bearbeitung des jungfräulichen Bodens erzeugt Fieber; die Hitze erschlafft den Körper des Europäers. Der Unterschied ist nur der, daß der Auswanderer heute weiß, was ihm bevorsteht, und daß er daher mit größerer Willenskraft und stärkerer moralischer Widerstandsfähigkeit an seine Aufgabe herantritt, als der von dem Agenten betrogene, in seinen Hoffnungen bitter enttäuschte deutsch-brasilianische Kolonist aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Auch stehen dem Ansiedler in unseren Tagen wohl etwas bessere technische Hilfsmittel zur Verfügung, und in der Behandlung der Tropenkrankheiten sind wir heute erheblich weiter vorgeschritten, als damals. Aber sonst — die mühselige Urwaldarbeit ist dieselbe geblieben. Nur geht heute eben niemand mehr mit so unklaren und törichten Vorstellungen nach Brasilien, wie jene ersten, deutschen Kolonisten, die nach den Angaben der Agenten ein Paradies erwartet hatten und dann in eine Hölle gekommen zu sein glaubten.

Auch die Klagen, die damals über die schlechte Behandlung der europäischen Einwanderer seitens der brasilianischen Kolonieleiter laut wurden, dürften nach meiner Ansicht kaum eine größere Berechtigung gehabt haben, als die, welche gegen die Urwaldkolonisation an sich erhoben wurden. Ein Teil der Kolonisten scheute sich vor der schweren Urwaldarbeit und wollte wieder fortziehen; aber das Verlassen der Kolonien war mit Schwierigkeiten verknüpft. Viele der Einwanderer hatten von den Siedelungsgesellschaften oder siedelnden Privatleuten bare Vorschüsse erhalten und sollten diese erst abarbeiten. Aus dieser nicht unberechtigten Forderung der Kolonieleiter entsprang die Märe von dem Leibeigenschaftssystem in den brasilianischen Koloniedistrikten. Es ist das alles sicherlich bei weitem nicht so schlimm gewesen, wie es dargestellt wurde. Wenn die Einwanderer nicht vorwärts kamen und in Not und Elend gerieten, so trugen sie vielfach selber die Schuld daran. Das beweist die Tatsache, daß auch die vortrefflich verwalteten Regierungs- und Militärkolonien des Kaiserreichs Brasiliens anfangs nie recht gedeihen wollten, obwohl die Ansiedler in den Regierungskolonien erhebliche Unterstützungen und in den Militärkolonien gar eine bare Löhnung, die zudem ziemlich hoch war, Jahre lang erhielten. Aber auch diesen Leuten waren bei ihrem Fortgang aus Europa von den Auswanderungsagenten die Köpfe verdreht worden, so daß sie in Brasilien absolut nicht mehr arbeiten wollten und es, bei Aufhören der Unterstützungen und der baren Löhne, fast sämtlich noch zu nichts gebracht hatten. Erst dann, wenn die Not an sie herantrat, bequemten sie sich gewöhnlich zur Arbeit und wurden brauchbare Kolonisten.

Die Schreckensberichte über die brasilianische Kolonisation veranlaßten im Jahre 1859 die preußische Regierung, ein Gesetz zu erlassen, das jegliche Propaganda für die Auswanderung nach Brasilien verbot und mit strengen Strafen belegte. Diese Verordnung, die nach dem den Erlaß zeichnenden Minister von der Heydt'sches Reskript genannt wurde, war entschieden ein kolonialpolitischer Mißgriff; sie machte freilich dem Treiben der Agenten ein schnelles Ende, aber sie unterband zugleich auch, zumal andere deutsche Staaten sich Preußen anschlossen, der deutschen Kolonisation in Brasilien die Lebensader. Es hätte völlig genügt, falsche Vorspiegelungen seitens der Agenten mit harten Strafen zu ahnden, eine vernünftige Propaganda, zumal für die Auswanderung nach Südbrasilien, aber zu gestatten. Dann würden die Hunderttausende deutscher Auswanderer, die ihren Weg nach Nordamerika genommen haben, wenigstens teilweise nach Brasilien

gegangen sein, und dieses wäre heute eine kolonialpolitische Interessensphäre des deutschen Reiches. So aber ist durch die deutsche Kolonisation Brasiliens ein Riß gegangen, und diesen zu verkleistern ist unter den jetzigen Verhältnissen kaum noch möglich.

Unter den traurigsten Beispielen brasilianischer Koloniegründungen, bei denen auch deutsche Ansiedler in Betracht kamen, werden die Ansiedlungen am Mucury (Staat Minas Geraes) stets in der vordersten Reihe genannt. Unzweifelhaft ist dort auch manches falsch gehandhabt worden, und Not und Elend haben zeitweise in nicht unerheblichem Maße unter den Kolonisten geherrscht. Aber die Berichte, die damals darüber in Deutschland verbreitet wurden und wohl den direkten Anstoß zum Erlaß des von der Heydt'schen Reskriptes gegeben haben, waren übertrieben. Das lehren uns die Ausführungen des früheren, deutschen evangelischen Geistlichen in Theophilo Ottoni, Herrn Pastor Hollerbach, der schon 1862 nach dem Mucury kam und seit dieser Zeit mit der dortigen deutschen evangelischen Gemeinde bis zu seinem Tode Freud und Leid geteilt hat; das lehren uns nicht minder die Anmerkungen, mit denen Herr J. H., ein angesehener deutscher Geschäftsmann, der in den Mucury-Kolonien seit ihrer Begründung lebt, die Hollerbach'schen Ausführungen versah.

Wenige Tage, nachdem Pastor Hollerbach die nachstehenden Aufzeichnungen beendete, starb er, im Juni 1899, 66 Jahre alt, betrauert von seiner Gemeinde und von allen in Brasilien lebenden Deutschen, die sein edles, uneigennütziges Wirken kennen gelernt haben. Man wird seine Niederschrift wohl als das Zeugnis eines Mannes gelten lassen, dessen Worte vollen Glauben verdienen. Deshalb erschien es mir von Wert, seinen Aufsatz, der eine Ehrenrettung der vielgeschmähten Mucury-Kolonien ist, der Öffentlichkeit zu übergeben.

Auf die Anmerkungen, die Herr J. H., jetzt in Santa Clara ansässig, zu den Hollerbach'schen Ausführungen gemacht hat, möchte ich noch ganz besonders verweisen. Herr J. H., dem Pastor Hollerbach sein Manuskript zur Durchsicht, Ergänzung und Verwertung übergab, gehört zu den ersten Deutschen, die sich im Mucurygebiet niederließen, und war Augenzeuge jener Geschehnisse, die der Kolonie den guten Namen kosteten. Darum bilden seine Anmerkungen eine schätzenswerte Ergänzung zu den Mitteilungen Hollerbachs.

Im übrigen glaube ich, daß die gesamten Ausführungen der beiden um das Deutschtum in Theophilo Ottoni und am Mucury hochverdienten Männer für sich selbst sprechen werden. Ich lasse nun den Aufsatz des Pastors Hollerbach folgen; die Anmerkungen von J. H. sind als solche gekennzeichnet.

Die Siedelungen am Mucury.

Vorwort.

Der Mucury war ein Name, mit dem man, wie es heißt, in der alten Heimat schon die Kinder zu schrecken pflegte, ein Name, der in Deutschland jahrzehntelang in erster Linie genannt wurde, wenn es galt, der brasilianischen Kolonisation etwas am Zeuge zu flicken. Der Schreiber dieser Zeilen hat verschiedentlich aufklärende Berichte nach Deutschland gesandt, um die Grundlosigkeit der Beschuldigungen, die dort allgemein gegen die Siedelung am Mucury erhoben wurden, nachzuweisen. Aber kein deutsches Blatt hat es für angemessen und der

Mühe wert erachtet, auf die Stimme eines deutschen Mannes, der fast vierzig Jahre lang der Führer und Berater einer deutschen evangelischen Gemeinde im brasilianischen Urwald war, zu hören. Wird es mit diesen Zeilen wieder so gehen? Ich rufe zu Gott, daß er die Herzen unserer deutschen Brüder jenseits des Wassers erleuchten und ihre Maßnahmen zu unseren Gunsten lenken möge. Da man mich, als es an der Zeit war, uns hier zu helfen, drüben nicht hören wollte, so habe ich meine ganze Kraft darauf verwendet, das hiesige Deutschtum so zu leiten und auszurüsten, daß es trotz alledem nicht als ein völlig verlorener Posten angesehen werden darf. Die Furcht davor, vom Brasilianertum aufgesogen zu werden, hat noch vor 16 Jahren vier der besseren, deutschen Familien veranlaßt, nach Nordamerika auszuwandern. Für mich, der ich immer im deutschen Sinne hier gearbeitet habe, könnte es keine bessere Anerkennung meines Wirkens geben, als wenn man drüben im alten Vaterland die verfehmten Mucury-Kolonien, auf Grund meiner Ausführungen, in Zukunft etwas gerechter beurteilen wollte. Dann, kann ich sagen, ist die Arbeit eines Menschenlebens, *meine* Arbeit, nicht vergebens gewesen. Das walte Gott!

Der Anfang.

Die ersten Kolonisten kamen 1856. Etliche setzte man an den Mucury selbst; aber das Fieber dezimierte und vertrieb sie. Etliche siedelte man längs der Straße an, besonders an den Oberläufen der Flüßchen Ribeirão das Pedras und Bella Vista d'Arêa. Da diese aber jedes Jahr austrocknen, verschwanden die Anwohner, ebenso wie die von S. Clara, wo die Fahrstraße beginnt und sich gleich vom Mucury weg auf die zwischen der Serra Negra und der Serra dos Aymores befindlichen Hochebenen und Täler oben genannter Flüßchen wendet, bis an den Bach Barreado auf einer Strecke von 9—10 Kilometern angesiedelten zahlreichen Familien. Am Barreado, der nie austrocknet, befanden sich 1862 noch 4 Familien, in S. Clara auch noch 4—5. Diese Ansiedelungen waren der Schauplatz vieler Leiden und Entbehrungen.

Man steigt nun ins Tal des Urucú herunter, vom Merro do Ribeirão d'Arêa herkommend; die Fahrstraße begleitet dieses Flüßchen ziemlich 18 Kilometer weit, um dann ins Tälchen des Ribeirão das Lages einzubiegen, immer die Hauptrichtung nach Westen wieder suchend; denn es war das Hauptziel des Gründers der Mucury-Kolonien und Direktors der Mucury-Gesellschaft, Theophilo B. Ottoni, den Bewohnern des Hinterlandes von Minas Geraes eine schnellere Verbindungsstraße mit dem Meere und mit Rio de Janeiro zu geben, wozu vorläufig der Mucury diente und später der Caravellas ausersehen war. Am Urucú wurde zum Schutz gegen die Wilden eine Militärkolonie gegründet. Die ersten Ansiedler dieser Militärkolonie waren etwa 160 Holländer und 100 Portugiesen. 1862 war nur noch die Hälfte der Holländer am Platze; die anderen waren gestorben oder fortgezogen[1]). Die Holländer haben viel erlitten, wenn auch teilweise durch eigene Schuld. Denn da die *übertriebenen* Versprechungen der

[1]) Die Kolonisten der Militärkolonien unterstanden dem Kriegsministerium in Rio de Janeiro. So war es auch hier der Fall. Die Holländer bekamen von Juni 1858 bis April 1862 bare Löhnung und arbeiteten deshalb wenig. Erst als die Barzahlungen fortfielen, hob sich diese Kolonie.

europäischen Auswanderungsagenten nicht erfüllt werden konnten, waren sie unlustig zur Arbeit. Auch hatten sie vielfach mit Krankheiten zu kämpfen. Das Kriegsministerium hielt es deshalb für gut, ihnen 1½ Jahre länger, als ausgemacht war, die Löhnung zu zahlen. Es wäre vielleicht besser gewesen, sie früher an stetige, zielbewußte Arbeit zu gewöhnen. Die letzte Auszahlung erfolgte im April 1863.

Deutsche, die längs des Ribeirão das Lages und des Corregode Ouro angesiedelt wurden, innerhalb der Serra Negra, zwischen hohen Felsen, waren 1862 alle weg, hauptsächlich wegen der immer zudringlicher werdenden Wilden. Welche Leiden und Entbehrungen dieses Aufgeben von schwer erkämpften Ansiedelungen im Gefolge hatte, kann man ermessen, wenn man hört, daß eine Entschädigung für Hütte und Pflanzungen nicht bezahlt wurde, daß der Hausrat, da es genügende Transportmittel nicht gab, verschleudert oder im Stich gelassen werden mußte, daß die Fortziehenden sich zwar mit allem möglichen bepackten, unterwegs aber vieles liegen ließen oder fortwarfen, um nur selber weiterzukommen, daß sie schließlich das letzte gute Kleidungsstück vom Leibe fort verkaufen mußten, um die Wegzehrung zu erschwingen. In der Tat, es waren unsägliche Leiden, die sie bei dem wochenlangen Herumirren in den Urwaldspikaden zu erdulden hatten, bis sie sich nach S. Leopoldina oder S. Matheus durchgeschlagen hatten[1]).

Vom Ribeirão das Lages (Felsplattenbach) und Corrego de Ouro (Goldbach) kommt man an zwei andere kleinere Bächlein, deren Gelände nie besiedelt war; am dritten, Wildrohrbach, existierten 1862 noch zwei Schweizerfamilien. Von da gelangt man über den Sattel eines niedrigen Berges an den Sehnsuchtsbach, fast dicht an der Stelle, wo er in den Allerheiligenfluß (Todos os Santos) mündet, ca. 28 Kilometer von dem Stadtplatz Philadelphia entfernt. Dieser ist angelegt an einer Stelle, wo in kurzer Entfernung drei schöne Bäche, zwei von N. und NNW. und einer von S. kommend, in den Todos os Santos einmünden. Diese Gegend bevorzugten die Kolonisten bisher; denn sie ist der fruchtbarste Teil des ganzen Mucury-Gebietes; die Bäche trocknen dort nicht aus, jeder von ihnen ist 9—12 Kilometer lang und hat mehrere Nebenflüßchen. Die Stadt liegt 300 Meter über dem Meeresspiegel. Hier befanden sich noch 317 evangelische Deutsche bei meiner Ankunft im Mucury-Gebiete im Mai 1862. Ein Bericht des † Direktors Theophilo Ottoni redet von im ganzen 546 Familien und Ledigen, also etwa 2000 Seelen, die bis 1859 nach dem Mucury gebracht waren[2]). Was davon noch übrig war, haben wir gesehen, und von diesen übrigen bereitete sich, wer nur irgend konnte, zum Ausreißen vor, Kolonisten sowohl als auch Einheimische Sklavenbesitzer und Arme. „Sauve que peut“ war das allgemeine Stichwort geworden,

[1]) Direktor Ottoni hatte bestimmt, daß Kolonisten, welche fliehen oder wegziehen wollten, nichts in den Weg gelegt, aber auch kein Vorschub geleistet werden solle. Vorschüsse und Schulden an die Siedelungsgesellschaft hat keiner der abziehenden Kolonisten bezahlt. Die meisten der Kolonisten, welche ihre Pflanzungen verlassen mußten, zogen übrigens in die Umgegend von Philadelphia (jetzt Theophilo Ottoni), wo heute sie selbst noch oder wenigsten ihre Nachkommen leben.

[2]) Direktor Ottoni gibt 546 Familien an; darunter befinden sich die Portugiesen, die Belgier, die Tyroler, die Elsässer und viele Deutsche katholischer Konfession. Der Abgang an Kolonisten kann also kein sonderlich großer gewesen sein, wenn Pastor Hollerbach 1862 noch 317 evangelische vorgefunden hat.

besonders, als nach dem tendenziösen Vorgehen des Dr. Avé Lallemand[1]) und nach der Auflösung der Mucury-Kompagnie die Regierung anscheinend nicht das Zutrauen hatte, daß die Kolonisation am Mucury trotz alledem noch lebensfähig wäre. Zwar sandte sie Direktoren hin und gewährte allerlei Unterstützungen, direkte durch Bezahlung von Ärzten, Lehrern und Geistlichen und durch kostenlose Verabfolgung von Arzneien am Arme, indirekte durch Arbeiten an den Wegen, durch Sendung von Soldaten und Ausbesserung der Fahrstraßen, sowie durch Vorschüsse an Kolonisten zu Mühlenbauten und zum Ankauf von Kaffeeschälmaschinen; aber etwas Planmäßiges und Neues schuf sie zur Hebung der Kolonien nicht; keine Industrie war vorhanden; kein neuer Zuzug erfolgte. Cerealien lohnten den Transport nach Rio de Janeiro nicht; so war es ein Vegetieren, und fast alles Blut, was noch hier in dem Koloniekörper zirkulierte, waren die von der Regierung für obige Zwecke verwandten Gelder.

---

[1]) Dr. Robert Avé Lallemand kam hier in Santa Clara zu Anfang des Jahres 1859 an, angeblich um die Kolonien privatim zu besuchen, in der Hauptsache jedoch in geheimer offizieller Mission des Konservativen Ministeriums in Rio de Janeiro und insbesondere des Ackerbauministers Manoel Felippe de Souza e Mello, um den Direktor der Mucury-Compagnie, Theophilo Ottoni, zu stürzen. Das Unternehmen der Mucury-Kompagnie sollte lahm gelegt werden, da das Betriebskapital von 1200 Conto de Reis verbraucht war und zum Ausbau des Unternehmens nur unter Zinsgarantie von seiten der Regierung weitere Kapitalien aufgenommen werden konnten. Dr. Lallemand kam von Rio de Janeiro auf dem Umweg über Bahia, woselbst er vom dortigen Chef der konservativen Partei, Gonsalves Martius, dem späteren Barão de São Lorenço, Instruktion für die Kampagne gegen Ottoni einzuholen hatte. Die Mucury-Kompagnie war den Bahianern ein Dorn im Auge. Durch ihr Kolonisationsunternehmen und besonders durch ihren Plan, eine bessere Verbindung des nördlichen Teiles der Provinz Minas Geraes mit dem Meere herzustellen, hatte sie die Projekte von Gonsalves Martius und seinen Freunden gestört, die jenen nördlichen Teil von Minas Geraes vermittelst einer anderen Route, der am Sequitinonha-Flusse, an Bahia bringen wollten. Dr. Lallemand hatte leichtes Spiel. Hier in Santa Clara lagen damals gerade 150 neu angekommene Kolonisten. Diese Leute, meistens Deutsche, waren in Europa für Rio Grande do Sul engagiert worden. Dort herrschte gerade große Teuerung aller Lebensmittel, infolge von Trockenheit, deshalb sollten die Kolonisten hier angesiedelt werden, weil nach hier die Lebensmittel per Dampfer von Rio importiert werden konnten. Unter diesen Kolonisten gab es, wie immer, unzufriedene Leute, und das benutzte Dr. Lallemand für seine Propaganda gegen den Mucury. Unter den 150 neuen Kolonisten befanden sich etwa 30 ledige Franzosen, ausgediente Chasseurs d'Afrique und Zuaven, die sich mit einigen deutschen Familien zusammentaten und sich weigerten, hier Land zu nehmen. Diesen Leuten versprach Dr. Lallemand kurzweg, daß er sie nach Rio Grande, wo Milch und Honig fließe, bringen lassen werde. Der größte Teil der Einwanderer hatte bereits Land inne; manche hatten sogar schon, also nach nur wenigen Monaten, Bohnen und andere Früchte geerntet. Dr. Lallemand berichtete an die Regierung, diese sandte den Kriegsdampfer „Tieté“, um diejenigen Einwanderer abzuholen, welche wegziehen wollten. Da waren es aber nur wenige, welche trotz aller Redekunst des Dr. Lallemand und trotz der brillanten Aussichten in Rio Grande sich verlocken ließen, mit Dr. Lallemand abzuziehen. In Philadelphia, wohin Dr. Lallemand auch gereist war, hatte er völlig fiasco gemacht; nur wenige Kolonisten folgten seiner Aufforderung. Daß die Ankunft des „Tieté“ in Rio de Janeiro großes Aufsehen hervorrief, war natürlich; Dr. Lallemand und seine Freunde hatten schon für das Bekanntwerden der Nachricht gesorgt. Die Landung der

Ja, in Mucury ist viel gelitten worden. Aber wo ist ein Ort auf dieser Erde, wo die erste Generation unter den Kolonisten, die den jungfräulichen Boden urbar macht, nicht dahinsänke unter denselben Leiden? Und wo ernten die Pioniere der Kultur die vollen Früchte von ihrer Hände Arbeit? Erst das Wohlbefinden ihrer Kinder zeugt für das, was sie geschaffen haben. Dies ist Nr. 1, was ich den Feinden der hiesigen Kolonisation entgegenzuhalten habe.

Zu zweit kann es Schreiber nicht laut und kräftig genug sagen: Ehre den Regierungen in Rio de Janeiro und Minas Geraes. Sie haben ihre Pflichten erfüllt; sie haben stets unsere berechtigten und begründeten Klagen und Bitten gehört, Unrecht nach Möglichkeit abgestellt, Recht geübt, und Liberalität gezeigt, manchmal sogar in überraschender Weise. Wenn die Wasser bis nach dem Mucury immer schwächer wurden, wahrlich der Regierungen Schuld ist es nicht. Sie haben alles getan, um die Flußläufe zu regulieren und uns Wasser zu schaffen. Manchmal ist ein solches Eingehen auf unsere Klagen erfolgt, daß es uns die Herzen warm und dankbar machte, und nur der leider so häufige Wechsel der Beamten hat bisweilen verhindert, daß die begonnenen Verbesserungen nicht durchgeführt wurden.

Drittens: Von 317 Seelen sind wir auf ca. 1000 gestiegen, trotzdem nach unserm Dafürhalten der Abgang durch Auswandern und Rückzug nach Europa und Verlust durch gemischte Ehen etwas größer ist, als der Zugang. Gegenwärtig stehen 40—45 Geburten und 15--16 Todesfälle einander im Jahre gegenüber.

Kolonisten in Rio de Janeiro erfolgte unter lebhaftem Hei-ho-Rufen. Jedermann sollte die von der Sklaverei und einem sicheren Tode durch Dr. Lallemand erretteten deutschen Kolonisten sehen, zur Schmach des Direktors der Mucury-Kompagnie, des demokratischen Senators Theophilo Ottoni! Dr. Lallemand hat der damaligen Regierung unzweifelhaft große Dienste geleistet, aber mit fragwürdigem Erfolg für die abgezogenen Kolonisten und zum größten Schaden der hiergebliebenen deutschen Kolonisten. Die Kolonie kam in Verruf und wollte lange Zeit hindurch nicht mehr gedeihen. Das Vorgehen Dr. Lallemands hatte aber noch weitere schlimme Folgen. Die preußische Regierung erließ das von der Heydt'sche Reskript, durch das die ganze deutsche Kolonisation in Brasilien auf das schwerste betroffen wurde. Dr. Lallemands Wühlereien gegen die hiesige Kolonie waren absolut unberechtigt, deshalb konnte ich diese Schrift des Herrn Pastors Hollerbach auch nicht weitersenden, ohne den Sachverhalt mal authentisch klargelegt zu haben. 40 Jahre sind seither vergangen. Aber noch lebt in mir deutlich die Erinnerung an jene Tage, in denen politischer Parteihader die Zukunft unserer Kolonien vernichtete. Es herrschte hier niemals Hungersnot dazumal, und die Einwanderer wurden so aufgenommen und versorgt, wie wohl in keinem anderen Lande, sowohl von der Regierung wie auch besonders von der Companhia Mucury. Ebensowenig wie die anderen Behauptungen Dr. Lallemands entsprach auch die der Wahrheit, daß hier der Typhus die Einwanderer hinweggerafft habe. Wahr ist, daß im Empfangshaus unter den Leuten, welche kein Land angenommen hatten, Fieber ausgebrochen ist, das verschiedene Opfer gefordert hat, aber an der Entwicklung der Krankheit waren die Leute selbst schuld; denn, in völliger Untätigkeit, bei horrender Unreinlichkeit, verlebten sie einige Monate in dem in bester Lage gelegenen Haus. Nur unter diesen Leuten kamen Sterbefälle infolge typhusartigen Fiebers vor; die Kolonisten, welche auf ihrem Landstück wohnten und arbeiteten, waren gesund geblieben.

(Herr J. H., der das im vorstehenden Geschilderte mit erlebt hat, erklärt, daß er für die Wahrheit seiner Angaben eintritt. Nachricht erreicht ihn durch Vermittelung seines Vertrauensmannes in Rio de Janeiro, des angesehenen deutschen Großkaufmannes Dannecker).

Dadurch wird glänzend die Annahme widerlegt: der europäische Landmann, besonders der aus den nördlichen Ländern, könne in den Tropen nicht selbsttätig Landbau treiben. Die deutschen Kolonisten aus Sachsen, Hannover und Pommern verrichteten hier und verrichteten noch heute in der Tropensonne ihre Feldarbeiten und leisten mehr, als der Einheimische und arbeiten konstanter, als er. Theophilo Ottoni liegt etwa 17,30° südl. Br. und 3,30 östl. L. von Rio de Janeiro und, wie gesagt, nur 300 Meter überm Meeresspiegel. Urucú liegt wenigstens 50 Meter niedriger und S. Clara nur 66 Meter hoch.

Der Fortgang.

Die Zeit der Stagnation dauerte bis zum Jahre 1867; da fingen wir an, die Kolonisten zum Kaffeebau aufzumuntern, und der damalige Direktor erhielt endlich von der Regierung die Erlaubnis, neue Kolonisten kommen zu lassen. Im August 1868 kamen sie, etwas 30 Familien, meistens Sachsen. Mehrere zogen bald wieder fort. Diese hatten nicht entfernt die Entbehrungen durchzumachen, wie die ersten Kolonisten. Sie wurden von Rio de Janeiro durch den Pflanzer Herrn Heinrich Schröter abgeholt und auf dem ganzen Weg gut verpflegt. Der Weg bestand nicht mehr in Pikaden; es war eine regelrechte Fahrstraße. Ihre Ankunft war vorbereitet; fast jedem war ein Stückchen Urwald geschlagen und ein genügendes Häuschen gebaut worden. Es wurde durch das Los bestimmt, wohin jeder kommen sollte. Wege waren gemacht worden, und die Neuankömmlinge konnten sich selbst Geld durch Wegebau verdienen; sie konnten teilweise bei Kolonisten wohnen, bis ihr eigenes Grundstück genügend im stande war, und die älteren Kolonisten standen ihnen als Ratgeber zur Seite. Es zeigten sich keine epidemischen Krankheiten; sie litten nicht an Wunden, wie viele der ersten Kolonisten, denen Sandflöhe in die Füße gekommen waren. An Sandflöhen litt jetzt nur noch, wer zu faul und zu unsauber war.

Also hauptsächlich von Mitte der 60er Jahre an pflanzte man Kaffee. Obgleich derselbe manchmal nur 2—3 Milreis per 15 Kilo brachte, so war er doch ein Produkt, das der Kolonist unbedingt absetzen konnte und zwar auf einmal, nicht wie die Cerealien, immer nur in kleineren Mengen, da die Stadtplätze damals noch wenig entwickelt waren. Theophilo Ottoni war in der Mitte der 60er Jahre fast ganz entvölkert, und zahlreiche angefangene Häuser fielen ein.

Bisweilen wurde die ruhige Entwickelung der Kolonie auch durch die Wilden gestört, dann wieder durch die Entwertung aller Produkte, besonders des Kaffees, der Anfang der 90er Jahre auf 800 Reis und 1 Milreis per 15 Kilo gesunken war und 4 Jahre lang auf diesem Preisfuß verblieb, so daß in einem Jahre die Kolonisten mit Tränen in den Augen zu mir kamen und mich baten, anstatt des baren Gehaltes Kaffee in Rechnung zu nehmen. So nahm ich nach und nach über 1000 Kilo Kaffee an und gab sie mit Verlust in Zahlung. Vor 4 Jahren dagegen kosteten 15 Kilo Kaffee hier bis 16 Milreis, also das 16 fache von dem damaligen Preise. Häuser und Grundstücke stiegen plötzlich im Werte. Ein Kaufmann berechnete den Erlös aus dem am Mucury geernteten Kaffee für das Jahr 1895 auf 10—12 Millionen Mark.

Die jetzige Lage (1899).

Am 3. Mai, dem Tage der Entdeckung Amerikas, wurde die Endstation der Eisenbahn hier eingeweiht. Man kann nun die 377 Kilometer entfernte Küstenstadt Caravellas

in zwei Tagen bequem erreichen; ebenso wird der Kaffee ans Meer und die Waren nach hier befördert. Welch ein Unterschied gegen früher, da die Tropas (Maultierzüge) im besten Falle im Monat die Reise nach S. Clara oder Aymores und zurück machten, da die Waren den Mucury herauf bei niedrigem Wasserstande in lanchas (Frachtkähnen) 6—7 Tage brauchten, da, zumal in der Regenzeit, die Rückkunft der Wagen ganz unberechenbar war. Trotzdem war schon damals es möglich, im günstigsten Falle, wenn alles klipp und klar ging, in 9—11 Tagen von Rio de Janeiro bis Philadelphia zu kommen und in weiteren 3—4 Tagen bis Minas Novas oder Calhao, gegen den monatelangen Überlandweg via Diamentina; und war schon damals der Wunsch des Gründers des „Mucury", des † Senadors Theophilo Ottoni, für seine Landsleute im Inneren von Minas Geraes nach Möglichkeit erfüllt, so ist er also heute, dank der großherzigen Opfer der Regierung von Minas Geraes, weit übertroffen worden. Heute kann ein Reisender von Rio de Janeiro nach Minas Novas in 8—9 Tagen kommen. Im Notfalle können wir also auch rasch Lebensmittel aus Rio bekommen, und nie wird hier wieder solche Teurung eintreten können, wie früher. Jetzt beginnen wir hier schon Stapelplatz für das weitere Innere von Minas Geraes zu werden. Kommen doch jetzt schon Tropas hunderte von Kilometern weit aus dem Inneren hierher, um Lebensmittel für die von der Trockenheit hart betroffenen Gegenden zu holen. Unseren Kolonisten geht es durchweg recht gut. Jetzt, nach 38—40 Jahren, sind endlich die Ländereien zum letzten Male und endgültig vermessen und die Besitztitel an die Kolonisten verteilt worden. Auch dies trägt zur ruhigen Entwickelung der Kolonie bei. Sehr viele Kolonisten haben sich sehr schöne, massive Wohnhäuser gebaut und haben neben ihren Reitpferden und einer Rinderherde noch einige 1000 Mark auf der hohen Kante liegen[1]). Auf den Kolonien existieren drei von dem Munizipium bezahlte Schulen, und in der Stadt besteht auch eine Schule für die evangelischen Deutschen, die eine kleine Unterstützung vom Stadtrat erhält. 5—6 vom Munizipium bezahlte Schulen sind brasilianisch. Außerdem besteht eine höhere Schule, Lyzeum genannt, welche von der Staatsregierung unterstützt wird. In den 37 Jahren meines Hierseins hat noch kein evangelischer Deutscher wegen gröberen Verbrechens vor Gericht gestanden, und dies wurde selbst vom letzten Rechtsrichter schon mehrmals rühmend erwähnt. Nach Verhältnis der Bevölkerungszahl hätten allein beim letzten Schwurgericht zwei Deutsche wegen schwerer Verbrechen unter den 50 Gefangenen sein müssen. Gottlob, in 37 Jahren ist kein derartiger Fall passiert. An den Früchten sollt ihr sie erkennen! Der Deutschen halber könnte also das Gefängnis abgerissen werden. So schwer es auch ist, allen Kolonistenkindern eine, wenn auch nur bescheidene, Bildung zu teil werden zu lassen, so sind doch in den letzten 37 Jahren unter den Konfirmanden vielleicht nur 3 bis höchstens 4 % ganz ohne

[1]) Herr Pastor Hollerbach unterließ zu betonen, daß der Boden der Mucury-Kolonien alle in Brasilien sonst gebräuchlichen Produkte der tropischen und subtropischen Zone erzeugt, Mais, Bohnen, Reis, Zuckerrohr, Taback, Kaffee, Mandioca, Kartoffeln aller Art inkl. der deutschen Kartoffel. In den höheren Lagen im Innern wird auch Weizenbau betrieben, allerdings nur primitiv und im kleinen. Auch kommt der Weinstock gut fort. Am Mucury, von S. Clara nach der Meeresküste, gedeiht der Kakao ausgezeichnet in den Niederungen des Flusses. Vieh- und Schafzucht gedeihen auch gut; das Klima ist ihnen zuträglich.

solche gewesen; denn es gibt hier viele Eltern, die trotz der schweren Tagesarbeit auch noch ihre Kinder selbst unterrichten. Freilich mußte ich stets alle Mittel der Ermunterung anwenden, um den guten Willen bei den Leuten zu erhalten und immer aufs neue zu erwecken. Im übrigen ist ja mein Pfarrsprengel so groß wie ganz Baden der Länge nach, wenn auch nicht der Breite. Die äußersten Punkte liegen 320 Kilometer auseinander.

Die Zollstelle in Aymores hat in 25 Monaten an Provinzialzoll 509 Conto de Reis eingetragen. Da der Zoll 10 % vom Wert der eingeführten und ausgeführten Produkte und Waren beträgt, so wäre das gleich einer Ausfuhr und Einfuhr von zusammen 5 Millionen Mark in 25 Monaten. 1897/98 (die beste Ernte) soll die Ausfuhr in Kaffee über Aymores 3 120 000 Kilo betragen haben. 1899 wegen der Dürre jedenfalls kaum die Hälfte. Viel Kaffee geht auch nach dem Inneren.

Aber leider ist die Zeit zur Kolonisation verpaßt, wenigstens im Mucury-Gebiet in der Nähe der Eisenbahn. Selbstverständlich sind die besseren Ländereien alle besetzt. Und von Hunger getrieben wandern seit 1889 bis dato ganze Scharen von Inländern von weither nach hier ein. Jeder muß sein Stückchen Land haben. Alle Flüßchen und Tälchen weit umher sind voll. Alle meine Anstrengungen in Deutschland, dortige Kolonialfreunde zu veranlassen, einige Strecken zusammenhängenden Gebietes zu erwerben, ehe es zu spät war, sind leider vergebens gewesen. Längst geht die Eisenbahn durch das Gebiet und alle Ländereien sind besetzt. Jetzt müßte es heißen: Aus Privathänden kaufen. Ich muß mich mit meiner kleinen Gemeinde resignieren, forthin ohne frischen Zuzug um die Sprache den Glauben und die Sitten unserer Väter zu kämpfen. Gott wolle mir helfen, daß durch Gründung eines Konfirmandenhauses oder einer sonstigen evangelischen Anstalt diese dringende heilige Sache, ehe ich sterbe, konsolidiert wird. Dann lege ich zu jeder Zeit, nach fast 40 jähriger Arbeit, meinen Stab gerne nieder.

Theophilo Ottoni, den 3. Juni 1899.

gez. Hollerbach, Pastor.

Die evangelischen Missionen in den deutschen Schutzgebieten.

Von Pastor C. Hoefer.

II.

Deutsch-Neu-Guinea.

Die Neuendettelsauer Missions-Gesellschaft ist hier seit 1886 in deutschem Gebiet auf 4 Stationen tätig: Simbang bei Finschhafen, auf Tami, einer Insel östlich von Finschhafen, Deinzer-Höhe und Sattelberg, nordöstlich von Finschhafen. Im letzten Jahre wurde eine neue Station im Jabim-Gebiet gegründet. Auf diesen fünf Stationen sind 11 Missionare tätig. Sie unterrichten in vier Schulen ca. 100 Schüler. Der Schulunterricht ist bisher die wichtigste Tätigkeit auf diesem Missionsgebiet, denn von hier aus wird sich allein ermöglichen lassen, die Stämme unter religiösen Einfluß zu bringen. Im letzten Jahre ist auch eine Lehrerin in Sattelberg angestellt worden. Die Arbeit des Missionspersonals wird durch das mörderische Klima sehr erschwert, Todesfälle am Schwarzwasserfieber, offene, eitrige Wunden hindern vielfach den Fortgang des Betriebes. Kräftigung und Erholung gewährt die höher gelegene Station Sattelberg als Gesundheitsstation. Sämtliche Stationen haben Kostschüler, welche zu Dienstleistungen auf der Station und zur Schule angehalten werden; sie werden späterhin den Stamm der Missionsgehülfen bilden. Die Stationen Tami und Deinzer-Höhe wurden weiter ausgebaut. Einen besonders erfreulichen wirtschaftlichen Aufschwung in Gartenbau und Viehzucht hat die Station Sattelberg im letzten Jahre zu verzeichnen. Der länger dauernde Aufenthalt der Eingeborenen als Arbeiter auf dieser Station brachte dieselben unter religiösen Einfluß, doch beobachten die Eingeborenen immer noch scheue Zurückhaltung gegen die Europäer; erst wenn sie Zutrauen gefaßt haben, verspricht die Missionstätigkeit auf diesen Stationen schnellere Fortschritte. Wesentlich wird dazu der Umstand beitragen, daß die Sprache des Bezirks Jabim (Simbang) im allgemeinen lexikographisch und grammatisch fixiert ist, eine Arbeit, die nach jahrzehntelanger unsagbarer Mühe im letzten Jahre zu Ende geführt ist, Katechismus und biblische Stücke sind in diese Sprache bereits übersetzt. Die Kai-Sprache (Sattelberg) ist noch nicht so weit erforscht, doch sind in dieselbe auch schon eine Lesefibel und etliche biblische Geschichten übersetzt. Reichere Sprachproben derselben enthält die Zeitschrift für afrikanische und ozeanische Sprachen. Das Verhältnis der Missionare zu den deutschen Behörden ist ein freundliches.

Die Rheinische Missionsgesellschaft hat 1887 Deutsch-Neu-Guinea

besetzt und arbeitet gegenwärtig an der Astrolabe-Küste auf vier Stationen: Bogadjim, Bongu, Siar und Ragetta mit fünf Missionaren in vier Schulen mit ca. 150 Schülern. Die Schultätigkeit bildet auch in diesem Missionsbezirk die Haupttätigkeit, so lange die erwachsenen Eingeborenen sich vor den Europäern noch scheu zurückhalten. In Bongu und Ragetta sind im letzten Jahre kleine Kapellen errichtet worden. Die Schule in Bogadjim ist von 47 Schülern besucht, sie ist die größte des Missionsbezirks und ihre Schüler zeigen bereits auch gute Elementarkenntnisse. Die Sprachforschung unter den Eingeborenen und zugleich der Fortschritt in Schule und Missionsarbeit wird besonders dadurch erschwert, daß in fast jeder Niederlassung der Eingeborenen ein anderer Dialekt gesprochen wird. Zum Rheinischen Missionsgebiet gehören allein 3 Sprachen. Noch mehr wird die Missionsarbeit gehindert durch das ungesunde Klima.

Kiautschou.

In diesem Pachtgebiet haben von evangelischer Seite die Missions-Gesellschaft Berlin I, der Allgemeine Protestantische Missionsverein und die amerikanischen Presbyterianer Fuß gefaßt. Letztere Gesellschaft beschäftigt einen Missionar in Tsingtau und sorgt in 11 Schulen für die Unterweisung von ca. 100 Schülern.

Berlin I arbeitet seit 1897, dem ersten Pachtjahre dieses Gebiets, auf zwei Hauptstationen: Tsingtau, Tsimo und auf 9 Außenstationen mit 3 Missionaren und einer Schwester, die von dem Vaterländischen Frauenverein überwiesen ist, 2 eingeborenen Lehrern, 6 Nationalhelfern, 1 Evangelisten und 3 Bibelkolporteuren. Die Gesellschaft besitzt 3 Schulen mit ca. 150 Schülern. In Tsingtau ist im letzten Jahre die Elementarschule zu einer Mittelschule und einem Seminar erweitert worden. Ein größeres neues Schulgebäude faßt sie sämtlich in sich. Zum Bau desselben zahlten die Chinesen freiwillig 2309 Mk. Die Ausgaben der Missionsgesellschaft Berlin I für Kiautschou betrugen im Jahre 1901 48 340 Mk. Die Arbeit der Missionare zeitigt die erfreulichsten Fortschritte. Sie findet unter den Chinesen große Unterstützung, zum Beispiel zahlten sie an die Schule im letzten Jahre 4 717 Mk. Schulgeld. Nicht minder findet die Tätigkeit dieser Gesellschaft bei der deutschen Regierung allgemeine Anerkennung. Im letzten Jahre wurde eine neue Außenstation 12 Meilen westlich von Tsingtau in Dschu-Tscheng errichtet. Die Missionare beschäftigen sich zur Förderung ihrer Tätigkeit auch literarisch mit Übersetzung der Bibel u. s. w. Sie gewinnen das Zutrauen der Chinesen zunächst durch ihre ärztliche Tätigkeit.

Der Evangelisch-Protestantische Missions-Verein wirkt seit Besitzergreifung von Kiautschou dortselbst mit 2 Theologen als Missionaren, mehreren eingeborenen Gehülfen und einem praktischen Arzt. Tsingtau und Schamo sind die beiden Hauptstationen mit 2 Schulen und 5 Lehrern. Dazu kommen die beiden Hospitäler in Tsingtau (Faber-Hospital) und Kaumi. Sie sind beide im Jahre 1901 baulich vollendet. Da der Andrang zu der anfangs 1901 gegründet en Schule in Tsingtau immer größer wurde, ist der Bau einer zweiten Schule mit einem Bauanschlag von 15 000 Mk. in Angriff genommen worden. Der Bauplatz hierzu wurde von der Regierung dem Verein geschenkt.

Bismarckarchipel.

Auf dem Bismarckarchipel, den Marshall-Inseln, Karolinen und Samoa deutschen Anteils arbeiten nur nichtdeutsche evangelische Missionsgesellschaften. Da die Arbeit jener zur Bekehrung der ganzen Inselkomplexe systematisch angelegt ist und mit gutem Erfolge von Insel zu Insel weiter schreitet, sogar schon auf Samoa und den Marshall-Inseln die Missionierung so weit vorgeschritten ist, daß man diese beiden Inselgruppen als christianisiert ansehen kann, so werden in Zukunft die deutschen evangelischen Missionsgesellschaften keine Veranlassung haben, durch Gründung von Missionsstationen die Arbeit der bisherigen Missionsgesellschaften zu unterstützen; es würde im Gegenteil dieses Vorgehen sowohl eine Zersplitterung ihrer Kräfte herbeiführen als auch den ruhigen Fortgang der Christianisierung dieser Inselgruppen stören[1]).

Auf dem Bismarckarchipel missioniert die Wesleyanisch-Methodistische Missionsgesellschaft (Zentralsitz in Sidney) seit 1875. Sie hat bis jetzt Neu-Lauenburg und Neu-Pommern mit 3 Hauptstationen besetzt: Ulu auf Neu-Lauenburg, Raluana an der Blanche-Bai, Kabakada an der Dalili-Bai (Gazellen-Halbinsel). Zu diesen gehören 101 Nebenstationen, welche von 45 eingeborenen Gehülfen, Witianern und Samoanern und 76 eingeborenen Lehrern bedient werden. Die Hauptstationen sind mit je einem Missionar besetzt. Die Schultätigkeit dieser Missionsgesellschaft nimmt erfreulichen Fortgang. In 100 Schulen werden an 2000 Schüler unterrichtet. In Raluana besteht eine Bezirksschule für vorgeschrittene Schüler, in Ulu ein Seminar. Die Opferwilligkeit der neuen Christen ist bewundernswert, sie bringen für die Mission jährlich 6—7000 Mk. auf. Auch die Arbeiten der Missionare in der Sprache der Eingeborenen sind beachtenswert. Es sind in den verschiedenen Dialekten Stücke der Bibel, in den Dialekt Neu-Pommerns das ganze neue Testament übersetzt worden. Die deutschen Behörden haben wiederholt die erfolgreiche Wirksamkeit der Mission auf dem Bismarckarchipel anerkannt; denn ihr Werk ist es, daß nach jahrzehntelanger aufopferungsvoller Arbeit die hinterlistigen, blutdürstigen Kannibalen friedfertige Untertanen geworden sind.

Die Marshall-Inseln.

Die seit 1855 auf der weiten Inselflur der Marshall-Inseln missionierende amerikanische Missionsgesellschaft, der Bostoner Board, hat, von Süden aus nach Norden vordringend, anfangend mit der Insel Ebon, die gesamte Inselgruppe unter christlichen Einfluß gebracht. Es förderten insbesondere diese Arbeit hawaiische Missionsgehülfen als auch die auf dem Seminar in Ebon, vorgebildeten Eingeborenen. Eine Missionspresse ebendort sorgt für die Verbreitung von Bibeln und anderen religiösen Schriften, welche unter der Bevölkerung reißenden Absatz finden. Weit mehr als die Hälfte der Gesamtbevölkerung — sie beträgt ca. 15 000 Köpfe — sind bereits getaufte Christen. Der Rest steht unter durchaus christianisierendem Einfluß. Auf Ebon und Jaluit,

[1]) Dies ist nicht die Ansicht der Redaktion; im Gegenteil, namentlich auf Samoa wäre es äußerst erwünscht, daß die unheilvolle politische Wühlarbeit der angelsächsischen protestantischen Missionsgesellschaften durch Niederlassung deutschevangelischer Missionen eingedämmt würde.

letzteres Regierungssitz des deutschen Landeshauptmanns und Zentrale des deutschen Handels (Jaluit-Gesellschaft), beträgt die Zahl der Christen ungefähr 4/5 der Gesamtbewohner. Im übrigen sorgen dieselben für die Bekehrung ihrer Landsleute selbst, und zwar sowohl aus Eifer für das Christentum als auch gelegentlich auf den ihnen eigentümlichen Meerwanderzügen und gewohnheitsmäßigen Besuchsreisen von Insel zu Insel. Ohne Missionsarbeiter sind unter den zahlreichen Inseln augenblicklich nur noch etliche wenige im Norden der Inselgruppe. 1892 wurde Kwadjelime, Aurh und Mejit missioniert. Das südlich von der Gruppe isoliert liegende Inselchen Nauru, ebenfalls seit 1899 missionarisch besetzt, zählte 1901 bereits in dem fertig gestellten Schulhaus 200 Kinder und 175 Erwachsene als Schüler. Die Aufsicht über die Missionsarbeit der etwa 30 eingeborenen Missionsarbeiter im Marshallarchipel wird von Nauru und der Karolinen-Insel Kusaie ausgeführt.

Karolinen.

Auch diese deutsche Inselgruppe ist Missionsgebiet des Bostoner Board. Von Ponape ausgehend hat diese Gesellschaft seit 1852 die östlichen und mittleren Karolinen fast sämtlich besetzt. Zu Ponape gehören jetzt außer der Hauptstation noch zwei Außenstationen der Insel und vier Außenstationen der benachbarten Inseln. Die zweite Hauptstation, auf der Insel Kusaie gelegen, besitzt eine höhere Knaben- und Mädchenschule, die Schüler stammen zum Teil aus den Marshall- und Gilberts-Inseln, von wo sie zur Weiterbildung hierher, als der Zentralstelle ihrer Kirche, geschickt werden. Die Knabenschule ist zugleich Vorbereitungsschule für den Missionsdienst auf den gesamten Inselgruppen. Die südlich von Ponape liegende Mortlok-Gruppe ist jetzt vollständig missioniert, und es finden sich hier 11 organisierte Gemeinden mit Schulen. Auf dem Ruk-Atoll mit seinen ca. 15 000 Einwohnern finden sich schon Tausende von Christen auf einer Hauptstation mit 5 Nebenstationen. In den Westkarolinen hat die evangelische Mission erst seit 1900 Fuß gefaßt, und zwar besitzt hier der Bostoner Board eine Station auf der Insel Yap. Zur Zeit bestehen auf den Karolinen im ganzen 25 organisierte Schulen, welche von ca. 30 Eingeborenen, teils Geistlichen, teils Lehrern, geleitet werden, die Schülerzahl beträgt etwa 2000.

Samoa.

Auf Samoa deutschen Anteils arbeiten 2 evangelische Missionsgesellschaften: die Londoner Missionsgesellschaft und die Wesleyanisch-Methodistische Missionsgesellschaft. Die erstere begann ihre Tätigkeit auf diesen Inseln bereits im Jahre 1830, eine Missionspresse in Upolu und die im dortigen Seminar und gleicherweise die in Malua ausgebildeten Lehrer machten dem Christentum freie Bahn, so daß unter Leitung von ca. 12 weißen Missionaren ausgangs der 50er Jahre vorigen Jahrhunderts das ganze samoanische Volk zum Christentum bekehrt war. 1890 wurde eine höhere Schule für Jünglinge in Laulumanga, 1892 eine höhere Mädchenschule in Papauta errichtet. Gegenwärtig wirken von dieser Missionsgesellschaft auf Samoa 8 englische Missionare, 2 englische Lehrerinnen, an eingeborenen Arbeitskräften 339, welche unter Aufsicht der Missionare 217 Gemeinden mit 24 000 Gemeindegliedern leiten; in den zur Gesellschaft gehörigen 200 Elementarschulen werden 6200 Kinder unterrichtet.

Die Wesleyanisch-Methodistische Missionsgesellschaft setzte auf Samoa 1855 mit ihrer Tätigkeit ein, zog sich gemäß eines Abkommens mit der Londoner Missionsgesellschaft wieder zurück, nahm aber 1857 die alte Arbeit wieder auf. Sie zählt jetzt 2 Missionare, 4 eingeborene Geistliche, 63 Lehrer, 1500 Schüler, sie hat auf der Insel Manono 7, auf Sawaii 8 Stationen. In Sawaii befindet sich auch ein Proseminar, in Lufilufi, dem Sitz der Missionsdirektion für Samoa, ein Gehülfenseminar.

Außer den beiden genannten Missionsgesellschaften hat der „Foreign Mission-Board" seit 1895 ein Sanatorium in Apia eröffnet.

Die 39 000 Bewohner Deutsch-Samoas sind jetzt in ihrer Gesamtheit Christen. Die 33 000 evangelischen Einwohner unter ihnen haben ihre kirchliche Organisation schon so weit ausgebaut, daß sie bereits für ihre kirchlichen Bedürfnisse selbst aufkommen, auch ihre Geistlichen selbst erhalten, ja für die Weiterführung des Missionswerkes jährlich freiwillig ca. 30 000 Mk. aufbringen.

Die Rechtsverhältnisse der Schutzgenossen.

Von Dr. jur. Hermann Hesse.

Die großen Verluste, welche das Deutschtum im vergangenen Jahrhundert durch Auswanderung erlitten hat, legten die Frage nahe, ob es nicht möglich sei, diejenigen Deutschen, welche durch zehnjährigen Aufenthalt im Auslande die Reichsangehörigkeit verloren haben, für unsere staatlichen Interessen wiederzugewinnen, sie wieder mit rechtlichen Fesseln an das Reich zu knüpfen.

Das gegenwärtig geltende Gesetz gibt jedem Deutschen, der aus dem angegebenen Grunde nicht mehr reichsangehörig ist und eine fremde Staatsangehörigkeit erworben hat, das Recht, bei seiner Rückkehr in das Reichsgebiet die Reichsangehörigkeit wiederzuerlangen. Wer dagegen auf seinen Antrag aus dem Reichsverbande entlassen ist, oder wem die Reichsangehörigkeit aberkannt ist, weil er ohne Erlaubnis seiner Regierung in fremde Staatsdienste getreten und einer ausdrücklichen Aufforderung zum Austritte binnen bestimmter Frist nicht gefolgt ist, oder weil er im Falle einer Kriegsgefahr oder eines Krieges einer ausdrücklichen Aufforderung der Reichsregierung zur Rückkehr binnen bestimmter Frist keine Folge geleistet hat, der hat keinen Rechtsanspruch auf Wiederaufnahme in den Reichsverband.

Die Wiedererwerbung der Reichsangehörigkeit für diejenigen Deutschen, welche sie durch zehnjährigen Aufenthalt im Auslande verloren haben, findet jedoch unter verschiedenen Bedingungen statt, je nachdem der Betreffende eine fremde Staatsangehörigkeit inzwischen erworben hat oder nicht, und je nachdem er in das Reichsgebiet zurückkehrt oder nicht. Kehrt er in das Reichsgebiet einschließlich der Schutzgebiete zurück, so muß ihm auf sein Ansuchen eine Aufnahmeurkunde erteilt werden; läßt er sich in einem Einzelstaate nieder, so erwirbt er die Angehörigkeit zu dem betreffenden Einzelstaate und dadurch mittelbar die Reichsangehörigkeit; läßt er sich in den Reichslanden oder in einem Schutzgebiete nieder, so erwirbt er hier die unmittelbare Reichsangehörigkeit. In allen diesen Fällen wird sein Rechtsanspruch auf Wiederaufnahme in den Reichsverband durch die inzwischen erfolgte Erwerbung einer fremden Staatsangehörigkeit in keiner Weise berührt.

Diejenigen Deutschen jedoch, welche nicht in das Gebiet eines Einzelstaates, die Reichslande oder ein Schutzgebiet mit der Absicht der Niederlassung zurückkehren, haben keinen Rechtsanspruch auf Wiederaufnahme in den Reichsverband. Es kann ihnen jedoch durch Aufnahme die Staatsangehörigkeit in ihrem früheren Heimatsstaate und damit die Reichsangehörigkeit wieder verliehen werden, sofern sie inzwischen keine fremde Staatsangehörigkeit erworben haben.

Sind sie jedoch fremde Staatsangehörige geworden, so werden sie gleich denen, welche auf ihren Antrag aus dem Reichsverbande entlassen oder der Reichsangehörigkeit aus den oben angeführten Gründen für verlustig erklärt worden sind, als Ausländer betrachtet und behandelt. Sofern sich alle diese ehemaligen Deutschen wieder im Reichsgebiet einschließlich der Schutzgebiete niederlassen, können die ersteren durch Aufnahme, die letzteren durch Naturalisation die Reichsangehörigkeit wiedererlangen. Kehren sie jedoch nur besuchsweise ohne die Absicht der dauernden Niederlassung oder überhaupt nicht in das Reichsgebiet zurück, so ist es allen diesen Deutschen unmöglich, die Reichsangehörigkeit wiederzuerlangen. Sie konnten und können jedoch als Schutzgenossen unter den Schutz des Reiches treten, sofern sie in einem Konsularbezirke des Reiches ihren Wohnsitz nahmen. Das Gesetz über die Konsulargerichtsbarkeit vom 10. Juli 1879 bestimmte nämlich, daß der Konsulargerichtsbarkeit auch die in den Konsulargerichtsbezirken wohnenden oder sich aufhaltenden Schutzgenossen unterworfen seien.

Hierdurch war dem Reiche die Möglichkeit gegeben, frühere Reichsangehörige, die aus irgend welchen Gründen die Reichsangehörigkeit verloren hatten, wieder unter seinen Schutz zu nehmen; der rein formelle Standpunkt der Staatsangehörigkeit war hiermit durch den nichtjuristischen materiellen Begriff der Rassenzugehörigkeit durchbrochen, die Möglichkeit der rechtlichen Zusammenfassung nationaler Volkssplitter außerhalb des Reichsgebiets und außerhalb des Rahmens der Reichsangehörigkeit gegeben.

Der Gedanke liegt nicht allzufern, daß man diesen Schutzgenossen das Recht gibt, auch ohne daß sie in das Reichsgebiet zurückkehren, die Reichsangehörigkeit durch Naturalisation wiederzuerlangen. In meiner Abhandlung über Reichs- und Staatsangehörigkeit, die im 2. Heft des Jahrgangs 1898 des Kolonialen Jahrbuchs erschienen ist, habe ich diesen Gedanken (S. 112d) eingehend ausgeführt. Für die Naturalisation kämen indessen nur solche Schutzgenossen in Betracht, welche ehedem deutsche Reichsangehörige waren. Es handelte sich dabei im wesentlichen nur um die Wiedergewinnung ehemaliger Reichsangehöriger oder ihrer Abkömmlinge, die vielfach als heimatslos in der Welt umherlaufen, da sie nicht wissen, ob sie noch reichsangehörig sind oder nicht, und da sie den Nachweis ihrer Reichsangehörigkeit gewöhnlich nicht zu führen vermögen. Die Zugehörigkeit des Gebietes zu dem naturalisierenden Staate kommt hierbei nicht in Frage; auch kann in der Wiedergewinnung ehemaliger Reichsangehöriger ein Eingriff in die Souveränitätsrechte des Aufenthaltsstaates nicht gefunden werden.

Wenn auch der soeben besprochene Gedanke in dem neuen Konsulargerichtsbarkeitsgesetz vom 7. April 1900 nicht verwirklicht worden ist, so sind doch die Rechtsverhältnisse der Schutzgenossen darin eingehender geregelt worden, und zwar bewegen sich die Neuerungen entschieden in der Richtung meiner vorerwähnten Ausführungen im Kolonialen Jahrbuche.

Zunächst wird ausführlicher als in dem alten Gesetz bestimmt, daß neben den Reichsangehörigen auch Ausländer, zu denen auch die Heimatlosen gerechnet werden müssen, der Konsulargerichtsbarkeit unterworfen sind; sie werden als Schutzgenossen bezeichnet, soweit sie für ihre Rechtsverhältnisse durch Anordnung des Reichskanzlers oder auf Grund einer solchen dem deutschen Schutze unterstellt sind. Gehören die Schutzgenossen einem fremden Staate an, so werden ihre Rechtsverhältnisse, soweit dafür die Staatsangehörigkeit in Betracht kommt, nach

den für Ausländer geltenden Vorschriften beurteilt; gehören sie aber keinem Staate an (Heimatlose), nach den Vorschriften, welche für die keinem Bundesstaate angehörenden Deutschen, die unmittelbaren Reichsangehörigen gelten. Diese Bestimmung steht nebenbei bemerkt im Einklang mit dem Artikel 29 des Einführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuche, welcher folgendes anordnet: „Gehört eine Person keinem Staate an, so werden ihre Rechtsverhältnisse, soweit die Gesetze des Staates, dem eine Person angehört, für maßgebend erklärt sind, nach den Gesetzen des Staates beurteilt, dem die Person zuletzt angehört hat, und, wenn sie auch früher einem Staate nicht angehört hat, nach den Gesetzen des Staates, in welchem sie ihren Wohnsitz und in Ermangelung eines Wohnsitzes ihren Aufenthalt hat oder zu der maßgebenden Zeit gehabt hat." Der Artikel 29 regelt aber nur die rechtliche Behandlung der Heimatlosen im Reichsgebiet und in den Schutzgebieten; in den Konsularbezirken werden sie nach den Sonderbestimmungen des jüngeren Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes gleich den unmittelbaren Reichsangehörigen behandelt, sofern sie Schutzgenossen sind. Insbesondere bestimmt sich die Form ihrer Eheschließung nach den Vorschriften des Reichsgesetzes vom 4. Mai 1870 betreffend die Eheschließung und die Beurkundung des Personenstandes von Reichsangehörigen im Auslande; auch die Schutzgenossen, welche Ausländer sind, können die Ehe in dieser Form schließen; es steht ihnen jedoch frei, die nach den Gesetzen ihres Staates zulässige Form der Eheschließung zu wählen.

Den Schutzgenossen, die keinem fremden Staate angehören, sondern heimatlos und zumeist ehemalige Reichsangehörige sind, steht es sonach zwar nicht frei, die Reichsangehörigkeit durch Naturalisation oder in einer andern Form im Konsularbezirke wiederzuerlangen; dennoch aber werden sie —, und das ist ein großer Fortschritt der neuen Konsulargesetzgebung —, tatsächlich als unmittelbare Reichsangehörige behandelt. Es dürfte in Zukunft wenig Schwierigkeiten bereiten, auch den nächsten Schritt zu tun und ihnen gesetzlich das Recht und die Möglichkeit einzuräumen, die Reichsangehörigkeit durch Naturalisation oder Aufnahme durch den Reichskanzler oder den von ihm beauftragten Konsul wiederzuerwerben.

Eine allgemeine Anordnung des Reichskanzlers vom 27. Oktober 1900 regelt die Konsulargerichtsbarkeit über Schutzgenossen. Sie bestimmt vor allem, daß ehemalige Deutsche sowie Ehefrauen, Witwen und Abkömmlinge von solchen für alle Rechtsverhältnisse dem deutschen Schutz unterstellt werden, wenn sie Schutzgenossen im Sinne der für die allgemeine Gewährung des deutschen Konsularschutzes maßgebenden Vorschriften sind, d. h. insbesondere, wenn sie nicht als Ausländer einer fremden Konsulargerichtsbarkeit unterstehen. Sie erhalten den deutschen Schutz vergünstigungsweise, ohne ein bestimmtes Anrecht darauf zu haben, insbesondere, wenn sie einem der zu dem Reiche gehörigen Staaten angehört haben, für sich und ihre Abkömmlinge. Auf ihren Antrag werden sie in die Matrikel des Konsulats eingetragen. Auch diejenigen ehemaligen Deutschen, die nicht Schutzgenossen sind, werden in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, in Konkurssachen und in den Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit dem deutschen Schutze für die von ihnen bis zum Verluste der Reichsangehörigkeit begründeten Rechtsverhältnisse unterstellt, desgleichen in Strafsachen für alle von ihnen begangenen strafbaren Handlungen, wenn sie keine fremde Staatsangehörig-

keit erworben, sich auch nicht ausdrücklich dem Schutze einer fremden christlichen Macht oder dem Schutze der Landesbehörden unterworfen haben.

In dieser allgemeinen Anordnung sind, wie die Dienstanweisung zur Ausführung des Gesetzes über die Konsulargerichtsbarkeit vom 27. Oktober 1900 besagt, die Eingeborenen der deutschen Schutzgebiete nicht als Schutzgenossen aufgeführt. Diese Personen sind daher, heißt es weiter, der Konsulargerichtsbarkeit nicht unterworfen, sofern sie nicht die Reichsangehörigkeit erworben haben. Diese Auffassung ist zwar heute noch zutreffend. In der Praxis aber ist sie bereits erschüttert, und in der Tat ist nicht einzusehen, warum man den Bewohnern unserer Schutzgebiete nicht den Schutz des Reiches angedeihen lassen sollte, wenn sie sich in einem Konsularbezirke des Reiches aufhalten. Denn als Schutzgebietsangehörige und deutsche Untertanen, welche dem Reiche zu Treue und Gehorsam verpflichtet sind, haben die Eingeborenen unserer Schutzgebiete begründeten Anspruch auf den Schutz des Reiches, und es empfiehlt sich daher, sie gleich den Schutzgenossen oder Reichsangehörigen in den Konsulargerichtsbezirken zu behandeln, wie dies schon jetzt, soweit bekannt ist, durch den deutschen Konsul in Sansibar mit den Eingeborenen unseres ostafrikanischen Schutzgebietes geschieht. Eine gesetzliche Feststellung und Regelung des Begriffes der Schutzgebietsangehörigkeit ließe sich am besten bei der Abänderung des Reichsgesetzes vom 1. Juni 1870 über Erwerb und Verlust der Reichs- und Staatsangehörigkeit herbeiführen.

Sitten und Gebräuche der Bakoko in Kamerun.

Von Eberhard v. Schkopp.

II.

Speiseverbote. Von manchen Afrikareisenden wird behauptet, daß die Neger Eier nicht essen, weil sie von der Annahme ausgingen, Eier seien Exkremente von Tieren. Ich halte diese Behauptung für unzutreffend, zum mindesten für zu verallgemeinert. Nirgends in Kamerum konnte ich diese Annahme bei der eingeborenen Bevölkerung konstatieren, auch nicht bei den Bakoko.

In der Monographie des Bakwirivolkes von A. Seidel ist diese Behauptung auch nicht aufgestellt, im Gegenteil, hier ist zu lesen: „Eier werden nie roh gegessen, sie werden nicht im Wasser gekocht, sondern ins Feuer gelegt, bis sie hart sind." Gegessen werden Eier demnach auch bei den Bakwiri, und dies geschieht bei den übrigen Negern ebenfalls. Was aber erwähnenswert ist, und dies bezieht sich sowohl auf die Bakoko wie andere Stämme, die Neger haben Speiseverbote, Speiseverbote für die weiblichen Angehörigen. Bei den Bakoko bestehen für die Frauen folgende Vorschriften: Antilopen, Wildschweine, Schafböcke, Ziegenböcke, große Affen, Krokodile, Schildkröten, Hühner, Eier und der Pfefferfresser sind ihnen untersagt zu essen.

Getränke und Pflanzenkost sind ohne Ausnahme freigegeben. Der Grund zu diesen Vorschriften liegt nicht etwa in abergläubischen Vorstellungen, sondern einfach in dem Bestreben der Männer, ihren Frauen gegenüber eine bevorzugte Stellung einzunehmen und den Herrn und Gebieter herauszukehren. „Quod licet Jovi, non licet bovi." Die Frauen sind nach den Anschauungen des Negers untergeordnete Geschöpfe und dies muß äußerlich zum Ausdruck gebracht werden. Andererseits scheinen die Bakokomänner auch aus egoistischen Gründen zur Einsetzung von Speisenverbote für die Frauen gelangt zu sein. Man antwortete mir auf dahin zielende Fragen: „wenn unseren Frauen alles Gute zu essen erlaubt sei, dann bleibt für uns (die Männer) nichts übrig."

Gebräuche bei den Mahlzeiten. Die Bereitung der Mahlzeiten gehört zu den Obliegenheiten des weiblichen Geschlechtes. Gewöhnlich nehmen Männer und Frauen getrennt das Essen ein. Die Hungernden hocken im Kreise um den Kochtopf. Mit Zuhilfenahme geschnitzter Holzlöffel oder der Hände langt sich jeder seinen Teil aus dem Gefäß heraus und verspeist ihn. Daß sich die Bakoko besonders unmanierlich dabei betragen, kann man nicht behaupten. Die Teilung der Leckerbissen erfolgt ziemlich unparteiisch. Einige Esser bedienen sich eines Plantenblattes als Schüssel und langen sich gleich ihren ganzen Anteil aus dem Topf. Man ißt ziemlich langsam und führt eifrige

Konversation. Übermäßiges Vollstopfen des Mundes gilt für unfein, und der betreffende setzt sich leicht dem Gespött der anderen aus. Ich hörte auch ältere Männer die jungen rügen, wenn letztere mit vollem Munde sprachen. Dagegen kümmert sich kein Bakoko darum, wie es bei den Mahlzeiten der Frauen zugeht. „Cela n'en vaut pas la peine, denn sie verstehen nichts von Anstand und Sitte," denken die Männer. Nach eingenommenem Essen beträgt man sich nach europäischen Anschauungen weniger manierlich. Der gute Ton im Lande der Bakoko schreibt vor, seinem Magen deutlich und vernehmbar Luft zu machen. Einige haben es im Rülpsen und Stänkern zu einer virtuosenhaften Vollkommenheit gebracht. Gäste ehren auf diese Weise ihre Wirte und zeigen ihnen hierdurch an, daß ihnen die Mahlzeit gemundet hat. Als Neuling im Bakokolande machte mir ein biederer Häuptling nach einem opulenten Essen sanfte Vorwürfe, daß ich seine Gastfreundschaft so wenig ehrte und war erst zufriedengestellt, nachdem mein Magen „gesprochen" hatte. „Ländlich, sittlich!"

Ackerbau und Viehzucht.

Gleich den übrigen Negerstämmen in Kamerun treiben auch die Bakoko Ackerbau und Viehzucht. Nachdem die Männer einen Teil des Urwaldes gerodet haben, überlassen sie die übrige Arbeit den Frauen. Die Bäume werden etwa ½ Meter über dem Erdboden abgebrannt, Äste und Zweige des gefällten Baumes entfernt, während der Stamm liegen bleibt. Das Holz verwittert schnell und trägt zur Bildung einer fruchtbaren Humusschicht auf dem fettigen und schweren Laterituntergrunde viel bei. Mit ihren primitiven Ackergeräten, Holzhacken, die mit einem Stück Eisen oder Stein bewehrt sind, bearbeiten die Frauen den Boden.

Planten, Makabo, Grundnüsse, Kassave und Mais sind die Früchte, die hauptsächlich angebaut werden. Mit Beginn der Regenzeit wird mit dem Säen und Pflanzen begonnen, wobei man das System der Zwischenkulturen bevorzugt, d. h. ein Feld wird mit zwei verschiedenen Arten von Früchten bestellt. Makabo und Planten werden zusammen gepflanzt und das Feld mit Kassave eingefaßt, Grundnüsse stets allein. Die Größe der Anpflanzung richtet sich nach der Anzahl derer, die ihren Lebensunterhalt von den Erträgen zu bestreiten haben. Wohnen verschiedene Familien in einem Dorfe, so hat jede ihr genau begrenztes Stück Land. Die Grenzen werden durch Furchen, Steine oder sonst sichtbare Zeichen markiert. Nach einigen Jahren (6—8) ist der Boden ausgesogen, und man ist gezwungen, ein weiteres Stück Urwald niederzulegen, um auf dem neuen Boden zu pflanzen. Die Zeit der Ernte währt das ganze Jahr hindurch, deswegen legen die Bakoko selten große Vorräte an, sondern verspeisen bald die reifen Früchte. Besondere Feierlichkeiten beim Aussäen und Ernten finden nicht statt. Als Viehzüchter haben die Bakoko keine großen Erfolge; Rindvieh fehlt gänzlich. Schafe, Ziegen, Hühner und Schweine gehören einer kleinen Rasse an und sind infolge Innenzucht sehr degeneriert. Eine Auffrischung durch fremdes Blut wissen die Bakoko sehr zu schätzen.

Ich besaß einen schönen großen Madeirahahn, der weit im Umkreise berühmt war, und den man mir mehr als einmal zu stehlen versuchte. Da ich dieses Prachtexemplar mit Argusaugen hütete und meine sämtlichen Leute für das Tier verantwortlich machte, so kamen die Leute von weit her, brachten ihre Hühner und meinten mit verlegenem Grinsen: „Herr, mein Huhn möchte deinen Hahn einmal sehen." Hatte der Gockel seine Schuldigkeit getan, so verschwand der Besitzer eiligst mit der Henne, denn er fürchtete, er müsse mich bezahlen.

Fischerei und Bootsbau.

Die Flüsse Sanaga und Nyong bieten den Bakoko nur wenig Gelegenheit zur Ausübung des Fischfanges. In dem größten Teil seines Laufes durch das Bakokoland bildet der Nyong viele Stromschnellen und ist daher arm an Fischen. Erst von Dehane abwärts, wo die Neven-Dumontfälle das letzte Hindernis sind und der Fluß einen ruhigen Lauf bis zu seiner Mündung annimmt, wird der Fischfang von den Bakoko auf der Strecke bis Etima betrieben. Große engmaschige, aus biegsamem Rohr verfertigte Glocken sind die Fangapparate. Eine solche Glocke hat einen Durchmesser von 1³/₄ Meter bei 1¹/₂ Meter Höhe. Man hält die Körbe in das fließende Wasser und schöpft gewissermaßen die Fische heraus. Eine andere Methode besteht darin, daß dicht am Ufer lange Bambusstangen in einem Kreise von ³/₄ Meter Durchmesser neben einander im Wasser stehend eingerammt werden. Ein kleines Tor mit einer Schiebetür nach dem Flusse zugekehrt, bleibt offen. Hier hinein sucht man die Fische zu treiben oder durch Köder zu locken, worauf schnell das Tor geschlossen wird und die Eindringlinge gefangen sind. Seitdem die Bakoko von den Faktoreien Bindfaden kaufen können, verfertigen sie große runde Wurfnetze, mit denen sie sehr geschickt umzugehen verstehen. Die Wurfnetze sind rund, bis 2 Meter im Durchmesser, im Mittelpunkt sind sie an einem längeren Strick zum Einholen befestigt, während die Peripherie mit Blei und Eisenstücken beschwert ist. Im Kanu stehend hält der Bakoko mit der Linken die Leine zum Einholen und wirft mit der Rechten das Netz im Bogen über Bord. Bei dem Wurfe breitet sich das Netz aus, erreicht glockenförmig das Wasser und sinkt unter. Langsam holt man nun an der Leine das Netz wieder ein. Hierbei schließt sich infolge der schweren Blei- und Eisenstücken die Glocke und die gefangenen Fische werden ins Kanu geworfen, vorher jedoch getötet. Über Holzfeuer auf geflochtenen Matten werden kleinere Fische geräuchert und dann in der Sonne getrocknet. Größere Fische reiht man an den Kiemen auf Bambusstöcke und räuchert sie dann. Man verspeist die Beute auch frisch. Angelhaken sind den Bakoko bekannt. Fleischstücke, Fliegen, Käfer und Würmer bilden die Köder. Leguan und kleine Krokodile werden harpuniert. Das Harpuneneisen ähnelt einer Speerspitze und ist an dem 1¹/₂—2 Meter langen Stock vermittelst Bast oder Bindfaden festgebunden. Eine Leine zum Einholen besitzen die Harpunen selten. Die Jagd mit Harpune ist sehr interessant, es beteiligen sich oft mehrere Kanus dabei, wobei in jedem der Fahrzeuge ein Harpunier und ein Steuermann sitzt. Auch Fische werden des Nachts bei Fackelschein mit der Harpune von den langsam dahintreibenden Kanu gefangen.

Die Fahrzeuge der Bakoko sind ausgehöhlte Baumstämme, 1¹/₂—5 Meter lang und ¹/₂—1 Meter breit. Auf dem Bordrande liegen durch Bast festgebundene Sitzbretter. Die Fortbewegung dieser Fahrzeuge geschieht durch gestielte, länglich herzförmige Paddel, deren Länge etwa 1¹/₄ Meter beträgt. Im Vergleich zu den anderen die Flüsse und Seeküste bewohnenden Negerstämmen sind die Bakoko keine geschickten Bootsbauer und ausdauernden Ruderer. Die Fahrzeuge der Bakoko sind im allgemeinen auch kleiner und ohne jeglichen Zierat. Das beste Holz zum Verfertigen von Kanus ist Rotholz. Nachdem ein geeigneter Stamm gefällt worden ist, wird er von seiner Rinde befreit, und man beginnt den Stamm bis auf eine 1 Zentimeter dicke Wand auszuhöhlen. Als Instrumente gebraucht man scharfe Eisenstücke, Glas und Messer. Sodann wird im Innern der Höhlung ein Feuer angezündet; hierdurch werden die Wandungen auseinandergetrieben, und der obere

Spalt, welcher ziemlich eng gelassen war, erweitert sich. Durch Einsetzen von Querhölzern verhindert man, daß die Öffnung nach Erlöschen des Feuers sich wieder verengt. An Stelle der Querhölzer treten dann die kleinen Sitzbrettchen. Von innen und außen wird das Kanu sauber mit Glas und Messern bearbeitet, mit Wasser begossen und muß dann im Schatten trocknen. Nach etwa 8 Tagen ist es genügend trocken und zum Gebrauch bereit.

Auf längere Strecken verwenden die Bakoko zur Fortbewegung des Kanus auch kleine Segel. Aus 6 Palmblättern der Ölpalme werden dieselben sehr primitiv hergestellt. Die Benutzung ist selten, da auch die Windverhältnisse auf dem Nyongflusse ungünstig sind.

Zu bemerken ist noch, daß sich die Bakoko gut auf den Krebsfang verstehen. Diese Schalentiere sind in den Flüssen sehr zahlreich vertreten und werden von den Eingeborenen und Europäern als Nahrung sehr geschätzt. Man bedient sich beim Fange der aus biegsamen Bambusstäbchen hergestellten Reusen, die am Ufer mit aasigem Fleisch als Köder ins Wasser gelegt werden. Des Morgens werden die gefangenen Krebse gesammelt und die Fangapparate wieder ausgesetzt.

Jagd.

Wenn die Bakoko auf dem Wasser weniger heimisch sind, so sind sie es auf dem Lande desto mehr. Als Jäger entwickeln sie ganz hervorragende Eigenschaften und können mit jeden andern Stamm rivalisieren. Früh schon üben sich die Knaben in der Jagd. Entschieden zu bezweifeln ist, daß die Neger einen schärferen Gesichtssinn als die Europäer besitzen. Auf die Übung allein kommt es an. Die Jagd wird auf sehr verschiedene Art ausgeübt. Man erlegt das Wild mit der Waffe, es werden über dem Erdboden Fallen gebaut, oder man fängt es in Gruben. Als Waffen benutzen die Bakoko die bereits erwähnten.

An der Losung, Fährte und verschiedenen anderen Zeichen erkennen die Bakoko, was für ein Wild die Stelle passierte und können auch genau angeben, wann es vorüber gekommen ist. Lautlos sind die Leute im Anschleichen, immer darauf bedacht, den Tieren den Wind abzugewinnen. Weit höhere Anforderungen an die Geschicklichkeit des Jägers werden in Afrika gestellt als wie in Europa. In Afrika giebt es Wild, das den Namen mit Recht trägt; hier existieren keine gehegten und gepflegten halbzahme Tiere, die man bloß abschießt. Hat ein Bakoko sein Tier zur Strecke gebracht und kann er es nicht allein in sein Dorf bringen, so bedeckt er es mit Zweigen und holt Hülfe. Kein Fremder wird das auf diese Weise gezeichnete Wild fortholen. Mit Speer und Gewehr jagen die Bakoko alle vorkommenden Tiere. An Elefanten wagen sie sich dicht heran und schießen dem Dickhäuter ein etwa zwei Zoll langes, spitzes, vergiftetes Stück Eisen zwischen die Lichter. Für gewöhnlich beteiligen sich drei und mehr Bakoko an der Jagd auf Elefanten. Leoparden und Büffel werden mit Speeren und Gewehr angegriffen. Am gefürchtetsten ist bei ihnen der Büffel, und das mit Recht. Der afrikanische Büffel nimmt den Menschen sofort an, sobald er ihn erblickt, und sucht ihn auf seine Hörner zu spießen oder niederzutreten. Elefanten sind nicht so gefährlich, ebenso Leoparden. Für die vorkommenden Katzenarten bauen die Bakoko Fallen. Im Dickicht wird ein enges, oben offenes Tor aus vier in die Erde gerammte Pfähle gebaut. Darüber wird kunstgerecht ein schwerer Balken angebracht, der von oben herab zwischen die das Tor bildenden Pfähle schlagen muß, wenn das Wild durch das Tor zu dem aufgestellten Köder sich zwängt. Durch die Schwere des Balkens und die Wucht des Falles wird das Tier getötet.

Die Fallen werden so aufgestellt, daß die Tiere nur durch das Tor an den Köder gelangen können. Vorn wird die Falle durch Buschwerk und Blätter maskiert. Gruben werden etwa 3 Meter lang, 2 Meter breit und 3 Meter tief ausgehoben, ebenfalls maskiert und befinden sich in der Nähe von Gewässern, die Büffel oder Elefanten zur Tränke aufsuchen. Hat sich ein Tier hier gefangen, so tötet man es mit Speerstichen oder Flintenschüssen. Vom Leoparden gelten die Reißzähne und Krallen als Jagdtrophäen, vom Elefanten der Schwanz, von Gehörn tragenden Tieren dieses.

Auf Flußpferde bevorzugen die Bakoko eine eigene ungefährliche Jagd-Methode. Man vergewissert sich, wo die ungefügen Tiere an Land kommen. Hier wird ein durch Verhaue eingefaßter Weg hergestellt, der unter einem Baume vorbeiführt, woselbst die Bakoko einen Fallspeer aufgehängt haben. Kommt das Flußpferd bei seiner nächtlichen Mondscheinpromenade an den betreffenden Baum, so streift und zerreißt es eine über den Weg gespannte Bastschnur, die mit dem Speer in Verbindung steht. Durch das Zerreißen des Bastes verliert der Speer seinen Halt, stürzt und gräbt sich in den Rücken des Flußpferdes ein. Die Schwere der Waffe und die Wucht des Falles, sowie die vergiftete Eisenspitze bringen eine tödliche Wunde bei. Entweder verendet das Tier auf dem Lande oder es sucht das Wasser auf, wo sein Schicksal ebenfalls besiegelt ist.

Nachdem die Bakoko durch die Europäer in den Besitz von Bindfaden gelangt sind, stellen sie große, 20 und mehr Meter lange und 1½ Meter breite Netze her. Die Netze werden im Walde aufgespannt, kurz über dem Erdboden, wobei man möglichst ein Gelände aussucht, welches natürliche Hindernisse gegen das Ausbrechen des Wildes nach beiden Seiten aufweist. Gegen das Netz werden die aufgescheuchten Tiere getrieben und dann getötet. Auf diese Weise sollen auch Leoparden erlegt werden. Daß die Bakoko sich auf der Jagd ihrer Hunde bedienen, habe ich nicht konstatieren können, halte es auch für unwahrscheinlich. Die eingeborenen Köter sind für Jagdzwecke absolut ungeeignet und die Bakoko sind keine Dresseure.

Handel.

Die Bakoko sind keine Freunde von größeren Reisen. Selten entfernen sie sich weiter als 3 Tagereisen von ihren Dörfern. Die umwohnenden Stämme Jaúnde, Ngumba, Mabea suchen sie möglichst von dem Eindringen in ihr Land abzuhalten, wobei es manchmal zu ernsten Reibereien und Blutvergießen kommt. Durch das Eindringen fremder Neger glauben sich die Bakoko in ihrem Besitz gefährdet, und weisen daher alle Versuche, die dahin zielen, energisch zurück. Aus diesem Grunde sind sie bei den übrigen Stämmen sehr gefürchtet, und die europäischen Firmen finden selten schwarze Händler, die sich in das Innere des Bakokolandes trauen. Würde man von seiten der europäischen Kaufleute andere Wege einschlagen, wie die bisher verfolgten, und würde vor allen Dingen die nötige Energie entwickelt werden, das Land würde nicht lange mehr eine terra incognita sein, als es heute noch ist. Es ist hier nicht der Ort, die Mittel und Wege darzulegen, auf welche Weise man das kautschukreiche Land in die Interessensphäre des europäischen Handels ziehen kann; unüberwindliche Hindernisse sind keineswegs vorhanden, und auch die Bakoko können den europäischen Waren ebensowenig widerstehen, wie andere Negervölker. Viele gewundene enge Buschpfade stellen die Verbindung zwischen den einzelnen Dörfern her. An manchen Orten wird alle Monate Markt abgehalten, wohin die Bewohner der nahen Umgegend

kommen. Salz spielt bei solchem Anlaß eine große Rolle und vertritt beinahe das Bargeld. Kleine Kalebassen, etwa ½ Kilo enthaltend, repräsentieren einen bedeutenden Wert. Je nach Angebot und Nachfrage steht das Salz höher oder niedriger im Preise. Gehandelt wird so ziemlich alles, was die eigene Kunstfertigkeit hervorbringt, der Boden gedeihen läßt und das Land an Haustieren und der Wald bietet. Wer die Art und Weise der Neger und demnach auch der Bakoko im Handel nicht kennt, der verwundert sich über die weitschweifenden und langatmigen Verhandlungen, die wegen des geringsten Gegenstandes geführt werden. Die Bakoko unterhalten sich zuerst über ganz andere Dinge als über das, was ihnen am Herzen liegt. Mit einer kühnen Redewendung kommen sie endlich auf das eigentliche Thema, welches eingehend und gründlich behandelt wird. Unter Zuhülfenahme von Händen, Armen und Beinen suchen sie sich gegenseitig verständlich zu machen und zu überzeugen. Kann der andere Teil ihren Auseinandersetzungen und Berechnungen nicht folgen, so nimmt man zu kleinen Hölzern oder Steinen seine Zuflucht, und nun verläuft die Rechnerei genau wie Rechenlektionen unserer A-B-C-Schützen. Gewichte kennen die Bakoko nicht. Die Handelsartikel werden, soweit dieselben sich messen lassen, gemessen, wobei man Tontöpfe, Kalebassen oder geflochtener Körbe gebraucht, die in bestimmten Dimensionen gehalten sind. Den Wert des Elfenbeins bestimmen die Bakoko nach der Länge des Zahnes, wobei sie die Entfernung eines aufrecht gestellten Zahnes von dem Erdboden bis zum Nabel, bis zu der Brust und bis zu dem Kopf als Längenmaß annehmen. Die dicken, kurzen, wertvolleren Zähne werden unverhältnismäßig billiger verkauft als schlanke, längere Zähne. Bei der Bereitung des Kautschuks, den sie aus dem Milchsafte der Landolphia-Liane gewinnen, verfahren die Bakoko viel reeller als andere Neger. Sie versuchen die wenigen Händler lange nicht in dem Maße zu betrügen wie andere Neger, indem sie Gewicht und Volumen der Kautschukbälle durch Schmutz vergrößern. Es ist dies vielleicht weniger ein Beweis ihrer Ehrlichkeit, als ein Mangel an Raffiniertheit. Sonst zeigen die Bakoko im großen und ganzen beim Handel genau dieselben Charaktereigenschaften wie alle Neger, wobei sie jedoch entschieden mehr Tugenden entfalten, wie die verkommenen und verlodderten Duala, mit denen höchstens noch die Mabea und Batangaleute rivalisieren können.

Physiologisches und Hygienisches.

Das Durchschnittsalter zu bestimmen, welches die Bakoko erreichen, dürfte sehr schwer halten. Weißhaarige alte Personen beiderlei Geschlechts sind nicht selten. Im Alter scheinen den Männern einige kümmerliche Barthaare am Kinn zu sprossen, auf welche die Besitzer sehr stolz sind. Frauen werden im Alter dürr und sehr häßlich. Gänzlicher Albinismus ist selten. Solche Neger haben ins rötliche spielendes Haar, die Augen nur halb geöffnet und den Blick von Kurzsichtigen. Bei den wenigen Fällen, die ich konstatierte, wies ihr Körper Beulen und eiternde Geschwüre auf, die Betreffenden schienen hochgradig skrophulös zu sein. Teilweiser Albinismus kommt öfter vor. Hierbei zeigen besonders Hände und Beine kleine und größere zerrissene weiße Flecke. Die am häufigsten vorkommende Krankheit sind eiternde, oft jauchende Beulen am ganzen Körper. Sehr schmerzhaft hinterlassen sie große, blau gefärbte Narben. Der Heilungsprozeß ist sehr langwierig. Nabelbrüche sind häufig, Elefantiasis und Beri-Beri selten. Infolge des Eindringens von Sandflöhen in die Zehen beginnen diese leicht zu eitern, und man kann oft beobachten, daß auf diese Weise

die Bakoko ein oder mehrere Zehen verloren haben. Lungenentzündung kommt vor, ebenso treten Pockenepidemien auf, die aber gutartig verlaufen und selten Opfer fordern. Von dem Guineawurm werden die Bakoko ebenso geplagt wie von der Malaria, wenn auch letztere selten Komplikationen im Gefolge hat. Doch sind mir zwei Fälle von Schwarzwasserfieber unter den Bakoko bekannt und die Leute wußten sich ähnlicher Fälle zu entsinnen. Todesfälle ereignen sich deswegen wohl kaum.

Wenn die medizinischen Kenntnisse, was die Anzahl der Medikamente anbelangt, auch gering sein mögen, so kennen sie doch manche Pflanzen, die, innerlich oder äußerlich angewandt, heilbringend sind.

Auf die Behandlungsweise von Wunden verstehen sich die Leute nicht besonders, hier hilft die Natur selbst, doch wird dafür gesorgt, daß, befindet sich die Wunde an behaarten Stellen des Körpers, um die Verletzung herum die Haare rasiert werden. Kleine Kinder leiden oft an Verstopfung und werden von den Müttern klystiert. Hierbei bedienen sich die Frauen kleiner langhalsiger Kalebassen, in deren Boden sich ein kleines Loch befindet. Man gießt die Flüssigkeit, Wasser oder erwärmtes Palmöl, in den Behälter, legt die Kinder auf den Bauch, führt den schlanken Hals der Kalebasse in den After und bläst die Flüssigkeit in den Darm. Die Heilkunst scheint unter den Männern allgemein bekannt und man verzichtet dabei auf anderswo gebräuchlichen Hokuspokus. Bei der Behandlung von kranken Frauen jedoch umgeben sich die Heilkünstler mit einem geheimnisvollen Nimbus und treiben auch allerhand Allotria, weniger, weil sie sich davon Heilung versprechen, als um den Frauen die Heilkunst als etwas Übersinnliches hinzustellen, und sich selbst damit den Anschein zu geben, als verfügen die Männer über geheimnisvolle Mächte. Oft greifen die Männer den Frauen gegenüber zu sympathischen Heilmitteln und Suggestion, obwohl sie selbst nicht daran glauben, noch diese Methode in ihrem Wesen erfassen; bei Männern werden derartige Kuren nicht angewandt. „Bei den dummen Frauen, erklärte mir mein früherer Koch, ein Vollblut-Bakoko, müssen wir allerlei Humbug treiben, dann glauben sie an den Medizinmann und werden von selbst gesund; das hilft ihnen besser als alle Medizin.“ Wenn die Heilkunst auch von allen Bakokomännern ausgeübt wird und keine besonderen Medizinmänner existieren, so sind doch einige glücklicher Kuren wegen berühmt und erfreuen sich eines großen Zuspruches. Frauen treten nur als Geburtshelferin in Aktion. Selbstverständlich verlangen die Heilkünstler für ihre Bemühungen Bezahlung, dieselbe richtet sich ganz nach der Schwierigkeit des zu behandelnden Falles und muß zum Teil voraus bezahlt werden. Oft erntet so ein schwarzer Doktor Prügel für seine Bemühungen, zumal wenn er dem Patienten viel Schmerzen bereitet oder die Genesung keine Fortschritte macht. Jeder Europäer wird für ein Heilkundiger gehalten, und die Leute haben Vertrauen und kommen von weit her, um seine Hülfe in Anspruch zu nehmen. Infolge übermäßigen Genusses von Nahrung leiden die Bakoko häufig an Magenverstimmungen, gegen die ich jedesmal, wenn ich um Medizin angegangen wurde, Rizinus verabfolgte. Die Krankheitsfälle häuften sich erschreckend, so daß mein Vorrat bald zu Ende ging und ich zu Bittersalz meine Zuflucht nahm, und mit einem Male klagte keiner mehr über seinen „Bauch“.

Geburt.

Das Wochenbett der Bakokofrauen besteht aus einem der bereits beschriebenen Bettgestelle, welches mit Plantenblättern bedeckt ist. Unter den Rücken wird der

Gebärenden ein Polster von trockenen Blättern geschoben. Sämtliche Männer halten sich entfernt, und die Funktionen der weisen Frau übernimmt eine kundige Alte des Dorfes. Bei schweren Geburten bedient sich die Hebamme zweier Bambusstäbchen, die die Geburtszange ersetzen. Meistens sind die Geburten leicht und sogenannte Kopfgeburten. Allzujunge Weiber, die zum ersten mal gebären, sollen viel auszuhalten haben. Nachdem das Kind geboren ist, wird es gewaschen und der Vater verständigt, der, wie bei einer höchst gleichgültigen Sache, die Nachricht mit Ruhe und Würde entgegennimmt. Ist das Kind ein Knabe, so darf die Mutter fünf Tage lang nicht aus der Hütte heraus, ist es ein Mädchen, so dauert die Klausur vier Tage. Innerhalb der ersten zwei Monate macht der junge Weltbürger einen Häutungsprozeß durch. Besondere Feierlichkeiten werden nach der Geburt eines Kindes nicht veranstaltet. Mädchen werden von dem Familienoberhaupt lieber gesehen als Knaben, denn die Töchter bringen dem Vater dereinst bei ihrer Verheiratung einen schönen Verdienst ein.

Sind Zwillinge geboren, so wird ein Kind vergiftet, oder man läßt es verhungern. Sind die beiden Neugeborenen zweierlei Geschlechts, so muß stets der Knabe sterben. Diese Unsitte besteht, weil die Bakoko glauben, die Mutter wäre nicht imstande, beide Kinder gut zu nähren. Um nun, anstatt infolge der ungenügenden mütterlichen Nahrung, zwei schwächliche Kinder heranzuziehen, wenigstens ein kräftiges Kind zu besitzen, muß das eine der Neugeborenen sterben. Ferner spielt auch noch der Aberglaube hierbei eine Rolle. Die Bakoko nehmen an, daß, wenn beide Kinder am Leben bleiben, dies von unheilvollem Einfluß für die Eltern sein und eventuell den Tod des einen oder anderen Teils von ihnen zur Folge haben könnte.

Die jungen Mütter der Bakoko geben selten freiwillig eines von den Zwillingen her, um es töten oder aussetzen zu lassen, die Männer des Stammes halten aber streng auf die Befolgung der Sitte.

Häuptlingsfrauen, die ihrem Herrn und Gebieter einen Thronerben zu bescheren hoffen, versuchen durch mechanische Mittel die Zeit ihrer Schwangerschaft zu verlängern, damit der zu erwartende Knabe recht groß und stark werde.

Namengebung.

Ist das Kind vier Monate alt geworden, so erhält es vom Vater den Namen. Hierbei finden Festlichkeiten für die Frauen und Kinder statt, die in Gesang, Tanz und Spiel bestehen. Die Männer laben sich währenddessen an Palmwein oder Rum.

Ehe der Vater dem Kinde den Namen gab, hat die Mutter für den Säugling oft schon einen Kosenamen erfunden, und nicht selten wird dieser später der eigentliche Rufname, während der vom Vater gegebene in Vergessenheit gerät, oder die Bakoko führen beide Namen.

Die Namen sind ihrer Bedeutung nach sehr verschieden: Affe, Schwein, Flußpferd, Ziege, Elefant; Kampf, Tod, Spiel; zufrieden, herrlich, warm u. s. w.

Beschneidung.

Die Beschneidung der männlichen Bakoko erfolgt im 6. Lebensjahre. Feierlichkeiten finden bei diesem Akte nicht statt. Sind mehrere Knaben im Dorfe vorhanden, die das nötige Alter besitzen, so übernimmt ein älterer Bakoko das Amt des Operateurs.

Mitten im Dorfe müssen sich die Knaben einer nach dem andern auf einen Stein oder Baumstaum völlig entkleidet setzen. Vor ihnen zwischen den Beinen ist ein Loch von ungefähr fünf Zoll Tiefe in die Erde gegraben. Vier Mann

halten den Knaben und mit einem raschen Schnitt, vermittelst eines scharfen Messers oder geschliffenen Stück Eisens, wird die Operation vollzogen. Die Vorhaut wird in das Loch geworfen und mit Erde bedeckt. Für seine Bemühungen erhält der Operateur vorher etwa 4 Liter Palmwein und ein Huhn, nach getaner Arbeit ein Stück Zeug und ein 16″ langes Haumesser mit Holzgriff. Irgendwelche Waschungen sofort nach der Operation werden nicht vorgenommen, noch ein Verband angelegt oder Medikamente gereicht. Am fünften Tage nachher wird die Wunde mit kochendem Wasser gereinigt und mit kaltem nachgespült. Der Heilungsprozeß dauert 9—30 Tage. Während dieser Zeit darf der Kranke die Hütte nicht verlassen. Todesfälle kommen hierbei nicht vor. Bei der Operation dürfen keine Weiber zugegen sein.

Alle Bakoko werden nicht beschnitten, wohl aber der bei weitem größte Teil. Die Unbeschnittenen werden von den andern verspottet und gelten nicht für voll. Die Frauen wollen keinen Unbeschnittenen zum Manne; auch wird diesem von den Weibern der außereheliche Beischlaf versagt.

Bericht über die im Auftrage des Kaiserlichen Gouvernements auf dem Wege von Tanga nach Moschi in der Zeit vom 11. Januar bis 10. April 1902 unternommene Reise zur Erforschung der Tsetsefliege.

Von Marinestabsarzt a. D. Dr. Sander.

I.

Euer Hochgeboren beehre ich mich im nachstehenden den durch geneigte Verfügung vom 31. Dezember 1901, J. I. 3955 eingeforderten Schlußbericht über meine oben näher bezeichnete Reise einzureichen.

Ich beginne mit der Art der Zusammenstellung und Ausrüstung meiner Expedition, dem Plan, den ich ihr nach den Vorbesprechungen in Dar-es-Salam und den Erkundigungen in Tanga zu Grunde legte, werde dann die sich als notwendig herausstellenden Abweichungen von diesem Plan besprechen, darauf die Reiseroute angeben, unter Bezeichnung der Gegenden, wo nach meinen persönlichen Beobachtungen oder zuverlässigen Angaben der Eingesessenen — Weißen wie Farbigen — Surrah vorkommt, dann eine Liste mit den in den einzelnen Landschaften für die verschiedenen Stechfliegen und Bremsen gangbaren Namen aufstellen und schließlich eingehend die wissenschaftlich wirtschaftlichen Ergebnisse der Reise schildern, soweit sie sich jetzt schon übersehen lassen und einige Vorschläge daran knüpfen.

Anhangsweise werde ich dann meine Beobachtungen über Nutzen und Schaden der Feldbrände folgen lassen.

Die Zusammenstellung der Expedition hatte sich im Rahmen der von dem kaiserlichen Gouvernement gegebenen Vorschriften zu halten, d. h. die Zahl von 20 Mann — mit Trägerlöhnung — nicht zu überschreiten. Da ich einen Aufseher unbedingt brauchte, weil ich häufig die Träger voraus oder hinterher oder auf anderem Wege zu der nächsten Lagerstelle marschieren lassen mußte, so ging dieser zunächst von den 20 Mann ab. Für das der Expedition gestellte Reittier, ein außergewöhnlich kleines, schwaches Maultier von der Größe eines einjährigen Eselfüllens, mußte ich gleichfalls einen Mann aus der Zahl der Träger aussondern; denn da es nicht im stande war, mich länger als eine Stunde zu tragen und Reiten auf diesem kleinen Tier überhaupt nur auf offenen breiten Wegen möglich war, weil ich sonst mit den Füßen in Gras

und Büschen hängen blieb, so mußte es mehr als ³/₄ der Zeit geführt werden. Für das Fliegenfangen unterwegs mußte ich gleichfalls einen Mann abteilen und einen weiteren, um das kleine für den Fang und die erste Untersuchung notwendige Gerät mir nachzutragen. Zu letzterer Aufgabe wählte ich einen Mann, der behauptete, die ganze barabara mit allen umliegenden Dörfern zu kennen, und der gleichzeitig als Führer diente. Freilich erfüllte er diese Aufgabe vielfach recht schlecht. So gingen mir 4 von den 20 Trägern ab. Die übrigbleibenden 16 hatten jeder eine Last zu tragen, d. h. ich behielt keinen Reserveträger übrig. Die Lasten verteilten sich, wie folgt: 5 Zeltlasten, 3 Lasten wissenschaftliche Ausrüstung, 3 Lasten Proviant, 2 Lasten Kleidungsstücke und Bücher, 1 Last kleines Gerät, 1 Last mit dem Schlafzeug ꝛc. der Spezialleute und Burschen, 1 Geldlast.

Diese Verteilung machte es mir unmöglich, in größerer Zahl kleine Versuchstiere und lebende Fliegen mitzunehmen, da ich zu diesem Behuf eine neue Last hätte bilden müssen, zu der mir aber der Träger fehlte. Ich würde für eine eventuelle Wiederholung einer solchen oder einer ähnlichen Expedition mir gestatten vorzuschlagen, daß die Anzahl der Träger nicht von vornherein festgelegt, sondern dem Expeditionsführer innerhalb des Rahmens der bewilligten Mittel in dieser Beziehung freie Hand gelassen wird. Er kann dann, wie es mir z. B. häufig sehr wünschenswert gewesen wäre, gelegentlich Hülfsträger einstellen, die Speziallasten in Halb- und Viertellasten teilen und dann mit dem auf diese Weise beweglicher gemachten Teil der Träger weitere Strecken auch neben der Straße untersuchen, was ich bei der verfügten Anordnung nur ganz ausnahmsweise ausführen konnte. Im allgemeinen aber erwuchs mir daraus die Mehraufgabe, vom Rastplatz aus, so weit meine Kräfte reichten, diesen Mangel so gut wie möglich durch eigene Tätigkeit auszugleichen. Andererseits aber würde Freiheit in der Zahl der mitzunehmenden Träger auch gestatten, einen Teil der Träger nur für eine kürzere Strecke, nicht für die ganze Strecke, anzuwerben und sie zu entlassen, sobald die mit Verbrauchsgegenständen gefüllten Lasten leicht genug werden, um mehrere zusammenzuschlagen.

Hätte ich in dieser Weise freie Hand gehabt, so würde der für Trägerlöhne und Poscho verausgabte Betrag voraussichtlich den jetzt darauf verwendeten wohl auch nicht überstiegen haben; dagegen hätte ich meine (und meiner Privatburschen, wie ich hinzufügen möchte) Arbeitskraft wesentlich gespart und für die mehr wissenschaftliche Seite der Untersuchungen haben verwenden können, sodaß mit dem gleichen Aufwand oder einem geringen Mehr der Geldmittel ein wesentlich umfangreicherer Erfolg zu erzielen gewesen wäre.

Die Nichtbewilligung eines Dolmetschers hat mir gleichfalls mehrfach die Ergebnisse meiner Nachfragen verkürzt. Zwar habe ich, soweit es irgend möglich war, die an den betreffenden Orten ansässigen Weißen bei den Unterhandlungen zugezogen und überall, wie ich dankend anerkennen muß, in dieser Beziehung stets das größte Entgegenkommen gefunden. Aber vielfach reichte auch bei diesen ihre Kenntnis des Kisuaheli auf einem ihnen so fernliegenden Gebiet nicht völlig zu, und andererseits sind gerade in der eigentlichen Tsetsegegend keine Europäer ansässig. In meinem Tagebuch habe ich daher vielfach bemerken müssen: „soweit ich habe verstehen können“.

Wegen eines Führers für den ganzen Weg habe ich die Erfahrung gewonnen, daß ein solcher das nicht leistet, was ich gerade von ihm erfahren wollte: die Lage

der einzelnen kleinen Ortschaften und deren Geschichte in Bezug auf Viehhaltung. Ich bin vielmehr durch den praktischen Versuch zu der Überzeugung gekommen, daß hier nur Lokalführer dem Zweck entsprechen. Sind sie wirklich in der Gegend bekannt und sonst zuverlässige Leute, wie z. B. die beiden mir von Korogwe bis Kisuani seitens des Bezirksamts Wilhelmsthal gestellten Akiden Mihuni (Makuyuni) und Kivuma (Masinde), so wird der Leiter einer solchen Expedition, wie die meine war, ebenso wie ich von ihrer Hülfe eine ganz wesentliche Förderung seiner Aufgaben erfahren. Schon allein dadurch, daß sie das stets vorhandene Mißtrauen gegenüber dem Weißen den Ortseingesessenen ausreden.

Wegen des mir mitgegebenen Reittieres möchte ich mir folgende Bemerkungen gestatten: Das Maultier, das offenbar für tsetsefest gehalten worden ist, weil es bereits schon einmal außer zahlreichen kleineren Reisen eine solche an die großen Seen zurückgelegt hatte, ohne Schaden zu leiden, fiel der Surrah zum Opfer. Und zwar muß die Infektion gleich in den ersten Tagen stattgefunden haben, als ich in das Gebiet der eigentlichen Tsetse eintrat. Am 28. Februar, zwischen Kwa Feradji und Kisuani fing ich die ersten echten Tsetsefliegen, und am 13. März, also genau nach der als Inkubationsdauer angenommenen Zeit, erkrankte es in Moschi an akutester Surrah und starb innerhalb zwei Stunden. Das würde darauf hinweisen, für eine etwaige weitere Expedition zur Erforschung der Surrah kein Maultier, sondern einen geeigneten, gut zugerittenen Kihongwe-Esel[1]) von lebhaftem Schritt als Reittier zu stellen. Nach meinen Erfahrungen aber genügt ein Reittier nicht, besonders wenn es nicht ungewöhnlich kräftig und ausdauernd ist. Denn es hat vor allen Dingen den Zweck, den wissenschaftlichen Leiter der Expedition so frisch wie möglich an die Untersuchungsstellen zu bringen; häufig genug, zumal an größeren Plätzen aber müßte dieser, um seiner Aufgabe voll gerecht zu werden, auch die umliegenden kleineren Weiler und vor allem das Weidefeld absuchen können. Muß er den größten Teil des Marsches zu Fuß zurücklegen, so wird er körperlich dazu, wie ich in den meisten Fällen — namentlich wenn ihn Sandflöhe auch noch in der Marschfähigkeit behindern — nicht mehr imstande sein. Ein einzelnes Reittier aber wird diese Aufgabe auch nur schwer leisten können, wenn es auf dem Marsche schon unter dem Sattel gegangen und dadurch ermüdet ist. Falls Schensi-Esel[1]) als Reittiere gestellt werden, so würden ja zwei von ihnen auch immer noch billiger zu stehen kommen als ein Maultier. An Reitausrüstung bedarf es natürlich nur einer; nur die Stallhalftern müßten doppelt mitgegeben werden. Dagegen wäre bei der Auswahl der Esel darauf zu achten, daß sie einzeln und einen lebhaften Schritt gehen, was leider bei den meisten Schensieseln nicht der Fall ist. Bei dem Tempo, das die Mehrzahl dieser Esel unter dem Sattel anschlägt, zumal wenn der zweite noch hindernd vor dem gerittenen herschlendert, werden die Träger zu sehr ermüdet.

Von der Materialausrüstung entsprach der wissenschaftliche Teil im ganzen den zu stellenden Anforderungen, ja teilweise war sie sogar zu reichlich bemessen.

Das Präpariermikroskop kann in Fortfall kommen, da eine rein anatomische Untersuchung, zu der es ausreicht, von einem, der nicht systematisch vorgebildeter Zoologe ist, kaum mit Nutzen ausgeführt werden kann, während es für die Untersuchung auf Trypanosomen in den Fliegen zu schwach vergrößert. Besser wäre es

---

[1]) Der eingeborene graue Esel.

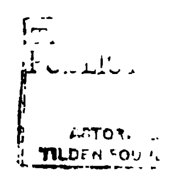
wohl, zu diesem Behufe dem großen Mikroskop Vorrichtungen mitzugeben, die gestatten, dieses als Präpariermikroskop (mit stärkerer Vergrößerung) zu benutzen. Von großem Werte wäre auch ein Zeichenapparat für schwache und starke Vergrößerungen, wie solche in mehrfachen Systemen von den verschiedenen Firmen für ihre Mikroskope angefertigt werden. Die außerordentlich starke Veränderung, die die Konservierungsflüssigkeit an der Zeichnung der Fliegen bewirkt, läßt es wenigstens sehr wünschenswert erscheinen, naturgetreue Abbildungen von den frischen Fliegen herzustellen, ebenso wie es vorteilhaft wäre, von den Präparaten, die vorgängig auf der Reise untersucht werden, besonders wichtige Stellen naturgetreu aufzuzeichnen.

Eigentlich müßte das Mikroskop auch einen heizbaren Objekttisch haben, um die Parasiten im Blut längere Zeit lebend untersuchen zu können. Doch wird eine derartige Untersuchung unter den ungünstigen Verhältnissen auf der Reise wohl stets nur unvollkommene Resultate ergeben und bleibt deshalb, besonders da die hierfür erforderlichen Hilfsapparate und Materialien viel Unbequemlichkeiten haben, wohl eben so gut auf feste Stationen beschränkt, die allein im stande sind, den biologischen Teil der Tsetsefrage einwandfrei zu lösen.

Als Material für die in möglichst großer Zahl herzustellenden Blutausstriche würde ich an und für sich Objektträger vorziehen. Jedoch sind sie durch ihre Größe und ihr hohes Gewicht zu unhandlich, um sie in ausreichender Menge auf der Reise mitführen zu können. Es bleibt daher nichts übrig, als, wie ich getan habe, Deckgläschen dazu zu benutzen. Ich habe 18 qmm große mitbekommen, doch würden es kleinere, etwa 14 qmm große, für die Reiseuntersuchung, auch tun, weil man doch kaum bei der orientierenden Untersuchung — und nur von einer solchen kann auf der Reise die Rede sein — die ganze Fläche absucht, besonders da der mechanische Trieb der beweglichen Objekttische nicht für eine Fläche von 18 qmm ausreicht. Diese Deckgläschen müssen aber eine nicht zu geringe Dicke besitzen, denn wenn es auch an und für sich für solche feineren Untersuchungen sehr erwünscht ist, möglichst dünne Deckgläschen zu verwenden, so sind doch die Nummern unter 0,16 mm Dicke zu zerbrechlich, um unter den Verhältnissen, unter denen man auf einer solchen Reise arbeiten muß, nicht gar zu viel Bruch und damit einen Verlust an Arbeit und Material zu bedingen.

Erschwerend wirkte auch für mich das schon so oft beklagte Blindwerden der Deckgläschen, und das, trotzdem die ganzen Schächtelchen vorher durchgelesen und gut befunden waren. Sie waren eben noch nachträglich blind geworden.

Aus den beiden angeführten Gründen: nachträgliches Blindwerden und zu geringer Dicke (ca. 200 Stück waren nur 0,08 mm dick) war meine Ausrüstung in dieser Beziehung zu gering bemessen. Ich habe mehrfach Blutentnahmen unterlassen müssen, weil ich nicht die nötige Anzahl von gereinigten Deckgläschen zur Verfügung halten konnte, und habe den ganzen Rückweg von Kisangara ab überhaupt keine brauchbaren mehr gehabt.



Sitten und Gebräuche der Bakoko in Kamerun.

Von Eberhard von Schkopp.

III.

Seitdem europäische Waren Eingang im Bakokolande finden, und seitdem einige wenige Stammesangehörige in den Dienst der Faktoreien getreten sind, ist es für die Bakoko leichter zu heiraten. Die Stammesältesten sahen früher streng darauf, daß die Eingeborenen nicht in zu jugendlichem Alter in den Stand der Ehe traten. Für die Männer lag die niedrigste Altersgrenze zwischen dem 17. und 18. Lebensjahre, für die Mädchen war ein Alter von 13 bis 14 Jahren vorgeschrieben. Da bei dem Bakoko wie bei anderen Stämmen die Sitte besteht, daß der Mann das Mädchen, welches er heiraten will, den betreffenden Eltern abkaufen muß, und die Preise für eine Frau, im Hinblick auf die Vermögensverhältnisse der Schwarzen, bedeutend zu nennen sind, so hatte ein junger Bakoko viele Jahre zu arbeiten, ehe er die nötige Summe sich ersparte und seine Heiratspläne sich verwirklichten. Der Vater trat selten mit seinem Vermögen für den Sohn ein, ehe derselbe nicht das heiratsfähige Alter erreicht hatte, auch hätten die Alten des Stammes ihr Veto nicht zurückgehalten. Diese Vorschriften werden heute häufig durchbrochen, und unbequeme Mahner an bestehende Gesetzesvorschriften werden durch Geld respektive Waren zum Schweigen gebracht. Der leichtere Erwerb und Verdienst, infolge des sich ausbreitenden Handels, setzt die Bakoko in die Lage, sich schon vor Erreichung der gesetzlichen Altersgrenze ein Weib zu kaufen. Zweifelsohne hatten die Bakoko bei der Festsetzung eines bestimmten Alters erkannt, daß ein zu frühes Heiraten dem kommenden Nachwuchs und damit dem ganzen Stamme nur verderblich sei und zur Degenierung führe. Bei den Küstenstämmen hat man genügend Gelegenheit, dies zu beobachten. In dieser Vorschrift, sowie in der bereits erwähnten des Kinderaussetzens und Tötens bei Zwillingen ist entschieden das Bestreben zu erblicken, den Stamm und die Rasse gesund und kräftig zu erhalten. Die beiden bestehenden Gesetze sind nicht die Folge scharfen logischen Denkens, sondern sie entsprangen dem Instinkt und sind das Produkt langer Zeitepochen. Würden den Bakoko, bei der nicht weg zu leugnenden Grausamkeit der einen Vorschrift, beide bestehenden Gesetze in ihren Folgen vollkommen klar sein, und würden sie in intellektueller Hinsicht einen höheren Standpunkt einnehmen, dann würde das letzterwähnte Gesetz, trotz des heutigen leichteren Verdienstes, nicht zum Nachteil des Stammes umgangen oder durchbrochen werden dürfen.

Hat ein junger Bakoko seine Wahl unter den Töchtern des Landes getroffen, so begibt er sich zu einem Freunde, dem seine Auserkorene bekannt ist und er-

kundigt sich bei diesem über das Mädchen seiner Wahl. Erhält er die Mitteilung, daß die junge Schöne an irgend einer Krankheit leidet, so unternimmt der junge Mann keine weiteren Schritte und unterläßt eine Werbung. Steht das betreffende Mädchen in schlechtem Rufe, d. h. führte sie einen liederlichen Lebenswandel und beglückte sie andere Männer mit ihrer Huld, so setzt sich ein Bakoko mit Gleichmut darüber hinweg. Im Falle körperlicher Gesundheit bringt er seine Werbung bei dem Mädchen direkt an. Wird er erhört, so sagt sie — ganz wie in Europa — „sprich mit meiner Mutter". Hat auch diese Dame nichts an dem Werber auszusetzen, so wird er weiter an den Vater verwiesen. Zuerst erfolgt die Erledigung des geschäftlichen Teils. Der Alte erkundigt sich genau nach den Vermögensverhältnissen seines Herrn Schwiegersohnes in spe, um danach seine Forderungen zu normieren. Alsdann erkundigt der Vater sich, ob man schon mit dem Mädchen und der Mutter im Reinen sei. Hierauf werden die beiden letzteren gerufen und nachdem diese ihre Zustimmung gegeben haben, gilt der Werber als offizieller Bräutigam, der umgehend den Kaufschilling zu bezahlen hat. Des Abends kommt der Bakoko mit großen Gefäßen voll Palmwein zur Hütte seines Schwiegervaters. Hier haben sich die Verwandten des Mädchens versammelt. Pro forma müssen auch sie ihre Zustimmung zu der Heirat geben. Ein Trinkgelage kommt zu stande und der nunmehrige Ehemann stiehlt, so will es die Sitte, seine frischgebackene Eheliebste aus deren Hütte und begibt sich mit ihr in sein Dorf. Bei der Entführung legt man den Leutchen keine Schwierigkeiten in den Weg. Am nächsten Morgen wird die junge Frau den Angehörigen ihres Mannes präsentiert. Der Kaufpreis für ein Mädchen beträgt gewöhnlich: 40 Faß Pulver, ein Hund, ein Rock, ein Gewehr, 1 Hut, ein Schirm und eine Decke. Diese Dinge sind dem Vater zu übergeben. Die Mutter erhält: 4 Ziegen, eine Kiste voll Zeuge, 50 Körbe und 50 irdene Töpfe. Auch die weitere Verwandtschaft des Mädchens beansprucht ihren Anteil, der in Palmwein, Hühnern und anderen Kleinigkeiten besteht, wie solche ein Negerherz erfreuen.

Häufig ereignet es sich, daß ein Bakoko gleich nach der Geburt eines Mädchens sich dieses von den betreffenden Eltern als zukünftige Frau sichert. Bis zu deren Volljährigkeit wird der stipulierte Kaufpreis langsam abgezahlt. Stirbt die Auserkorene vor ihrer Verheiratung, so hat der Bräutigam das Recht, eine andere Tochter der Familie unter Anrechnung des bereits bezahlten Geldes zu heiraten. Will er das nicht, so hat er keinen Anspruch auf Rückzahlung. Ereignet es sich, daß die Braut in geschlechtlichen Verkehr zu einem fremden Manne tritt, so nimmt der Bräutigam die Entehrte nicht zum Weibe, und deren Familie muß die erlegte Summe wieder ausbezahlen. Dies dürfte bei den Bakoko der einzige Fall sein, der nicht, wie sonst üblich, mit Geld wieder gut gemacht werden kann. Der Sohn kann heiraten ohne spezielle Erlaubnis seines Erzeugers, vorausgesetzt, er steht im volljährigen Alter. Manchmal wirbt der Vater für den Sohn um ein Weib. Ist der Herr Sohn mit dieser Wahl nicht einverstanden, so heiratet der Alte das seinem Sprößling bestimmte Mädchen. Die Anzahl der Frauen ist unbeschränkt und schwankt zwischen 3 und fünfzig Stück. Scheidungen bereiten keine Schwierigkeit, der Wunsch des Mannes genügt, sich von seinem Weibe zu trennen. Die Männer machen von diesem Vorrecht selten Gebrauch. Ist eine Frau unfruchtbar, so hält sich der Mann an den Vater seines Weibes, der ihm dann einen Teil der bezahlten Mitgift herauszahlen oder eine andere Tochter

geben muß, falls das Verlangen an ihn gestellt wird. Fünf Tage verleben die Neuvermählten ihre Flitterwochen, dann muß die junge Frau für ihren Gemahl und Gebieter an die Arbeit gehen.

Sexuelles.

Die Bakoko sind im allgemeinen sinnlicher Natur, trotzdem kann man ihnen eine gewisse Schamhaftigkeit nicht absprechen. Zweideutige Reden unter ihnen wird man sehr selten hören. Die Frau seines Bruders ist ihm aber nicht heilig, wobei der Betreffende bei seiner Schwägerin viel Entgegenkommen findet. Hat ein Bakoko sein Auge auf die Frau seines Nächsten geworfen, so geht er zu dem Ehemann und mietet sie für eine bestimmte Summe. Der Preis beträgt ein Faß Pulver oder andere Dinge von gleichem Werte. Wenn auch der angetraute Gatte damit nicht immer einverstanden ist, so siegt doch die Habgier nach den Waren. Hat ein Bakoko kein Geld, um auf diesem direkten Wege zum Ziel zu gelangen, so sucht er sich mit dem Weibe, ohne Wissen des Ehemannes ins Einvernehmen zu setzen, was wenig Schwierigkeiten verursacht. Erlangt der Ehemann Kenntnis von den vollzogenen Tatsachen, dann soll es vorkommen, daß er seine Frau zu Tode prügelt, auch der Verführer wird arg verprügelt, falls er nicht kräftiger ist, oder es vorzieht, eine ansehnliche Sühne zu bezahlen, die natürlich höher ist, als wenn er sich direkt an den Gatten gewandt hätte. Auf die Verführung eines unbescholtenen Mädchens, das nicht verlobt ist, steht keine Strafe, noch gilt die Betreffende als entehrt. Kommt die Geschichte zu den Ohren des Vaters, so muß der Liebesritter eine Summe Geldes bezahlen und die Angelegenheit hat ihre Erledigung gefunden. Im allgemeinen betrachten die Bakoko ihre Frauen und Töchter als eine Quelle des Erwerbes. Der Verführer ist in ihren Augen nur ein Mensch, der sie um das ihnen zukommende Geld betrügen will. Im Bakokolande ist das verführte Mädchen nicht entehrt und erleidet keine Strafe, denn es hat als minderwertiger Teil, in intellektueller Hinsicht, kein Bewußtsein einer strafbaren Handlung. Besonders entgegenkommend verhalten sich die Bakokoweiber den kaum dem Knabenalter Entwachsenen gegenüber. In diesem Falle sind die Weiber die Verführerinnen. Die jugendlichen Liebeshelden suchen sich dann in jeder Weise ihren Schönen gefällig zu erweisen. All ihren sauer erarbeiteten Lohn, den sie im Dienste von Europäern erhalten haben, bringen sie den Weibern, werden für diese zu Dieben und begehen manche Verrücktheiten. Kommen derartige Fälle zu den Ohren der Männer, so werden die beteiligten Frauen gezwungen, ihren jugendlichen Verehrer öffentlich durchzupeitschen. Ein Mittel, welches stets Erfolg hat und die Liebesglut der jungen Bürschchen dämpft. Beide Teile fallen dem Gespött und der Verachtung der übrigen anheim. Onanie ist bei den Männern in jeder Altersstufe zu finden. Väter müssen oft ihre Söhne deswegen strafen, was auch mit dem nötigen Nachdruck geschieht. Frauen und Mädchen fröhnen ebenfalls diesem Laster. Sodomitereien von männlichen Bakoko und weiblichen Ziegen kommt ebenfalls vor. Leute mit derartig perversen Trieben werden von ihren Stammesangehörigen verachtet, man meidet sie und weigert sich, mit ihnen aus einem Topf zu essen. Blutschande wird mit dem Tode bestraft.

Feste.

Periodisch wiederkehrende Feste konnte ich nicht feststellen. Man feiert bei den Bakoko, wenn es ihnen in den Sinn kommt. Hierbei sind zu unterscheiden Feierlichkeiten, zu denen nur Männer Zutritt haben, meistens nachts, sodann Feierlichkeiten der Frauen unter sich und endlich Feierlichkeiten, an denen sich beide Geschlechter beteiligen.

Die ersteren sind religiöser Natur. Die Feste der Frauen unter sich bestehen in Tanz und Gesang, wobei die Männer beim Palmwein das dankbare Publikum bilden. Mehrere Weiber treten nach Ablegung aller die Bewegung hindernder Kleidungsstücke in einer Reihe auf und avancieren unter einer Vortänzerin gegen die Männer. Die Musik machen andere Weiber, die zur Seite auf der Erde hocken und vor sich eine Rippe der Raphiapalme mit kleinen Hölzern im Takte bearbeiten. Dabei ertönt ihr Gesang und besondere markante Stellen werden von den musikmachenden Frauen durch Klatschen in die Hände unterstrichen.

Ist die Linie der Tanzenden bis zu den Männern vorgerückt, so geht es rückwärts, wobei die Vortänzerin der Linie nach einer vorherigen Kehrtwendung gegen die Männer zurücktritt. Vom rechten zum linken Flügel tanzt die Primaballerina und umgekehrt, zwei kurze Schritte, ein Sprung, ein halben Schritt zurück, ein Sprung vorwärts und so weiter, bis die Linie wieder auf dem alten Platze steht. Das Avancieren der Tanzenden besteht in einem größeren und zwei kürzeren Schritten, wobei man sich in den Hüften wiegt und die Schulter in einer schnellen zuckenden Bewegung hält. In noch erhöhtem Maße ist bei der Vortänzerin der Oberkörper in Bewegung. Außer diesem und ähnlichen Massentänzen sind auch Einzeltänze beliebt oder Tänze zu Zweien. Bei Einzeltänzen werden die Hände über dem Hinterhaupt gefaltet, und in kurzem abwechselnden Vorschnellen der Beine tritt der Bauch und der Teil, den gewöhnliche Sterbliche zum Sitzen gebrauchen, in Bewegung. Musik und Gesang von Weibern begleiten die Tanzende. Der Tanz zu Zweien ähnelt dem Masurek. Man kann nicht behaupten, daß die Tänze der Bakoko ungraziös sind, im Gegenteil, es wird dabei viel Anmut entfaltet, wenn auch die abschreckende Häßlichkeit mancher alten Dame störend wirkt. Andere Stämme übertreffen die Bakoko in der Kunst des Tanzens jedoch bedeutend, da die Bakoko in ihrer Produzierung langatmig und monoton sind.

Die Festlichkeiten, an welchen sowohl Männer wie Frauen teilnehmen, bestehen in Gesellschaftsspielen verbunden mit Musik und Tanz. Inmitten eines von den Spielenden gebildeten Kreises tanzt ein Mann oder ein Weib, die Umstehenden singen und klatschen in die Hände. Der Tänzer oder die Tänzerin bleibt plötzlich vor einem oder einer der Singenden stehen, und während alle schweigen, wird die Person von der im Kreise vor ihr stehenden Person angesungen. Der Text zu diesem Einzelgesang ist improvisiert. Junge Männer machen Weibern Liebeserklärungen und umgekehrt, oder man sagt sich gegenseitig Grobheiten. Nachdem der Sänger oder die Sängerin geendet, tanzt er oder sie aus der Mitte des Kreises und gesellt sich zu den übrigen Personen, der oder die Angesungene übernimmt nun die Rolle des Tanzenden u. s. w.

Festlichkeiten, zu denen nur Männer Zutritt haben, sind religiöser Natur und werden des Nachts abgehalten (Vgl. „Monotheismus bei den Bakoko Globus" Heft 21).

Totenfeier.

Charakteristisch sind die Totenfeierlichkeiten bei den Bakoko. Hat ein Mann das Zeitliche gesegnet, so stimmen, falls er beweibt war, seine Frauen das Klagegeheul an. Vor der Hütte ihres ehemaligen Gebieters sitzend, tönt in langgezogenen Rufen „ătắē, ătắē oē atáē, atáē“. Ắtä bedeutet in der Bakokosprache Herr Gebieter; oē ist ein Ausruf des Erstaunens, Schrecks und Schmerzes. Der Tod wird festgestellt, indem man Palmöl zum Sieden bringt und einige Tropfen auf

die Stirn und Herzgrube träufelt; reagiert der Körper nicht darauf, so gilt der Mann für gestorben. 24 Stunden wird der Entschlafene von seinen Angehörigen und Freunden beklagt, wobei dem Toten zu Ehren viel Palmwein von den Männern getrunken wird. Daß der Heimgang eines Bakoko den Angehörigen sehr nahe geht, kann man nicht sagen, denn bei den Feierlichkeiten geht es manchmal recht lustig und fidel zu, nur den Frauen des Verstorbenen mag wohl etwas ängstlich zu Mute sein, denn manche von ihnen erwartet kein beneidenswertes Los. Ist der Tote 24 Stunden beklagt und gefeiert worden, so schreitet man zu seiner Beerdigung. Außerhalb seiner Hütte wird eine 2½ Meter lange, 1½ Meter breite und 1½—2 Meter tiefe Grube ausgehoben. An der Sohle wird in der Richtung der Längsachse nach Osten eine backofenförmige Ausschachtung vorgenommen. Nachdem so eine Art Gruft von etwa 2 Meter Länge hergestellt ist, wird der Tote in die Grube geschafft und in die Höhlung hineingeschoben mit den Beinen zuerst, sodaß die Füße nach Osten und der Kopf nach Westen weisen. Der Leichnam wird weder in einen viereckigen Kasten noch auf irgend ein Gestell gebettet noch wird ein Bambusdach über ihn in der Höhle gebaut. Sodann wird die Grube wieder mit Erde ausgefüllt, festgestampft und dem Boden gleichgemacht. Zu Häupten des beerdigten Toten wird ein Pfahl errichtet, an welchem das Eigentum des Verstorbenen, seine Kleider rc., aufgehängt werden. Herr Paul Woitschek, Laienbruder der katholischen Mission in Edea, macht in einem Briefe unterm 20. September 1900 einige andere Angaben. Er behauptet: die Bakoko beerdigen ihre Toten in der Hütte, sie schaufeln eine Grube von 4 Meter Tiefe und bauen über dem Toten ein Dach aus Bambus, nachdem sie den Leichnam in einen viereckigen Kasten gelegt haben. Ferner wird gesagt, das Eigentum des Toten wird zerbrochen und in den Wald geworfen. Ich muß diesen Angaben entschieden widersprechen; entweder sind die Beobachtungen des Herrn Woitschek nicht persönlich gemacht und nach Erzählungen falsch verstanden, oder es sind nicht die Feierlichkeiten der Bakoko gemeint, sondern die der Edealeute, die nicht dem Stamm der Bakoko angehören. Morgen macht zwischen den Edealeuten und Bakoko einen Unterschied, dem ich mich nach meinen Kenntnissen über die Edealeute anschließen muß. Meiner Ansicht nach sind die Edealeute den Malimbesen verwandt. Letztere wurden von den Bakoko zur Küste gedrängt; ein kleiner Teil der Malimbaleuten konnte sich bei den Edeafällen halten, während der größere Teil des Stammes an der Küste wohnt und hauptsächlich das nördliche Ufer des unteren Sanaga bevölkert. Einige Dörfer der Malimbesen befinden sich auch auf dem südlichen Ufer des Flusses unterhalb Edea.

Nachdem der Tote bei den Bakoko beerdigt worden ist, trauern seine Angehörigen 5 Tage lang. Während dieser Zeit wird über die hinterlassenen Witwen zu Gericht gesessen. Herr Woitschek schreibt, daß die Frauen, falls die Richter finden, daß ihr Verhalten Schuld an dem frühzeitigen Tode des Gestorbenen sei, diese d. i. die Frauen verprügelten. Bei den Bakoko verfährt man nicht so glimpflich mit den Witwen. Es ist eine alte Bakokositte, daß einige, nicht alle der hinterlassenen Weiber dem Tode geopfert werden. Durch diese Handlungsweise soll der Tote versöhnt werden, und die Überlebenden schützen sich dadurch gegen etwaige Streiche, die ihnen der Verstorbene noch spielen könnte. Trotzdem ein Leben nach dem Tode von den Bakoko negiert wird, kann der Tote aus verschiedenen Gründen nach seinem Ableben als nkuke, Geist, austreten und

manchen Unfug anstiften. Diesem suchen die Stammesangehörigen durch das Opfern einiger seiner Weiber vorzubeugen. Die dem Tode geweihten erhalten Gift, oder man bricht ihnen mit einem Keulenschlage die Halswirbel. Jüngere und schwangere Weiber werden möglichst verschont, dagegen die älteren Semester getötet. Dies geschieht, weil junge und kräftige Frauen zur Arbeit tauglicher sind als alte schwache Weiber. Sehr interessant sind die näheren Umstände, welche derartigen Hinrichtungen vorausgehen. An anderer Stelle sagte ich bereits, daß von Fetischismus bei den Bakoko nicht geredet werden kann, dagegen existiert ein Popans, mit dem allerhand Allotria getrieben werden. Mitten im Urwalde an einem abgelegenen Platze, nur den Männern bekannt, ist eine kleine Hütte, in welcher die Mumie eines Mannes aufbewahrt wird. Der Körper des Toten ist nach Entfernung der Gedärme eingepökelt und dann geräuchert worden und widersteht nach vollkommener Austrocknung der Verwesung. Für die Dummen, was bei den Bakoko gleichbedeutend mit Weibern ist, ist dieser „trockene Mann" der Inbegriff aller Furcht und aller Schrecken. Die zu verurteilenden Weiber werden in die Nähe der Hütte geführt, an deren Tür die Mumie den Weibern von dem Medizinmann gezeigt wird. Vor den Schlachtopfern vollführt der Zauberer einen grotesken Tanz und handhabt, nachdem er das Todesurteil ausgesprochen hat, die große Trommel. Das Urteil fällt er im Namen des verstorbenen Gatten. Den Weibern hat man eingeredet, daß die Mumie ihr verstorbener Gatte sei, der noch einmal ihnen leiblich erscheine. Die große Trommel ist ein etwa 1½ Meter langer ausgehöhlter Baumstamm von 90 Zentimeter Umfang. Das eine Ende ist mit einem Ziegen- oder Antilopenfell überspannt, welches mit dicht nebeneinander stehenden Holznägeln befestigt ist, während das andere Ende ein primitives Fußgestell zeigt, das mit der Wandung der Trommel aus einem Stück gearbeitet ist. Diese beschriebene Trommel ist den Bakoko sehr wertvoll und befindet sich nur im Besitz größerer Gemeinschaften unter besonderer Obhut des Medizinmannes, Zauberers oder wie man derartige Personen nennen will. Erst wenn nach der Todesverurteilung diese Trommel geschlagen wird, erhält der Spruch Gesetzeskraft. Bei anderen Urteilsverkündungen als auf Todesstrafe wird das Instrument nicht in Tätigkeit gesetzt. Es ist auch nicht unumgänglich nötig, daß der Abzuurteilende bei der Gerichtssitzung gegenwärtig sein muß. Und wenn nachts der dumpfe, wohlbekannte Ton der Trommel ertönt, mag manchem schwarzen Sünder im Bakokolande, dessen Gewissen nicht ganz rein ist, unheimlich zu Mute werden; denn wer weiß, ob nicht sein Todesurteil hier gesprochen wird.

Trommelsprache.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch eine andere Trommel erwähnen, über die bereits vielfach von Reisenden berichtet worden ist. Die sogenannte Sprechtrommel. Sie findet ebenfalls bei den Bakoko Anwendung. Das Instrument ist bei allen Stämmen vollkommen gleich, so daß eine Beschreibung sich wohl erübrigt. Wie bereits bekannt, bedienen sich die Neger dieser Trommeln gewissermaßen als Telegraph, um Nachrichten schnell von einem Ort zum andern zu übermitteln. Diese Mitteilungen bilden nicht nur ein Signalsystem, sondern sind eine eigenartig ausgebildete Sprache, die von den kundigen Männern auch im persönlichen Verkehr untereinander von Mund zu Mund als Geheimsprache angewandt wird. Jeder Stamm, der die Sprechtrommel anwendet, hat in dieser Ausdrucksweise ein eignes Idiom, das von der Trommelsprache der übrigen Stämme ebenso abweicht, wie die vulgären Sprachen der verschiedenen Stämme unter sich verschieden

sind, so daß z. B. die Trommelsprache der Duala nicht eo ipso von den Bakoko verstanden wird und umgekehrt. Nach meiner Ansicht haben die Jaúnde und nicht die Duala die ausgebildetste Trommelsprache. Ferner habe ich die Beobachtung gemacht, daß die verschiedene Höhe der Töne bei der Trommel nicht durch die verschiedene Dicke der Wandung der Trommel bedingt wird, sondern durch die in der Hand gehaltenen Holzknüppel, mit denen das Instrument geschlagen wird. Treffen die Klöppel kurz über der Hand die Wandung der Trommel, so entsteht ein tieferer Ton, als wenn die Spitzen der Schlägel die Trommel treffen. Die beiden Schlägel werden fest in die Hand genommen und nicht lose, wie unser europäischer Trommelschlägel, beide mit Aufgriff, wenn ich mich so ausdrücken darf. Bei den Jaúnde werden vier verschiedene Tonhöhen unterschieden, bei den Duala meines Wissens nur zwei. Die Anwendung der Trommelsprache auf weite Entfernungen, ich — spreche jetzt hauptsächlich von den Gebräuchen der Jaúnde —, wird beinahe ebenso gehandhabt wie bei uns der Telegraph. Will man vom Dorfe A dem Dorfe X eine Nachricht geben, die Entfernung zwischen beiden Ortschaften ist aber so groß, daß X die Töne nicht von A vernehmen kann, so ruft A den nahe gelegenen Ort B an, trommelt letzterem die Nachricht zu mit dem Ersuchen, die Nachricht an X weiterzubefördern. B nimmt die Mitteilung auf und gibt sie an C weiter und so fort, bis X die Mitteilung empfangen hat. Hierbei ist noch zu bemerken, daß am Schluß einer solchen Depesche der Name des ersten Absenders getrommelt wird, worauf das eigentliche Schlußzeichen drei Schläge in Intervallen von 1½ Sekunden und mittlerer Höhenlage, erfolgt.

Die Bakoko haben die Sprechtrommel ebenfalls, doch ist ihr System lange nicht so ausgebildet, wie das der Duala- oder gar Jaúndeleute. Die Weiber der Bakoko verstehen die Trommelsprache nicht, die Männer auch nicht ausnahmslos.

Medizinmänner.

Wenn jemand einen Titel zu Unrecht führt, so sind dies die Medizinmänner der Bakoko. Der Ausdruck Medizinmann ist durch die Engländer eingeführt, stammt aus Amerika und wird allen denjenigen Männern unzivilisierter Völker beigelegt, die es verstehen, aus der Dummheit ihrer Stammesgenossen Kapital zu schlagen. Solche Personen, welche gewöhnlich über das mittlere geistige Niveau ihrer Brüder emporragen, sind in erster Linie die Hüter der Religionsgebräuche und daher Priester. Es ist keineswegs eine neuere Erscheinung in der Geschichte der Völker, daß die Priester medizinische Kenntnisse besitzen oder vorgeben, solche zu besitzen. Wo es ihnen an wirklichen Heilmitteln fehlte, da nahm man, und es geschieht auch noch heute, zu allerhand Hokuspokus seine Zuflucht, um die leidende Menschheit zu kurieren.

So lag es auf der Hand, daß diese Priester infolge ihrer wunderlichen Produzierungen bei Krankenbehandlungen, bei Religionsgebräuchen u. s. w. in den Geruch von Wesen kamen, die über ungewöhnliche Fähigkeiten und Kräfte verfügen. Profanum vulgus konnte sich das eigenartige Gebahren nicht erklären und die Priester avancierten zu Medizinmännern und Zauberern. Daß die Leute sich ihrer eigenen Machtunvollkommenheit bewußt waren, ist wohl anzunehmen; allein Klappern gehört zum Handwerk und mundus vult decipi. Bei den Bakoko hingegen gibt es solche Medizinmänner oder Zauberer nicht. Die Religion ist Gemeingut aller Bakokomänner und so einfach, daß sie selbst dem Dümmsten

unter ihnen einleuchtet und verständlich erscheint. Nur den Frauen gegenüber umgibt man sich mit einem mystischen Dunkel.

Warum? wies ich bereits eingangs nach. Ferner hat auch jeder männliche Bakoko soviel medizinische Kenntnisse, wie er für den täglichen Gebrauch glaubt nötig zu haben. Durch diese beiden Faktoren ist den Medizinmännern von vornherein der Boden zu großen betrügerischen Manipulationen entzogen. Auch auf die Rechtsprechung haben die Medizinmänner nur wenig Einfluß, da die Urteile von den Alten des Stammes gesprochen werden, unter denen sich kein sogenannter Medizinmann zu befinden braucht. Wenn ich trotz alledem den Ausdruck Medizinmann beibehalte, so geschieht es, um verständlicher zu sein. Bei den Bakoko ist der Medizinmann der Henker. Er ist ebenso dumm oder schlau wie seine Brüder und nur für die Frauen ein Gegenstand der Furcht, den Frauen darf er die Hucke voll lügen, damit sie in der Furcht des Herrn verbleiben Ein Mann würde sich das schönstens verbitten, und nichts würde den Zauberer vor einer gehörigen Tracht Prügel schützen, falls es ihm einfiele, einem Mann denselben Unsinn vorzureden, wie den Frauen. Ich glaube, daß die Behauptungen von dem uneingeschränkten Einfluß der Medizinmänner große Einbuße erleiden würden, wenn sich der Forscher bei den verschiedenen Negerstämmen genauer mit der Angelegenheit befaßte und seine Beobachtungen nicht nur auf eine Wiedergabe dessen beschränkte, was er mti eigenen Augen sah. Man muß versuchen, sich in die Anschauungsweise der Leute zu versetzen, die Stellung der beiden Geschlechter zu einander berücksichtigen, und dann wird man finden, daß so ein Zauberer oder Medizinmann in den Augen seiner männlichen Stammesangehörigen lange nicht mit dem Nimbus umgeben ist wie in den Augen der Weiber. Daß die Stellung der Medizinmänner bei den Bakoko so wesentlich von der Stellung anderer Zauberer in fremden Stämmen, die auch zu den Bantu zu rechnen sind, abweichen sollte, ist kaum anzunehmen. Monatelang hatte ich einen solchen Bakokomedizinmann als meinen Koch um mich. Das ganze Land kannte ihn, und man kam ihm überall mit einer gewissen Ehrfurcht entgegen. Dieses Verhalten der männlichen Bakoko war aber mehr den Riesenkräften meines Kochs zuzuschreiben als der Furcht vor seinen übernatürlichen Zauberkünsten.

Religion. Die Religionsanschauungen der Bakoko besprach ich bereits in einem Aufsatz im „Globus" und muß deshalb auf jene Stelle verweisen. Hinzufügen möchte ich, daß, wenn heute bei einigen Bakoko die Existenz eines bösen Prinzips angenommen wird, dies auf die Tätigkeit der Missionen zurückzuführen ist.

Man darf nun etwa ja nicht glauben, daß der Teufel bei den männlichen Bakoko ein Gegenstand der Furcht ist, nein, er spielt bei ihnen eine ziemlich lächerliche Rolle und muß nur herhalten, die Weiber im Zaum zu halten. Anderseits verschanzen sich die Bakoko hinter dem Teufel, wenn irgend einer der Stammesangehörigen in ein besseres Jenseits gewaltsam befördert worden ist, nach dessen Verbleib man sich erkundigt. Dann heißt es wörtlich: „Der Teufel hat ihn getötet." Läßt man Zweifel laut werden, dann wird man an die Missionare verwiesen, die ihnen erzählt hätten, daß der Teufel jeden Sünder hole. Die große Trommel, die nach Verkündigung eines Todesurteiles geschlagen wird, heißt kurzweg devil, Teufel, ein Wort, welches in die Bakokosprache übernommen worden ist.

Es ist klar, daß die Bakoko wie auch die andern Stämme abergläubisch sind. Vollständig falsch wäre es jedoch, von ihrem Aberglauben auf den Stand ihrer geistigen Fähigkeiten schließen zu wollen. Der Aberglaube der Bakoko unterscheidet sich kaum von dem anderer Neger und ist keineswegs krasser als der Aberglaube bei den zivilisierten europäischen Völkern. Unter die Rubrik Aberglaube wäre auch das Stichwort Orakel zu registrieren.

Aberglaube.

Will ein Bakoko einen weiteren Marsch antreten, so sucht er sich vorher zu vergewissern, ob er dies ohne Gefahr tun kann. Zu diesem Zweck verschafft er sich eine kleine Landschildkröte, die überall an sumpfigen Stellen zu finden ist. Diese Schildkröte wird am Eingang des Dorfes auf den Weg gesetzt und zwar so, daß die linke Seite des Tieres dem Dorfe zugekehrt und die rechte von dem Dorfe weg auf den Weg weist. Wendet sich die Schildkröte auf den Weg von dem Dorfe weg, so ist es ein gutes Zeichen, und der Bakoko unternimmt seine Reise, kriecht die Schildkröte dagegen dem Dorfe zu, so ist es eine üble Vorbedeutung, und wenn möglich unterläßt man die Fahrt. Es würde zu weit führen, wollte ich alle derartigen Orakelsprüche anführen; zum Teil sind sie auch bekannt, da die Bakoko hierin sehr den anderen Stämmen ähneln.

Erleuchtete Geister verschmähen vielfach die Orakelbefragung und verlassen sich lieber auf ihren gesunden Menschenverstand oder ihre Körperkräfte.

Ich glaube, es gehört zu allen genaueren Beobachtungen, die Reisende bei Völkern machen wollen, nicht allein ein gewisses Talent, den Leuten ihre Eigentümlichkeiten abzulauschen, sondern auch sehr viel Zeit, um sich vor Trugschlüssen zu bewahren. Ein Gebiet, welches man in wenigen Tagen durchreist, kann man in ethnologischer Hinsicht nicht in der kurzen Zeit erforschen. Daher ist es nicht zu verwundern, wenn die Angaben von zwei Reisenden über dasselbe Land sich oft nicht decken. Dies gilt besonders von unerforschten Ländern, die außerhalb der gewöhnlichen Reiseroute liegen.

Bericht über die im Auftrage des Kaiserlichen Gouvernements auf dem Wege von Tanga nach Moschi in der Zeit vom 11. Januar bis 10. April 1902 unternommene Reise zur Erforschung der Tsetsefliege.

Von Marinestabsarzt a. D. Dr. Sander.

II.

Die Sammelröhrchen waren in zureichender Zahl mitgegeben, ja ich habe deren noch welche abgeben können und doch noch einen Teil mit zurückgebracht. Was ihre Größe anbetrifft, so waren sie für den Zweck meiner Reise zum guten Teil nicht passend gewählt, was weiter nicht zu verwundern ist, da sie ja ursprünglich für allgemein entomologische Sammlungen bestimmt waren. Die größeren Nummern sind für die verhältnismäßig kleinen Fliegen zu groß, während sie für Organteile erkrankter Tiere oder — wie ich es in Aussicht genommen hatte — für Früchte und Blüten der für die Tsetse in Betracht kommenden Pflanzen im allgemeinen zu klein waren. Ich gestatte mir deshalb vorzuschlagen, für die Fliegen Sammelgläser nicht über 1,5 cm Durchmesser mitzugeben, für Organteile und Pflanzenteile aber Blechkästen mit dem zu ihrem Verschluß nötigen Lötzeug.

Der Alkohol war zu reichlich bemessen. Es dürften selbst bei Einlegen von Organteilen 5 Liter absoluten Alkohols für eine Reise von 3 Monaten, wie die meinige, vollständig ausreichen.

Der Mosquitonetzstoff, 2 qm, war völlig ausreichend für die Herstellung von Fangnetzen und es blieb auch noch genug übrig, um Verschlüsse für improvisierte Zuchtkisten herstellen zu können. Dagegen war der mitgebrachte Eisendraht für seine Bestimmung, Herstellung von Netzen, unbrauchbar und wäre außerdem auch unzureichend gewesen. Unbrauchbar war er einmal des Materials wegen — Eisen rostet zu stark und frißt dadurch sehr schnell die Netze durch — sodann aber auch weil er um mehr als das doppelte zu stark war. Ich habe mir daher freihändig in Tanga etwa 4 mm starken Messingdraht besorgt, der in jeder Beziehung seine Aufgabe erfüllte.

Die 2 qm Drahtgaze sind wenig zur Verwendung gekommen, weil ich beim ersten Versuch sah, daß es nicht möglich sei, auf dem Marsch Versuchstiere und Fliegen zu halten. Ich hatte mir zu diesem Zweck Holzkästen in Tanga herstellen lassen, deren Seitenwände mit Drahtnetz bekleidet waren. Die Kästen sind sehr

schwerfällig ausgeführt, dürften sich aber bei Untersuchung von festem Standort aus sehr nützlich erweisen.

Die Maximalthermometer, die ich für die Untersuchung erkrankter Tiere mitgenommen hatte, konnten nicht zur Verwendung kommen, weil sie insgesamt (4 Stück) schon in den ersten Tagen der Reise dadurch unbrauchbar geworden waren, daß der Quecksilberfaden die ganze Länge der Röhre erfüllte und mehrfach gerissen war. Ob dies durch Überhitzung der Kiste, in der sie eingeschlossen waren, oder durch das unvermeidliche stoßweise Stürzen der Last beim Aufnehmen und Absetzen gekommen ist, kann ich nicht sagen. Jedenfalls würde ich mir für eine zweite Reise eine Segelleinwandtasche anfertigen lassen, in der die Thermometer aufrecht eingesetzt werden können und die zum Umhängen eingerichtet ist. Ein gelegentliches Anfeuchten der äußeren Wand dieser Tasche würde dann eine Überhitzung vermeiden lassen, das Umhängen das Stürzen und stoßweise Schütteln verhüten.

Die Schleuderthermometer und das Aneroid blieben die ganze Reise über, soweit ich urteilen kann, in durchaus gutem Zustande.

Vergessen hatte ich, eine Boussole zu fordern, die für die örtliche Festlegung von Tsetseherden erforderlich gewesen wäre.

Notwendig ist auch ein kleiner Tasterzirkel und ein genaues Millimetermaß (mit Nonius) aus Metall zur Bestimmung der Körpermaße der frischen Fliegen.

Beim Aufbruch zur Reise habe ich es sehr beklagt, kein Schrotgewehr mitbekommen zu haben, um möglichst viel kleinere Wirbeltiere erlegen und ihr Blut untersuchen zu können. Nachdem ich die Reise beendet habe, muß ich sagen, daß während einer Expedition gerade diese Art der Untersuchung nur unvollkommene Resultate ergeben würde. Denn es ist doch gar zu sehr dem Zufall überlassen, was man bei einem solchen Durchziehen durch die Landschaft von der Tierwelt bekommt. In dieser Richtung scheint mir jetzt vielmehr eine der Hauptaufgaben der stationären Untersuchung zu liegen; denn notwendig ist es durchaus zu wissen, in welchen Tieren außer gewissen Wiederkäuern und Einhufern das Trypanosoma der ostafrikanischen Surrah seine Existenzbedingungen findet, schon allein um die geeignetsten Tiere zu einer Abschwächung des Virus nach Kochschem Muster zu finden.

Von der übrigen, mir vom Gouvernement mitgegebenen Ausrüstung möchte ich nur noch zweierlei erwähnen: Zelt und Beleuchtung.

Als Zelt hatte ich ein vorzügliches, ganz neues, erhalten, das für einen nicht auf wissenschaftlicher Expedition Begriffenen in der Tat alles geleistet hätte, was er erwarten konnte. Für wissenschaftliche Arbeit aber war es durchaus ungeeignet, viel zu klein. Es wäre ganz unmöglich gewesen, in ihm die geringste wissenschaftliche Hantierung oder Untersuchung vorzunehmen. Daß ich vom Wetter so begünstigt werden würde, daß ich nur stundenweis in das Zelt flüchten mußte, ließ sich nicht voraussehen. Mikroskopische Arbeiten aber konnte ich nur da vornehmen, wo mir ein wirkliches gutes Haus — keine Rasthütte mit ihrem Staub und ihrer schlechten Beleuchtung — zur Verfügung stand. Und selbst die Herrichtung der Deckgläschen war dadurch, daß ich sie im Freien oder offener baraza vornehmen mußte, mit einem großen Mehrverbrauch an Material und Zeit verknüpft. Denn es ließ sich nicht vermeiden, daß so und so viele schon gereinigte vom Winde

mitgenommen und wieder verunreinigt wurden und eine ganze Menge zerbrach dabei oder durch Überwehen des Tuches beim Reinigen.

Der Mangel einer guten Reiselampe hat mir die Arbeitszeit wesentlich verkürzt. Denn die mitgegebene und die von einem Privatmann in Tanga entliehene größere Laterne gaben doch immerhin nur ein so zweifelhaftes Licht, daß Schreiben schwer, Mikroskopieren gar nicht möglich war und ich mehrfach die am Abend bei dieser Beleuchtung gereinigten Deckgläschen den nächsten Tag erst noch einmal wirklich reinigen mußte. Ich möchte hier erwähnen, daß Petroleum auf dem ganzen Wege und verhältnismäßig billig zu erhalten ist, mit Ausnahme der Strecke von Maji ya juu bis Kambi ya Simba, von dort bis Moschi und von Moschi westlich des Paregebirges bis Kisuani. Das sind aber stets nur wenige Tage, für die eine Bierflasche voll als Vorrat ausreicht.

Schmerzlich habe ich in meiner Ausrüstung und eigenen Vorbereitung für meine Aufgabe etwas vermißt: die Unmöglichkeit, mir die neueste Literatur und mit ihr die neuen Kenntnisse über Surrah und Tsetse zu beschaffen. Durch Zufall und dadurch, daß ich durch anderweitige Arbeiten beschäftigt war, hatte ich seit einigen Jahren die Fortschritte unserer Kenntnis auf diesem Gebiete nicht mehr verfolgt. Die mir angegebenen neuen Aufsätze konnte ich in Tanga nicht erhalten und meine früher gesammelten Notizen konnten nicht mehr zur rechten Zeit eintreffen, weil ich sie bei meiner Ausreise nach Ostafrika zu Hause gelassen hatte. So mußte ich, nur verblaßte Erinnerungen und ältere Beobachtungen im Gedächtnis, die Reise antreten. Das war in vieler Beziehung hinderlich, denn ich konnte auf diese Weise einer Reihe von heut im Vordergrund stehenden Streitfragen keine bewußte Aufmerksamkeit widmen. Andererseits zwang mich dieser bewußte Mangel in der Kenntnis unseres heutigen Wissens zu um so sorgfältigerer und eingehenderer Beobachtung auch nebensächlich sich darstellender Erscheinungen an Fliegen und kranken Tieren. Ob schließlich mehr Nachteil oder Vorteil sich daraus ergeben wird, das kann nur die Ausarbeitung meiner Beobachtungen und Sammlungen lehren.

Dem Aufbruche zur Reise ging, wie ich das schon in meinen Vorschlägen als notwendig hingestellt hatte, eine eingehendere Besprechung mit den mit der Tsetsefrage und im Lande bekannten Herrn von Tanga voraus. Ich kann hier nur mit großem Dank feststellen, wie außerordentlich wertvoll mir die Angaben des Herrn Bezirksamtmann Meyer und Ingenieur Friedrich in Tanga und die des Bezirksamtmanns Teichmann von Wilhelmstal, der gerade in Amboni zur Kur weilte und den ich dort aufsuchte, für den Reiseplan und die weitere Gestaltung der Reise waren. Ich habe deren Angaben und Beobachtungen fast durchweg nur bestätigen können.

Auf der weiteren Reise wiederholte ich bei jedem Dorf dieses „shauri“ mit Ansässigen. Wo Europäer am Platz waren, bat ich sie dazu zur Hilfe und diese ist mir stets in weitgehendster Weise gewährt worden. Am nützlichsten waren mir in dieser Hinsicht entschieden Herr Spediteur Zschaetzsch in Muheza und Korogwe und Herr Martienssen in Korogwe. Wo es irgend möglich war, ließ ich die Jumben und Akiden des Platzes und der umliegenden kleineren Ortschaften zusammenkommen, erklärte ihnen den Zweck meiner Reise, fragte sie nach dem, was sie von Surrah und Übertragung solcher Seuchen durch Insekten wüßten, zeigte ihnen dann die Probe und die inzwischen gefangenen Stücke und ließ mir

Namen und etwaige Schädlichkeit der vorgezeigten Fliegen und Bremsen angeben. Ich hütete mich dabei so viel, als es mir bei meiner geringen Kenntnis des Kisuaheli möglich war, davor, die Fragen so zu stellen, daß ich etwa den Leuten die Antwort in den Mund legte oder sie durchblicken ließ, was ich selbst von den Dingen wisse und wie ich sie beurteile. Durch verschiedene Hin- und Her- und Kreuzfragen suchte ich bei mir neuen Angaben Sicherheit über die wirkliche Ansicht und Beobachtung der Leute zu gewinnen.

Von großem Nutzen war mir bei diesen ganzen Schauris die Botschaft, die die Herren Bezirksamtmänner Meyer und Teichmann an die Jumben und Akiden ihrer Bezirke über meine Expedition hatten ergehen lassen und die Gestellung von Jumbenaskaris im Bezirk Tanga, von Akiden im Bezirk Wilhelmstal und Moschi. Eine solche Ankündigung und Aufklärung über den Zweck meiner Reise war um so notwendiger, als kurz vorher die Viehzählung stattgefunden hatte und die Leute anfänglich vielfach glaubten, ich sei ausgeschickt, ihre Angaben zu kontrollieren. Auch der Polizeiaskari Asmani I., der mir von Tanga aus mitgegeben war und den ich die ganze Reise über behielt, hat mir durch die ruhige, verständige Art seines Verkehrs mit den Eingeborenen, namentlich in den Gegenden, wo seit langem kein Weißer mehr erschienen war und die Leute im Verkehr mit mir sich sehr ängstlich zeigten, gute Dienste geleistet; desgleichen bei den Verhandlungen mein Privatdiener Jan, der, obwohl erst ein junger Bursche von höchstens 18 Jahren, es doch vortrefflich verstand, mein schlechtes Kisuaheli und die in diesem ausgedrückten Gedanken den Leuten verständlich und mundgerecht zu machen. In den Massaigegenden tat mir mein Massaieseljunge Kenda die gleichen Dienste und unterstützte mich überall bei der Besichtigung des Viehs. So ist es mir nur an wenigen Orten: Umba, Makuyuni, Kwa, Sengiba (bei einer Massaiherde) und in Kahe nicht geglückt, das Vieh zur Untersuchung zu bekommen.

Irgend welche Streitigkeiten habe ich nirgends mit den Angesessenen gehabt, zum guten Teil wohl Dank dem verständigen und ruhigen Verhalten meiner gesamten Leute, die mich auch alle nach Kräften in meiner Aufgabe unterstützten.

In meinen Vorschlägen, die ich von Nguelo aus gemacht habe, hatte ich den Plan aufgestellt, auf der Karawanenstraße mit meinen Spezialleuten, den Trägern vorausziehend, da Halt zu machen, wo ich verdächtige Fliegen fand, Lage und Ausdehnung von deren Gebiet festzustellen, so viel wie möglich von ihnen zu fangen und dann weiter zu marschieren, bis ich an einen neuen Fliegenherd oder an den Lagerplatz kam.

Ich versuchte auch entsprechend diesem — südwestafrikanischen Verhältnissen etwa entsprechendem — Plan zu handeln, mußte aber bald einsehen, daß er unter hiesigen Verhältnissen nicht recht durchführbar sei. Denn erstens fand ich solche Fliegen„herde" nicht, sondern mir gelang es auf dem Marsch immer nur ganz vereinzelte Fliegen zu sehen und zu fangen, und sodann war es unmöglich, sowohl den Spezialleuten als den Trägern diese Marschordnung für längere Zeit zuzumuten. Das Vorhandensein von Wasser und Nahrung ist eben für den zu Fuß marschierenden Träger von ganz anderer Bedeutung als für den berittenen „Achterrijder" oder die Leute im Ochsenwagen in Südwestafrika. Es ließ sich eben nicht anders machen, ein längerer Aufenthalt

auf dem Wege zwischen den Wasser und Essen bietenden Lagerplätzen war nur in Ausnahmefällen möglich.

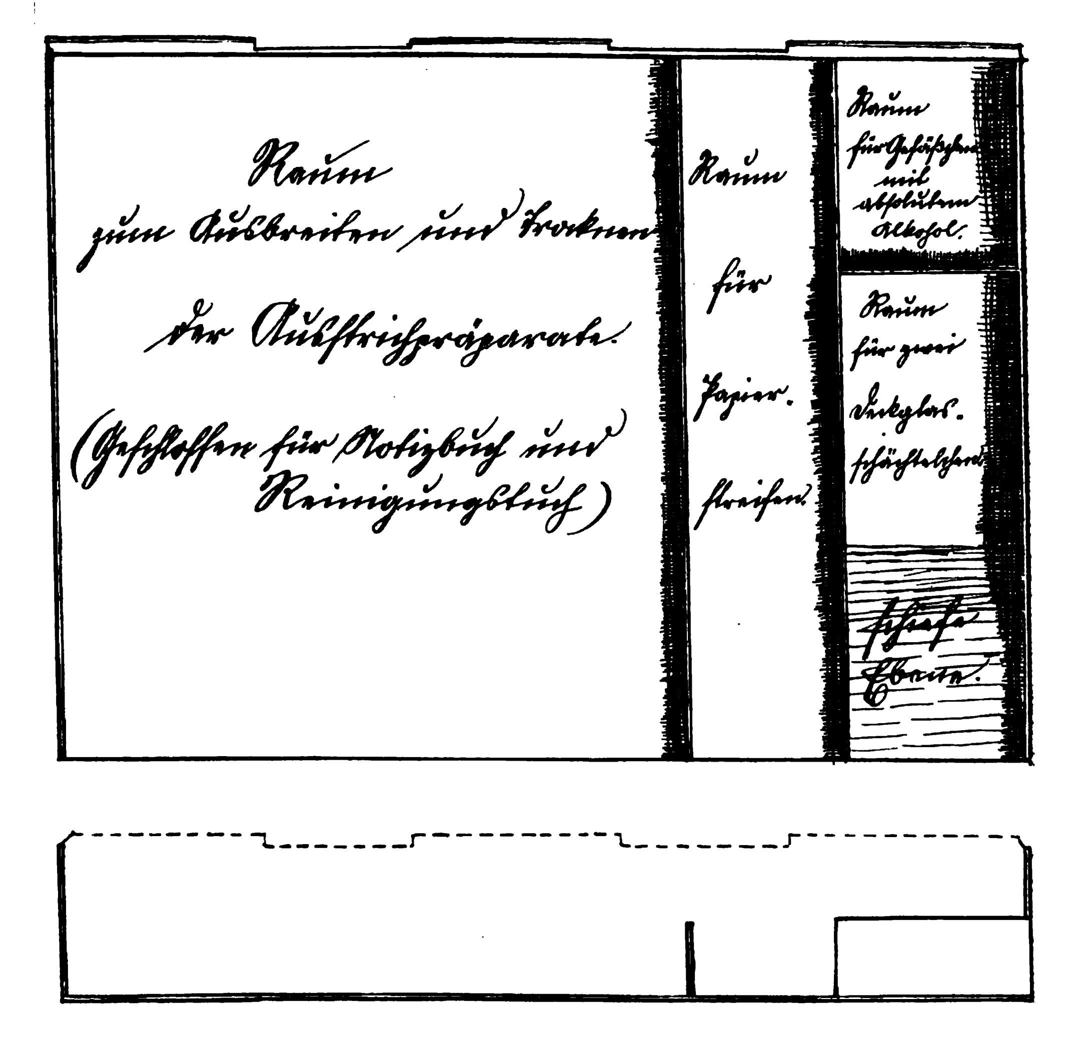
Jedoch legte ich in den ersten Wochen noch immer das Hauptgewicht auf das Auffinden der Fliegen im Gelände. Allmählich, besonders nachdem ich Euer Hochgeboren Schreiben vom 30. Januar, J. N. V. 348, erhalten hatte, daß unter keinen Umständen die Zeit von 3 Monaten überschritten werden dürfte, sah ich ein, daß ich auf diese Art wohl eine sehr gründliche Untersuchung des durchzogenen Geländes erziele, daß aber die aufgewendete Zeit doch in keinem rechten Verhältnis zu den gewonnenen Ergebnissen stände, und daß es mir nicht möglich sein werde, in 3 Monaten die ganze zu bereisende Strecke in dieser Weise abzusuchen.

So änderte ich den Plan dahin ab, daß ich die Feststellung, ob in einem Ort oder den zu ihm gehörenden Weilern die Surrah vorkäme, in der Weise vornahm, daß ich mir nach der Lagerstelle am Hauptorte die Herden der umliegenden Dörfer herantreiben ließ und von den mir surrahkrank erscheinenden Tieren Blutproben entnahm. Die weitere Untersuchung mußte dann ergeben, ob es sich wirklich um Surrah handele, und im Verein mit der Angabe der Leute, wie lange das betreffende Stück Vieh schon am Platze sei, den Aufschluß, ob eine surrahübertragende Fliege in der Gegend vorkomme*). Wo es meine Zeit erlaubte, schickte

---

*) Ich möchte hier zur Technik der Blutentnahme einen Vorschlag machen, der hierhergehört, weil er die Ausrüstung betrifft Es ist mir mehrfach zugestoßen, daß ich Deckgläschen und die geeigneten Instrumente nicht zur Hand hatte, wenn ich auf der Landstraße krankem Vieh begegnete oder Wild erlegte. Zwar versuchte ich mehrfach wenigstens die Deckgläschen in der Tasche bei mir zu tragen, gab es aber bald auf, weil die zuvor gereinigten dabei bald wieder unbrauchbar zu sofortiger Verwendung und bereits angefertigte Ausstrichpräparate gar zu sehr der Gefahr des Verstaubens und Verschimmelns ausgesetzt wurden. Auch war es stets sehr schwierig, die frisch bestrichenen Deckgläschen vor dem Weggewehtwerden, das sie unbrauchbar macht, zu bewahren. Ich würde mir daher in Zukunft eine Blechschachtel anfertigen lassen, die etwa in der Weise der beigefügten Zeichnungen angefertigt ist und in der Tasche, oder besser noch in einem wasserdichten Täschchen umgehangen getragen werden kann. Das Innere enthält einige Abteilungen, in deren einer zwei Deckglasschächtelchen verwahrt sind. Das eine von ihnen ist mit gereinigten, gebrauchsfertigen Deckgläschen gefüllt, das andere dient zur Aufnahme der Ausstrichpräparate. An dieser Abteilung ist vorn eine schiefe Ebene angebracht, um für die Dauer der Blutentnahme die gereinigten Deckgläschen darauf auszuschütten und mit einer Pinzette bequem entnehmen zu können. Eine zweite Abteilung dient zur Aufnahme von Streifen dünnen Papiers, die die Breite eines Deckgläschens haben und so lang sind, daß man 6—8 Deckgläschen — je nachdem man die Anzahl der von einem Tier zu entnehmenden Präparate bestimmt — darin so einschlagen kann, daß kein Gläschen das andere berührt. Auf der einen Seite des Streifens wird dann nach dem Einschlagen die Nummer des Präparates, Datum und Tageszeit, Ort und sonstiges Wissenswerte kurz vermerkt. Eine größere Abteilung, mindestens so groß, daß sie bequem Raum bietet, um die doppelte Anzahl der von dem einzelnen Tier anzufertigenden Ausstrichpräparate aufzunehmen, dient bei geschlossenen Kästchen zur Unterbringung eines Stückchen Leintuches zum Reinigen der Instrumente und event. eines Notizbüchelchens für Eintragung der Präparate u. s. w. Am Deckel des Kästchens sind einige

kleine gerade Scheren und Doppelbistouris-(spitze), eine feine anatomische Pinzette und ein kleiner feiner Ölstein anzubringen. Scheeren und Bistouris sind zum Auseinandernehmen, um sie besser reinigen und schärfen zu können. In dem Raum, wo die Deckgläschenschachteln sich befinden, wird auch ein kleines, sicher verschließbares Blechgefäßchen mit absolutem Alkohol zum Reinigen der Instrumente untergebracht. Es ist das erforderlich, weil mit dem frischen Blut die Krankheit sonst von einem Tier auf ein anderes nur scheinbar an Surrah leidendes übergeimpft werden könnte.



Die Scheidewände der einzelnen Abteilungen sind von der halben Höhe der Seitenwände, die hinreichend hoch sein müssen, um eine Deckgläschenschachtel aufnehmen zu können; doch darf nicht so viel Spielraum bleiben, daß der Deckel der Schächtelchen sich stärker lüften kann. Der Deckel der ganzen Blechschachtel darf nur vorn, nicht an den Seiten, einen übergreifenden Rand haben, damit man die Instrumente bequem herausnehmen kann. Zum Gebrauch werden Instrumente, Buch und Reinigungstuch nach Aufklappen des Deckels herausgenommen, die Instrumente lose auf die Innenseite des

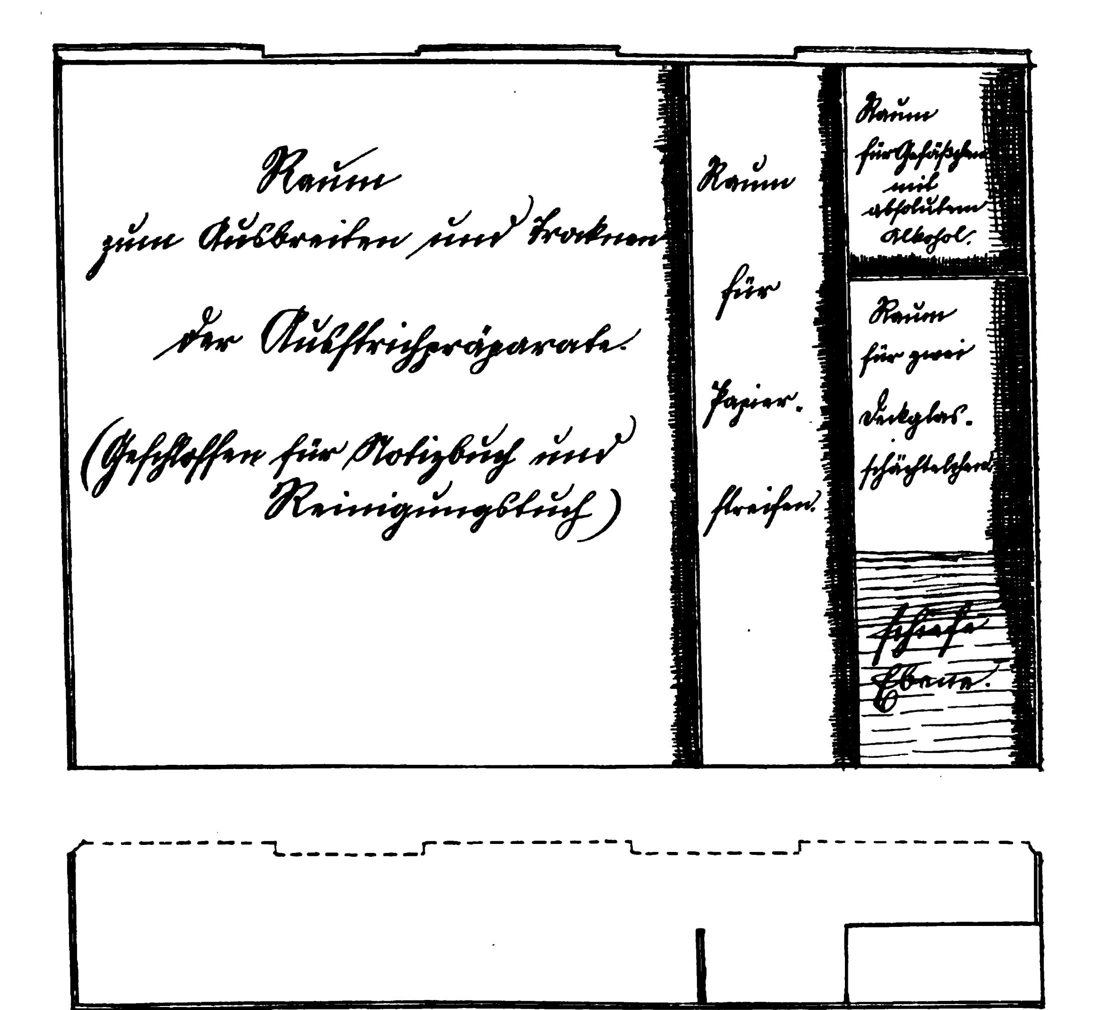
auf dem Wege zwischen den Wasser und Essen bietenden Lagerplätzen war nur in Ausnahmefällen möglich.

Jedoch legte ich in den ersten Wochen noch immer das Hauptgewicht auf das Auffinden der Fliegen im Gelände. Allmählich, besonders nachdem ich Euer Hochgeboren Schreiben vom 30. Januar, J. N. V. 348, erhalten hatte, daß unter keinen Umständen die Zeit von 3 Monaten überschritten werden dürfte, sah ich ein, daß ich auf diese Art wohl eine sehr gründliche Untersuchung des durchzogenen Geländes erziele, daß aber die aufgewendete Zeit doch in keinem rechten Verhältnis zu den gewonnenen Ergebnissen stände, und daß es mir nicht möglich sein werde, in 3 Monaten die ganze zu bereisende Strecke in dieser Weise abzusuchen.

So änderte ich den Plan dahin ab, daß ich die Feststellung, ob in einem Ort oder den zu ihm gehörenden Weilern die Surrah vorkäme, in der Weise vornahm, daß ich mir nach der Lagerstelle am Hauptorte die Herden der umliegenden Dörfer herantreiben ließ und von den mir surrahkrank erscheinenden Tieren Blutproben entnahm. Die weitere Untersuchung mußte dann ergeben, ob es sich wirklich um Surrah handele, und im Verein mit der Angabe der Leute, wie lange das betreffende Stück Vieh schon am Platze sei, den Aufschluß, ob eine surrahübertragende Fliege in der Gegend vorkomme*). Wo es meine Zeit erlaubte, schickte

*) Ich möchte hier zur Technik der Blutentnahme einen Vorschlag machen, der hierhergehört, weil er die Ausrüstung betrifft Es ist mir mehrfach zugestoßen, daß ich Deckgläschen und die geeigneten Instrumente nicht zur Hand hatte, wenn ich auf der Landstraße krankem Vieh begegnete oder Wild erlegte. Zwar versuchte ich mehrfach wenigstens die Deckgläschen in der Tasche bei mir zu tragen, gab es aber bald auf, weil die zuvor gereinigten dabei bald wieder unbrauchbar zu sofortiger Verwendung und bereits angefertigte Ausstrichpräparate gar zu sehr der Gefahr des Verstaubens und Verschimmelns ausgesetzt wurden. Auch war es stets sehr schwierig, die frisch bestrichenen Deckgläschen vor dem Weggewehtwerden, das sie unbrauchbar macht, zu bewahren. Ich würde mir daher in Zukunft eine Blechschachtel anfertigen lassen, die etwa in der Weise der beigefügten Zeichnungen angefertigt ist und in der Tasche, oder besser noch in einem wasserdichten Täschchen umgehangen getragen werden kann. Das Innere enthält einige Abteilungen, in deren einer zwei Deckglasschächtelchen verwahrt sind. Das eine von ihnen ist mit gereinigten, gebrauchsfertigen Deckgläschen gefüllt, das andere dient zur Aufnahme der Ausstrichpräparate. An dieser Abteilung ist vorn eine schiefe Ebene angebracht, um für die Dauer der Blutentnahme die gereinigten Deckgläschen darauf auszuschütten und mit einer Pinzette bequem entnehmen zu können. Eine zweite Abteilung dient zur Aufnahme von Streifen dünnen Papiers, die die Breite eines Deckgläschens haben und so lang sind, daß man 6—8 Deckgläschen — je nachdem man die Anzahl der von einem Tier zu entnehmenden Präparate bestimmt — darin so einschlagen kann, daß kein Gläschen das andere berührt. Auf der einen Seite des Streifens wird dann nach dem Einschlagen die Nummer des Präparates, Datum und Tageszeit, Ort und sonstiges Wissenswerte kurz vermerkt. Eine größere Abteilung, mindestens so groß, daß sie bequem Raum bietet, um die doppelte Anzahl der von dem einzelnen Tier anzufertigenden Ausstrichpräparate aufzunehmen, dient bei geschlossenen Kästchen zur Unterbringung eines Stückchen Leintuches zum Reinigen der Instrumente und event. eines Notizbüchelchens für Eintragung der Präparate u. s. w. Am Deckel des Kästchens sind einige

kleine gerade Scheren und Doppelbistouris-(spitze), eine feine anatomische Pinzette und ein kleiner feiner Ölstein anzubringen. Scheeren und Bistouris sind zum Auseinandernehmen, um sie besser reinigen und schärfen zu können. In dem Raum, wo die Deckgläschenschachteln sich befinden, wird auch ein kleines, sicher verschließbares Blechgefäßchen mit absolutem Alkohol zum Reinigen der Instrumente untergebracht. Es ist das erforderlich, weil mit dem frischen Blut die Krankheit sonst von einem Tier auf ein anderes nur scheinbar an Surrah leidendes übergeimpft werden könnte.



Die Scheidewände der einzelnen Abteilungen sind von der halben Höhe der Seitenwände, die hinreichend hoch sein müssen, um eine Deckgläschenschachtel aufnehmen zu können; doch darf nicht so viel Spielraum bleiben, daß der Deckel der Schächtelchen sich stärker lüften kann. Der Deckel der ganzen Blechschachtel darf nur vorn, nicht an den Seiten, einen übergreifenden Rand haben, damit man die Instrumente bequem herausnehmen kann. Zum Gebrauch werden Instrumente, Buch und Reinigungstuch nach Aufklappen des Deckels herausgenommen, die Instrumente lose auf die Innenseite des

ich auch Leute der Ortschaft, nicht die Träger, wie Euer Hochgeboren mir anempfahlen, aus, um mir Fliegen, die sie für verdächtig hielten, zu sammeln und unter Angabe des Fundortes zu bringen. Ich erhielt dabei, trotzdem ich stets den zum Sammeln ausgeschickten Jungen und Viehhirten zuvor die in Betracht kommenden Fliegen zeigte, zumeist ja völlig unbrauchbares Material, aber hin und wieder waren doch die richtigen Fliegen darunter. Meine Spezialleute sandte ich, wenn ich sie nicht bei der Blutentnahme brauchte, in die nähere Umgegend des Lagers; die Träger aber ließ ich da, denn es waren fast durchweg Wanyamwezi, die von der Viehzucht und dem mit ihm zusammenhängenden so gut wie keine Kenntnis hatten. Sie brachten mir von Stechfliegen, was sie gerade im Lager selbst oder im Dorfe sahen, selten einmal eine von den verdächtigen Fliegen, sondern zumeist Bremsen, von denen sie selber gestochen worden waren.

Wenn ich in dieser Weise auch von meinem ursprünglichen Plan abgegangen bin, so halte ich ihn doch noch heute für den gründlicheren und auf die Dauer nicht zu umgehenden. Nur ist er für einen mit bestimmter Marschroute reisenden und auf eine bestimmt bemessene Zeit Angewiesenen nicht recht durchführbar, schon weil er zu teuer in der Ausführung zu stehn käme. Er ist der gegebene für eine zu errichtende Zentralstation, die zunächst ihre eigene Umgebung in dieser Weise genau untersucht und sich dabei ein farbiges Personal heranbildet, das sicher und zuverlässig in diese Methode eingearbeitet wird. Ist dies geschehen, so werden diese angelernten Eingeborenen in die weitere Umgegend von Dorf zu Dorf geschickt. Der Apparat, der ihnen mitzugeben ist, ist wenig umfangreich, so daß zwei, im Notfall selbst ein einzelner Mann ihn bequem mit sich führen könne. So kann schließlich mit geringen Unkosten die ganze Karawanenstraße mit allen umliegenden Ortschaften völlig bis in jede Einzelheit genau aufgenommen werden.

Ein weiterer Umstand ließ mich außer den schon angeführten den ursprünglichen Plan verhältnismäßig bald aufgeben: ich hörte es von allen Eingesessenen und lernte es im Verlauf der Reise selbst kennen, daß das Vorkommen der Surrah übertragenden Fliegen nach Jahres- und Tageszeit und Witterung, sowie zufälligen äußeren Vorkommnissen auf den einzelnen Strecken ganz wechselnd sei. Was ich also für den Januar mit großem Aufwand an Zeit, Arbeit und Auslagen des Gouvernements festgestellt hatte, das konnte schon im Februar, noch mehr im März u. s. w. sich ganz anders verhalten. Ich verweise in dieser Beziehung auf meine Tagebuchnotizen.

Sehr bedauerlich bleibt mir trotz allem, daß mir der Mangel an Zeit und das Fehlen eines für mein Gewicht geeigneten Reittieres es unmöglich machten, auch im Paregebirge die bergaufwärts und weiter talwärts gelegenen Dörfer zu besuchen, ihre Insassen zu befragen und ihre Herden zu besichtigen, wie ich es in

---

aufgeklappten Deckels, die Deckgläschen auf die schiefe Ebene gelegt und das Ganze von einem Manne so gehalten oder so gestellt, daß die Seiten- und Rückwand den Wind von den zum Trocknen ausgebreiteten bestrichenen Deckgläschen abhalten.

Wie der Verschluß des Deckels mit dem Kästchen am besten herzustellen ist, überlasse ich dem Techniker. Die Halter der Instrumente sind event. zum Aufklappen einzurichten; dann könnten auch die Seitenränder übergreifen. Der Vorderrand muß rechtwinklig umgebogen sein, damit er die sonst offene Vorderseite schließt.

Usambara getan hatte. Denn es will mir scheinen, daß die Höhenlage ein gewichtiges Wort in der Tsetsefrage mitzusprechen hat.

Da ich, wie schon angedeutet, die Surrah übertragenden Fliegen nur in verschwindend kleiner Zahl unmittelbar im Gelände getroffen habe, so war es mir auch nicht möglich, mit Sicherheit führende Pflanzen aufzufinden, an deren Vorkommen die Tsetse oder ähnliche Fliegen gebunden sind. Meine botanische Ausbeute ist daher auch sehr gering und so war für mich die Ausrüstung mit Material zu botanischen Sammlungen allzureichlich bemessen. Sie füllten mir unnötig die Lasten und da ich nur über zwei regendichte (private) Blechkoffer verfügte, so ist ein großer Teil des Fließpapiers ungenutzt durch Regen verdorben worden, weil ich ihn in Lastenkisten unterzubringen gezwungen war. Auch hier dürfte es einer Forschung, die von einem festen Punkte ausgeht, vorbehalten bleiben, sichere Grundlagen zu schaffen. Vielleicht aber war auch der Umstand an diesem meinen Teilmißerfolge Schuld, daß der größte Teil meiner Reise noch in die Trockenzeit fiel und ich auch für die Strecken, die ich noch gesund in der Regenzeit durchreiste, gerade eine Trockenperiode getroffen hatte. Ich würde also doch raten, für eine etwaige Wiederholung einer solchen Reise Material für botanische Sammlungen mitzugeben, und zwar nicht bloß Pflanzenpresse und Fließpapier, sondern auch die mir erst zu spät nachgesandten Sammeldüten und ferner Gefäße zum Einlegen von Früchten und saftigeren Pflanzenteilen. Das alles müßte in einem handlichen Blechkoffer verpackt werden, um nicht durch die Nässe Schaden zu leiden. Über die Art und Bedeutung der wenigen gesammelten Pflanzen werde ich mich erst weiter unten bei der Schilderung der wissenschaftlichen Ergebnisse aussprechen.

Als ich am 11. Januar in Tanga eingetroffen war, war die Gouvernementsausrüstung bereits dort und die ersten Tage gingen hin mit Empfangnahme und Nachsehn der Ausrüstung, Auspacken, Umpacken, Anwerbung von Trägern u. s. w. Die Besorgung der eigenen Ausrüstung, kleine Ergänzungen der wissenschaftlichen, Herstellung von Fangnetzen, Besprechungen, gelegentliche Ausflüge nach der Inderansiedlung, um das dortige Vieh zu besichtigen, ein größerer Marsch nach Amboni, um Leute und Material zu erproben und mit dem Bezirksamtmann von Wilhelmstal Rücksprache zu nehmen, füllten die Woche bis zum 20. aus. Die in Auftrag gegebene Kiste für Mikroskop u. s. w. und die Zuchtkästen für Fliegen waren inzwischen auch fertig geworden, und so konnte ich am 19. und 20. zur endgiltigen Fertigstellung der Lasten übergehen und am 21. Januar den Abmarsch beginnen, wie ich bereits entsprechend der Verfügung Euer Hochgeboren telegraphisch gemeldet habe. Bei meinem Ausflug nach Amboni hatte ich keine verdächtigen Fliegen gesehen und von den Leuten des Dorfes die bestimmte Auskunft erhalten, daß solche auch in der Zeit, als sie noch Vieh besaßen, nicht vorhanden gewesen seien; in der Pest hatten sie fast alles verloren, und das wenige, was sie nachträglich wieder angeschafft hatten, sei ihnen an „madudu ndani ya tumbo“ — wohl Leberegeln — eingegangen. Die nächste Ortschaft, wo es jetzt Vieh gebe, sei Pande (oder Pare-Schöllerplantage?), 4 Stunden ab nordwestlich. Diese selbe Erklärung für das Nichtvorhandensein von Vieh: Das Wegsterben in der Pestzeit und die nachfolgende Armut, die ihnen noch nicht möglich gemacht habe, von neuem Vieh anzuschaffen, erhielt ich für fast alle Plätze, wo kein oder nur wenig Vieh war, von Tanga bis über Korogwe hinaus. Vielfach wurde als zweiter Grund auch noch der letzte Einbruch der Massai bis dicht an Tanga angeführt.

Obwohl ich in einzelnen Fällen, z. B. in Umba, Zweifel habe, ob nicht aus Sorge wegen der eben stattgehabten Viehzählung Vieh versteckt worden ist, scheinen mir diese Gründe doch bei den meisten Ortschaften die wirklich maßgebenden für den Mangel an Viehhaltung zu sein. Leider ist von diesen Plätzen her dann schwer zu entscheiden, ob Surrah vorhanden ist oder nicht. Denn die Erinnerung der alten Leute ist trügerisch und zudem könnte bei dem großen Mangel an Wild tatsächlich auch eine Verminderung der infizierenden Fliegen eingetreten sein.

Am 21. morgens 9[45] brach ich also mit meiner Karawane von Tanga auf, um zunächst nach Buhuri zu marschieren, das nach den Mitteilungen des Bezirksamtmanns von Tanga, Herrn Meyer, als Quarantänelager der Viehtriebe aus dem Innern nach Tanga in Aussicht genommen ist. Ich folgte entsprechend den erhaltenen Weisungen zunächst der barabara bis zum Kilometer 1,3 der Eisenbahn, überschritt hier deren Geleise bei der Inderansiedlung und folgte nun dem alten Karawanenwege, nicht der barabara, weil auf diesem sich der Viehtrieb fast ausschließlich bewegen soll. Auf dem von vielen Schamben begleiteten Wege traf ich wohl viele Fliegen an, jedoch trotz sorgfältigen Ausschauens nach solchen keine Tsetseähnlichen. Je weiter nach Buhuri hin, um so mehr überwogen breitwellige mit gutem Steppengrase besetzte Flächen. Buhuri selbst ist ein kleines Dorf, in dem nur wenige Stück, etwa 15, Kleinvieh stehen, deren sorgfältige Unterbringung allein schon die Angaben des Jumben, der einen recht verständigen Eindruck machte: „Die Leute hatten seit dem Massaieinfall noch nicht wieder genügend Geld, um Großvieh zu beschaffen" glaubwürdig erscheinen ließ. Denn so wird eben nur ein wertvoller Besitz bewahrt. In früheren Zeiten soll der Platz viel Rindvieh besessen haben und damals seien auch viele „nzi" vorhanden gewesen, die das Vieh zwar sehr plagten, aber nicht krank machten. Ihre Größe sei etwa die einer Dasselfliege (also größer als die Tsetse) gewesen und sie seien als „paange" bezeichnet worden. Des Nachmittags unternahm ich mit dem Jumben einen ziemlich ausgedehnten Spaziergang durch das Gelände, nach SW. bis zum Wugawege, dann in weitem Bogen herum bis zum Bahndamm und der Station Steinbruch (Malihamuka) und von dort zurück zum Dorf. Überall traf ich dasselbe gute Gras, auch in den Niederungen, viel Wildspuren und -Lager, aber kein Wild und keinerlei verdächtige Fliegen. An Wasserstellen sah ich eine, etwa 4 Minuten östlich des Dorfes in einem kleinen Flüßchen, das der Weg von Tanga her kreuzt. Eine andere soll in SW. hinter dem Wege nach Wuga gelegen sein, doch reichte meine Zeit nicht aus, sie zu besichtigen. Die eigentliche, dem Dorf nahe gelegene Wasserstelle will mir nicht sehr ergiebig erscheinen, doch glaube ich nach meinen Erfahrungen in Südwestafrika aus der Geländegestaltung schließen zu dürfen, daß sich in den weitgedehnten Tälern ohne große Schwierigkeiten reichlich Wasser wird aufmachen lassen. Da die einzelnen Täler durch, wenn auch sanft geneigte, so doch ausgesprochene Hügelrücken von einander getrennt sind und die Weide allem Anschein noch sehr gut ist, so will mir der Platz in der Tat für eine Quarantänestation recht geeignet erscheinen; sich die Isolierung der einzelnen Herden würde sich jedenfalls leicht durchführen lassen.

Am Morgen des 22. besichtigte ich vor dem Abmarsch noch schnell das Kleinvieh, das mir durchaus gesund erschien und auch von den Leuten als gesund bezeichnet wurde.

Der Marsch führte mich nun über Steinbruch (auf einem etwas anderen Wege als dem gestern benutzten) in etwa 10 Minuten bis zum Bahndamm. Auf dessen anderer Seite liegt rechts vom Wege das ziemlich große Dorf Maweni, wo heute gar kein Vieh, weder großes noch kleines vorhanden ist. Früher soll es anders gewesen sein und alles Vieh sich gut gehalten haben, bis es allmählich weggeschlachtet wurde. Den Grund für dieses Wegschlachten konnte ich nicht in Erfahrung bringen; vielleicht ist der Bahnbau Schuld daran. Verdächtige Fliegen habe ich nicht gesehen.

Weiterhin führt der Weg südlich am Bahndamm entlang durch schöne Hochlandschaft mit zwischenliegender guter Weide. Etwas südlich vom Wege ab liegt das Dorf Kajúru, wo ich nach etwa 40 Minuten Marsch eintraf. Hier standen 6 Rinder, 2 Kälber, ca. 20 Ziegen und 6 Schafe. Das Kleinvieh sah alles sehr gesund und fett aus, von den Rindern waren 3 schon seit einem Jahr, die andern seit einigen Monaten da. Nur eine Kuh zeigte einige Krankheitserscheinungen, nämlich einige rundliche, 50 Pfennigstück große flache Schwellungen am Halse, die von den Leuten als Folgen des Stiches von „ndézi" (Stechfliegen) bezeichnet wurden, und Milchadern (mishipa ya maziwa) am Bauch; doch war das Allgemeinbefinden durchaus ungestört und die Besitzer selbst wie mein Massai erklärten die Erscheinungen, so wie auch sie mir selbst erschienen, als völlig unbedenklich. Ein kurzer Marsch brachte mich von hier aus auf die barabara zurück und bald nach Pongwe, einem großen Dorf mit mächtiger Pallisadeneinfriedigung. Leider waren die älteren Leute alle zur Arbeit in der Schamba und nur einige halbwüchsige Burschen zur Stelle, die mir folgende Auskunft gaben: Großvieh sei seit dem Massaieinfall nicht mehr, Kleinvieh nur wenig vorhanden, doch dies alles gesund. Auch auf der Eisenbahnstation waren nur wenige Stück gleichfalls gesunden Kleinviehs. Fliegen haben ich und meine Leute nicht gesehen.

Von hier ab geht der Weg fortdauernd durch ausgedehnte Felder von Mais, Bananen, Maniok u. s. w. nach Kizendawa, einen kleinen offenen Ort von wenigen Hütten; ganz dicht hinter ihm liegt die Bezirksschamba Mikombani, gleichfalls nur wenige, ohne jede Boma, z. T. einzeln, in den Kulturen zerstreute Hütten. Beide Weiler gehören, wie noch eine Reihe anderer ähnlicher zu der Ortschaft Baß. Etwa 20 Minuten südlich von Mikombani, wo ich Lager aufschlug, liegt ein etwas größerer Weiler mit einer großen Boma, die zum Schutze des Viehes dient, das eigentliche Baß. Es ist der einzige der Weiler, der Vieh besitzt, 16 Stück Rinder und ca. 20 Stück Kleinvieh, alles wohl genährt und durchaus gesund aussehend. Hier waren auch Hunde. Von gefährlichen Fliegen war den Leuten nichts bekannt und ich selbst habe auch keine solchen weder im Gelände noch am Vieh gesehen.

Am Morgen des 23. setzte ich den Marsch fort, zuerst noch durch Kulturen, dann durch Wald mit Senken und Lichtungen, dahinter weitwellige Grasflächen mit vereinzelten Bäumen und Baumgruppen. An der Grenze von Digo und Bondei, die ich nach einer Stunde und 10 Minuten Marsch erreichte, wird das Gelände hügeliger; der Weg führt fast stets im Tal entlang. Hier fing einer meiner Leute eine Bremse, die von ihnen (zum größten Teil Wanyamwezi) als ndézi bezeichnet wurde, während sie bei den Wabondei „paange" heißt*).

*) Es ist eine glossina tabaniformit.

Durch Unkenntnis meines Führers oder durch ein Mißverständnis marschierten wir etwa 1 Stunde über das eigentliche Umba hinaus, wechselnd durch Wald und Kulturen, alles auf dem roten steifen Lateritboden wie in Ostusambara, kehrten dann um und schlugen in zwei aneinanderstoßenden, gleichfalls als Umba bezeichneten Dörfchen unser Lager auf. Vieh gab es in diesen beiden Weilern nicht. Des Nachmittags ging ich mit einigen meiner Leute nach dem eigentlichen Umba zurück. Missionar und Jumbe waren beide abwesend, doch eine Reihe von älteren Leuten in dem (großen) Dorf, die mir folgendes mitteilten: augenblicklich sei nur eine Ziege von Vieh am Platz — diese hatte ich gesehen, vorher hieß es, es sei überhaupt kein Vieh da; es dürfte also versteckt gewesen sein. — Früher hatten sie viele Rinder besessen und damals seien auch viele Stechfliegen dagewesen. Massai und Hungersnot aber hätten die Rinder hinweggerafft und seitdem sei noch kein Geld wieder da, neue anzuschaffen. Ob jetzt zugeführtes Vieh krank wird und ob das Vieh damals an Krankheiten gelitten, konnte ich nicht sicher verstehen. Hunde waren nicht zu sehen. Auf dem Heimwege führt mich der begleitende Mann aus dem Dorfe nach einem andern offenen Weiler, etwa 20 Minuten links vom Wege, ziemlich in der Mitte zwischen dem eigentlichen Umba und meinem Lagerplatz. Dort stand eine Kuh mit Kalb und ein halbwüchsiger Bulle. Alle drei sahen gesund aus, zu erfragen ist aber nichts, weil keine Seele in den Hütten ist — vielleicht nur nach der Sitte der Wabondei vor dem weißen Mann geflohen. Auf dem Heimwege höre ich rechts vom Wege noch ein Rind brüllen, kann aber das Dorf nicht finden und muß, weil es zu dunkeln anfängt, zum Lager zurück.

Verdächtige Fliegen habe ich nirgends gesehen, dagegen gaben die Leute in Umba an, daß sehr viel Zecken vorhanden seien, die das Vieh stark plagten.

Am 24. marschierte ich auf dem am vorhergehenden Tag schon irrtümlicherweise eingeschlagenen Weg weiter und kam nach etwa dreiviertel Stunden zum jetzt wieder neu angelegten Dorfe Kwa Mainde, unmittelbar am Bahndamm auf dessen Südseite gelegen. Das Dorf soll früher groß und viehreich gewesen sein. Dann wurde das Vieh verkauft und die Einwohner verzogen nach anderen Plätzen. Seit dem Bahnbau jedoch ist ein Teil von ihnen wieder an die alte Stelle zurückgekehrt, besitzt jedoch außer Hühnern bis jetzt noch keinerlei Vieh. Hunde werden nicht gehalten „weil sie die Hühner fressen". Der alte Weidegrund liegt nach Süden, jenseits der barabara, in langgestrecktem sich weithin ziehendem Tal, das vorwiegend mit breitblätterigem schilfartigen Grase bestanden ist. Tsetse soll nicht vorhanden sein, nur ab und an eine Bremse (paange) von der gestern gefangenen Art.

Das Land bleibt auch zunächst noch jenseits des Bahndammes eben. Eine halbe Stunde von diesem entfernt, ein wenig seitlich nach links ab, liegt das mittelgroße Dorf Kwa Mbuewe. Vieh ist nicht vorhanden, auch nicht Spuren von solchem, eine einzelne Ziege wird als zur dawa bestimmt bezeichnet. Fragen wegen des Viehmangels werden, soweit ich verstehen kann, ausweichend beantwortet. Von der vorgezeigten, gestern gefangenen Bremse — paange — wird behauptet, sie sei hier nicht vorhanden; desgleichen nicht die Tsetse, (nach dem mitgegebenen Muster von Kilwa) ein alter Mann kennt sie aber und gibt für sie den Namen (sofúro oder) sofúra an.

Eine Viertelstunde weiter, gleichfalls links vom Wege, liegt das Dorf

Kwenoro, etwa ebensogroß als Kwa Mbuewe, aber wohlhabender aussehend. Besitz von irgendwelchem Vieh wird allseitig in Abrede gestellt, obwohl frischer Mist von Kleinvieh ziemlich reichlich die Dorfstraßen bedeckt. Da es schon 9[30] ist, so ist das Vieh schon längst auf der Weide und bei dem Mißtrauen der Leute gelingt es mir nicht zu erfahren, wo es steht. So marschiere ich denn weiter, um schon nach 20 Minuten nach dem aus wenigen Hütten bestehenden, auf der Höhe eines Hügels gelegenen Poponi zu kommen. Hier liegen 4 Schafe, 3 Ziegen im Schatten des Hauses; sie sollen schon seit 2 Jahren am Platz sein und sehen wohlgenährt und gesund aus. Hunde sind nicht vorhanden.

Von Kwenoro ab ist das Gelände stark wellig und eine Viertelstunde Marsch bringt mich von Poponi nach Muheza. Der Weg führt jetzt durch dichtes Buschwerk.

Am Nachmittag hielt ich mit Beihilfe von Herrn Zschaetzsch mit dem Akiden und den alten Leuten von Muheza, sowie den Jumben der umliegenden Dörfer eine Besprechung über die Surrahfrage ab. Das wichtigste dieser Verhandlungen ist folgendes: In früheren Zeiten seien in und um Muheza sehr viele Ziegen und Schafe, aber keine Rinder gewesen. Diese letzteren, für die damals die Gegend um das eigentliche Muheza herum „nicht geeignet" war, fanden sich nur in der Richtung auf Kiwinde (Schöllerplantage) und Magila zu. Jetzt sollen aber Versuche, Rinder zu halten, guten Erfolg haben (z. B. Herr Zschaetzsch hält schon seit vielen Monaten eine kleine Rinderherde, die recht gut und gesund aussieht; nur von zwei kürzlich aus Kwai bezogenen Bullenkälbern scheint das eine nicht gedeihen zu wollen, doch sind die Erscheinungen anders als bei Surrah). Hunde gab es von altersher in großen Mengen, doch hat ihre Zahl seit der Hungersnot stark abgenommen, weil viele von ihnen geschlachtet wurden und gleichzeitig eine unter Krampfsanfällen verlaufende Krankheit (vielleicht Blasenwürmer nach der Beschreibung) eine Menge dahinraffte.

Die Rinder gingen früher an einer Krankheit ein, die von der jetzt herrschenden Kidéi verschieden war. Es gab damals viele Fliegen, die besonders während der Regenzeit die Rinder stachen und krank machten.

Die vorgezeigten Tsetsefliegen (Muster von Kilwa) werden als sofúro bezeichnet und sollen in der Regenzeit um Muheza herum überall in großen Mengen beim Vieh sein. Ihre ganze Anwesenheit im Jahre daure jedoch nur etwa 10 Tage und nach der Regenzeit verschwänden sie wieder; sie seien nur in gewissen Jahren giftig. Auf freien Stellen und in Dörfern kommen sie selten vor, mehr auf Buschweiden und an Plätzen, „die übel riechen" Das breitblättrige riedartige Gras — eingelegt unter No. 1 — sei besonders als Aufenthaltsort bevorzugt. Nach der Regenzeit sollen die Fliegen in der Steppe ihren Aufenthalt nehmen und dort in den Früchten des Msarakabaumes*) leben. Sobald die Steppe abgebrannt ist, zögen sie wieder in die Umgegend von Muheza.

*) Der msaráka soll ein mittelgroßer Baum mit rauher, grauweißer Rinde (etwa wie eine rauhrissige Weißbuche) sein. Die Blätter sollen dem eingelegten Zweig No. 2 ähnlich sein Die Früchte etwa fingernagelgroß, an Farbe und Form wie eine reife Kaffeekirsche, nicht eßbar. Ich habe den Baum nicht zu sehen bekommen. Ein in Mombo als Msaraka bezeichneter hatte wohl ähnliche Blätter und Früchte, aber glatte dunkelgraue Rinde und war einer der mächtigsten Urwaldriesen des Galeriewaldes am Mombo, also nichts weniger als ein Baum der Steppe. Der von den Wabondei und

An einem der nächsten Tage gab mir der Akide noch einige Nachträge zu dieser Darstellung, die einen Teil seiner ersten Angaben abändern: Es soll nämlich die giftige Stechfliege (ob wirkliche Tsetse gemeint ist, muß ich noch dahin gestellt sein lassen) bei Muheza hauptsächlich in großer Zahl (mingi) vorhanden sein in den Monaten Juni, Juli, August und September; im Oktober, November in geringer Zahl (hapana mingi sana), im Dezember-Januar gar nicht (stimmt mit meinen eigenen Beobachtungen), im Februar nur in einigen wenigen Stücken (kidogo, kama mvua), die Zahl abhängig davon, ob es schon regnet oder nicht; im März, April, Mai steigende Zunahme mit dem Regen.

Die Tageszeit, in der die Fliegen am meisten stechen, seien die ersten Morgenstunden bis gegen 10 Uhr, dann wieder nachmittags von ½5—½6. In der Zwischenzeit verkriechen sie sich in „Löcher". Dieselben Zeiten gab mir einer der Zschaetzschen Leute an, der am Abend des 25. mit der Meldung zu mir kam, daß in einem der Herrn Zschaetzsch gehörigen Dörfer (kwa Sĕchi!) solche Fliegen gerade sich vorfänden*).

Außer dieser Angabe, daß augenblicklich giftige Stechfliegen in der Umgegend von Muheza seien, führte mich am 25. morgens der Akide auch noch zu der Schlachtstelle und dem neben ihr erbauten offenen Schuppen für das Schlachtvieh, da dort solche Fliegen sich stets vorfinden sollten. Ich ließ an diesem und dem nächsten Tage von den Blutlachen, dem herumliegenden Magen- und Darminhalt, aus dem Stall und von den eingestellten Tieren unter meiner persönlichen Aufsicht und Leitung so viel Fliegen als möglich fangen, sah und bekam aber stets nur Saugfliegen (Stuben- und Schmeißfliegen), von denen die eine Art, abgesehen von geringerer Größe, allerdings der Tsetse sehr ähnlich sieht; und ebenso erging es mir in dem Dorf Kwa Sĕchi, obwohl ich das Maultier noch als Fliegenköder mitgenommen und die von den Leuten als günstigste angegebene Zeit zwischen 4½ und 5½ nachmittags gewählt hatte. Dagegen führte mir am Abend des 26. der Akide seinen surrahkranken Maskatesel vor, der über und über mit erbsengroßen leicht angeschwollenen Stellchen bedeckt war — nach Angaben der Leute Stichstellen der sofura — auf deren Gipfel sich Schorf, zum Teil aber auch frisch geronnenes Blut vorfand. Sind diese Stellen also wirklich Stichstellen der sofura — ich wähle aus später zu erörternden Gründen gerade das Kisuaheli-Wort, — so müßten, trotzdem ich selbst ihrer nicht habhaft werden konnte, jetzt, im Januar, dem als sofurafrei bezeichneten Monat, doch solche Fliegen in und um Muheza sich aufhalten.

Wasegua Msaraka genannte Baum scheint zur Herstellung von verschiedenen Giften und Liebestränken zu dienen; anders kann ich mir wenigstens das stete Ausweichen der jüngeren und kleineren Leute, wenn sie ihn mir zeigen sollten, nicht deuten. Was ich in Muheza erfuhr, gab mir der Akide selbst und zwei ganz alte ihm offenbar sehr vertraute Leute an.

*) Ich gebe hier nur die Angaben der Leute; die Kritik folgt im wissenschaftlichen Teil.

Die ostafrikanische Bahnfrage.

Von Dr. iur. Hermann Hesse.

I.

I. Wie wenig die große Mehrheit des deutschen Volkes über den wirtschaftlichen Wert unserer Schutzgebiete und die Notwendigkeit, sie den Interessen der heimischen Volkswirtschaft dienstbar zu machen, sowie über die Art und Weise, wie dies am besten zu geschehen hat, unterrichtet ist, beweist die Geschichte des Bahnbaus in unseren Schutzgebieten. Trotz der unausgesetzten Bemühungen derjenigen Kreise, welche aus idealen und materiellen Gründen bestrebt waren, die reichen Hilfsquellen seiner Schutzgebiete dem Bewußtsein des deutschen Volkes nahe zu bringen, ihm zu beweisen, daß die wirtschaftliche Entwickelung unserer Schutzgebiete nicht nur eine nationale That, sondern auch eine soziale Frage allerersten Ranges ist, hat das Volk und seine parlamentarischen Vertreter in kolonialen Fragen eine bemerkenswerte Zurückhaltung bewiesen, welche, verglichen mit dem verständnisvollen Zusammenarbeiten des englischen und französischen Parlaments mit seiner Regierung, für die Reichsregierung ein gewaltiger Hemmschuh hinsichtlich der Maßnahmen für die wirtschaftliche Entwickelung unserer Schutzgebiete gewesen ist. Bemerkenswert ist vor allem, daß gerade jetzt, da wir am Vorabend einer langjährigen Regelung unserer Handelsbeziehungen zum Auslande stehen, nicht nur die Opposition im Reichstage, allen voran die Herren Richter und Bebel, in der üblichen Weise gegen unsere Kolonialpolitik herziehen, sondern daß auch viele andere Abgeordnete bei der gegenwärtigen nicht günstigen Finanzlage des Reiches bedauerlicherweise zum mindesten eine laue Haltung gegenüber den kolonialpolitischen Forderungen der Regierung einnehmen. Es ist dies nicht recht verständlich, wenn man bedenkt, wie große Gefahren unserem Handel allein schon aus der Vertiefung der allbritischen Reichszollbewegung und aus der beabsichtigten Erschwerung der nichtbritischen Schiffahrt zwischen England und seinen Kolonien zu erwachsen beginnen. Der deutsch-englische Handelsvertrag wurde schon im Jahre 1897 von England mit der ausgesprochenen Absicht gekündigt, damit ein Hindernis zu beseitigen, welches der Schaffung von Zolleinrichtungen für den Verkehr innerhalb des britischen Reiches und seiner Kolonien, wie sie den britischen Interessen zweckmäßig erschienen, bisher im Wege stand. Hierzu kommt noch die thatsächliche Erschwerung des deutschen Handels mit einzelnen britischen Kolonien, wie Kanada, Ostindien, Südafrika und anderen. Bei dieser Sachlage wäre es doch eigentlich sehr naheliegend, daß wir Deutschen uns mit verdoppeltem Eifer an die wirtschaftliche Erschließung unserer Schutzgebiete durch Schaffung von Verkehrswegen und Hebung der Produktion heranbegäben, damit wir einmal im Bezug der für unsere heimische Volkswirtschaft unentbehrlichen kolonialen Roh-

produkte immer selbständiger und nach und nach unabhängig von den britischen Märkten würden, andererseits aber auch dem britischen Kaufmann unsere Kolonien zu einem begehrenswerten Markt machten, was bei dem Abschluß eines neuen Handelsvertrags mit England wesentlich zu Gunsten der deutschen Interessen ins Gewicht fallen dürfte. Anstatt aber werkthätig an der wirtschaftlichen Nutzbarmachung unserer Schutzgebiete mitzuarbeiten, gefällt sich ein großer Teil unseres Volkes und seiner Abgeordneten leider in öder Negation und Kritik und hindert sogar die Bestrebungen derjenigen, welche die kolonialen Vorwerke zum Vorteil des heimischen Hauptgutes ausbeuten wollen. Immer aufs neue ist daher die deutsche Kolonialgesellschaft bemüht, im Volke Aufklärung über den Wert unserer Schutzgebiete für die Volkswirtschaft des Mutterlandes und ihre stetig wachsende Bedeutung für die Ernährung und Bekleidung sowie für den Wohlstand unserer Bevölkerung zu verbreiten. Besonders hervorzuheben ist in diesem Zusammenhange die Frage des Baues von Eisenbahnen in unserem ostafrikanischen Schutzgebiete, die im folgenden eingehend erörtert und begründet werden soll.

II. Wenn in den 18 Jahren der deutschen Herrschaft in Ostafrika noch keine greifbaren Erfolge erzielt sind dergestalt, daß man auf eine glänzende finanzielle und wirtschaftliche Entwickelung des Schutzgebietes hinweisen könnte, so erklärt sich dies aus politischen Gründen und aus den wirtschaftlichen Verhältnissen, welche wir zur Zeit unserer Besitzergreifung vorfanden. Das Land stand unter arabischer Herrschaft, die in einzelnen Beziehungen eine wirtschaftliche Blüte herbeigeführt hatte. Die reichen Elfenbeinschätze des unerschlossenen Innern brachten den Arabern und indischen Kaufleuten reichen Gewinn, da insbesondere die schwierige Transportfrage durch die arabischen Sklavenhändler in einfachster, wenn auch gewissenloser Weise gelöst wurde. Die Sklaven waren ein billiges Transportmittel für das Elfenbein, denn sie wurden kostenlos erworben, beförderten das Elfenbein unentgeltlich an die Küste und die Waren zum Eintausch des Elfenbeins unentgeltlich in das Innere. Schließlich wurden sie selbst verkauft, und der Sklavenhandel brachte den Arabern reichen Gewinn. Sklavenraub und fortwährende Kämpfe der Eingeborenen untereinander entvölkerten jedoch weite Strecken des Landes und trugen zu seinem wirtschaftlichen Verfall bei. Heuschreckenfraß, Hungersnot und Rinderpest sowie Dürre waren verderbliche Schicksalsschläge, deren entsetzliche Folgen zwar in einem zivilisierten Lande gemildert und abgewendet werden können, die aber in einem gänzlich unzivilisierten, durch Raubbau und Menschenhandel verwüsteten Lande den wirtschaftlichen Verfall nur beschleunigten.

In diesem durch solche Schicksalsschläge wie durch die arabische Kultur gleichmäßig schwer heimgesuchten Lande hatte die deutsche Herrschaft naturgemäß, ehe sie an eine wirtschaftliche Entwickelung denken konnte, erst einmal Ordnung zu schaffen. Die Kriegszüge der Eingeborenen untereinander wurden nach der Niederwerfung des Araberaufstandes und der Begründung der deutschen Herrschaft durch unsere Schutztruppe in zahlreichen, zum Teil verlustreichen und blutigen Kämpfen unterdrückt, und eine erfreuliche Rechtssicherheit, die unumgänglich notwendige Voraussetzung für die Arbeiten des Friedens, hat überall Platz gegriffen. Sklavenraub ist unmöglich; der Sklavenhandel ist fast völlig unterdrückt, seitdem die Sklavenhändler, anstatt sich der Früchte ihres schändlichen Gewerbes zu erfreuen, den Galgen zieren und mit Geldstrafen bis zu 100000 M. bedroht werden. Die Sklaverei selbst wird allmählich beseitigt.



Übergang über den Wami.

Das ganze Schutzgebiet ist allmählich erobert, befriedet und völlig in Besitz genommen. Überall ist eine geordnete Verwaltung eingerichtet, nicht als Selbstzweck, sondern zum Nutzen des Landes und seiner Einwohner sowie zum Zweck seiner wirtschaftlichen Erschließung. Diese letztere bot indes die allergrößten Schwierigkeiten. Denn nicht nur, daß das Land durch Krieg und Sklavenraub stellenweise und zumeist nahe der Küste entvölkert war, auch schwere Schicksalsschläge wie Rinderpest, Heuschreckenfraß, Hungersnot und Dürre uns seit der Besitzergreifung nicht erspart blieben, nein, auch durch die Beseitigung der arabischen Kultur wurde die wirtschaftliche Entwickelung des Landes auf eine ganz neue Grundlage gestellt. Die Unterdrückung des mit unseren kulturellen Anschauungen nicht zu vereinigenden Sklavenhandels und die allmähliche, immerhin noch nicht ganz erreichte Beseitigung der Sklaverei brachte dem ostafrikanischen Handel schwere Schäden. Insbesondere wurde der Warentransport verteuert, weil die Sklavenkarawanen nicht mehr als unentgeltliches Warenbeförderungsmittel dienten, sondern die freien Träger neben ihrem Zehrgeld auch Lohn erhielten, der von der Küste bis zu den großen Seen etwas über 30 Rupien für die Last von etwa 60 Pfund beträgt. Durch die großen Transportkosten ist aber der Wert der gewöhnlichen Handelsartikel derart verteuert, daß sich nur noch ein Handel mit kostbaren Artikeln von relativ geringem Gewicht lohnt; schwere Gegenstände zu transportieren ist überhaupt ausgeschlossen.

III. Es ist klar, daß derartige Transportverhältnisse eine fortschreitende Entwickelung und Aufwärtsbewegung des Handels in jenen Gegenden völlig ausschlossen. Möglich wurde sie nur, wenn durch neuzeitliche Verkehrsmittel einmal der Raum zwischen den Produktions- und Konsumptionsstätten überbrückt, und die Zeit, welche der Austausch der Waren erfordert, auf das geringste Maß herabgemindert, endlich die Transportkosten erheblich herabgesetzt wurden. Dieser Erfolg ist aber einzig und allein durch den Bau einer Eisenbahn zu erzielen. Die Zeitersparnis, welche die Bahn dem einzelnen gewährt, sowie die größere Sicherheit und Schnelligkeit der Versorgung mit Waren rechtfertigen ferner den Bau einer Bahn; endlich auch die Möglichkeit, billige Massengüter sowie schwere, durch Menschen und Fuhrwerk nicht zu befördernde Güter fortzuschaffen. Das sind alles immaterielle Vorteile, deren Wert sich zahlenmäßig nicht feststellen läßt, die aber den Handel und damit die wirtschaftliche Entwickelung nicht nur fördern, sondern überhaupt erst ermöglichen.

Diese allgemeinen Erfahrungssätze, deren Richtigkeit für die Heimat wohl niemand bestreiten wird, und die auch von allen anderen Kulturvölkern, insbesondere auch von den älteren und erfahrenen Kolonialvölkern in ihren Kolonien in die Praxis umgesetzt sind, treffen auch für unser ostafrikanisches Schutzgebiet zu. Will man daher das Land erschließen und wirtschaftlich entwickeln, so ist hierzu die Schaffung neuzeitlicher Verkehrsmittel unbedingt notwendig. Personen und Güter müssen möglichst weit, möglichst schnell und möglichst billig nach allen Teilen des Landes geschafft werden können. Dazu kommt noch die schnelle Übermittelung von Nachrichten durch Telegraph und Fernsprecher. Freilich müssen Personen dasein, müssen Güter vorhanden sein, welche die Anlegung von kostspieligen Eisenbahnbauten lohnen. Endlich muß der Vorteil der Beförderung durch Eisenbahnen gegenüber der bisherigen Beförderungsweise erheblich sein, muß auch der Nachteil der bisherigen Beförderungsweise so groß sein, daß ihre Er-



Ruvumafluß bei Mambo.

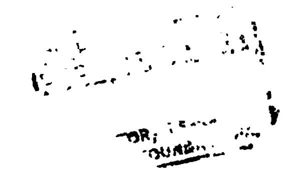
setzung durch den Eisenbahnbetrieb notwendig erscheint. Schließlich ist noch zu berücksichtigen, ob, wenn das Land auch zur Zeit noch nicht genügend Güter hervorbringt und Menschen enthält, die den Bahnbau rentabel machen können, nicht die Möglichkeit vorhanden ist, durch produktive Arbeit Werte zu schaffen und durch die Segnungen einer friedewirkenden Verwaltung die arbeitende und schaffende Bevölkerung zu vermehren.

IV. Alle diese Fragen sollen im folgenden durch eine Darstellung der thatsächlichen Verhältnisse der Prüfung durch den Leser unterbreitet werden. Zunächst ist es aber von Belang zu betrachten, wie die Nachbarn unseres Schutzgebietes diese Fragen zu lösen und die ihnen bei der Verteilung Afrikas zugefallenen Gebiete zu entwickeln versucht haben. An ihrem Beispiel können wir sehen und lernen, ob der Weg, den wir bisher verfolgt haben, richtig ist oder nicht.

1. Im Norden grenzt an unser Schutzgebiet Britisch-Ostafrika, das in seinem östlich vom Viktoriasee gelegenen Teile sich an Fruchtbarkeit, Bewässerung und Bevölkerungsdichte bei weitem nicht mit unserer Kolonie messen kann. Im Süden liegt jenseits des Ruvumaflusses Portugiesisch-Ostafrika, das der südlichen Hälfte unseres Schutzgebietes völlig gleichwertig ist. Westlich daran schließt sich Britisch-Zentralafrika, und zwischen diesem und Britisch-Ostafrika begrenzt der Kongostaat im Westen unser Schutzgebiet.

2. Bis vor etwa 10 Jahren noch bildete unser Schutzgebiet vermöge seiner günstigen zentralen Lage für den größten Teil dieser angrenzenden Länder den natürlichen Handelsweg. Sansibar, das wir leider den Engländern überlassen haben, war das Emporium der afrikanischen Ostküste, das gewissermaßen eine magnetische Anziehungskraft auf die Bewohner Innerafrikas ausübte. Es hat heute trotz seiner Erklärung zum Freihafen seine Glanzperiode hinter sich, und die angrenzenden Länder haben sich bewußt von ihm unabhängig gemacht.

Aber währenddem wir Deutschen mit unzureichenden Mitteln die wirtschaftliche Selbständigkeit unseres Schutzgebietes errungen und uns während voller 15 Jahre theoretisch über den Nutzen oder Nachteil von Bahnen in unserem Schutzgebiete gestritten haben, sind unsere nördlichen Nachbarn, die Engländer, ohne lange Erörterungen thatkräftig vorgegangen und haben einen Bahnbau geschaffen, der den Neid und die Bewunderung der Mitwelt erregt. Von Mombas aus haben sie durch öde, wasserlose und wenig bevölkerte Gegenden von mehreren 100 km Breite die fruchtbaren, volk- und wasserreichen Gebiete am Viktoriasee durch einen Schienenstrang von 1000 km Länge (in der Luftlinie 750 km) der Küste nahe gebracht, und zwar mit einem Kostenaufwand von über 100000000 Mk. Währenddem führten sie einen Krieg um die Eroberung Südafrikas, der sie 5—6 Milliarden gekostet hat. Den Weg, der früher durch Karawanen in mindestens 3 Monaten überwunden wurde, durcheilt jetzt die Lokomotive in 53¼ Stunden, wobei noch die 41 Zwischenstationen 16 Stunden Aufenthalt verursachen. Die Fahrzeit beträgt 19 km in der Stunde. Dieselbe Strecke in Deutschland, etwa die Entfernung zwischen Hannover und Königsberg, wird in 14 Stunden zurückgelegt. Die Bauzeit betrug 6½ Jahre, denn im Dezember 1895 landeten die englischen Ingenieure in Mombassa, und zu Anfang 1902 erreichte die Lokomotive Port Florence am Viktoriasee.



Sitten und Gebräuche der Bakoko in Kamerun.

Von Eberhard v. Schkopp.

IV.

Zur Vervollständigung des Berichtes der bei den Bakoko auftretenden Krankheitserscheinungen trage ich an dieser Stelle noch nach:

Krankheiten.

Nicht unbekannt sind bei den Bakoko die akuten Zustände von Lungen- oder Brustfellentzündungen. Im Verhältnis zu den einzelnen Fällen sind Todesfälle sehr häufig. Man behandelt die Kranken äußerlich mit kalten Wasserumschlägen über die Brust und Schultern. Innerlich verabreicht man schweißtreibende Getränke, hergestellt aus mir unbekannten einheimischen Pflanzen.

Lungenkatarrhe, die oft chronisch werden, kommen vor; Keuchhusten scheint gleichfalls nicht unbekannt zu sein. Angewärmtes Palmöl, durch die Nase eingesogen, soll von heilbringender Wirkung sein.

Verbreiteter sind im allgemeinen die Erkrankungen der Verdauungsorgane. Magenkatarrhe, stets eine Folge von übermäßigem Genuß von Nahrungsmitteln, kommen in allen Altersstufen vor. Darmkatarrh ist nicht selten und Dysenterie tritt manchmal mit alarmierenden Symptomen auf. Nach der Therapeutik der Bakoko wirkt eine stark gepfefferte Suppe von Arachis.

Gegen Hämorrhoiden wird das Messer in Anwendung gebracht. Phlegmonöse Entzündungen werden mit Hundefett eingerieben. Krätze ist häufig und wie bereits erwähnt Filaria medinensis.

Syphilis scheint bei den Bakoko weniger verbreitet zu sein. Dies dürfte wohl eine Folge der starren Abgeschlossenheit ihres Landes gegen die übrigen Stämme und die Europäer sein, da letztere wohl nicht unwesentlich zur Verbreitung dieser Krankheit beigetragen haben. Einzelne, mir bekannt gewordene Fälle, waren noch primär; die Leute versuchten die offenen Stellen am Penis mit siedendem Palmöl zu behandeln.

Von Augenkrankheiten wurde mir nur der Augenwurm bekannt, woran auch Europäer in Kamerun und an der Westküste Afrikas leiden. Unfruchtbarkeit bei Frauen und Fehlgeburten sind selten. Entzündungen der Brustdrüsen kommen öfter vor, ebenso Brustkrebs.

Wenn auch die Pubertät früher eintritt als in den Ländern der gemäßigten und kalten Zonen, so ist es eine irrige Ansicht, zwölfjährige Negermädchen für vollkommen körperlich entwickelt zu halten. Wenn einzelne derartig früh eintretende Fälle dennoch konstatiert werden, so gehören sie zu den größten Seltenheiten. Professor Hildebrand weiß von einer zehnjährigen jungen Mutter aus

Ägypten zu berichten. Ich muß diese Behauptung dahingestellt sein lassen. In Wirklichkeit dürfte die Pubertät zwischen dem 13. und 14. Lebensjahre eintreten. Mädchen, welche im Alter von 14 Jahren noch nicht menstruieren, sind nicht selten. Die Menstruations-Blutungen sind gering und selten länger als 2—3 Tage andauernd, treten mit dem Tage, oft Stunde, pünktlich auf und verursachen keine Beschwerden. Binden rc. werden während dieser Zeit nicht getragen.

Krankheiten der inneren Geschlechtsorgane sind nicht zu meiner Kenntnis gelangt, womit ich aber nicht behaupten will, daß die Bakokofrauen davon verschont bleiben.

Gehirn- und Nervenkrankheiten scheinen selten zu sein. Paralysen habe ich weder beobachtet, noch irgend etwas darüber in Erfahrung bringen können. Schlaganfälle und Epilepsie gehören zu großen Seltenheiten, auch bin ich nicht sicher, ob meine dahin zielenden Fragen von den Leuten richtig verstanden wurden. Hysterische Weiber sind nicht selten. Ein beliebtes Heilmittel ist Prügel. Similia similibus curantur, denken die Bakoko, wobei ihr Gedankengang etwa folgender ist: „Unmotivierte Tränen werden durch Tränen des Schmerzes geheilt."

Ungewollte Vergiftungen sind selten, wobei die durch animalische Gifte überwiegen. Zu den bereits erwähnten Schlangengiften treten noch der Skorpionstich (scorpio africanus), sowie der Stich einer giftigen Art Tausendfüßer.

Zu scorpio africanus möchte ich bemerken, daß der Stich desselben keineswegs tödlich verläuft. Ist ein Bakoko von einer giftigen Schlange gebissen worden, wobeier sehr wohl einen Unterschied zwischen giftigen und harmlosen zu machen weiß, so wird die Wunde erweitert und zum Bluten gebracht. Ist es möglich, so wird der verletzte Körperteil mit Bast unterbunden und die Wunde mit glühender Holzkohle ausgebrannt und mit siedendem Palmöl beträufelt. Mit dem Munde wird die Wunde nie ausgesogen.

Giftige Spinnen soll es geben; doch ist diese Behauptung mit Vorsicht aufzunehmen, da mir nie ein derartiges Exemplar gebracht, auch von anderer Seite das Vorkommen in Abrede gestellt wurde.

Neben der Überzeugung von der Heilkraft des Palmöls lieben die Bakoko auch eine komplizierte Therapie, jedoch nur bei der Behandlung weiblicher Kranken.

Amulette.

Amulette und Talismane sind als vorbeugende und schützende Mittel bekannt und finden weite Verbreitung. Es ist grundfalsch, aus diesem Umstande Schlüsse auf die religiösen Anschauungen ziehen zu wollen und womöglich von Fetischismus zu sprechen. Diese Amulette haben mit der Religion absolut nichts zu tun. Wenn man bedenkt, daß der Aberglaube bei den hochzivilisierten Völkern keine geringere Rolle spielt als in Afrika, und daß ein Vergleich keineswegs immer zu Gunsten der Weißen ausfallen würde, so wird man die Talismane der Neger anders einschätzen als bisher.

Aberglaube.

Man muß zwischen Amuletten und Aberglauben einerseits und der Religionsanschauung andererseits Unterschiede zu machen wissen, da einem sonst vieles unklärlich erscheinen würde.

Staatsverfassung.

Die Bakoko, welche sich in verschiedenen Beziehungen scharf von den andern Stämmen unterscheiden, und jedes Eindringen der militärischen Expeditionen in ihr Land, mit bewaffneter Hand zurückwiesen, bilden keinen einheitlichen Staat

unter einem gemeinsamen Oberhaupte. Das Volk zerfällt in verschiedene Unterstämme, die, wenn sie auch nicht alle für sich ein Oberhaupt besitzen, doch Häuptlinge aufweisen, von denen einer immer eine gewisse bevorzugte Stellung vor den übrigen Chiefs einnimmt. Auf den südlichen Njongufern befinden sich folgende Unterstämme der Bakoko: Yábi, Ndógen-Tómen, Ndógen-Bósól, Ndógen-Shók und Sólby. Auf dem nördlichen Ufer liegen Básá, einige Yabi Dörfer, Ndogen-Besol, die Bergbakoko, zu denen die Etoni gehören, und Ndogen Belan. Diese Aufzählung soll keineswegs eine vollständige sein; die Zukunft wird hier manche Ergänzung bringen. Da meine beiden Expeditionen durch das Bakololand nicht im Interesse der Wissenschaft ausgeführt wurden, sondern rein kaufmännische Interessen verfolgten, so konnte ich den ethnologischen und ethnographischen Feststellungen nur wenig Zeit widmen. Auch durfte ich durch allzudringliches Fragen die Eingeborenen nicht mißtrauisch machen, da zur Zeit die Gemüter infolge räuberischer Einfälle der Jaúnde in das Bakokogebiet heftig erregt waren.

Jedes Dorf hat seinen Häuptling. Das Ansehen desselben nimmt mit der Größe seiner Besitzung, der Anzahl seiner Untertanen, seiner Weiber und Diensteigenen zu. Wenn auch dadurch gleichzeitig seine Macht zunimmt, so geschieht das doch nicht, in demselben Maßstabe, wie man annehmen könnte. Das persönliche Moment ist manchmal von größerer Bedeutung als die Anzahl der Untertanen. Andererseits beschneidet auch der Wille aller die Macht eines Häuptlings sehr.

Wie ein roter Faden zieht sich durch das ganze Leben der Bakoko das Bewußtsein der eigenen freien Willensäußerung. Gefällt einem Bakoko sein Oberhaupt nicht, und kann er mit seiner Ansicht bei der Gesamtheit nicht durchdringen, so verläßt er das Dorf, siedelt sich abseits des Dorfes an und bildet mit seiner Familie ein Gemeinwesen für sich. Hierauf sind die vielen kleinen selbständigen Dörfer innerhalb eines Stammes zurückzuführen. Alle Häuptlinge der Bakoko, die eine wirkliche Regierungsgewalt ausüben, sind Leute, die über das geistige Niveau der Gesamtheit emporragen. Bei Schonung der überlieferten Sitten und Gebräuche sind diese Häuptlinge vorzügliche Menschenkenner, die ihre Untertanen oft dem eigenen Willen mit Umgehung der bestehenden Gesetze gefügig zu machen verstehen. In meisterhafter Weise geben sie sich bei Verhandlungen den Anschein, als ob sie sich dem Willen aller fügten, während in Wirklichkeit die Massen von ihnen geführt und geleitet werden. Welche Selbstbeherrschung den Stammesführern manchmal eigen ist und über welche Dosis Heuchelei sie ihren Untertanen gegenüber verfügen, nur um ihren Willen durchzusetzen, ist erstaunlich. Sollte sich je unter ihnen ein Mann finden, der mit diesen unleugbar staatsmännischen Fähigkeiten, die selbstherrlichen Massen zu leiten, ebensoviel persönliche Initiative und Mut verbindet, und dieser Mann wäre den Europäern feindlich gesinnt, keine Schutztruppe, wie sie in Kamerun augenblicklich besteht, könnte die Weißen schützen, selbst wenn sich die Küstenstämme für die Weißen erklären sollten. Je weiter man sich von der Küste entfernt und zu den im Innern wohnenden Stämmen kommt, um so größer wird der Unterschied zwischen den degenerierten Küstenbewohnern mit ihren bettelhaften, zudringlichen, verkommenen und unverschämten „Königen" und den Stämmen im Innern, deren Häuptlinge eine gewisse natürliche Würde zur Schau tragen, und deren gesamte Bevölkerung vorteilhaft von den

minderwertigen Küstenbewohnern sich unterscheidet. Trotzdem ist es eine bekannte Tatsache, daß jeder Hintersasse von seinem Vordermann verächtlich als „bushnigger“ bezeichnet wird.

Rechtsanschauungen.

Im allgemeinen muß man sagen, daß die Häuptlinge der Bakoko bei allen Verhandlungen nur die Leitung in der Hand haben. Der gesetzgebenden Körperschaft gehört jeder freie erwachsene Bakoko mit siebzehn Jahren an. Bei den öffentlichen Beratungen, wobei Frauen nicht anwesend sein dürfen, wird jeder gehört, die jüngsten Mitglieder des Stammes zuerst. Die Alten, zu denen man alle diejenigen zählt, die Großväter sind, sehen genau darauf, daß von den überkommenen Sitten nicht abgewichen wird. Kommen Meinungsverschiedenheiten vor, was nicht zu den Seltenheiten gehört, so entscheidet ein Faustkampf. Waffen sind dabei verpönt, doch ereignet es sich oft, daß ein oder der andere Teil in der Hitze des Kampfes nach einer Waffe greift, um seinen Gegner kampfunfähig zu machen. In diesem Falle suchen die übrigen sofort die Streitenden zu trennen. Wer als Sieger aus einem solchen Zweikampf hervorgeht, der hat Recht, und der unterlegene Teil fügt sich. Bei festlichem Palmweingelage, zu welchem der Sieger den größten Teil beizusteuern hat, wird die Fehde vergessen. Es wäre falsch, wollte man von dem Ausgang solcher Zweikämpfe als von einem Gottesurteil sprechen. Der Bakoko erkennt darin nur die überlegene Kraft des Siegers an, keineswegs aber das Eingreifen einer überirdischen Macht zu Gunsten desjenigen Teiles, der das Recht auf seiner Seite hat. Der Bakoko sagt auch nicht „Macht geht vor Recht“, sondern „Kraft verleiht Recht“; deswegen imponiert rohe Kraft immer. Zu bemerken ist noch, daß der Stamm, respektive die Anwesenden einer Versammlung den Zweikampf genehmigen müssen, wenn der Ausgang irgendwelchen Einfluß auf die Beratungen haben soll. Wird die Erlaubnis versagt, so erstreckt sich das Verbot nicht auf den Zweikampf an und für sich, sondern man nimmt ihm nur die Bedeutung, im allgemeinen Interesse ausgefochten zu werden. Den kontrahierenden Teilen steht es frei, ihre persönliche Meinungsverschiedenheit zu ordnen, wie sie wollen. Hierbei wird einerseits dem Willen der Gesamtheit Achtung verschafft, anderseits respektiert man auch die freie Willensäußerung des einzelnen.

Um die Rechtsanschauungen der Bakoko zu verstehen, ist es erforderlich, ihre Charaktereigenschaften zu kennen. Man hat dabei zu unterscheiden zwischen solchen Negern, die wenig oder garnicht mit den Europäern und vor allen Dingen mit den Missionaren in Berührung kommen und solchen, bei denen europäische Anschauungen und Lehren Eingang gefunden haben. Viel ist bereits über das Lügen, Betrügen und Stehlen der Neger geschrieben worden. Wenn man bedenkt, daß die Bakoko diese Eigenschaften als kein Vergehen erblicken, daß sie Lügen bei Abwickelung ihrer Handelsgeschäfte als unumgänglich notwendig zur Wahrung ihrer Interessen halten, so wird man es verstehen, daß sie kein Gefühl der Beschämung in unserm Sinne kennen, wenn sie dabei ertappt werden. Wer ihnen eben nicht gleich alles aufs Wort glaubt und den Betrug entdeckt, der ist der Klügere, und die Sache ist erledigt. Man kann auch beim Handel nicht immer von Betrug sprechen, da den Objekten eine stabile Bewertung fehlt. Daß die Bakoko bei Anpreisen der Waren etwas weit gehen und der Phantasie die Zügel schießen lassen, ist erklärlich, ebenso erklärlich ist es ihnen, wenn man ihren Worten nicht Glauben schenkt und Zweifel laut werden läßt. Wer sich bestehlen läßt, ist in den Augen der Bakoko ein Mensch, der sein Eigentum nicht gehörig bewacht und

es nicht besser verdient, als daß man ihm sein Gut nimmt. Ich habe vielfach die Bemerkung gemacht, daß die Leute, wenn man ihnen den Diebstahl nachwies, nicht zum Lügen und hartnäckigen Leugnen ihre Zuflucht nahmen, sondern beschämt das Vergehen zugaben. Das Gefühl der Scham erstreckt sich aber nicht etwa auf die begangene Tat, sondern auf die Erkenntnis ihrer Dummheit, dabei abgefaßt worden zu sein.

Versteht man mit den Leuten umzugehen, so kann man sie wohl leiten und der Wahrheit auf den Grund gehen, denn die Bakoko besitzen auch ihren point d'honneur. Persönlicher Mut ist ihnen nicht abzusprechen. Gefahren und Wunden achtet ein Bakoko gering, wenn er einen guten Anführer hat. Solange der Anführer nicht zurückweicht, weicht kein Gefolgsmann. Ihre Treue und Anhänglichkeit ist durch die geistige oder körperliche Überlegenheit des Führers bedingt. Nachtragend sind die Bakoko nicht, sie handeln im Affekt. Listig und verschlagen wie alle Neger besitzen sie eine gute Portion Naivität. Starrköpfig und Vernunftsgründen schwer zugängig imponiert ihnen physische Kraft ungeheuer.

Über seine Familie hat der Pater Familias uneingeschränkte Gewalt. Er kann sich von seinen Frauen scheiden, wenn er will. Tötet er die weiblichen Mitglieder seiner Familie, so ist es sein gutes Recht, ebenso kann er mit seinen Söhnen, solange sie nicht großjährig sind, machen, was ihm beliebt. Nach erfolgter Mündigkeit sind die männlichen Bakoko der Gewalt des Vaters entrückt. Die Töchter und Frauen erhalten nie das gleiche Recht wie die Männer, sie bleiben in dieser Hinsicht eine quantité négligeable, und bilden einen Teil des Vermögens des Familienoberhauptes. Stirbt der Vater, so tritt der älteste Sohn das Erbe an. Die am Leben bleibenden Witwen dürfen nur dann wieder heiraten, wenn kein direkter Erbe vorhanden ist. Zum Vermögen des Bakoko sind ferner seine Diensteigenen zu zählen. Ich sage Diensteigenen und nicht Sklaven; denn dieser Ausdruck würde in Europa ein falsches Bild von der sozialen Lage der Betreffenden geben. Die Diensteigenen sind Angehörige eines fremden Stammes und als ehemalige Kriegsgefangene gezwungen worden, in den Dienst ihrer Überwinder zu treten. Das Dienstverhältnis kann kürzere oder längere Zeit dauern. Es erlischt, wenn die Leute von ihrem Stamm ausgelöst oder wenn Gefangene ausgewechselt werden, wenn sie mit Gewalt befreit werden oder davon laufen, endlich wenn ihr Herr sie frei läßt. Tritt keiner dieser Fälle ein, so verbleiben die Diensteigenen lebenslänglich bei ihrem Herrn. Sie bewegen sich frei umher, bestellen die Felder, versorgen den Tisch ihres Herrn mit Wild, bessern seine Hütte aus, kurz, die Diensteigenen arbeiten für ihren Gebieter ebenso wie dessen Weiber. Die persönliche Freiheit wird ihnen nicht genommen. Als Entgelt für die Arbeiten genießt der Diensteigene den vollen Schutz seines Herrn; er erhält einen Platz außerhalb des Dorfes angewiesen, wo er sich seine Hütte bauen kann; er bekommt reichliche Nahrung und ißt mit seinem Gebieter womöglich aus demselben Topf. Sein Herr gibt ihm die Erlaubnis, zu seinem Stamm zurückzukehren und zu heiraten, zu welchem Zweck er seinem Diensteigenen die nötige Mitgift schenkt. Dies erfolgt natürlich in der Annahme, daß der Mann wieder zu seinem Herrn zurückkehrt. In den meisten Fällen kehren auch die Beurlaubten freiwillig zurück. Stirbt der Besitzer und hinterläßt keinen Sohn, so erben die Diensteigenen das Vermögen ihres verstorbenen Herrn, also auch dessen Weiber, und gelten dann als volle Stammesangehörige. Es liegt im eigenen Interesse des Herrn, seine Diensteigenen

Diensteigene.

gut zu behandeln, denn ebenso wie die Weiber, repräsentieren die Dienstleute das Vermögen des Besitzers; sie sind wie jene ein zinsentragendes Kapital. Ihre abhängige Stellung dem Herrn gegenüber wird von ihnen nicht als drückender Zustand empfunden; daher kommt es auch, daß die Diensteigenen selten die sich ihnen täglich hundertfach bietende Gelegenheit zur Flucht benutzen.

Grund- und Bodenbesitz.

Von verschiedenen Seiten ist die Behauptung aufgestellt worden, daß die afrikanischen Negerstämme keinen Grundbesitz kennen. Wenn derartige Behauptungen verallgemeinert werden, wie es geschehen ist, so ist dem entgegenzutreten. Was für Ostafrika gilt, braucht noch lange nicht für die Westküste zu gelten. Auch lasse ich es unerörtert, ob wirklich die Stämme der Ostküste keinen Grundbesitz kennen sollten. Jedenfalls ist ein schlagender Beweis von denen, die allen Grundbesitz der Schwarzen verneinen, nicht erbracht worden. Bei den Bakoko und andern mir bekannten Stämmen ist ein Grundbesitz sehr wohl nachweisbar, und ich glaube, dies dürfte auch bei einigen Stämmen der Ostküste der Fall sein. Jedenfalls kennen die Bakoko Grundbesitz und ist ihnen Grund und Boden von Wert, was schon aus dem Umstande hervorgeht, daß manche besonders günstig gelegene Felder von ihren Nachbarn pachten. Wenn auch die Rechtsbegriffe inbezug auf Grundbesitz von denen zivilisierter Völker abweichen, so ist damit noch lange nicht erwiesen, daß rechtliche Ansprüche auf Grund und Boden bei den Negern nicht existierten. Man hat auch versucht, aus der Sprache der Neger dies nachzuweisen, allein es ist bei dem Versuch geblieben, denn die Ausdrücke einer Sprache sind in einer andern nie mit derselben Präzision und Akuratesse wiederzugeben; mit andern Worten: jedes Volk hat seine besondere Art, zu denken und diesen Gedanken Ausdruck zu verleihen. Erst der beherrscht eine fremde Sprache, der beim Gebrauch derselben in ihrem Geiste denkt und keine Übersetzung in dem Geiste seiner Muttersprache liefert. Ich behalte mir vor, an anderer Stelle auf diese Rechtsfrage zurückzukommen.

Rechtsstreitigkeiten, die das allgemeine Interesse berühren, werden bei den Bakoko von der Versammlung der Männer entschieden. Mit rein persönlichen Angelegenheiten befaßt sich die Versammlung selten und nur ungern. Das Verfahren ist sehr einfach und ohne besondere Zeremonien. Angeklagter und Ankläger vertreten sich selbst.

Todesstrafe.

Es wird nur selten über wirkliche Verbrecher die Todesstrafe verhängt, wenn aber, dann tritt bei den Bakoko ihre ganze Grausamkeit und Wildheit zu tage. Der Verurteilte wird mit auf den Rücken gebundenen Händen auf den Bauch gelegt, und der Henker bricht ihm vermittels eines Keulenschlages das Genick. Bei verschärfter Todesstrafe wird dem Deliquenten der Leib aufgeschnitten, die Eingeweide herausgerissen, Steine in die Bauchhöhlung gefüllt, mit Stricken aus Bast der Körper umschnürt und dann ins Wasser geworfen zum Fraß für die Krokodile; oder man bindet dem Verurteilten die Hände zusammen und zwängt einen Fuß durch das enge Loch eines etwa 2 Meter langen, 50 Zentimeter starken Baumstammes und läßt den Mann verhungern, wenn er nicht eine Beute der wilden Tiere wird. Befreiung ist so gut wie ausgeschlossen, da der in den Baumstamm eingezwängte Fuß noch durch Keilverschlüsse gesichert wird. Um das Schreien zu verhindern, legt man einen Mundknebel an. Derselbe besteht in einem Stück Holz, welches dem Deliquenten unterhalb der Zunge wie eine Kandarre angelegt wird und mit Bast am Hinterkopfe befestigt ist. Gift von

Rechts wegen erhält ein verurteilter Mann nicht. Ob die Männer sich einem sogenannten Gottesurteil zu unterwerfen haben, kann ich mit Bestimmtheit nicht behaupten; von einigen Leuten wurde es mir bejaht, von anderer Seite dagegen entschieden in Abrede gestellt. Wahrscheinlich sind die Gebräuche bei den einzelnen Unterstämmen der Bakoko verschieden. Für die Frauen existieren solche Gottesurteile, wobei man unter anderen Giften sich vielfach der Kalabarbohnen bedient.

Krieg.

Hat man im hohen Rat der Bakoko beschlossen, den Nachbar mit Krieg zu überziehen, so sendet der herausfordernde Teil seinem Gegner Pulver, Eisenstückchen und Salz. Die Bedeutung ist die: „Mit Pulver und Eisen werde ich Dich bekämpfen und fürchte Dich nicht, selbst wenn Du uns, solltest Du Sieger sein, mit Salz verspeisen wirst.“ Auch hierin liegt ein Hinweis auf bestehenden Kannibalismus. Nimmt der Herausgeforderte den Kampf an, so sendet er zum Zeichen Pulver und Eisen zurück. Die Boten sind unverletzlich. Hat man genügend gemordet und geplündert, so wird Friede geschlossen, und ein großes Palmweingelage vereint Sieger und Besiegte.

Zeitrechnung.

Wie andere Neger rechnen die Bakoko die Zeit nach Mondumläufen, ohne dieselben jedoch zu zählen. Man unterscheidet eine große und kleine Regenzeit, sowie eine große und kleine Trockenzeit. Bei Angabe der Entfernungen von zwei Orten bedeutet die Länge des ausgestreckten Armes „sehr weit“, die Hälfte des Armes bis zum Ellbogengelenk „nicht sehr weit“; die Länge der Hand „nahe“; oder der Bakoko gibt die Zeit an, zu welcher man einen näher bezeichneten Ort erreichen kann, indem er den Stand der Sonne beim Eintreffen an dem bestimmten Platze bezeichnet.

Farben.

Der Farbensinn scheint nicht besonders ausgeprägt zu sein, da die Sprache nur wenige Bezeichnungen zur Unterscheidung der Farbentöne besitzt.

Zahlensystem.

Das Zahlensystem der Bakoko ist dekadisch. Zur besonderen Verdeutlichung der Zahlen von 1—10 bedient man sich dabei der Hände und Finger:

1. Der Zeigefinger der rechten Hand wird emporgehoben.
2. Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand werden gespreizt erhoben.
3. Mittel-, Ring- und kleiner Finger erhoben; Daumen und Zeigefinger ruhen gekrümmt in der nach auswärts gekehrten Handfläche.
4. Daumen allein in der Handfläche gekrümmt.
5. Alle Finger der rechten Hand mit nach auswärts gekehrter Handfläche.
6. Rechte und linke Hand wie bei 3.
7. Rechte Hand wie bei 4, linke wie bei 3.
8. Rechte und linke Hand wie bei 4.
9. Rechte Hand wie bei 5, linke wie bei 4.
10. Die Finger beider Hände liegen leicht gekrümmt aneinander, und die Handflächen sind einander zugekehrt, sich leicht berührend.

Von 1—5 wird nur die rechte Hand benutzt, von 5—10 beide Hände.

Charakteristisch ist, daß die Bakoko bei 5 die Finger gestreckt halten und bei 10 wie oben erwähnt. Andere Volksstämme, z. B. Ngumba, Jaúnde u. s. w. ballen bei 5 die Hand zur Faust, bei 10 beide Hände.

Bei A. Seidel, Sitten und Gebräuche des Bakwirivolkes in Kamerun, ist zu ersehen, daß die Bakwiri die Zahl 5 auf gleiche Weise wie die Bakoko versinnbildlichen.

Die Bakoko können bis 10000 zählen, wobei die kleinere Zahl stets hinter

der größeren steht. Tausender, Hunderter, Zehner und Einer werden durch „und" getrennt, z. B.

3467: adúng ähá -dä 'bógo binȧ -dä mümësȧmä -dä nsamboȧ.

Sprache

Ich muß es mir versagen, auf die Sprache der Bakoko näher einzugehen. Das von mir gesammelte Material werde ich einem Fachmann, Herrn A. Seidel, Herausgeber der Zeitschrift für afrikanische, ozeanische und ostasiatische Sprachen, übergeben. Genannter Herr hat bereits von anderer Seite Beiträge erhalten und ist in der Lage, das Material wissenschaftlich verarbeiten und kritisch beleuchten zu können.

Fabeln.

Die Bakoko haben einen großen Fabelschatz und gern lauschen die Leute des Abends am Wachtfeuer den Erzählungen eines Stammesmitglieds. Was dort erzählt wird, ist nicht immer Überlieferung, oft sind es eigene Erfindungen des Augenblicks, was der Erzähler seinen Zuhörern zum besten gibt. Zwei Fabeln mögen hier erwähnt sein:

Schöpfung.

„Die Welt hat keinen Anfang, sie besteht seit ewiger Zeit und auf ihr lebte Ololume, ein schwarzer Mann. Es gab keine Menschen und Tiere zu seiner Zeit und einsam wandelte er auf Erden. Vieles schon hatte er versucht, um sich die Zeit zu vertreiben. Endlich kam er auf den Einfall, Menschen zu machen. Und er formte sie aus Erde nach seinem Bilde, und weil die Erde trocken war und er kein Wasser hatte, nahm er von seinem Blute. Nach den Menschen machte er Tiere, damit seine Geschöpfe zu essen hätten.

Ololume belehrte die Menschen, ging dann fort, und niemand wußte, wo er geblieben. Er sieht aber alles, was die Menschen tun; er weiß, ob sie gut oder böse sind, aber obwohl Ololume alles kann, mischt er sich nicht in ihre Angelegenheiten. Er gab ihnen einen eigenen Willen, und er gab ihnen Verstand. Niemand sollte in seinen Entschlüssen gehindert sein. Wer Gutes tat und recht lebte, dem gefiel es auf Erden: wer aber schlecht war und böse, der wurde von seinen Brüdern bestraft. Die schwerste Strafe ist die Todesstrafe."

Völkerwanderung.

„Die Bakoko sind ein großes Volk. Kräftig sind ihre Beine und Arme. Stunden gehen sie und werden nicht müde. Sie haben einen großen Magen, und die Frauen müssen viel arbeiten, um ihn zu füllen. Viele, viele Monde sind vergangen, und die Palmen, die jetzt Früchte tragen, waren noch nicht geboren, selbst die Mütter und Großmütter der heutigen Palmen lebten noch nicht, da lebten die Bakoko an einem großen breiten Wasser, weit, viele Tagereisen weit von dem Lande, wo sie jetzt wohnen. Noch gab es keine Kleider wie jetzt und auch der Herr [(ata nkala) Europäer] war noch nicht im Lande. Der Kokuma (Herrscher, Häuptling) war groß und stark und hatte hundert Frauen, hundert Söhne und hundert Töchter. Die Söhne aber liebte er nicht, weil es keine Töchter waren. Alle Völker fürchteten die Bakoko, denn sie waren viele Menschen und führten viele Kriege und machten viele Gefangene, die für den Magen der Bakoko arbeiten mußten.

Einst wurde ein großes Fest gefeiert und alle tranken viel Membo (Palmwein), da sagte der Kokuma, daß der Medizinmann nicht gut getanzt habe und schon zu alt sei. Der Medizinmann aber sagte nein, und beide zankten sich, bis der Kokuma einen Speer nahm und den Medizinmann in den Bauch stieß. Der Getroffene schrie und heulte, und das Blut spritzte bis an den Mond. Und der Mond löschte aus, und es wurde ganz dunkel. Hierüber fürchteten sich alle Bakoko,

denn das war ein böses Zeichen. Der Häuptling aber lachte und tötete den Medizinmann vollkommen. Die Bakoko wurden über den Mord böse, aber sie fürchteten den Kokuma und konnten ihren Bruder nicht wieder lebendig machen. In der nächsten Nacht war das Blut wieder vom Monde gefallen und gerade auf den Kokuma, und der böse Mann war tot.

Der gemordete Medizinmann war aber noch sehr ergrimmt und schickte schlimme Tiere zu den Bakoko, die hatten vier Beine und zwei Arme; und die Tiere töteten viele, viele Bakoko, so daß die andern Bakoko fortziehen mußten, denn die schlimmen Tiere blieben im Lande. So kamen die Bakoko in das Land, welches sie jetzt bewohnen; aber das ist schon lange, lange her."

Nachwort.

Wenn ich im Vorstehenden meine Aufzeichnungen über die Bakoko der Veröffentlichung übergebe, so geschieht es auf Anregung des Professors Dr. Weule, Direktors des Museums für Völkerkunde in Leipzig. Bei der Anordnung des Stoffes hielt ich mich im großen und ganzen an die Monographie des Bakwirivolkes von A. Seidel, auch verdanke ich diesem Herrn manchen wertvollen Wink, den ich bei der Ausarbeitung in Betracht zog. Ist mit meiner Arbeit das Thema auch noch lange nicht erschöpft, so hoffe ich doch einen bescheidenen Anteil zur Kenntnis eines Negerstammes beigetragen zu haben, dessen Sitten und Gebräuche bis heute noch so gut wie unbekannt sind. In der einschlägigen Literatur fand ich nur wenige Hinweise, so bei Morgen. Benutzen konnte ich leider nichts. Auch bin ich der Ansicht, daß Morgen bei der Aufstellung seiner wenigen Vokabeln sich irrt, da dieselben eher einem Jaúndedialekt angehören als der Bakokosprache.

Bericht über die im Auftrage des Kaiserlichen Gouvernements auf dem Wege von Tanga nach Moschi in der Zeit vom 11. Januar bis 10. April 1902 unternommene Reise zur Erforschung der Tsetsefliege.

Von Marinestabsarzt a. D. Dr. Sander.

III.

Eins ist mir bei diesen ganzen Verhandlungen und Untersuchungen klar entgegengetreten und ich habe es später auch noch vielfach bestätigt gefunden: Die Araber, arabisierten Wasuaheli und die die Viehzucht nur nebenbei betreibenden Stämme, wie Wadigo, Wabondei, Wasegua, Wapare u. s. w. sind in der Beobachtung des Viehs, seiner Krankheiten und Plagegeister nicht sicher, ihre Angaben deshalb häufig unzuverlässig und sie selber außer stande, trotzdem sie die Musterstücke leidlich gut bestimmen und auseinanderhalten, das auch mit den in Freiheit lebenden kleineren Feinden des Viehs zu tun: Sie bemerken wohl den Unterschied, wenn sie darauf aufmerksam gemacht werden, aber sie fangen z. B. von Fliegen alles ohne Wahl durcheinander: Stubenfliegen, Stechfliegen, Schmeißfliegen, Bremsen, Fleischfliegen, selbst Käfer und Motten. Anders die Massai und Wadschagga: auf deren Angaben kann man sich vollständig verlassen und sie bringen einem auch stets die den vorgezeigten Mustern entsprechenden Fliegen, wenn sie zu deren Fange ausgeschickt werden.

Bei den Besprechungen in Tanga hatte mir Herr Bezirkshauptmann Meyer Schöllerplantage (Pare) und Ngomeni als Plätze bezeichnet, deren Untersuchung wichtig sei, weil beide in dem Rufe ständen, für Vieh ungesund zu sein. Auf dem Wege von Schöllerplantage bis zu den Kaffeeplantagen Ostusambaras waren schon verschiedentlich Pferde angesteckt worden und nachträglich eingegangen, deren Krankheitserscheinungen Surrah wahrscheinlich machten oder bei denen, wie im letzten Falle, durch Blutuntersuchung das Vorhandensein von Surrah festgestellt war. Altngomeni aber galt seit altersher bei allen Eingeborenen als ungeeignet zur Viehhaltung, weil alles Vieh stets schnell wegstürbe. Auf der Herreise hatte ich den Abstecher nach beiden Orten nicht machen können, ohne die eigentliche Karawanenstraße zu verlassen. Deshalb beschloß ich jetzt eine Schleife zu machen und rückwärts marschierend beide Plätze zu besichtigen.

Am 28. Januar brach ich auf, zunächst durch Unkenntnis meines führenden

Trägers bis Kwa Mbueni auf der barabara zurückgehend. Dort nahm ich mir einen Mann des Dorfes als Führer und dieser leitete mich wechselnd durch Schlünde mit dem schilfartigen Gras und Hügelrücken mit Buschwerk in weitem Bogen nordwestwärts bis in die Nähe Muhezas zurück, wo wir endlich nach im ganzen fast einundeinhalbstündigem Marsch auf den Weg Magrotto-Schöllerplantage kamen. In der bis dahin durchzogenen reich bebauten Gegend kamen wir von Kwa Mbueni bis zum Wege an einem kleinen Dorf vorbei, in dem kein Vieh war, angeblich weil die Leute kein Geld hatten, solches zu beschaffen.

Auch auf dem großen Wege nach Pare hin zogen wir fast ständig durch bebautes Land und trafen viele Dörfer. In den meisten war kein Vieh vorhanden, angeblich weil die Leute kein Geld hatten: So Makumba (11 Minuten nach dem wir auf den großen Weg gekommen waren, links), Bagamoyo (rechts, nach 20 Minuten), Majanga und Satibu (einander gegenüber, ersteres rechts, letzteres links, nach 30 Minuten), alle auf dem rechten Ufer des Mkulumuzi, der etwa 2—500 m entfernt links in tiefer Senke dahin zieht.

Bagamoyo, auf einer mittelhohen Hügelwelle mit Lateritboden gelegen, war das einzige Dorf, in dem Vieh vorhanden ist. Dies kam uns beim Anstiege entgegen und lief dicht vor mir her ins Dorf, so daß ich reichlich Gelegenheit fand es zu betrachten. Alle 6 Rinder waren rund und fett, sahen durchaus gesund aus und verdächtige Fliegen waren an ihnen ebensowenig zu bemerken als bisher auf dem Wege. Im Dorfe stand noch eine alte Kuh mit Kalb, die etwas mager aber sonst gesund war. Alle Tiere sollen schon seit langer Zeit im Dorf und stets gesund sein, sofura soll es nicht geben.

Von Majanga-Satibu ab wird das Gelände stark wellig, der Boden wird weniger bündig, häufig steht Gneis und eisenschüssiges Gestein an. Die Schamben sind in den Tälern vielleicht noch ausgedehnter als zuvor — jedenfalls stehen die Früchte dichter und besser; die Höhenrücken sind mit ganz schönem Mittelwald besetzt. Dörfer sind in der Nähe, aber vom Wege aus nicht sichtbar und für mich nicht zu erreichen, weil mein Führer den Weg und die Entfernungen nicht kennt und ich deshalb nicht beurteilen kann, ob ich mich nicht zu lange versäumen würde, wenn ich sie aufsuche.

2³/₄ Stunden nach dem Aufbruch von Muheza komme ich an einem rechts etwas abseits des Weges liegenden, nach europäischer Art gebauten Hause vorbei. Mein Führer weiß wieder nicht Bescheid, zum Glück aber haben mich seine Insassen, Pater Haberkorn und Gouvernementsschreiber Stöltzle aus Tanga, gesehen, und rufen mich an. Von ihnen erhielt ich folgende wichtige Aufschlüsse, nachdem ich ihnen die Mustertsetse gezeigt hatte: Für gewöhnlich sei die Umgebung der Missionsstation frei von Tsetse; in der Regenzeit aber sei diese Fliege reichlich vorhanden und quäle Mensch und Vieh sehr stark; ihre Stiche seien sehr schmerzhaft und so tief, daß Blut danach käme. In der letzten Regenzeit hätten sie eine Maskateselin des Pater Haberkorn so zerstochen, daß er sie schließlich im Stall gehalten habe. Sie sei aber doch erkrankt und nach kurzer Krankheitsdauer auch eingegangen. Rindvieh — eigenes und fremdes — habe er einige Stück in der trockenen Zeit gehalten. Es seien ihm aber mehrere davon von Löwen und anderem Raubwild geschlagen worden, so daß er noch vor der Regenzeit den Rest nach Tanga geschickt habe und nicht wisse, wie sich hier Rinder in Bezug auf Surrah und Tsetse verhielten. — Seine Eingeborenen bezeichneten mir die Tsetsefliegen aus Kilwa als

„sofura" und sie waren ihnen wohlbekannt. Es waren aber nur ein paar Kinder, die weitere Auskunft nicht zu geben vermochten.

Die weiteren Mitteilungen der beiden Herren bezogen sich auf die Gegend zwischen Muheza und Korogwe und ich werde sie dort erwähnen.

Von der Mission bis Schöllerplantage ist es noch etwa 15 Minuten Weges, der dabei den Mkulumuzi kreuzt. Rechts von dem Anstiege nach der auf einer ziemlichen Höhe gelegenen Plantage zieht sich ein ziemlich tiefer Schlund mit verdächtiger Bewachsung hinauf: Dichtes Schilfgras und hohes buschiges Gras mit eingestreutem Buschzeug und Krüppelbäumen. Verdächtige Fliegen sah ich allerdings heute nicht, doch am nächsten Tage eine an meinem Reittier, das auch in bezeichnender Weise mit den Vorderfüßen stampfte. Leider entkam mir diese Fliege.

Nach Schöllerplantage waren einer Betriebänderung wegen mit Anfang des Jahres zwei Maskatesel und eine Anzahl von grauen Eseln von der Hauptplantage Magrotto aus geschickt worden und seit 2 Tagen waren auch zum Antreiben des Göpelwerks zwei Kamele von eben daher gekommen. Die beiden Maskatesel, beides Hengste, waren aufs äußerste abgemagert; und während der eine von ihnen trotzdem anscheinend bei guter Gesundheit und in voller Kraft war, stand der andere mit bösen Bißstellen am Rücken und Beinen und geschwollenen Beinen schwerkrank in dem aus Boritiwerk ohne Lehmverputz erbauten Stalle. An seinen Beinen und Bauch saßen mehrere Stechfliegen von der Größe einer Stubenfliege — nicht größer, eher kleiner — und ihr im allgemeinen sehr ähnlich und saugten Blut. Außer den von dem andern Esel herrührenden großen Bißstellen zeigte der kranke auch noch dieselben kleinen Stichstellen mit linsengroß geschwollener Umgebung wie der des Akida in Muheza. Ich ließ deshalb von meinen Leuten so viel von den Fliegen fangen, als möglich war, und fing selbst mit und wir erhielten auch eine ganze Anzahl.

Da mir nach diesem Befunde eine sorgfältigere Untersuchung des ganzen Platzes notwendig erschien, so beschloß ich, um diese in aller Ruhe vornehmen zu können, sofort denselben Nachmittag nach Ngomeni aufzubrechen, diese Ortschaften (Neu- und Altngomeni) erst zu besichtigen und dann nach Pare zurückzukehren, hier das Gelände namentlich an den Stellen abzusuchen, wo das Futter für den kranken Esel geholt wurde, den Esel und was sonst von Tieren verdächtig aussah, zu beobachten, Blut von ihnen zu entnehmen und Stichproben gleich an Ort und Stelle zu untersuchen.

Der Weg nach Ngomeni führt erst über stark hügeliges, mit vielen Mais- u. s. w. Feldern besetztes Gelände, dann durch Wald, darauf wieder durch weite Schamben, in denen nur Wachthütten zu sehen waren, dann wieder die letzten zwei Fünftel durch Wald. Roter steifer Lateritboden wechselt mit mehr sandigem, in den Tälern sogar häufig echtem schwarzen Schwemmboden. In diesen zum Teil sehr langen Tälern steht viel von dem in Muheza als verdächtig bezeichneten schilfähnlichem Grase. Fliegen waren nicht zu sehen.

Auf Station Ngomeni stand eine Kuh mit Kalb. Beide sahen zwar zerstochen, aber nicht surrahkrank aus; das Kalb hatte starken Milchgrind. Des Abends berichtet mir der Streckenaufseher Jaeschke, daß in Alt-Ngomeni nie Vieh gewesen sein soll. Einer seiner Jungen, der Sohn eines Jumben aus Umba, behauptet, daß in Ngomeni deshalb kein Vieh gewesen sei, weil es immer von

Krankheit hingerafft wurde. Er kennt die Sofura und weiß, daß sie krank macht. (Auch den Msaraka kennt er, will aber darüber keine Auskunft geben).

Auf der Station konnte ich weder im Freien, noch im Stall eine verdächtige Fliege entdecken, diesen Nachmittag sowohl als am nächsten Morgen. An diesem ging ich mit Herrn Jaeschke bis km 27 die Bahnstrecke entlang, dann über einen völlig verwachsenen Weg nach Altngomeni und als dort niemand anwesend, weil alles in den Schamben zur Arbeit war, dorthin, wo wir den Jumben trafen. Er erzählt, daß früher in Altngomeni Rinder vorhanden und stets gesund gewesen, aber aus Furcht vor den Massai verkauft worden seien. Daß irgendwelche Rinderkrankheit geherrscht habe, stellt er bestimmt in Abrede: Das Großvieh sei vielmehr stets gesund gewesen, das Kleinvieh dagegen stets eingegangen. Jetzt sei mit Rindern noch kein Versuch wieder gemacht worden; Kleinvieh sterbe noch heut wie stets zuvor unter den Erscheinungen der Kidei. In dem ganz nahebei gelegenen Masenude sei dasselbe der Fall. Sofurafliegen seien nur in der Regenzeit, dann aber reichlich vorhanden, „doch machten sie das Vieh nicht krank."

Darauf kehrte ich zur Station zurück und marschierte dann mit meiner Karawane wieder nach Schöllerplantage. Als ich gegen ½11 Uhr dort eintraf, standen die Kamele im Hof und ich bemerkte an dem einen sofort die kleinen Stechfliegen, (die ich vorläufig bis zur systematischen Bestimmung in Deutschland als „Schöllerfliege" bezeichnen will) als auch die schon mehrfach erwähnten Stichstellen. Es gelang, eine dieser Fliegen zu fangen und dann banden wir das Kamel am Stalle fest, um ihm Blut zu entnehmen, nachdem ich schnell eine Anzahl Deckgläschen gebrauchsfertig gemacht hatte. Es war aber eine harte und mit wirklicher Lebensgefahr verknüpfte Arbeit, bei der viele Deckgläschen zerbrachen und schließlich der ganze Rest der gereinigten in den Staub flog, als endlich die Blutentnahme geglückt war. Da dieses „zahmere" von den beiden Kamelen sich so unbändig benommen hatte, mußte ich wohl oder übel Abstand davon nehmen, auch von dem zweiten, viel wilderen, Blutpräparate herzustellen, umsomehr, als die Untersuchung eines Deckgläschens vom ersten zeigte, daß, wie bei der kurzen Zeit, die das Tier erst auf Schöllerplantage zugebracht hatte, zu erwarten war, das Blut noch keine Veränderungen aufwies. Leider war ich durch das Wegfliegen der gereinigten Deckgläschen außer Stand gesetzt, gleich auch von dem kranken Esel Präparate herzustellen, da ich sonst keine Zeit gefunden hätte, das Gelände in Augenschein zu nehmen. Diese Besichtigung hatte keinen Erfolg; denn ich fand überall nur Saugfliegen, diese allerdings überall in reichlicher Menge.

Gegen 5 Uhr holte ich diese Blutentnahme nach. Auf dem Maskatesel fanden sich jetzt nur noch ganz vereinzelte Schöllerfliegen, etwa 3—4, von denen ich einige fing. Mein in demselben Stall eingestelltes Maultier wurde merkwürdigerweise hier gar nicht belästigt.

Als ich in das Haus zurückkehrte, kam gerade das andere Vieh, 10 graue und Halbblutesel und ein Ochse von der Weide zurück. Die Esel waren rund und fett, ohne jede Fliegenstichstelle, der Ochse mager, aber so wild, daß man ihm nicht nahe kommen konnte. Die Esel waren seit einem Monat, der Ochse schon seit mehreren Monaten am Platz. Fliegen waren auf ihnen allen nicht zu sehen.

Dagegen kamen einige Bremsen mit ihnen und den gleichzeitig heimkehrenden Kamelen mit, von denen einige gefangen und eingelegt wurden.

Ich möchte mir gestatten, hier einige Worte über die Art meiner damaligen Untersuchung einzufügen: Hätte ich völlig frei über meine Zeit zu verfügen gehabt, so wäre ich noch einige Tage auf der Plantage, die ein so günstiges Arbeitsfeld bot, geblieben, hätte vor allem zu verschiedenen Tageszeiten Blut von dem, wie eine spätere Untersuchung eines Präparates zeigte, durch Trypanosomainfektion erkrankten Esel entnommen und das Verhalten der Fliegen in den verschiedenen Tageszeiten studiert. So mußte ich den nächsten Tag meine Reise fortsetzen, um die Zeit für Untersuchung der übrigen Strecke nicht zu verkürzen, denn Schöllerplantage lag ja eigentlich außerhalb der mir aufgegebenen Karawanenstrecke. Ich hätte bei längerem Verweilen sicherlich eine Reihe von Hinweisen gewonnen, die mir die Deutung späterer Beobachtungen wesentlich erleichtert hätten. Daß es für das Kaiserliche Gouvernement unter den bestehenden Verhältnissen nicht möglich war, mir diese völlige Freiheit über meine Zeit zu geben, weiß ich sehr wohl. Ich wollte aber hier die Gelegenheit nicht versäumen, anzuführen, welche Gründe mich veranlaßten, die Untersuchung in Schöllerplantage abzubrechen, und daß ich mir sehr wohl der Schädigung bewußt war, welche daraus der Erfüllung meiner Aufgabe erwuchs.

Vor dem Abmarsch am 30. Januar morgens 8 Uhr ging ich noch einmal in den Stall und fand nur eine einzige Fliege an dem kranken Esel. Der Rückmarsch nach Muheza geschah auf dem linken Ufer der Mkulumuzi, um auch diesen Weg kennen zu lernen. Er führte zuerst ziemlich eben durch Pori und Niederungen, die mit dem breitblätterigen, schilfartigen Grase bestanden waren, dann durch Schamben nicht weit vom Mkulumuzi entlang. Innerhalb der Schamben marschierten wir nach einer Stunde 10 Minuten Weges zwischen den rechts und links etwas entfernt in Tälern liegenden Dörfer Marumbi und Mbuego hindurch. Die in den Schamben arbeitenden Leute gaben an, daß sie seit langer Zeit kein Rindvieh besäßen, wohl aber sei gesundes Kleinvieh da. Weitere Auskunft war nicht zu erhalten.

Es war sehr heiß und drückend und am Maultier saßen verdächtige Fliegen, ohne daß es aber gelang, eine von ihnen zu fangen. Als wir dicht hinter den Dörfern wieder ins Pori eingetreten waren, kamen uns 4 Rinder entgegen, an denen anscheinend auch verdächtige Fliegen saßen. Wieder aber war der Versuch, diese zu fangen, ohne Erfolg. Der Mann, der die Kühe trieb, bezeichnete diese Fliegen gleichfalls als verdächtig, als sofura. Jetzt seien nur sehr wenig Fliegen in der Gegend, aber wenn die Sonne heiß brenne — der Himmel war eben bedeckt — kämen sie in größerer Menge, am zahlreichsten aber in der Regenzeit. Die 4 Kühe, die gesund aussahen, seien seit 5 Monaten im Dorf und stets gesund geblieben. Überhaupt seien jetzt die Fliegen nicht giftig, die Rinder stürben nicht mehr von ihren Stichen, wohl aber sei das früher geschehen. Von den Symptomen der Krankheit weiß er nichts anzugeben.

Eine Viertelstunde später erreichen wir das ziemlich große, ziemlich nahe rechts vom Wege liegende Dorf Kompdranda. Rinder sind seit langem nicht mehr da; Ziegen waren vorhanden, die letzten sind aber kürzlich verzehrt.

Vierzig Minuten weiter, gleichfalls rechts, aber etwa 5 Minuten ab liegt bergaufwärts, versteckt das Dorf Kwa Mkuwútu, auf das ich schon vorher auf-

merksam gemacht worden war, weil es das einzige sei, in dem Rindvieh sich finde (die oben erwähnten 4 Kühe stammten auch von hier). Der Jumbe gibt an, die Rinder, 4 Kühe mit Kälbern seien seit Monaten da und stets gesund. Die noch im Dorf stehenden Kälber sind zwar etwas mager, aber in der Tat gesund. Ziegen sind auch vorhanden und gleichfalls gesund. Inbetreff der Fliegen gibt er an, paange (Bremsen) seien vereinzelt da, sofura aber nicht. Im Dorf und seiner Nähe, seit der Begegnung mit den Kühen auf dem Wege habe auch ich keine verdächtige Fliege mehr gesehen.

Beim Weitermarsch nach Muheza treffen wir nach einer halben Stunde auf eine große Herde durchaus gesunder wohlgenährter Ziegen. Zu Mittag kommen wir in Muheza an. Den Nachmittag verbringe ich mit Untersuchung von Blutpräparaten und Einlegen und Ordnen der gesammelten Stücke.

Bei Herrn Zschaetzsch ist während meiner Abwesenheit von Lewa ein Fläschchen mit zwei der Kilwatsetse gleichen Fliegen und einer Bremse für mich eingegangen. Leider war der Spiritus ausgelaufen und ist von Herrn Zschaetzsch durch Gin ersetzt, den ich wieder durch heißen Alkohol ersetzte. Die Erhaltung für Untersuchung auf Parasiten dürfte deshalb ungenügend sein. Der seitens des Senders ausgesprochenen Bitte, ich möchte doch zur weiteren Untersuchung nach Lewa kommen, kann ich leider nicht entsprechen, da Lewa ganz außerhalb der mir vorgeschriebenen Reiseroute liegt.

Am 31. Januar marschierte ich morgens von Muheza auf dem unteren Wege, als dem für Viehtriebe am meisten berücksichtigten und in Zukunft allein unterhaltenen (Bezirksamtmann Meyer) ab. Nach ³/₄ Stunden kamen wir in das kleine Dorf Potwe, woselbst sich eine Ansiedlung von Wanyamwezi befindet, die die Hälfte von dem im April-Mai 1901 aus Moschi nach Tanga gebrachten Vieh erhalten hatten. Von den ca. 30 Rindern sind noch 6 übrig, dafür aber eine ganze Anzahl von Kälbern unter einem Jahre. Die Tiere sehen bis auf eine Kuh gesund aus. Diese eine hat offene Stellen am Rücken, die von den Wanyamwezi und dem mich begleitenden Akiden von Muheza für „sofurastellen" erklärt werden, die ich aber für Dasselbeulen halte, die von Madenfressern ausgehackt sind. Ich entnehme aber der Angabe der Leute wegen Blut — bei der späteren Untersuchung findet sich keinerlei Anzeichen von Surrah.

Die gefallenen Rinder sollen an Kidei eingegangen sein und es werden auch die Hauptsymptome des Sektionsbefundes angegeben. Da dieser aber auf viele Infektionskrankheiten zutrifft und die Leute die Symptome der Krankheit nicht anzugeben wissen, ist ein sicherer Rückschluß unmöglich.

Die Schafe, Massai- und große Fettsteißschafe sind mager, sehen aber nicht surrahkrank aus, machen vielmehr den Eindruck, als ob sie an Salzmangel litten. Daß wenig Salzfutter vorhanden, bestätigen auch die Leute.

Hinter Potwe bleibt die Landschaft: weite Täler mit zwischenliegenden, gerundeten, aber ziemlich hohen Hügelrücken, dieselbe, nur wird das Pori dichter und häufiger, die Schamben treten zurück, die Dörfer liegen in den Tälern weitab vom Wege. Nach etwa 40 Minuten kommt uns eine große Herde Kleinvieh auf dem Wege entgegen, biegt aber rechtsab in den hier lichten Wald und ist außer Sicht, ehe wir zur Stelle sind. Eine halbe Stunde weiter lassen wir rechts das kleine Dorf Ndewa. Dort soll seit langer Zeit kein Großvieh mehr sein. Nach den Mitteilungen, die mir Pater Haberkorn gegeben hatte, ist in allen diesen

Dörfern kein Vieh, nur in Kwa Kifúa, an dessen nach rechts abführendem Wege wir nach weiteren 18 Minuten Marsch waren. Ganz kurz vor diesem bog nach links noch ein Weg nach dem weitab liegenden Kwa Kibki ab. Der Richtung nach Kwa Kifua folgen wir etwa 3 Minuten, ehe wir in das ziemlich große Dorf gelangen. 4 Rinder und 1 Haupt Jungvieh sind noch im Dorf, sie sehen gesund aus und sollen seit langer Zeit, die ausgewachsenen Tiere seit Jahren, dort stehen. Auch das zahlreiche Kleinvieh, wohl die große Herde, der wir zuvor begegnet waren, wenn ich recht verstanden habe, soll alles gesund, Fliegen und Bremsen nicht am Ort und in seinem Weidefelde sein. Auch ich habe nichts von solchen gesehen.

Nach einem weiteren Marsch von dreiviertel Stunden erreichen wir Bagamoyo ndogo, 5 Minuten später Bagamoyo Kubwa, das letztere auf einer Höhe, das erstere im Tal inmitten ausgedehnter Felder gelegen. Rinder sind jetzt dort nicht vorhanden, sie sollen an einer Krankheit eingegangen sein, die nach der Schilderung vielleicht Maul- und Klauenseuche, sicher nicht Surrah gewesen ist. Sonst ist Kleinvieh und einige Schensiesel am Platz. Von letzteren ist einer schwer krank, wie es scheint, an Surrah, ich kann aber nicht dazu kommen, Blut von ihm zu entnehmen. Das Kleinvieh ist gesund.

Während ich noch mit dem Jumben verhandele, bringt ein Träger eine Fliege, die ich dem Aussehen nach zunächst für eine kleine Bremse halte und die ihn selbst unmittelbar neben dem alten Duka auf dem Lagerplatz gestochen hatte. Nach dem Einlegen in absoluten Alkohol ist sie von der Kilwatsetse nicht mehr zu unterscheiden und wird nun von allen Eingeborenen, denen ich sie im späteren Verlauf meiner Reise zeigte, als gleich mit dieser bezeichnet. Der Jumbe (Msegua) nennt sie mbúgwe = große Bremse. Der Name für eine kleine Bremse sei paange. Er hält sie also für verschieden von der Tsetsefliege aus Kilwa, denn diese bezeichnet er wie die vorgezeigten Schöllerfliegen als „chobára“, was dem Bondeiwort sofura gleichbedeutend sein soll.

Einige Stunden später bringt mir ein Träger auch eine der Schöllerfliege ganz gleiche, nur verwaschener gezeichnete und etwas dunkler erscheinende kleine Stechfliege, die ihn, als er in der Nähe meines Maultieres unter dem Baum beim Duka saß, gestochen hatte.

Am 1. Februar setzte ich frühmorgens den Marsch nach Korogwe zu fort. Der Weg führt durch Täler und über Höhen, abwechselnd mit Pori und höherem lichten Wald. In den Tälern und auf einzelnen Höhen große Schilfgrasbestände, von denen manche angezündet worden waren, aber doch auch beim Brennen zum größten Teil stehen geblieben sind. Schamben finden sich dicht hinter Bagamoyo, dann beim etwas über eine halbe Stunde entfernten Dorf Kwa Mbuéro und dann erst wieder kurz vor Mruasi, dort allerdings sehr ausgedehnt in fruchtbarem Tal und an tiefgründigem Hang. Der Boden ist meist schwärzlicher, humöser, bündiger Sand, nach Mruasi hin roter Lateritlehm. Außer Kwambuero sollen noch 2 Dörfer nicht weit vom Wege abliegen: Kwa Msimirango und Kwa Mitúme, doch finde ich sie nicht, da mein Führer nicht Bescheid weiß. In Kwa Mbuero, einem eben erst angelegten und noch im Ausbau begriffenen Dorfe, ist noch kein Vieh vorhanden.

Auf dem Wege sind viele Fliegen, bei der stechenden Sonne und Windstille sogar sehr lästig, Stechfliegen sind aber nicht darunter. Der Jumbe von Mruasi aber behauptet, sofura sei auf dem ganzen Wege vorhanden. In Mruasi ist kein

Großvieh, und Kleinvieh nur gerade dann und so viel, als nötig ist, um es zu einer Gelegenheit zu schlachten. Die Schöllerfliege wird von dem Jumben von der Tsetse gut auseinandergehalten und als sofura bezeichnet; die Tsetse aus Kilwa dagegen als nsí (nicht nzi); Bremsen, wenn groß, als mbúgu, kleinere als chobára, also anders als in Bagamoyo, obgleich beide Jumben Wasegua sind. Die Unsicherheit in den Bezeichnungen — auch mbugwe, bezw. mbugu wird einmal für große, das andermal für eine kleine Bremse gebraucht — läßt mich schließen, daß Stechfliegen und Bremsen jedenfalls in der Gegend nicht sehr häufig und den Leuten, vielleicht wegen ihres jetzigen Mangels an Vieh, nicht genau bekannt sind.

Am frühen Nachmittag marschierte ich weiter nach Mnyuzi (wie die richtige Schreibweise ist, oder Nyusi, wie die Eisenbahnverwaltung' schreibt). Der Weg geht zunächst über stark hügeliges Gelände durch Pori und Wald, mit vielem z. T., doch stets unvollkommen abgebranntem Schilfgrase. Dörfer fehlen auf dem ganzen Wege. Nach etwa 1¼ Stunde Marsch erreichen wir den Bahndamm, an dem uns nun der Führer entlang führt bis zur Station. Jenseits der Bahn kommt zuerst Vorwald der Berge, dann Schwemmboden, der nach den Anzeichen zur Regenzeit unter Wasser steht, zumeist mit hohem dichtem Gras bedeckt. Je weiter nach Mnyuzi hin, um so flacher werden die Geländewellen. Kurz vor der Station liegt das Dorf Mnyuzi; da mein unkundiger Führer es aber für ein Lager der Eisenbahnarbeiter erklärt und der allgemeine Anblick dem nicht widerspricht, da z. B. Schamben nicht zu sehen sind, marschiere ich, ohne Halt zu machen und Fragen zu stellen, durch.

Auf der Station ist auch keine Auskunft zu erhalten. Einer von den zum Wasserholen abgesandten Leuten bringt mir eine gelb und schwarz gezeichnete Bremse aus der Nähe der Wasserstelle mit. Ich kenne sie schon von Nguelo her und weiß, daß sie den Menschen zwar ziemlich derb sticht, das Vieh aber unbelästigt läßt, jedenfalls aber nicht infektiös ist.

Nachts entferntes Gewitter mit schweren Windstößen.

Am 2. Februar setzten wir den Marsch nach Korogwe, diesmal, nach sehr energischer Vermahnung des Führers, wirklich auf der Barabara fort. Zuerst kommt guter, dann lichter Wald, darauf Buschwald, Baumsteppe, schließlich fast baumlose Steppe mit Galeriewald am Ruvu und längs der von den Bergen her in ihn einmündenden Trockenbetten. Weite Strecken, namentlich der Steppe, müssen zur Regenzeit unter Wasser stehen. An diesen Stellen ist der Boden moorig, sonst sandig-lehmig. Nach zwei und einer Viertelstunde sind wir am Luengéra, eine Stunde darauf in Korogwe. Dem Akiden und Jumben gebe ich sofort Auftrag, die Vorsteher der umliegenden Dörfer zu benachrichtigen und um 3 Uhr nachmittags zur Besprechung zu kommen. Die Zeit reicht aber schließlich nicht aus, alle herbeizurufen, so daß ich die Besprechung auf den nächsten Morgen 9 Uhr ansetzen muß. Die Herren Martienssen und Zschaetzsch, die gerade in Korogwe anwesend sind, versprechen mir ihre Mitwirkung.

Zur festgesetzten Zeit waren am 3. Februar auch die Eingeborenen zahlreich zur Stelle, mindestens 20—30 Jumben und Akiden. Ich lasse hier ihre wesentlichen Angaben folgen:

In Korogwe gäbe es stets viele Fliegen; in Ngombézi, einem Dorf ca. 1½ Stunde stromauf, stände jetzt krankes Vieh; noch etwas weiter stromaufwärts sei viel gestorben, die noch vorhandenen Rinder seien in der Besserung. In Kwa

Ndúri — am rechten Ufer, Vieh soll aber auf dem linken weiden — sei alles eingegangen. In Kwa Ngúmi, etwa 1/4 Stunde stromabwärts auf Inseln gelegen, seien nur wenige Stück Vieh an Krankheit gestorben. In Korogwe selbst und allen diesen Dörfern sei in früheren Zeiten, abgesehen von der Pestzeit, Vieh eigentlich immer nur vereinzelt eingegangen. Jetzt sei das etwas schlimmer, aber man müsse doch sagen, daß auch jetzt nur immer einzelne Stücke fielen, nicht ganze Herden auf einmal. Die Leute glauben, die Verschlimmerung rühre von dem größeren Karawanenverkehr her, indem die Krankheit mit fremdem Vieh eingeschleppt werde. Am gefährlichsten in dieser Beziehung sei das von Kondóa und der Kilimandjaroseite her kommende Massaivieh. Ferner sei wohl auch von Einfluß auf die Zunahme der Krankheit, daß früher immer die Weiden abgebrannt worden seien, was bei dem jetzigen Verbot nicht mehr geschähe; das alte verrottete Gras sei ein Schlupfwinkel und eine Brutstätte für allerhand Ungeziefer. Die Schöllerfliege benennen sie sofúra und chafúla (wohl dasselbe Wort); sie säße immer nur auf krankem Vieh.

Das Kleinvieh werde in gleicher Weise und Anzahl krank, wie die Rinder, ebenso Maskatesel und Maultiere; auch Kihongweesel, besonders die vom Kilimandjaro kommenden, unterlägen der Krankheit.

Des Nachmittags ging ich mit Herrn Martienssen, der mir schon seiner Zeit auf der Durchfahrt in Muheza soviel Rinder zu Versuchszwecken umsonst zur Verfügung gestellt hatte, als ich für nötig erachte, und der hier sein Anerbieten wiederholte, nach seinem Wohnsitz in Kwa Ngumi, um seine Herden, noch ca. 250 Stück Rinder, die er vom Viktoria Nyansa hergebracht hatte, zu besichtigen. Ich fand kein Tier darunter, daß meines Dafürhaltens nach krank war, entnahm aber von einem mir von den Massaihirten als krank bezeichneten Bullen und einer ebensolchen Kuh Blut. (Die am nächsten Tage vorgenommene Untersuchung bestätigte mein Urteil.) Das Vieh steht auf dem rechten Ufer des Ruvu und weidet jenseits des Luengera, im Gegensatz zu dem Vieh von Korogwe, das am linken Ufer des Ruvu weidet. An dem Martienssen'schen Vieh und bei seinem Lager sah ich zwar viele Fliegen, doch alles nur Hausfliegen, keine einzige verdächtige darunter.

Den ganzen Tag von früh morgens ab hatten meine Leute von meinem Maultier, das nahe bei meinem (dem gewöhnlichen) Lagerplatz von Korogwe in dem Dreieck zwischen Indierniederlassung, Mission und Ruvu weidete, zahlreiche Schöllerfliegen gefangen, am zahlreichsten in der Zeit von 1/21 Uhr bis 2 Uhr mittags. Das Maultier war durchaus gesund. Auch in dem auf dem Lagerplatz errichteten offenen Schuppen waren die Schöllerfliegen sehr zahlreich und stachen hier die Menschen, vor allem Herrn Martienssen (wohl weil er den Geruch von seinem Vieh in den Kleidern hatte) empfindlich.

Um zu sehen, ob die kleinen Nager auch von ihnen gestochen werden, ließ ich mir eine von den mittelgroßen Ratten besorgen, wie sie zahlreich im Schambenlande sich finden, und setzte sie mit einigen Schöllerfliegen zusammen in einen Käfig. Die Fliegen schienen sich um die Ratte anfänglich gar nicht zu kümmern; nach wenigen Stunden waren sie gänzlich verschwunden, ebenso eine gleichzeitig miteingesetzte Stubenfliege, wohl von der Ratte gefressen. Die Ratte erkrankte nicht, nahm aber kein Futter an und war nach 3 Tagen verhungert.

Auch am 4. Februar waren wieder zahlreiche Schöllerfliegen am Maultier,

das an gleicher Stelle weidete und wurden abgefangen. Von den gestern im Schuppen an Herrn Martienßen gefangenen und lebend in einem Gläschen aufbewahrten Fliegen hatte eine etwa 30—40 Eier gelegt, die leider vertrockneten, statt sich weiter zu entwickeln. Die Bewachsung der Weidestelle besteht in ziemlich hohem wirtelförmig verästeltem Grase, Unkraut, Büschen und buschigen vereinzelten Bäumen. Unter dem frischen Grase liegt ein wahrer Filz von vorjährigem verrotteten. Sie bildet eine flache, sich weithin bis auf ein gutes Stück des Amanguluwegs erstreckende Ebene, in der die Bewachsung überall die gleiche ist. In ihr liegt auch die für das ankommende Karawanenvieh errichtete Boma. Die herrschenden Winde stehen über den Ruvu weg gerade in sie hinein. Am Ruvuufer, das hier flach und vielleicht 15 Meter breit ist und nur durch den Weg von dieser Ebene getrennt wird, steht ein Rest von Galeriewald, mit langem Gras und Schilf als Unterbewachsung. Es schien mir fast, als ob diese Ufervegetation den Standort der Fliege bilde; ich konnte jedoch nicht darüber ins klare kommen, da weder ich noch meine Leute die Fliege im Gelände fanden.

Des Nachmittags ging ich aus, um von den kranken Tieren, die ich tags zuvor in Korogwe gesehen hatte, Blut zu entnehmen. Zuerst nach dem kleinen Dorf Nyumbu, auf dem linken Ufer des Ruvu da gelegen, wo der Strom aus der Ostrichtung nach Norden abbiegend einen scharfen Winkel macht, etwa 10 Minuten von Korogwe entfernt. In der hier zwischen Fluß und dem Berge der Mission gelegenen ebenen Niederung ist die Hauptweide für das Korogwevieh. Das Vieh von Nyumbu kam gerade von der Weide zurück und war bis auf eine in der Nähe des Dorfes einzeln zurückgehaltene Kuh durchaus gesund und in gutem Zustande. Diese Kuh aber zeigte die deutlichen Erscheinungen der Surrah, so daß ich von ihr Blut entnahm.

Das Kleinvieh von Nyumbu sah alles fett und gesund aus. Verdächtige Fliegen habe ich hier nicht gesehen.

Auf dem Rückweg kommt auch das zum Schlachten bestimmte Vieh von Korogwe vorbei: alles kerngesundes, im besten Zustande befindliches Usekumavieh.

In Korogwe selbst war im Besitz des Inder Dosa eine etwa 1½ jährige Ferse, die deutlich ein weit vorgeschrittenes Stadium der Surrah erkennen ließ. Auch von ihr entnahm ich Blut — die spätere Untersuchung bestätigte meine Diagnose. —

Schließlich ging ich noch zu dem Griechen Zuganotto, dicht beim Bahnhof, der einen an Surrah schwer kranken Maskatesel besaß und entnahm auch von diesem Blut. Ein mit diesem gleichzeitig nach Korogwe gekommener Maskatesel ist bereits unter gleichen Erscheinungen eingegangen. Der jetzt noch lebende, in dessen Blut ich übrigens kein Trypanosoma, wohl aber die ganzen übrigen Veränderungen der Surrah gefunden habe, lebte, allerdings schwer krank, Ende März noch in Wilhelmstal, wohin er Ende Februar geschickt worden war, um möglicherweise zu gesunden. Herr Zuganotto hatte aber Anfang April selbst kein Zutrauen mehr in einen günstigen Ausgang.

Da ich in Korogwe hörte, daß im Luengeratal außer zahlreichem Wild auch eine Büffelherde stände, Tiere, mit denen seit alter Zeit die Tsetse in Verbindung gebracht wird, so beschloß ich, um nach Kwa Schémschi und Sakarre zu kommen, den Weg durch das Luengeratal nach der Niederlassung der Landmesser zu nehmen und von dort nach Kwa Schemschi zu gehen. Kwa Schemschi war mir von Herrn

Bezirksamtmann Meyer als ein schwer auf Tsetse verdächtiger Platz bezeichnet worden, so daß wir bereits in Tanga dessen Besuch durch mich verabredet hatten. Nach Sakarre wollte ich aus zweierlei Gründen: erstens ist dort und in dem zu ihm gehörigen Gareia das Vieh aufgestellt, das am häufigsten nach Kwa Schemschi kommt, — ich konnte dies also nur dort untersuchen — und dann war es mir von Wichtigkeit, festzustellen, ob auch in größerer Höhenlage die giftbringende Fliege vorhanden und wenn vorhanden, giftig war. Von Ostusambara her wußte ich, daß sie dort auf den Plantagen nicht vorhanden ist, daß vielmehr das Vieh, das dort erkrankt, die Infektion vom Tieflande her mitgebracht hat.

Ich hatte den 5. Februar für den Abmarsch nach Sakarre in Aussicht genommen und brach in den ersten Nachmittagsstunden auf, um an der nach Kwa Ngumi führenden Brücke, wo ich Herrn Martienssen erwarten wollte, der sich meinem Zuge anschloß, gleichzeitig das dort zu dieser Stunde im Schatten eines großen Baumes zusammengetriebene Vieh der Eingeborenen von Kwa Ngumi zu besichtigen. Das Vieh, wohl 60 Haupt, sah ebenso wie das Martienssen'sche Vieh gesund aus und ebenso wie bei diesen fanden sich reichlich Fliegenschwärme; doch alle gefangenen und gesehenen waren nur Stubenfliegen.

Wir verfolgten zuerst ein Stück den Sakarreweg, bogen dann rechts ab durch ein welliges Gelände, dessen Niederungen mit (abgebranntem) Schilfgras, die Höhen mit Mittelwald bestanden waren, in Richtung auf den Luengura und verfolgten hier einen Fußpfad, der uns nach einer Stunde zu dem kleinen und offenbar armen Dorf Kwa Mkönko (in der Karte Hangongo) brachte. Hier war nur einiges, aber gesundes Kleinvieh. Verdächtige Fliegen hatte ich weder auf dem Wege angetroffen, noch sah ich hier solche. Den 6. Februar, nachdem Herr Martienssen in aller Frühe einen Buschbock geschossen hatte, von dem ich aber kein Blut entnahm, weil die Totenstarre schon eingetreten war, als er herangebracht wurde, setzten wir den Marsch nach der trigonometrischen Basis hin fort. Die Landschaft war ähnlich wie den Tag zuvor, nur waren die Niederungen sehr viel ausgedehnter; der Weg führte zunächst in geringerer Entfernung vom Luengera entlang, etwa 1½ Stunde lang, um dann in einen zumeist aus größeren Dornbäumen bestehenden lichten Wald einzutreten, in dem er etwa eine halbe Stunde weiter führt. Dann folgt gute Weide auf welligem Gelände mit eingestreuten hohen und dichten Waldparzellen, ein kurzes Stück Schamba und darauf die Basis, der wir etwa 1 km weit folgten, bis zu dem am Mlülu aufgeschlagenen Lager der Landmesser. Einige Dörfer lagen vor, rechts und links der Basis.

Etwa in der Mitte der großen Niederungen vor dem Walde liegt eine große flache Pfütze, in der früher Büffel gesuhlt haben sollen; jetzt fanden sich nur kleine Dämme darin, die von den Eingeborenen für den Fischfang angelegt sind.

Beim Austritt aus dem Walde stießen wir auf eine Viehherde, einige Haupt Großvieh und etwa 30 Stück Kleinvieh, alles gesund nach Augenschein und Versicherung des Hirten.

Die ostafrikanische Bahnfrage.

Von Dr. iur. Hermann Hesse.

II.

Welches sind nun die Folgen des Baues der Ugandabahn für unser ostafrikanisches Schutzgebiet gewesen?

Im allgemeinen haben wir einen Rückgang der Gesamtsumme der Aus- und Einfuhrzölle unseres Schutzgebietes zu beklagen, der unten näher erläutert werden soll; hauptsächlich hat sich die Ausfuhr von Elfenbein vermindert, das heute zum großen Teil über Mombas geht. Im besonderen tritt der Einfluß der Ugandabahn in den Nordbezirken am Kilimandjaro und am Viktoriasee hervor. Der Karawanenverkehr von Tanga nach Moschi hat sich verringert, der Verkehr, hauptsächlich Wagenverkehr, von Moschi nach Voi und Mombas hat sich dagegen verzehnfacht. Eine Abhülfe ist hier indes möglich durch die Fortführung der nur 84 km langen Usambarabahn bis Mombo, 130 km, das nur wenig weiter von Moschi entfernt liegt wie die englische Bahnstation Voi. Folgende Übersicht veranschaulicht deutlich den Rückgang des deutschen Handels:

	1. Juli —	30. Juni
	1899/1900	1900/1901
Zahl der von Tanga nach Moschi gebrachten Lasten .	1865	460
Zahl der aus Moschi nach Tanga gebrachten Lasten .	461	112
Einfuhrzoll in Moschi für Waren aus Mombas . . .	3075 Rup.;	4793 Rup.
Ausfuhrzoll in Moschi für Waren nach Mombas . . .	1712 Rup.;	16194 Rup.

Noch deutlicher wird der Einfluß der Ugandabahn auf unsere Bezirke am Viktoriasee. Unsere Kaufleute in Muansa am Südufer des Viktoriasees erhalten eine in Bagamoyo durch Träger abgefertigte Last für 35 Rupien in frühestens 90 Tagen, die in Uganda ansässigen Kaufleute dagegen die gleiche Last durch die Bahn für 25 Rupien in 21 Tagen von Mombas bis Nsebe (Port Alice); so war das Verhältnis noch im Jahre 1900, und heute nach Fertigstellung der Bahn bis Port Florence hat es sich hinsichtlich der Zeitdauer und Transportkosten noch bedeutend zugunsten der Ugandakaufleute verschoben. Der Warentransport von Tabora über Bukoba nach Uganda hatte ferner schon im Jahre 1899 infolge des stetig fortschreitenden Baues der Ugandabahn bedeutend nachgelassen. Im Juni 1899 sind nur für 875000 Mk. Tauschwaren über Bukoba nach Uganda befördert, während früher die doppelte Menge nach Uganda ausgeführt wurde.

Der Ausfuhrzoll auf Elfenbein ferner, den die Engländer in Uganda

erheben, führt die beträchtlichen Mengen Elfenbein, die früher in Bagamoyo und Pangani verzollt wurden, der Ugandabahn und damit Mombas zu.

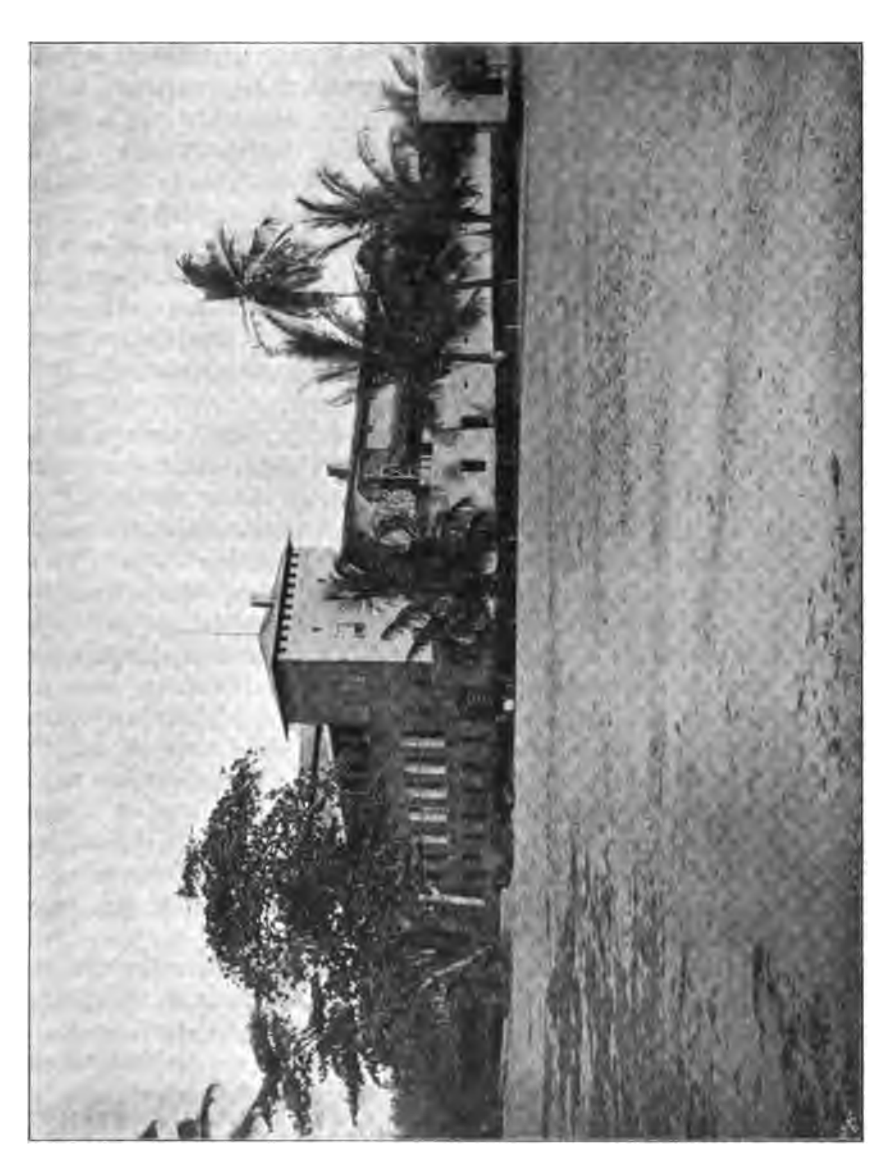
3. Im portugiesischen Gebiet südlich des Ruvuma beabsichtigen die Engländer ebenfalls eine Verbindung des Indischen Ozeans mit dem Nyassasee herzustellen. Es besteht schon seit lange der Plan, die Pombabai, etwa 200 km südlich der Ruvumamündung, mit Makandjira oder Fort Johnston am Nyassasee durch einen Schienenstrang zu verbinden. Höhere britische Beamte von Centralafrika haben erklärt, daß, falls die Deutschen nicht innerhalb einiger Jahre mit dem Bahnbau Kilwa-Wiedhafen begonnen hätten, man sich englischerseits zum Bau der Bahn Pombabai-Fort Johnston entschließen würde. Man zögere eben nur deswegen so lange, weil man es für selbstverständlich halte, daß deutscherseits demnächst mit den Bahnarbeiten begonnen werde, und der Bau der erheblich teureren englischen Bahn dann doch unterbrochen werden müßte.

Dabei hebt sich der Verkehr am Nyassasee ständig. Trotz der scharfen englischen Konkurrenz bringt der einzige größere deutsche Dampfer auf dem See, der „Hermann von Wißmann", jährlich rund 50000 Mark Reingewinn. (1899: 60000 Mk., 1900: 110000 Mk., 1901: 47000 Mk. infolge von Fahrtausfällen wegen Kesselreparaturen). Um den Verkehr vom Nyassa nach dem Sambesi zu leiten, hat die Regierung von Britisch-Centralafrika neuerdings einen Vertrag mit der Schier-Highlands-Railway-Company abgeschlossen, wonach sich diese verpflichtet, binnen kurzem eine Eisenbahn von Tschiromo nach Blantyre, dann weiter über Somba nach Fort Johnston am Nyassasee zu führen. Die Strecke wird etwa 400 km lang sein, während eine Eisenbahn von Kilwa nach Wiedhafen 6—700 km betragen würde. Letztere würde die Schirebahn völlig lahm legen, da die zwiefachen Umladegebühren den Transport auf dem Schire und Sambesi übermäßig verteuern würden, abgesehen von der langen Fahrtdauer und sonstigen Schwierigkeiten der Schiffahrt auf dem Sambesi und in Tschinde, woselbst die Umladung der Güter aus den Flußdampfern in die Ozeandampfer nur vermittels Leichtern erfolgen kann. Das Material zum Bau der englischen Schirebahn ist schon unterwegs und wird wohl schon in Tschinde angelangt sein.

Weitere Schwierigkeiten bereiten die Engländer dem deutschen Nyassahandel, indem sie seit dem 1. Oktober 1899 einen Durchgangszoll von 3 Schillingen für die Tonne Waren beim Eintritt in das britische Gebiet bei Tschiromo am Schire erheben. Der würde ihnen nichts einbringen und unsere Waren nicht verteuern, wenn wir sie auf einer Bahn von Kilwa nach Wiedhafen befördern könnten.

4. Die günstigsten Verkehrsverhältnisse von allen afrikanischen Gebieten weist der Kongostaat auf mit einem schiffbaren Wasserstraßennetz von einigen tausend Kilometern, besonders nach dem Bau der Kongobahn. Auch die Belgier verhindern die Ausfuhr von Elfenbein nach Deutschostafrika durch einen hohen Ausfuhrzoll und eine den Bestimmungen der Kongoakte geradezu hohnsprechende Monopolwirtschaft. Auch stammt ein Teil des über den Kongo ausgeführten Kautschuks aus Deutschostafrika.

Neuerdings hat der Kongostaat der Compagnie des chemins de fer du Congo Supérieur aux Grands Lacs Africains eine Konzession zum Bau und Betrieb zweier Eisenbahnlinien übertragen, deren Vollendung eine weitere schwere Schädigung unseres ostafrikanischen Handels bedeuten wird. Die eine Linie führt



Kilwa-Kiwindje, Nordseite der Boma.

von Stanleyville nach dem Albertsee, die andere von Nyangwe zum Tanganyikasee. Ein Blick auf die Karte genügt, um zu beweisen, daß der Handel unserer volkreichsten Gebiete — im Bezirk Udjidji und Usumbura am Tanganyika wohnen mehr als 3500000 Menschen — durch den Bau dieser Bahnen nach der Westküste gelenkt werden wird.

Dank der günstigen Verkehrsverhältnisse, aber auch unter dem Einfluß einer beispiellosen Raubwirtschaft betrug der Gesamthandel des Kongostaates im Jahre

1896:	31000000 Frcs.	1899:	66240900 Frcs.
1897:	41000000 „	1900:	83579192 „
1898:	50581845 „	1901:	80800660 „

Die eigenen Einnahmen des Staates betrugen 1886 erst 74261 Frs., 1897 schon 9183360 Frs., 1900 etwa 23000000 Frs. Die Einnahmen wie Ausgaben sind seit 1892 hauptsächlich infolge des Baues der Kongobahn um das Sechsfache gestiegen. An Kautschuk wurde ausgeführt 1888 für 260000 Frs., 1898 für 15850000 Frs., 1899 für 28100918 Frs., 1900 für 39874005 Frs. Eingenommen wurden 1900 an Zöllen 4680000 Frs., 1901: 6055000 Frs., aus Transporten 1900: 3800000 Frs., 1901: 4000000 Frs., aus Steuern und Landbesitz 1900: 14150000 Frs., 1901: 19500000 Frs.

Diese großartige Entwickelung der Hilfsquellen ist, auch wenn man die gewaltsame Monopolwirtschaft des Kongostaates in Betracht zieht, zum größten Teil auf günstige Verkehrsbedingungen zurückzuführen. Denn das Gebiet des Kongostaates ist nicht fruchtbarer als unser ostafrikanisches Schutzgebiet, wenn auch mit 30 Millionen Einwohnern wesentlich stärker bevölkert. Aber selbst die großen Wasserstraßen würden einen so schnellen Aufschwung nicht herbeigeführt haben, wenn nicht die verkehrshemmenden Stromschnellen des unteren Kongo durch die 444 km lange Eisenbahn Matadi-Leopoldville überwunden wären. Der Bau der geplanten Bahnen nach dem Seengebiet bedeutet aber eine unmittelbare Bedrohung unseres ostafrikanischen Handels, der wir nur dadurch begegnen können, daß wir unsererseits das Schutzgebiet durch Bahnbauten erschließen. Wenn wir eine 1200 km lange Bahn von Daressalaam nach Udjidji bauen würden, könnten uns die Bahnen des Kongostaates keine Konkurrenz bereiten, da die Waren nach der Westküste nicht nur eine Bahnstrecke von $400 + 600 = 1000$ km, sondern auch eine Wasserstrecke von 1500 km mit viermaliger Umladegebühr benutzen müßten. Solange wir aber keine Bahnen bauen, werden die Verhältnisse mit jedem Tage für uns ungünstiger.

5. Wir sehen also, daß infolge des Mangels neuzeitlicher Verkehrsmittel in unserem Schutzgebiete und infolge des Baues von Eisenbahnen in den Nachbargebieten nicht nur der früher so bedeutende, durch die zentrale Lage unseres Schutzgebietes hervorgerufene Durchgangsverkehr nach Uganda und dem oberen Nil, nach dem Westen des Kongostaates und nach den Gebieten westlich des Nyassasees am Bangweolosee unserem Schutzgebiet völlig entzogen ist, sondern daß sogar der Verkehr aus unseren nördlichen, westlichen und südlichen Grenzgebieten den Häfen unserer Küste entführt wird und fremden Ausfuhrhäfen zuströmt. Was ist natürlicher, als daß wir auf Mittel zur Abhilfe sinnen, um nicht nur die wirtschaftliche Ausbeutung Deutschostafrikas selbst in der Hand zu behalten, sondern womöglich auch den verlorenen Verkehr aus den Grenzgebieten der Nachbarkolonien wiederzugewinnen? Das einzige Mittel ist aber der Bau

von Eisenbahnen, dessen Grundlagen im Schutzgebiet nunmehr einer kurzen Betrachtung unterzogen werden sollen.

V. Die geographische Lage unseres deutschostafrikanischen Schutzgebietes weist notwendigerweise auf drei Eisenbahnlinien hin, welche über kurz oder lang doch einmal gebaut werden müssen. Wie man die Strecken baut, ob man sie gleichzeitig und auf einmal fertigstellt, oder ob man sie hintereinander und in einzelnen Abschnitten baut, das hängt lediglich davon ab, in welcher Weise die Kosten des Bahnbaues beschafft werden können und wie sich die Abschnitte der einzelnen Bahnen rentieren.

1. Eine Nordlinie, von Tanga ausgehend, wird den Kilimandarjo und den Viktoriasee der Küste des Indischen Ozeans nahe bringen; eine Mittellinie wird Daressalaam mit den Ulugurubergen, Tabora und dem Tanganyika, eine Südbahn Kilwa mit dem Nyassasee verbinden. Jedes der drei durch diese geplanten Bahnlinien gebildeten Verkehrsgebiete zerfällt in drei Zonen, in das Küstengebiet, das Mittelgebirgsland und die im Innern gelegene Hochebene, deren Abschluß nach Westen die drei großen Seen, der Viktoria-Nyanza, der Tanganyika und der Nyassa bilden. Es ist unbedingt notwendig, daß die drei großen Binnenseen, deren jeder naturgemäß ein gewaltiges Handelszentrum für die umliegenden Gebiete bedeutet, mit unserer ostafrikanischen Küste dermaleinst verbunden werden, damit wir den bedeutenden und entwickelungsfähigen Handel dieser fruchtbaren und volkreichen Gebiete, der zur Zeit unseren Nachbarkolonien infolge einer vernünftigen Eisenbahnpolitik ihrer Besitzer zugute kommt, unseren Nachbarn dauernd entreißen und unseren deutschen Häfen zuführen.

Am Nyassasee wohnen auf deutschem Gebiet etwa 800000 Menschen; die Gebiete am Tanganyikasee sind weitaus zahlreicher bevölkert; es wohnen dort über 4800000 Menschen. In Muanza und Bukoba, an den Ufern des Viktoriasees, zählte man 830000 Bewohner. Was diese Handel, Ackerbau, Viehzucht und zum Teil auch Industrie treibende Bevölkerung in einem fruchtbaren, größtenteils auch für Europäer besiedelungsfähigen Gebiete mit ausgedehnten Kulturländereien, weiten Weideflächen und wertvollen Bodenschätzen, wie Kohle, Eisen, Kupfer und Gold für die geplanten Eisenbahnen bedeuten würden, liegt auf der Hand und bedarf keines Beweises.

Dennoch aber wird es geraume Zeit dauern, ehe die Eisenbahnen in das Seengebiet gelangen werden. Denn die gegenwärtige Lage unserer Kolonialpolitik bringt es mit sich, daß wir nur schrittweise unser Schutzgebiet erschließen können. Hierdurch wird zwar die Erschließung des gesamten Schutzgebietes, insbesondere aber des reicheren und weit mehr bevölkerten Innern, außerordentlich verlangsamt; andererseits aber ist eine viel intensivere Ausbeutung und Entwickelung des Küstengebietes möglich.

2. Das gesamte Schutzgebiet ist im Laufe der Jahre zur Erleichterung der Verwaltungsthätigkeit in 23 Bezirksämter mit Zivilverwaltung und Stationsbezirke mit Militärverwaltung eingeteilt. Im nördlichen Teile liegen die Bezirke Tanga, Pangani, Wilhelmsthal, Moschi, Muanza mit Schirati und Bukoba; im mittleren Daressalaam, Bagamoyo mit Saadani, Rufiyi, Kisakki, Kilossa, Mpapua, Kilimatinde, Tabora, Udjidji, Usumbura und Ukonongo; im Süden Kilwa, Lindi, Ssongea, Mahenge, Iringa und Langenburg. Die eingeborene Bevölkerung beträgt in diesen Bezirken, nach den drei Zonen geordnet, welche dem Einflußgebiet der drei geplanten Seenbahnen entsprechen, nach den letzten Zählungen:

1.	Tanga . . .	57000
2.	Pangani . .	81000
3.	Westusambara	73000
4.	Moschi. . .	160000
5.	Muansa . .	500000
6.	Bukoba . .	330000
		1201000

1.	Daressalaam	120000
2.	Bagamoyo .	65000
3.	Rufiyi . .	63000
4.	Kisakki . .	35000
5.	Kilossa . .	44000
6.	Mpapua .	175000
7.	Kilimatinde .	162000
8.	Tabora . .	500000
9.	Udjidji .	1250000
10.	Usumbura .	2225000
11.	Ukonongo .	220000
		4859000

1.	Kilwa . . .	91000
2.	Lindi . . .	200000
3.	Ssongea . .	166000
4.	Mahenge . .	30000
5.	Iringa . .	60000
6.	Langenburg .	240000
	mindestens	787000

Diese Zählung bedeutet naturgemäß das Mindestmaß der Bewohner; sie beruht auf einer Zählung der Hütten zu Steuerzwecken und ist in vielen Bezirken noch nicht zum Abschluß gebracht. Dazu kommen die übrigen Klassen der eingewanderten Bevölkerung, die sich nach dem Stande von 1901 belief auf 1243 Europäer, 2648 Araber und Beludschen, 2940 Inder (Kojahs), 480 Banianen, 15 Syrer, 149 Goanesen, insgesamt 7475 Köpfe.

3. Daß diese Bevölkerung sehr wohl in der Lage ist, wirtschaftliche Werte zu schaffen, und daß sie demgemäß imstande ist, als Verbraucher für die Gegenstände unseres Handels und unserer Industrie in Betracht zu kommen, wenn diese ihnen mittels neuzeitlicher Verkehrsmittel nahe gebracht werden, beweisen die Ergebnisse der seit dem 1. April 1898 allmählich eingeführten Häuser-, Hütten- und Gewerbesteuer. Im einzelnen brachten auf an Häuser- und Hüttensteuer sowie an Gewerbesteuer (in Klammern) im Jahre 1901:

		1900
Tanga . . .	47200	(21074)
Pangani . .	51000	(10489)
Westusambara.	47000	(3429)
Moschi . . .	41386	
Muansa . .	22800	
Bukoba . . .	5900	
	215386 Rp.	(34993 Rp.)
	= 301540 Mk.	(48990 Mk.)

		1900
Daressalaam .	80000	(15710)
Bagamoyo . .	54040	(14575)
Rufiyi . . .	45800	(6515)
Kisakki . . .	13950	
Kilossa . . .	29930	
Mpapua . .	6053	
Kilimatinde .	4696	
Tabora . . .	18000	
Udjidji . . } Usumbura }	5500	
Ukonongo . .	22300	
	280269 Rp.	(36800 Rp.)
	= 392376 Mk.	(51520 Mk.)

		1900
Kilwa	85000	(21216)
Lindi	69500	(17930)
Ssongea . . .	11000	
Mahenge . . .	13727	
Iringa . . .	11375	
Langenburg . .	24000	
	214602 Rup.	(39146 Rup.)
	= 300450 Mark	(54805 Mark).

Dabei sind Arbeitsleistungen im Werte von 150000 Rupien gleich 210000 Mark nicht mitgerechnet. Außerdem ist der Steuerertrag in den am dichtesten bevölkerten Gebieten des Innern noch am geringsten, weil diese Gebiete noch am wenigsten erschlossen und nicht überall in Verwaltung genommen sind; weil ferner der Barverkehr noch nicht überall eingeführt ist, die Steuern daher zum größten Teil in Gestalt von Arbeitsleistungen erhoben werden; Naturallieferungen wurden hier mangels geeigneter Transportmittel zur Küste, wo die Getreide- und Viehsteuern erst einen großen Marktwert besitzen, nicht in größeren Mengen vereinnahmt; wo dies dennoch geschah, wie z. B. in Tabora, mußten sie den Eingeborenen wieder zurückgegeben werden, weil keine Verwendung dafür dawar. Sind aber erst genügende Transportmittel vorhanden, so ist mit Sicherheit eine gewaltige Steigerung des Steuerertrags zu erwarten, der im Jahre 1898 erst 480000 Mk. betrug. Denn dann können gewaltige Mengen von Naturalsteuern, wie Getreide, Mais, Reis, Erdnüsse, Sesam, Vieh u. s. w. billig zur Küste geschafft werden.

4. Der Gesamtertrag an Steuern belief sich im Jahre 1901, wenn man für dieses Jahr eine gleiche Summe aus der Gewerbesteuer einsetzt, wie im Vorjahre, auf rund 1200000 Mk. In den nördlichen Bezirken betrug sie rund 350000 Mk., in den mittleren rund 450000 Mk., in den Südbezirken rund 355000 Mk. Würde man diese Steuererträge kapitalisieren zu 4 vom Hundert und ein Baukapital für die drei notwendigen Eisenbahnlinien damit verzinsen, so könnte man zunächst, den Kilometer zu 50000 Mk. Baukosten gerechnet, die Tangabahn mit 8750000 Mk. um 175 km weiterführen, die geplante Zentralbahn mit 11250000 Mk. mit 225 km vollenden und die Südbahn 178 km weit in das Innere führen. Entschlösse man sich zum Bau einer einzigen Strecke, so würde man mit rund 30000000 Mk. Kapital entweder die Zentralbahn oder die Südbahn mit 40—50000 Mk. Baukosten für den Kilometer auf 6—700 km bauen können. Bei der großen Steigerungsfähigkeit der Steuererträge wäre der in den „Beiträgen zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft", Jahrgang 1903 Nr. 3 von mir ausführlich besprochene Gedanke, zu Zwecken des Bahnbaus eine Anleihe für das Schutzgebiet aufzunehmen, die man aus den Steuererträgen des Schutzgebietes selber verzinsen und amortisieren könnte, nicht so ganz von der Hand zu weisen. Auch Herr von Bennigsen, der frühere Finanzdirektor des Schutzgebietes, hat sich wiederholt dafür ausgesprochen. Denn wenn auch die Steuereinkünfte jetzt zur Entlastung des Schutzgebietshaushalts bereits unter den verschiedensten Etatstiteln und für kommunale Zwecke verausgabt werden, so ist doch die durch den Bahnbau bestimmt zu erwartende und von den einzelnen Bezirksvorstehern mit ziemlicher Genauigkeit zu berechnende Steigerung der Steuererträge den Ausfall im Haushaltsplan, der durch die Verwendung der jetzigen Steuern als Bahnzinsen entstehen würde, zu decken sicherlich imstande. Das Gleiche gilt natürlich, wenn aus den Steuerbeträgen eine Zinsgarantie gedeckt werden müßte, welche das Reich einer privaten Bahngesellschaft zu zahlen sich verpflichten würde. Nebenbei sei noch bemerkt, daß zu Zwecken der auf Grund der Kaiserlichen Verordnung vom 3. Juli 1899 gebildeten Kommunalverbände im Jahre 1901 etwa 575000 Mk., im Jahre 1902 etwa 400000 Mk. aus den Steuererträgen verwendet worden sind, ohne daß der Reichstag diese zur Durchführung der erwähnten Verordnung nötigen Mittel hätte zu bewilligen brauchen.

Der Bahnbau aber ist unter den jetzigen Umständen eine Pflicht der Regierung, die sich nur im Rahmen ihrer bisherigen kulturellen und wirtschaftlichen Bestrebungen halten würde. Bauen wir jetzt nicht endlich die notwendigen Bahnen, so sind wir nicht wert, das schöne Land zu besitzen, das sie erschließen sollen, dann ist all die organisatorische Arbeit, die wir dort bisher geleistet haben, eitel und vergebliche Mühe gewesen.

5. Man hat es seinerzeit der Regierung zum Vorwurf gemacht, daß sie das ganze Schutzgebiet mit einem Netz von Stationen überzogen und in Verwaltung genommen hat. Unseres Erachtens mit Unrecht, da die Regierung nur so in der Lage ist, den Frieden aufrecht zu erhalten, die kulturelle Hebung des Landes und seiner Bewohner zu bewirken, die Steuern einzuziehen und dadurch das Schutzgebiet finanziell selbständig zu machen.

a. Dank der erfolgreichen Bemühungen der Regierung haben in vielen Bezirken die Eingeborenen angefangen, Lesen, Schreiben und Rechnen sowie die Grundbegriffe unseres modernen Wissens zu lernen, wenngleich die Möglichkeit, eine höhere Bildung zu erlangen, zunächst nur einem sehr geringen Teile der Eingeborenen gegeben ist. Die Mittel zu alledem sind aber noch gänzlich unzureichend. Es hieße ein Unrecht begehen, wollten wir hierbei nicht der segens- und erfolgreichen Thätigkeit unserer Missionen beider Konfessionen gedenken, denen besonders im Innern zur Zeit noch der größte Anteil an der kulturellen Hebung der Eingeborenen zukommt Es sind daher jetzt schon eine große Anzahl Eingeborener als Beamte und Schreiber des Gouvernements und der Verwaltungsorgane, der Walis, Akiden und Jumben angestellt, ohne die z. B. die Eintreibung der Steuern beinahe unmöglich wäre. Es ist kein Zweifel, daß auch für den Bahnbau geeignete Unterbeamte im Laufe der Zeit in genügender Anzahl heranzuziehen wären.

b. In materieller Hinsicht ist die wirtschaftliche Hebung der Eingeborenen Gegenstand unausgesetzter Thätigkeit der deutschen Verwaltung. Denn ohne die Mitwirkung der Eingeborenen ist eine wirtschaftliche Erschließung des Schutzgebiets undenkbar. Wanderlehrer sind in einzelnen Bezirken angestellt, die die Einführung gewinnbringender Kulturen veranlassen. Durch die Aufrechterhaltung des Friedens und Unterdrückung der Fehden der Eingeborenen hebt sich von selbst die Bevölkerungszahl, sodaß die Notwendigkeit der Arbeit und Produktion an jeden Einzelnen herantritt. Außerdem giebt die Verwaltung Anregung zur Ausbildung und Entwickelung vorhandener Kulturen, manchmal nicht ohne Anwendung eines leichten Druckes. Bekannt sind die sogenannten Jumbentage. Alljährlich werden die von der Regierung eingesetzten eingeborenen Verwaltungsbeamten, Akiden und Jumben, nach der Hauptstadt des Bezirks berufen, woselbst sie im Schauri von dem Bezirksamtmann über das Steuerwesen, die Durchführung der Gesetze und Verordnungen, vor allem aber über landwirtschaftliche Fragen belehrt werden. Die Erfolge dieser Jumbentage sind in den einzelnen Bezirken unverkennbar. Sie zeigen sich in einer besseren, sachgemäßen Bebauung des Bodens und in einer vermehrten Produktion der Eingeborenen. In Frage kommt vor allem die Kokospalme, Ölfrüchte und Baumwolle, demnächst Mais und Sorghum. Eine weitere Entwickelung dieser Kulturen ist indes nur möglich, wenn Abnehmer der Erzeugnisse und Vorrichtungen zur Erntebereitung vorhanden sind, wie z. B. zur Entkernung der Erdnüsse und der Baumwolle und zum



Plantagenarbeiter beim Hacken.

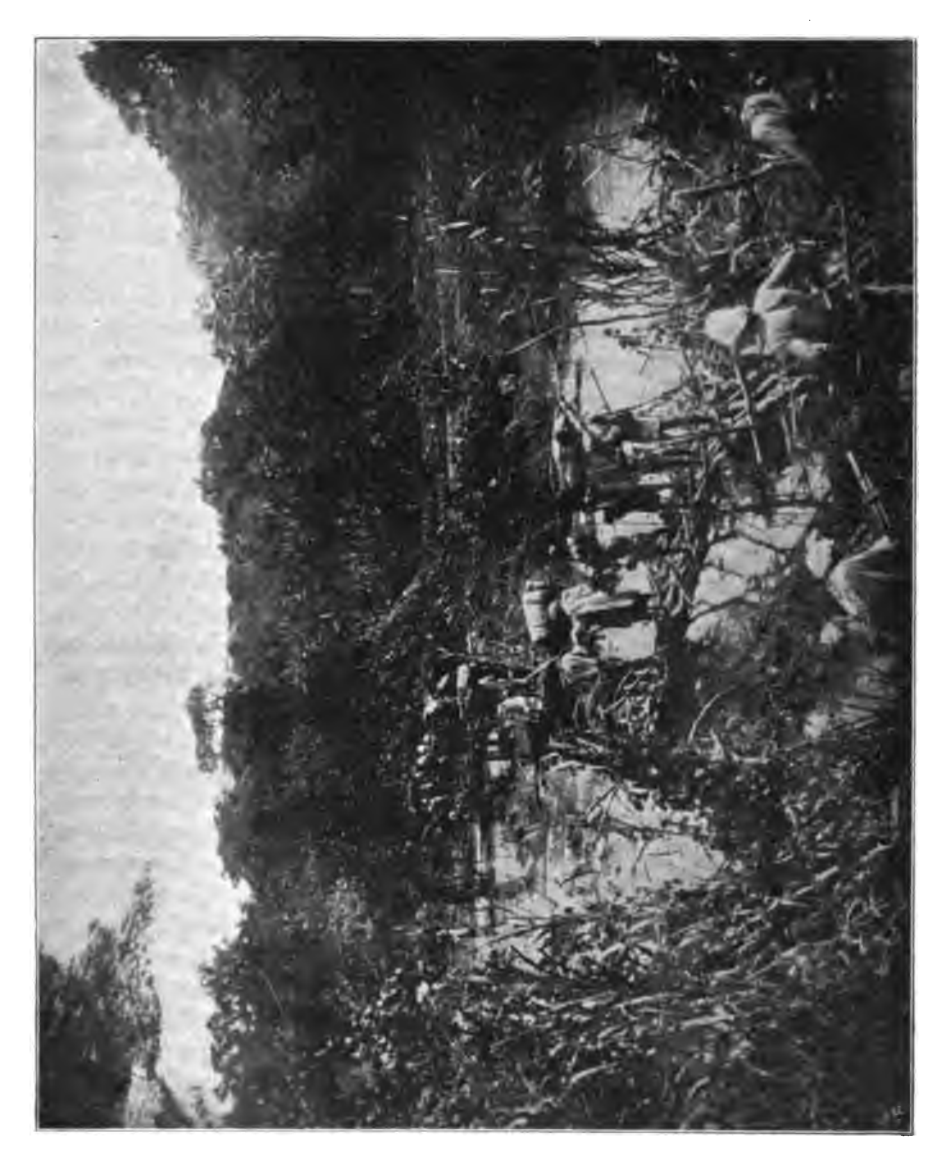
Pressen der letzteren. Zum Teil sind auch bereits Aufbewahrungsräume von den Kommunen gebaut. Eine weitere Ausdehnung der Kulturzone in das Innere und eine Verwertung der im Innern nutzlos liegenden Produkte ist jedoch nur möglich, wenn billige Transportmittel geschaffen werden. Denn die abseits der Küste wohnenden Eingeborenen können nur dann mehr anbauen, wenn sie eine Möglichkeit des Absatzes haben. Ohne Bahn keine Steigerung der Produktion; nicht aber darf man sagen, da keine Produktion, die eine Bahn rentabel machen könnte, vorhanden ist, braucht man keine Bahn zu bauen. Die Bahn soll ja eben eine Vermehrung der Produktion ermöglichen. Daß eine Vermehrung der Produktion auch im Innern infolge des Bahnbaus eintreten kann und wird, beweist die Hebung der Eingeborenenkulturen an der Küste, insbesondere die Steigerung der Kopraausfuhr von 1900 zu 1901, von der wir nachstehende Übersicht geben:

	1900:		1901:	
	lbs.	Rupien.	lbs.	Rupien.
Tanga . . .	9895	670	1412428	92815
Pangani . . .	89964	6140	562273	38189
Saadani . . .	—	—	23215	1395
Bagamoyo . .	3806	228	470163	32354
Daressalaam .	14349	891	222921	13831
Schole . . .	1790221	127899	2814542	215911
Kilwa	1930	109	111009	7044
Lindi	—	—	330	37
Insgesamt:	1910165	135937	5616881	401576

Das ergiebt eine Steigerung um 3706716 englische Pfunde im Werte von 270000 Rupien = 380000 M. Von 487000 kg im Werte von 108000 M. im Jahre 1899 ist die Kopraausfuhr auf 2507000 kg zu 567000 M. im Jahre 1901 gestiegen, die Sesamausfuhr von 446000 kg zu 85000 M. auf 1586000 kg zu 279000 M.

Erschließt man nun die küstennahen Gebiete durch Bahnen, wie die geplante Bahn nach Mrogoro und die Südbahn, so ist mit Sicherheit zu erwarten, daß das Schutzgebiet bald den gesamten Bedarf des Mutterlandes an Sesam decken kann. Das Reich führte 1890 für 4000000 M. Sesam ein, 1897 für 5500000 M., davon jedoch nur für 50000 M. aus den Schutzgebieten. Der Verein deutscher Großhändler von Dünge- und Kraftfuttermitteln empfiehlt deshalb den Anbau von Sesam und auch Erdnuß in Ostafrika, wo die Kulturbedingungen ganz vortrefflich sind. Dadurch würden wertvolle Massengüter für die geplanten Bahnen geschaffen, die viel zu einer Rentabilität beitragen könnten. Infolge des Mangels an geeigneten Transportmitteln bleibt aber zur Zeit ein großer Teil des Landes unbebaut. Bei materiellen Erfolgen würden die Eingeborenen dagegen Ackerbau und Viehzucht in größerem Umfange treiben. Denn sie verstehen, — zumal die Häuptlinge —, vorzüglich kaufmännisch zu rechnen. Die Produktion, der Wohlstand und die Aufnahmefähigkeit des Schutzgebietes werden durch die Anlage der Eisenbahnen einen außerordentlichen Aufschwung nehmen. Solange aber der Eisenbahnbau nicht in Angriff genommen wird, ist eine wesentliche Wendung zum Besseren in den Produktionsverhältnissen des Landes trotz aller Kulturbestrebungen der Regierung nicht zu erwarten.

c. Hand in Hand mit diesen Kulturbestrebungen geht eine weise Bevölkerungspolitik als ein geeignetes Mittel, eine Bahn rentabel zu machen. Der Versuch, in die verhältnismäßig weniger bevölkerten Küstenbezirke ein Bevölkerungselement heranzuziehen, das bessere Wirtschaftsverhältnisse hat und auf einer höheren Kulturstufe steht, ist als völlig gelungen zu betrachten. So haben die mehr denn 12000



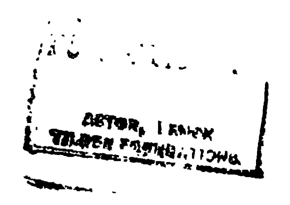
Uebergang über den Geringeri.

Wanyamwesi, die längs der Tangabahn angesiedelt sind, viel zu dem bemerkenswerten Aufschwung des Bahnverkehrs beigetragen. Indische Ackerbauer sind herangezogen, ganz besonders zur Förderung der Reis- und Baumwollkultur. Es ist kein Zweifel, daß beim Bau der Bahn nach Mrogoro binnen kurzem mehrere tausend fleißige Wanyamwesi sich längs der Strecke ansiedeln würden. Am aller-

nötigsten wäre indes eine Besiedlung beim Bau der Südbahn, denn die ersten 14 Tagereisen hinter Kilwa, dem geplanten Ausgangspunkt der Südbahn, ist das Land nur sehr spärlich bewohnt, im Gegensatz zu dem sehr viel dichter bevölkerten Hinterlande von Daressalaam.

d. Die Besiedlung der weniger bevölkerten Küstengegenden würde außerordentlich gefördert werden, wenn durch den Bahnbau der Karawanenhandel eingeschränkt und schließlich ganz beseitigt würde. Das Trägerunwesen, infolge des Bahnmangels notwendig, ist der sittliche und zum Teil auch wirtschaftliche Ruin der Kolonie. Es entzieht eine große Anzahl gerade der kräftigsten Eingeborenen der werteschaffenden Thätigkeit, insbesondere dem Ackerbau; die Schamben werden vernachlässigt, und den europäischen Betrieben werden die Arbeitskräfte entzogen. Der Trieb zum Nomadenleben wird genährt, da der Einzelne als Träger sich leicht seinen Lebensunterhalt verschafft, und seinem Hang zum Bummeln nachgehen kann. Durch die lange Abwesenheit der heiratsfähigen männlichen Jugend leidet die Bevölkerungszunahme, und gleichzeitig schädigen die Küstenträger die sittlichen Verhältnisse bei den Innenstämmen ebensosehr, als die Missionen sie unter Aufwand von viel Arbeit und Geld zu fördern vermögen. Außerdem werden Krankheiten übertragen und Ungeziefer aller Art, z. B. Sandflöhe, verschleppt. Die durchzogenen Gebiete werden gebrandschatzt, da eine genügende Beaufsichtigung der Karawanen trotz der Abgabe von Reisezetteln auf jeder Station unmöglich ist, und die unsicher gemachten Karawanenstraßen veröden. Die Straße wird endlich mit Brennholz, Kochlöchern und anderem verunreinigt; die Lager werden durch Nachlässigkeit abgebrannt, die Wasserplätze verwüstet; das Verwachsen der barra-barra, d. h. der Regierungsstraße wird durch das übliche Hintereinanderlaufen der Träger begünstigt, die Straße selbst dadurch für den Wagenverkehr unbrauchbar. Alle diese Nachteile, die von dem größten Einfluß auf den wirtschaftlichen Zustand des Landes sind, würden durch den Bahnbau allmählich beseitigt werden.

6. Die ganze wirtschaftliche Entwickelung Ostafrikas ist zur Zeit auf den Handel durch diesen Trägerverkehr gestellt. Die bisherigen Träger würden aber gute Arbeiter werden, wenn durch ausreichende Bahnverbindungen Landwirtschaft, Viehzucht und Bergbau gefördert würden. Bei dem heutigen ungünstigen Stande des Transportwesens ist aber ein Aufschwung des Handels und damit auch der Zolleinnahmen nie und nimmer zu erwarten. Denn es fehlt die Gelegenheit, die Erzeugnisse des Landes vom Produzenten zum Konsumenten zu schaffen. Infolgedessen wird einerseits nicht mehr erzeugt, als zum unmittelbaren Verbrauch des Erzeugers nötig ist, andrerseits ist dabei eine Vermehrung des Wohlstands und der Aufnahmefähigkeit der Eingeborenen für die Erzeugnisse unserer Industrie völlig ausgeschlossen; endlich ist es unmöglich, bei eintretendem Notstand, Dürre, Hunger, Heuschreckenplage und Viehseuchen das Fehlende aus den von diesen Plagen verschonten Gebieten zu ersetzen. So mußten im Jahre 1899, während in der Nähe der Küste Hunger wütete und etwa 50000 Personen daran starben, in den Innenbezirken die als Hüttensteuer eingelieferten Proviantvorräte den Steuerzahlern wieder zum größten Teil zurückgegeben werden.



Bericht über die im Auftrage des Kaiserlichen Gouvernements auf dem Wege von Tanga nach Moschi in der Zeit vom 11. Januar bis 10. April 1902 unternommene Reise zur Erforschung der Tsetsefliege.

Von Marinestabsarzt a. D. Dr. Sander.

IV.

Wild oder verdächtige Fliegen waren auf dem ganzen Wege nicht zu sehen; der Hirt behauptete, es gäbe hier auch keine solchen Fliegen.

Bei dem Landmesserlager war außer den Reiteseln und ein paar Stücken frisch beschafften Schlachtviehs kein Vieh. Die Herren wußten auch nichts von Tsetsefliegen, obwohl Herr Steiner diese Fliege von seinem Aufenthalt in Nordafrika her kennt. Von den Reittieren sah mir ein seit etwa sechs Wochen im Luengeratal befindlicher Halbblutmaskatesel stark verdächtig aus, obwohl sein Herr an ihm noch keine Anzeichen von Krankheit entdeckt hatte. Ich entnahm deshalb Blut; die Untersuchung eines dieser Präparate ergab sogar ziemlich viel Trypanosomen. Das Tier lebte Ende März noch nach Nachrichten aus dritter Hand und soweit ich erfuhr, ohne daß die Krankheitserscheinungen wesentlich zugenommen hätten.

Nachmittags setzten wir durch schwer gebirgiges Gelände den Marsch nach Kwa Schemschi fort; wir kreuzten dabei frische Fährten der Büffelherde, ohne aber der Tiere selbst ansichtig werden zu können. Ebensowenig trafen wir verdächtige Fliegen, obwohl das schilfige Gras, in dem sie sich nach den Angaben in Muheza mit Vorliebe aufhalten sollen, alle Schlünde und viele Hänge bedeckte.

In Kwa Schemschi, das kürzlich abgebrannt war, fand sich nur eine Herde gesunden Kleinviehs bei einem stehengebliebenen Eingeborenenhause. Die Leute wußten nichts über Tsetsefliegen anzugeben, zur eigenen Untersuchung war es schon zu spät, da es zu dämmern begann, als wir eintrafen.

Auch am Morgen des 7. Februar sah ich nichts von verdächtigen Fliegen; ebenso nichts auf dem Wege nach Sakarre.

Den Nachmittag in Sakarre benutzte ich zu mikroskopischen Arbeiten und zum Vorzeigen der Fliegen. Herr Illich beauftragte danach auf meine Bitte zwei seiner Leute, die in Kwa Schemschi genau bekannt waren, am nächsten Morgen dorthin zu gehen, um auf den Weidestellen des Viehs u. s. w. alle Arten von Stechfliegen und Bremsen zu fangen, deren sie habhaft werden könnten.

Am 8. Februar fing ich von den Hunden Herrn Illichs in der Mittagsstunde auf der Veranda des Hauses eine Anzahl Schöllerfliegen. Die Hunde waren im Juli 1901 von Deutschland gekommen; die Schöllerfliegen sollen nach Angabe Herrn und Frau Illichs ständig in Sakarre sein.

Des Abends brachten die beiden ausgesandten Leute eine reiche Ausbeute aus Kwa Schemschi zurück: große und kleine Bremsen, Dasselfliegen, die Schöllerfliege. Ich ordnete sie und verteilte sie mit beigefügter Angabe des am Orte gebräuchlichen Namens in verschiedene Sammelgläser.

Am 9. Februar ließ ich mir einen im Dezember 1901 aus Usegua von Kwa Mgeia gekommenen Ochsen antreiben, der seit etwa 6 Wochen krank ist, das einzige kranke Stück von dem ganzen reichen Viehbestande Sakarras an Rindvieh, Pferden, Maultieren, Schweinen und Hunden. In seinem Blut fanden sich alle Anzeichen hochgradiger Blutzersetzung und -Verarmung, wie sie die Surrah begleiten, aber keine deutlichen Trypanosomen. Das Krankheitsbild entsprach der Surrah.

Am 10. Februar wurde der Rückweg angetreten, wieder ohne verdächtige Fliegen auf dem Wege oder in Kwa Schemschi zu sehen, trotz großer Hitze und Schwüle.

Von Kwa Schemschi verfolgten wir erst bis etwa eine Stunde vor Korogwe den Sakarreweg und bogen dann nach dem Amanguluweg hin ab, da ich wenigstens dessen im Tal verlaufenden Anfang besichtigen wollte. Auch hier waren keine verdächtigen Fliegen zu sehen, obwohl das Gelände nach den landläufigen Schilderungen als außerordentlich geeignet für Tsetse bezeichnet werden muß.

In Korogwe erfuhr ich, daß der Bezirksamtmann von Wilhelmstal, Herr Teichmann, am nächsten Tage eintreffen würde und beschloß, diesen Tag noch zu warten, um mit ihm die Bereisung seines Bezirkes noch einmal besprechen zu können.

11. Februar. Herr Teichmann kam nachmittags an und versprach mir, an Stelle des bisherigen Jumbenaskaris für die einzelnen Abschnitte der Reise Akiden zu stellen, die genau Bescheid wüßten und mich in meiner Aufgabe unterstützen sollten.

Am nächsten Tage, den 12. Februar, setzte ich frühmorgens meine Reise fort. Die Träger sandte ich auf der bara-bara voraus, ich selbst marschierte mit meinen Spezialleuten und dem Akiden auf dem rechten Ufer des Ruvu entlang, um die dort gelegenen Dörfer und deren Vieh zu besichtigen.

Das erste Vieh, Rinder, einem Inder aus Korogwe gehörig, traf ich gegenüber von Nyumbu dicht am Ufer des Flusses. Alle Tiere sahen gesund aus. Der Hüter gibt an, daß keine Stechfliegen an dieser Stelle seien und was ich am und um das Vieh sehe, sind nur Stubenfliegen.

Etwa 20 Minuten weiter liegt Kwa Nduri auf einem etwa 50 Meter hohen Rundhügel, vielleicht 1 km vom Fluß ab. Fünf graue Esel und ein Fohlen stehen unten in der Niederung, sind vollständig gesund. Im Ort soll es jetzt bloß zwei Rinder geben, von denen das eine krank sei. Beide sollen weitab auf der Weide stehen, sodaß ich sie nicht zu sehen bekomme. Die Leute haben aber eine große Kalebaß voll Milch, die sie freilich angeblich in Korogwe gekauft haben wollen; das übrige Benehmen ist mir aber verdächtig, so daß ich glaube,

nicht der Wahrheit entsprechende Angaben erhalten zu haben. Über Stechfliegen kann ich nichts erfahren.

Ein und eine viertel Stunde weiter treffe ich das Vieh der auf Inseln im Ruvu liegenden langgezogenen Dörfer Mahaia-Mavuza, und zwar Rinder und Kleinvieh. Ich lasse es antreiben: alles ist rund und fett. Der Wächter gibt auch hier an, Stechfliegen seien nicht vorhanden, was wieder mit meinen eigenen Beobachtungen übereinstimmt.

Eine Stunde weiter kommen wir durch lichten Wald über hügeliges Gelände nach Ngombezi, einem oder besser zwei ziemlich großen Dörfern auf Inseln des Ruvu gelegen. Auf der am weitesten nach dem linken Ufer zu gelegenen Insel stehen zwei kranke Kühe, das andere Vieh, etwa 50 Haupt, ist auf der Weide und soll gesund sein. Von den beiden Kühen ist die eine vor 10 Tagen erkrankt und zeigt die Erscheinungen von Surrah. In den entnommenen Blutproben sind in der Tat Trypanosomen enthalten. Die andere Kuh hat frisch gekalbt und ist offenbar nur davon mitgenommen.

Stechfliegen sollen nur „chini“ (im Schilf des Pangani und der Niederung?) vorhanden sein und zwar nur große Bremsen, mabugwe, keine chobára.

Nach weiteren 50 Minuten Weges immer dicht an dem hier viele Schnellen aufweisenden Ruvu entlang und fast stets durch bestelltes Land ziehend, komme ich gegenüber dem gleichfalls auf einer Insel liegenden Kwa Siki an. Es sollen 60 Rinder da und angeblich alle gesund sein. Als ich aber bei Fortsetzung des Marsches der Herde begegne, sehe ich drei kranke Stücke, zwei davon sogar schwer krank darunter, leider ohne die Möglichkeit, Blut zu entnehmen. (Krank bedeutet hier immer = surrahkrank!)

Fliegen sollen nicht da, die Rinder immer gesund gewesen sein, seit der großen Seuche sei nichts mehr gestorben. Diese Nachricht steht in direktem Widerspruch mit der in Korogwe erhaltenen und mit meiner eigenen Beobachtung. Der Akide gibt an, bei der Besprechung in Korogwe nicht zugegen gewesen zu sein.

12 Minuten weiter stromauf liegt das große Dorf Mzingi, gleichfalls auf einer großen Insel. Bei diesem Dorf befindet sich eine jetzt verlassene Station der englischen Mission. — Unter den etwa 14 Häuptern Großvieh von Mzingi sind zwei krank, beide von auswärts gekommen. Am kränksten ist eine Ferse, die vor 2 Monaten von Mwanza hergebracht worden und seit einem Monat krank ist. In der entnommenen Blutprobe sind Trypanosomen sehr reichlich enthalten. Das Kleinvieh erscheint gesund.

Fliegen sollen in Menge da sein, aber keine mit Stechrüssel. Bei dem Vieh sind jedenfalls jetzt nur Stuben- und Schmeißfliegen zu sehen. Zwischen Mzingi und dem etwa 25 Minuten weiter stromauf gelegenen Maurwi liegt noch ein größeres Inseldorf, dessen Namen ich nicht erfahren konnte, ebenso nicht, ob Vieh vorhanden ist. Eine Brücke konnte ich nicht auffinden.

In Maurwi ist nur Kleinvieh, zwei große Herden, von denen die eine rechts, die andere links weidet. Rinder sind, angeblich wegen Geldmangel, seit Massaieinfall und Rinderpest nicht vorhanden. Unter dem Kleinvieh soll viel Kidei vorkommen, an der die große Mehrzahl der erkrankten Tiere eingeht. Von der rechts weidenden Herde sehe ich ein schwerkrankes Stück gleich auf der Inselseite der Brücke. Die links weidende Herde sieht gesund aus. (Also hier umgekehrt wie in Korogwe.) Mit vieler Mühe und Überredung bringe ich endlich den Jumben

dahin, die kranke, allerdings dem Verenden nahe und schon ganz kalte Ziege gegen Abend in mein Lager zu bringen. In der entnommenen Blutprobe sind neben schwersten Änderungen des Bluts Trypanosomen.

Mein Marsch hatte von 7^{05} vorm. bis 2 Uhr nachm. gedauert; die Träger waren schon um 9^{30} im Lager.

Am 13. Februar marschierte ich nach Makuyuni weiter, indem ich wieder denselben Reiseplan innehielt, wie tags zuvor: meine Träger gingen auf direktem Wege die barabara entlang nach dem Reiseziel, ich suchte mit meinen Spezialleuten und dem Akiden die in mäßiger Entfernung vom Wege liegenden Ortschaften auf und besichtigte das Vieh.

Zuerst marschierten wir durch ein bewaldetes enges Tal am Westrande der Usambaraberge entlang. Nach etwa einer halben Stunde bog ich links ab, um die Herden von Kwa Zuranga, Gereza und Simbili zu sehen. Das Vieh von Kwa Zuranga traf ich auf der Weide, viel gesund aussehendes Kleinvieh, aber keine Rinder. Letztere werden nach Angabe der Jumben nicht angeschafft, weil das Geld nur zum Ankauf von einzelnen Stücken reicht, diese aber stets zu dem Vieh von Gereza laufen und nicht bei der Herde des Dorfes zu halten sind. Ob Stechfliegen da sind, weiß weder der Hirt noch der Jumbe.

Das Dorf Gereza lasse ich liegen, weil das Vieh schon ausgetrieben ist und ich es bei Fortsetzung meines Marsches treffen muß. Das Vieh von Simbili wird gerade ausgetrieben, als ich eine Stunde und zehn Minuten nach dem Aufbruch aus dem Lager vor dem Dorfe bin. Zuerst kommen 6 gesunde graue Esel, dann eine große Herde Kleinvieh, darunter mehrere schwer kranke Stücke. Rinder sind nicht vorhanden. Mehr ist aus den Leuten nicht herauszubringen. Blutentnahme ist nicht möglich.

Von Simbili aus führt der Weg durch eine mit gutem Gras, vereinzelten Dornbäumen und Gruppen solcher bestandenen Niederung auf die barabara zurück. Kurz bevor ich sie erreiche, treffe ich die große Rinderherde von Gereza, 60—80 Haupt, die scheinbar alle gesund sind. Fliegen sind nicht übermäßig zahlreich vorhanden; was ich von solchen sehe und fangen lassen kann, sind Stubenfliegen. Der Hirt gibt an, daß sich auf dem Weidefelde wohl große Stechfliegen — Bremsen — fänden, aber keine Tsetse- und Schöllerfliegen.

Von hier bringt mich ein etwa halbstündiger Marsch durch schönen Wald nach dem nach dem Mkomasi zu links vom Wege, etwa 20 Minuten ab, liegenden Dörfchen Kwa Zunga. Rindvieh soll vorhanden und gesund, aber weit entfernt auf Weide sein. Kleinvieh ist auch vorhanden; die Ziegen sollen seit einem Monat krank sein — bovu, (vielleicht Räude?) — doch sollen nur wenige davon eingehen. Alles Vieh soll seit langer Zeit am Platz verblieben sein. Ein vor dem Dorf angebundener Schafbock, das einzige Stück, das ich zu sehen bekomme, leidet nur an einer Eiterung.

Ob Stechfliegen dort sind, konnte ich nicht erfahren. Im allgemeinen schien mir die Gegend zu kahl dazu.

Wenige Minuten ab in der Richtung auf Makuyuni zu liegt ein zweites kleines Dörfchen, Kilimani. Das Vieh, das ich nicht zu sehen bekam, Rinder und Ziegen, soll alles gesund, Stechfliegen nicht vorhanden sein.

Von hier ging ich auf Richtwegen immer durch bebaute Felder in etwa 10 Minuten zur barabara zurück. Diese führt zuerst durch das gleiche überall

reich angebaute Tal, dann über einen flachen, gut bewaldeten Höhenrücken, dreht auf diesem nach rechts ab und steigt darauf in eine weite dürre, aber weithin gut angebaute und scheinbar fruchtbare, mit Bewässerungsgräben durchzogene Niederung herab. Die Bewässerungsgräben kommen von den vielleicht 2 km abliegenden Bergen, an denen eine Reihe von Dörfern zu sehen sind. In der Niederung fallen links große Gruppen hoher grüner Bäume auf, in deren jeder ein Dorf liegt. Ebenso ist Makuyuni gelegen, wo ich in glühender Sonne um Mittag eintreffe.

In der Besprechung mit dem Jumben und dem Ältesten erfahre ich folgendes: Rinder seien jetzt in größerer Anzahl da und stürben seit der großen Pest nur noch vereinzelt an Kidei. Ziegen und Schafe wären der Krankheit viel mehr unterworfen und stürben in großer Zahl daran. Graue Esel sollen gesund sein, es laufen aber den Nachmittag 7 Stück am Rasthaus vorbei, von denen nicht weniger als 2 schwer krank sind.

Die Tsetse (Muster von Kilwa) wird von Jumben und Akiden zuerst als sindaki, dann als Ndöröbo bezeichnet; die von den Massai ndöröbo genannte Dasselfliege als paange, die paange (Bremse) von Kwa Schemschi als mbúgwe, die großen Rinderbremsen als mabugwe makubwa. Die kleine Schöllerfliege wird „sindaki", „chofúla", „sofura" genannt und von ihr behauptet, daß sie die Rinder nur sehr quäle, ohne sie krank zu machen. Im übrigen scheinen die Leute wenig zu wissen von der Rolle, welche wir gewissen Stechfliegen für die Surrah zuschreiben. Denn sie bezichtigen, wie Herr Ökonomierat Eick, ein Gras diese Krankheit zu veranlassen. Und zwar ist es dasselbe, das in Korogwe den Hauptbestand der Weide ausmacht und in dem ich später zwischen Mbaraúa und Kisangára sowohl die Tsetse als die Schöllerfliege beobachtet und gefangen habe. Ich habe eine Probe davon unter Nr. 4 aus Makuyuni, unter Nr. 5 von der letzterwähnten Stelle her in die Presse eingelegt.

Mit den Rindern wurde ich entschieden genarrt. Denn bald sollten sie von dieser, bald von jener Seite her ins Dorf zurückkommen, sodaß ich drei bis vier Mal das Dorf und seine Umgebung nach allen Richtungen hin abging. Dabei sah ich eine kleine Anzahl sehr gut aussehenden gesunden Kleinviehs, gesunde graue Esel mit Fohlen und im Dorf drei gesunde Rinder, vor denen ich, obwohl sie garnichts davon merken ließen, jedesmal beim Vorübergehen gewarnt wurde, „weil sie sehr wild seien". In den Duka hing gesundes schönes Rindfleisch zum Verkauf aus. Endlich kam die ziemlich große Herde gerade von der entgegengesetzten als der angesagten Seite an und erst mit dem Dunkelwerden, sodaß ich kein Blut mehr entnehmen konnte, obwohl sich mehrere deutlich kranke Tiere darunter befanden. Da ich die ganze Blutentnahme in einem hatte abmachen wollen, entgingen mir nun auch die kranken Esel.

Etwa 20 Minuten von Makuyuni ab, rechts vom Wege nach den Bergen hin, liegt Tarawanda und wenige Minuten weiter in derselben Richtung Nyumbu. Ich war schon von Herrn Meyer in Tanga darauf aufmerksam gemacht worden, daß Tarawanda tsetseverdächtig sei und hörte diesen Verdacht in Makuyuni bestätigen. Deshalb sandte ich die Träger am 14. Februar wieder nach Matarawanda, etwa 1½ Stunde von Makuyuni (km 10 von Mombo) ab links vom Wege gelegen, voraus und ging selbst mit meinen besonderen Leuten nach Tarawanda. Das kaum mittelgroße Dorf liegt im dichten Busch, hat eine große,

mindestens 200 Stück zählende Kleinviehherde und etwa 20 Stück Rindvieh. Die Leute geben an, daß seit der Rinderpest unter dem Vieh kein größeres Sterben geherrscht habe. Tsetse sei nicht vorhanden. Unter den Rindern sind aber eine Ferse und ein Stier sichtlich an Surrah krank, letzterer, wie auf Befragen endlich zugegeben wird, schon seit langer Zeit. Da mein Vorrat an Deckgläschen knapp ist, entnehme ich nur von dem Stier Blut. Das Kleinvieh liegt vor dem Dorf und bei meiner Rückkehr aus dem Dorf wird mir entgegen der früheren Behauptung, alles sei gesund, jetzt auch eine seit etwa einem Monat erkrankte, jetzt schwer fieberhaft kranke Ziege vorgeführt, der ich gleichfalls mit dem letzten Rest meines Deckgläschens Blut entnehme. In beiden Fällen fanden sich bei späterer Untersuchung zahlreiche Trypanosomen. Das andere Kleinvieh sah gesund aus.

Nyumbu liegt noch dichter im Busch als Tarawanda, und nur nach rechts hin hat man den Ausblick in eine weite und breite, ein aus den Bergen tretendes Flüßchen begleitende Sumpfwiese, wohl den Beginn des Madumusumpfes am Wuruni. Ich mußte längere Zeit warten, bis das Vieh herangetrieben war; die ziemlich große Herde Kleinvieh war gesund, unter den 8 Rindern war eines, eine Ferse, deutlich und schwer surrahkrank. Blut konnte ich, wie gesagt, nicht entnehmen.

Von hier kamen wir auf Richtwegen durch dichten Wald und am Madumusumpf entlang, zuletzt auf der alten barabara wieder in 25 Minuten auf die Landstraße, da, wo diese den Madumusumpf durchquert. Dreiviertel-Stunden später erreichten wir Matarawanda. Stechfliegen kamen mir in der ganzen Zeit nicht zu Gesicht.

In Matarawanda, das etwa 5 Minuten nach links vom Wege ab liegt, kannten die Leute die Fliegen sehr schlecht, die Tsetse von Kilwa überhaupt nicht. Die Schöllersfliege wird als sindaki, die große Bremse als mwra ngombe (weil sie bei den Rindern bleibt) bezeichnet. Es sind keine Rinder am Ort, wohl aber viel Kleinvieh, Schafe und Ziegen etwa in gleicher Zahl, das ich mir von der Weide holen lasse. Surrahkranke Tiere finde ich nicht, wohl aber viele räudige Schafe.

Des Nachmittags Weitermarsch nach Mombo, wo ich den Jumben für den Morgen des nächsten Tages zur Besprechung bestelle, weil der Abend schon anbricht.

15. Februar. Der Jumbe gibt beim Vorzeigen der Fliegen an, daß die Schöllersfliege (sofúlo) Ziegen, Rinder und Menschen um Mittag herum und in der Regenzeit sehr und in großen Mengen plage. Tsetse soll gelegentlich vorhanden sein, ebenso Bremsen = mbugwe. Hinterlasse ihm den Auftrag, mir Fliegen fangen zu lassen. Darnach Aufbruch nach Wilhelmstal. Bei dem kleinen Dörfchen Madara auf etwa ein Drittel der Höhe mache ich Halt, um nach den Fliegen zu fragen. Die Leute besitzen Rinder und diese sollen gesund sein, ebenso Kleinvieh. Leider ist schon alles auf der Weide. In der Regenzeit träten viele Stechfliegen von Stubenfliegengröße auf, jetzt gäbe es diese nur im Pori; ebenso große mit Stechrüssel. Letztere sollen auch während der Regenzeit im Pori bleiben, die kleinen kämen bis ans Dorf. Von verschiedenen Arten seien dann vorhanden sofura, mabugwe und paange — was die einzelnen Namen bedeuten, kann ich nicht sicher feststellen, da ich keine Fliegen zum Vorweisen bei mir habe. Das Vieh soll vor ihnen bloß weglaufen und schwer gepeinigt, aber nicht krank werden und sterben. — Unterwegs in halber Höhe bei einem Quell fangen meine Leute eine von den bunten, nur die Menschen stechenden Bremsen.

Ankunft verzögert sich bis in den Nachmittag, weil ich den neuen, noch unfertigen Weg eingeschlagen habe.

Am 16. Februar nur Besprechungen mit den Herren des Bezirksamtes, Empfangnahme der Post, Ordnung der Sammlungen.

Am 17. besichtigte ich das Stationsvieh, eine Menge Rindvieh und einige Esel. Von dem Rindvieh ist außer einer altersschwachen Kuh nur eine vor einiger Zeit aus Sakarre gekommene Ferse krank, doch nicht an Surrah. Von den Maskateseln sehen zwei sehr schlecht aus; der eine ist seit langem nicht mehr ins Unterland gekommen, der andere kürzlich aus der Steppe zurückgekehrt. Beide sollen stets so mager gewesen sein. Auf den Tieren viele Schöllerfliegen, es gelingt aber nur eine zu fangen.

Am 18. gehe ich mit einigen meiner Leute nach Kwai, um das dortige Vieh zu besichtigen. Auf dem Wege treffe ich mehrfach gesundes Groß- und Kleinvieh. Des Nachmittags gegen 3 Uhr sehe ich trotz empfindlich niederer Temperatur auf den Kälbern im Hofe und den Tieren im Stall viele Schöllerfliegen, anscheinend etwas größer als die bisher gesehenen, und lasse von ihnen eine Anzahl fangen. Auffällig ist, daß auf dem Büffelkalbe und den Büffeln diese Fliegen nicht zu finden sind. Das ganze Rindvieh, die Pferde und Schweine sehen durchaus gesund aus. Nur eine 2jährige Halbblutferse ist seit 2 Tagen mit Schwellungen am Kehlgang erkrankt. Sie geht gegen 4 Uhr ein, ich mache Ausstrichpräparate, die aber keine Anzeichen von Surrah ergeben, wohl aber große Bakterien enthalten, die wie solche des malignen Ödems aussehen. Die Massai bezeichneten diese Krankheit als Uldigana. Es soll schädlich sein, dem Tiere während der Erkrankung Wasser zu geben; im Magen finde sich viel unverdautes Gras — letzteres durch die Sektion bestätigt.

Gegen Abend reite ich zu der eben vom Mangasee gekommenen Herde; alles sieht wohlgenährt und gesund aus.

19. Februar. Des Nachts und in den ersten Vormittagstunden so schwere kalte Regen, daß ich darauf verzichten muß, die beiden anderen ständig in Kwai gebliebenen Rinderherden zu besichtigen und nach Wilhelmstal zurückkehre. Dort entnehme ich des Nachmittags um 5 Uhr Blut von den 3 oben genannten Tieren. Die Ferse ist bereits wieder in Besserung. Spätere Untersuchung dieser Präparate ergab keinerlei Anzeichen von Surrah.

Auf den bestimmt ausgesprochenen Wunsch des Bezirksamtmannes entnehme ich für mich einen Jagdschein.

Am 20. Rückmarsch nach Mombo, diesmal nach der Station. Gehe abends noch das Vieh des auf dem rechten Ufer des Mombo gelegenen Dorfes — gleichfalls Mombo — zu besichtigen. Die 6 Stück Rinder sind in vorzüglichem Zustande, unter dem Kleinvieh ein krankes Schaf, das ich für den nächsten Tag nach der Station bestelle. Das Vieh des auf dem linken Ufer gelegenen Dorfes ist nicht zusammenzubringen.

Am 21. Februar erst das Vieh der Station, das nach Ökonomierat Eick krank sein soll, besichtigt. Ich kann auch bei dem, was schon jahrelang in Mombo ist, nur vorzüglichsten Zustand sehen, bei Rindern sowohl wie Maskateseln. Danach besichtige ich die inzwischen angetriebenen Kleinviehherden der beiden Dörfer Mombo. Das von dem linken Ufer (demselben, auf dem die Station liegt) ist durchaus gesund; unter dem vom rechten Ufer außer dem gestern ge-

sehenen Schaf noch eine Ziege krank, diese frisch erkrankt. Entnehme von beiden Blut und untersuche sofort. In dem Blut der Ziege Trypanosomen, in dem des Schafs zwar keine solchen, aber die Veränderungen, die das Blut außerdem bei Surrah erfährt.

Der Jumbe bringt jetzt die gesammelten Fliegen. Leider ist die Mehrzahl in der Flasche schon tot und angeschimmelt oder von den Maden, die von einigen abgesetzt waren, angefressen Ich nehme die wenigen gut erhaltenen Stücke heraus und lasse die Maden sich weiter entwickeln, weil einige verdächtige Stechfliegen unter dem Fange gewesen zu sein schienen. Nach einigen Tagen haben sich diese Maden zu Fliegen entwickelt, doch waren es nur Stuben- und Fleischfliegen.

Nachmittags nach Mazinde weiter, zuerst durch schönen Galeriewald, dann durch Pori auf zum Teil von Regenrinnen stark zerrissenem Gelände, weiterhin breite bestellte Niederungen, zum Schluß ein ziemlich hoher Rücken mit Lateritboden und anstehenden Granitblöcken.

Etwa eine Stunde vor Mazinde das mittlere Dorf Kasigo (oder Kasiga?). Rindvieh und Kleinvieh vorhanden, viele Hunde. Die Rinder, seit einem Jahr hier, sollen gesund sein, was von dem einzigen mir vorgeführten Stück, einer frisch abgekalbten Kuh, zutrifft. Unter den etwa 100 Stück Kleinvieh sollen jetzt viele sterben oder gestorben sein. Entnehme Blut von einem kranken Schaf, das bei späterer Untersuchung massenhaft Trypanosomen aufweist.

Mit Sonnenuntergang komme ich in Mazinde an und bestelle für den nächsten Morgen die Herden (2) von Mazinde und die von Kiomoni, etwa eine Stunde nordwärts von Mazinde.

22. Februar. Die Herden sind richtig zur Stelle, und zwar nur Kleinvieh, Ziegen und Schafe. Die eine, die kleinere Herde von Mazinde weidet nördlich und östlich der barabara nach den Bergen zu, die zweite größere südlich und westlich nach dem Mkomasi hin, die dritte von Kiomoni hat ihr Weidefeld gleichfalls südlich der Straße. In der ersten Herde sind einige wenige Stück krank, in der zweiten bedeutend mehr, ebenso in der dritten. Ich nehme von Herde I (im Sammelbuch als Nordherde bezeichnet) 1 krankes Schaf, von Herde II (Südherde) 3 kranke Schafe, 2 Ziegen zur Blutentnahme. Für die Kimoniherde hatte ich keine Deckgläschen mehr übrig. In allen Präparaten zeigte spätere Untersuchung Trypanosomen oder die Surrah begleitende Veränderungen des Blutes.
Rindvieh soll sich am Platz nicht halten.

Darauf zeigte ich den Leuten meine Fliegen:

Die Tsetse von Kilwa wird als paange bezeichnet, ebenso die von Lewa, die die Leute mit der ersten für identisch erklären, ebenso die von Bagamoyo, sollen die Rinder nur zum Fortrasen bringen, aber nicht krank machen: sie soll in der Gegend sein.

Die Schöllerfliege wird sindaki genannt und dieser Name ausdrücklich als gleichbedeutend mit sofura erklärt. Sie sollen die Kideikrankheit beim Kleinvieh hervorrufen und immer da sein, wenn die Ziegen Kidei bekommen. Sämtliche Fliegen treten hauptsächlich in der Regenzeit (katika mvua) auf.

Bremsen, auch die kleinen von Lewa werden als mbugwe bezeichnet, auch die bunte mit netzartiger Zeichnung auf den Flügeln, die nur den Menschen sticht. Nur die große Rinderbremse trägt das Beiwort kubwa.

Die Dasselfliege wird ebenso wie in Kwa Schemschi mbûo genannt. Der

Jumbe soll Leute ausschicken, um unten beim Fluß paange und sindaki, die sich dort aufhalten sollen, zu fangen; leider erhalte ich nichts.

Des Nachmittags bringen mir Leute aus Kasiga, denen ich tags zuvor entsprechenden Auftrag gegeben hatte, Fliegen, die sie dort auf dem Weidefelde gefangen; darunter ist eine schlanke, schwarz- und graugezeichnete und wie mit Mehl bestäubte Stechfliege, die sie sindáki oder sofúra nannten und die sie als Überträgerin der Surrah bezeichneten. Ich habe diese Fliege erst am Kilimandscharo wiedergesehen, wo die Massai sie ndòròbo nennen und von ihr gleichfalls behaupten, daß sie bei den Rindern, dem Kleinvieh, Eseln und Pferden eine Krankheit hervorrufe, jedoch nicht die Surrah.

Um 4[15] Aufbruch und zwar in der Richtung auf den Mangasee, weil diese Gegend vielfach dem Vieh von Kwai als Reserveweide gedient hat. Der Weg führt zuerst an den Dörfern Kiomoni (die Leute sprechen es Kimuni), das dicht am Wege rechts nach den Bergen zu liegt, vorbei durch eine ziemlich ebene, nur von einzelnen tiefen Regenrinnen durchzogene Ebene, die sich nach links hin langsam zum Mkomasi senkt; dann durch ein in der Regenzeit überschwemmtes reich angebautes Gebiet am Mkumbara. Ob dort wirklich ein Dorf liegt, oder ob es nur Außenfelder von Kiomoni und Mazinde sind, konnte ich nicht erfahren. Nach etwa 2 Stunden Marsch, etwa eine Viertelstunde hinter dem Mkumbara, biegt der Weg nach dem Mangasee nach links von der barabara ab und führt durch ein ziemlich dichtes Pori, das mehrfach von größeren Regenflüssen mit Galeriewald unterbrochen wird, zuletzt durch eine lichte Dornbuschsteppe über flache, zum Teil steinige Wellen nach dem Ostende des Sees. In der Nähe des größten dieser Regenflüsse liegen ziemlich ausgedehnte, jetzt verlassene Mais- und Sesamfelder mit einigen gleichfalls verlassenen Hütten darin. Sie sollen in der Regenzeit von den Leuten in der Nähe befindlicher Dörfer bestellt werden.

Auf diesem Nachtmarsch — wir marschierten von Mkumbara ab in der Dunkelheit und kamen etwa um 10½ Uhr in Langata, der am Ostende des Mangasees gelegenen Ortschaft, nach im ganzen 5 Marschstunden an — habe ich von Stechfliegen nichts beobachten können.

Am 23. morgens besichtigte ich erst den Ort, oder vielmehr die Orte, denn es sind 3 kleine getrennte Weiler: Der am südlichsten liegende stellt ein Massailager mit allen Eigentümlichkeiten eines solchen dar; in ihm steht eine große Rinder- und eine ziemlich große Kleinviehherde. Die zwei anderen weiter nördlich gelegenen Weiler sind von Wasegua bewohnt. Der zwischen dem Massaikraal und dem anderen Waseguaweiler gelegene besteht aus wenigen, arg zerfallen aussehenden Häusern und besitzt nur Kleinvieh. Das zweite Waseguadorf mag etwa 100 Seelen zählen, ist gut gehalten, eingefriedigt und besitzt Groß- und Kleinvieh. Nach Osten hin ist alles kahl abgefressen und es stehen nur noch einige Krüppelbüsche und -Dornbäume auf dem leicht ansteigenden Gelände. Nach Westen hin findet sich dichterer niederer Dornbusch und Gras, die sich langsam senkend in den Schilfrand des Sees übergehen.

Das Vieh von dem nördlichen Waseguadorf sah alles gesund aus; in der Herde des zweiten fanden sich 4 kranke (3 Ziegen, 1 Schaf), in der Massaiherde 2 kranke Kühe (die eine einen Monat, die andere einen Tag krank) und ein krankes Schaf, von denen ich Blut entnehme; die Untersuchung dieser Präparate ist noch nicht abgeschlossen.

Danach zeige ich die Fliegen. Der Jumbe der Waseguadörfer behauptet, die Schöllerfliege (sindaki) sei stark in der Massaiherde — ich habe dort keine im Kraal und an den Tieren gesehen. Ob Rinder durch sie krank gemacht werden, weiß er nicht. Die Kilwatsetse kennt er als paange; sie soll nur in der Regenzeit vereinzelt hier sein und die Rinder an Kidei krank machen. Ihr Aufenthaltsort sei aber nicht unten beim Dorf, wo sein Vieh weide, sondern weiter die Anhöhe aufwärts. Die sindaki (Schöllerfliege) mache die Kidei beim Kleinvieh. Die Bremsen, mbugwe, gebe es auf der Weide zwischen den Ochsen, sie stächen bloß, ohne krank zu machen. Die gestern von Kasigo gebrachte Stechfliege bezeichnet er als paange; ob sie krank mache, wisse er nicht; sie finde sich namentlich in der Regenzeit im Pori beim Wasser.

Die Massai nennen die Schöllerfliege laidjañger; hier in der Nähe des Dorfes gebe es sie nicht, dagegen in Mengen auf dem Kilima (die Bedeutung dieser Bezeichnung ist mir nicht ganz klar geworden; mir schien es, daß sie die nach Osten sich hinziehende Anhöhe damit meinten). Sie plagte das Vieh sehr. Die Rinder bekämen erst mapele davon (wohl gleichbedeutend mit den Sofurastellen des Akiden von Muheza) und stürben, wenn sie das Gras fräßen, in dem laidjañger sind. Die Erscheinungen, unter denen diese Krankheit verlaufen soll, entsprechen denen der Kidei-Surrah.

Die Kilwatsetse nennen sie kimbadje (wohl dialektisch = el kimbái, wie die anderen Massai sie bisher nannten) und schreiben ihr gar keine Bedeutung für eine Krankheit zu. Sie plagten die Tiere nur durch ihren Stich.

Die sofura von Kasigo kennen sie nicht und geben im Gegensatz zu den Wasagua an, daß sie hier nicht vorkomme.

Den Bremsen geben sie denselben Namen und schreiben ihnen dieselbe Bedeutung zu wie der Kilwatsetse.

Mir machte es den Eindruck, als ob die Massai bedeutend sicherer in der Erkennung der einzelnen Fliegen seien und als ob ihre Angaben mehr Glauben verdienten als die der Wasegua.

Noch im Laufe des Vormittags marschiere ich weiter, zuerst über eine zum Überschwemmungsgebiet des Mkomasi gehörige, mit dickem Gras bestandene Niederung, dann durch gutstehende Mais- und Zuckerrohrfelder nach den drei Dörfern Mikomasi (Wasegua), die ich mit Passieren des Mkomasi in etwa einer halben Stunde erreiche.

Die drei Dörfer liegen dicht zusammen auf dem rechten Ufer des Mkomasi und sind schwer verpallissadiert. Die zugehörigen Felder liegen auf den Inseln und am linken Ufer. In allen drei Dörfern ist viel Klein- und ziemlich viel Großvieh. Alles ist fett und sieht durchaus gesund aus. Es weidet auf dem rechten Ufer stromaufwärts, nicht nach dem See zu, weil dort zu viel Krokodile wären. Die Weide ist nach Osten zu weithin abgefressen, nach Westen, dem See hin, steht noch Gras. Der Boden ist sandig mit mäßigem Humusgehalt, das Land mit lichtem Dornpori bestanden.

Dasselbe Pori, bald dichter, bald lichter, der Boden bald mehr sandig, bald lehmhaltiger, begleitet uns auf dem Marsch nach Kihuiro bis etwa auf die Hälfte der Entfernung — im ganzen 6 Stunden Marsch. Dann treten starke Hügelzüge auf, die mit scharfem Schotter, soweit ich im Dunkeln erkennen kann, Gneiß und Quarz, bedeckt sind. Zum Schluß kommt wieder für etwa ½ Stunde

lichtes Dornpori mit humösem Sandboden, auf dem alles kahl gefressen ist, und die letzte halbe Stunde führt der Weg von einem kleinen Paredorf ab durch Schamben, die von zahlreichen Bewässerungsgräben durchzogen werden; zuletzt durch eine Furt über den Sasseni nach Kihuiro. Auf dem Südufer liegt gleichfalls ein großes Paredorf. Der Weg führt 4 Stunden lang von Mikomasi ab immer in erreichbarer Nähe am Mkomasi entlang, einmal in dem Hügelgelände sogar unmittelbar an dessen Ufer und ist im ganzen recht gut.

Stechfliegen habe ich weder in Langata, noch in Mikomasi, noch auf dem Marsch gesehen, trotz zahlreicher Wildfährten.

In Kihuiro zeigte ich am 24. Februar erst die verschiedenen Fliegen dem Jumben und den zahlreich mit ihm gekommenen anderen Leuten. Die Lewatsetse bezeichnen sie als chafúa (vulgär chafúla, chafúra); sie soll die Rinder stechen, daß sie fortlaufen, aber sie soll sie nicht krank machen.

Die große Stechfliege von Bagamoyo, bisher immer als gleich mit der Kilwa- und Lewatsetse erklärt und von mir auch dafür gehalten, wird hier als davon verschieden bezeichnet und paange genannt. Sie finde sich höchstens vereinzelt bei Kihuiro.

Die Schöllerfliege nennen sie sindáki. Bezüglich ihrer Bedeutung kann ich nicht klar verstehen, ob sie das Vieh krank macht oder ob sie bloß vorzugsweise oder ausschließlich krankes Vieh angeht. Wahrscheinlich ist das erstere gemeint, denn die Krankheit, bei der dies geschehe, wird mit den Symptomen der Kidéi-Surrah beschrieben und hinzugefügt, daß die sindaki in großen Mengen bei Kihuiro sei, noch mehr aber in den Massaiherden und daß sie den Herden folge. Ihre Eier lege sie an Fleisch oder die Wunden von Rindern; es liegt aber wohl eine Verwechselung mit Fleischfliegen vor, denn als ich Leute des Dorfes vom Jumben ausschicken lasse, mir sindaki zu bringen, erhalte ich nur Fleischfliegen. Von dem Baum Msaraka und seinen etwaigen Beziehungen zur Schöllerfliege oder Tsetse wissen die Leute nichts.

Sindaki und chafua sollen immer zusammen vorkommen; die chafua einzeln, die sindaki stets in großen Mengen.

Unter den mir gebrachten Fliegen sind zwei Schöllerfliegen in der Nähe des Jumbenhauses gefangen. Am Rasthaus sind keine zu sehen, ebenso wenig habe ich bei dem vielen Vieh, das ich an diesem und dem folgenden Tage besichtigte und von dem ich Blut entnahm, solche oder Tsetsefliegen bemerken können.

Des Nachmittags wurden mir die Herden von dem eigentlichen Kihuiro und von zwei naheliegenden Ortschaften vorgeführt. Blut entnehmen konnte ich nur von den Herden von Kihuiro, weil mir die Deckgläschen ausgingen. Von den beiden anderen Herden kam am nächsten Tage nur die von Mkomasi nicht wieder, trotzdem ich sie bestellt hatte. In dieser aus Groß- und Kleinvieh bestehenden Herde waren die meisten Stücke gesund, nur 2 Kälber und 1 oder 2 Stück Kleinvieh erschienen mir verdächtig, während die Leute sie für gesund erklärten.

Unter dem Rindvieh von Kihuiro waren 6 kranke Stücke, die anderen sahen gesund aus. Fünf von den kranken waren stets am Ort geblieben, eine Kuh war nach Moschi geschickt worden und von dort krank zurückgekommen. Von den anderen 5 war ein Kalb schon seit langem krank, stark abgemagert, zeigte aber augenblicklich eine Besserung (wie sehr häufig); die anderen waren alle erst seit kürzerer Zeit krank.

Von Kleinvieh wurden mir zwei getrennt weidende Herden vorgeführt; alle Tiere waren ständig in Kihuiro gewesen. Aus der ersten Herde entnehme ich Blut von 3, aus der zweiten stärker infizierten von 6 Stück. Von diesen letzteren litten einige schon an hochgradiger Blutarmut. Die Untersuchung dieser und der folgenden Präparate mit Ausnahme derer von Moschi steht noch aus.

Am 25. Februar untersuchte ich in gleicher Weise die Herden von den umliegenden Ortschaften: Mvule (Groß- und Kleinvieh, 2 Rinder, 1 Ziege, 1 Schaf krank), Kongeni (Rinder und Ziegen, 1 Kuh krank, die Ziegen gesund), Kitundai (Rinder, 1 krank), Kamaduda (Rinder, 2 krank), Ihindi (Rinder und Kleinvieh, 2 Rinder, 1 Ziege, 1 Schaf krank), Zingamwe (Rinder, 1 krank), Kidunda (Kleinvieh, 1 Ziege, 1 Schaflamm krank) und Karamba (Kleinvieh, 2 Ziegen, 2 Schafe untersucht, noch einige krank).

Zwei Esel, die dem Jumben gehören, ein grauer und ein ³/₄jähriges Halbblutfohlen, sehen beide gesund aus und sind es bei meiner Rückkehr am 21. März noch, trotzdem das Fohlen am 25. Februar erst seit 10 Tagen in Kihuiro stand.

Nachmittags nach Ndungu weiter. Das Gelände ist fast eben, nur von einem großen Regenbett und in der Nähe der beiden Dörfer von breiten Bewässerungsrinnen durchschnitten. Je weiter von Kihuiro ab verliert die Landschaft den Charakter des Dornbuschwaldes und nimmt da, wo nicht bestellte Felder sind, den des Laubhochwaldes an. Überall sind Zeichen, daß vor nicht allzulanger Zeit guter Regen gefallen ist. Der Himmel ist meistens bedeckt; trotzdem ist nichts von Stechfliegen zu bemerken.

Am 26. lasse ich mir von Ndungu (drei Dörfer: eins am Lagerplatz, von Wasegua, eins ziemlich weit ab und rückwärts, von Massai, und eins etwas den Berg hinan von Wapare und Wasegua) und benachbarten Orten das Vieh antreiben, um es zu besichtigen und von den kranken Tieren Blut zu entnehmen. Das Vieh des eigentlichen Ndungu steht zum Teil im Paredorf. Um sicher trypanosomenhaltige Präparate zu erhalten, nehme ich nur das kideikranke Vieh, das im Anfang der Erkrankung ist oder gerade Fieber hat.

Von dem Ndungu der Wasegua entnehme ich Blut von einer schwer kranken, aber noch leidlich fetten Ferse und von einem Schaf und einer Ziege, die von den Leuten zwar für gesund erklärt werden, mir aber verdächtig erscheinen; vom Paredorf von einem Kalbe, vom Massaidorf von einer Ferse. Etwas später wird von Bumba her, einem Dorfe etwa eine Stunde nördlich von Ndungu, etwas links ab von der Straße, von Waschambaa und Wapare bewohnt, eine große Rinderherde angetrieben, die durchaus gesund erscheint und von den Leuten auch so bezeichnet wird. Dann kommen einige, 10—12 Haupt, Rinder aus Kambani, oben nach den Bergen zu gelegen; unter diesen ist ein etwa zweijähriger Stier krank. Von Pare, noch weiter aufwärts als Kambani, werden 5 gesunde Tiere angetrieben. Eine Stunde später kommt noch eine große Herde von Mroyo, das wie Bumba am anderen Ufer ziemlich weit ab liegt. Die Tiere erscheinen mir alle gesund. Auf das Vorführen der Herde von Mgando, weitab „chini", d. h. nach dem Mkomasi hin gelegen, verzichte ich, weil alles gesund sein und die Tiere beim Weiden doch nie bis an den Weg kommen sollen.

Die ostafrikanische Bahnfrage.

Von Dr. iur. Hermann Hesse.

III.

Es ist kein Wunder, daß bei dem Mangel an Eisenbahnen der Handel des Schutzgebietes sich nicht andauernd in aufsteigender Linie bewegt hat. Die primitiven Wegeverbindungen zu auch nur einigermaßen leistungsfähigen Fahrwegen oder Kunststraßen auszubilden, würde unberechenbare Kosten, Zeit und Arbeitskräfte erfordern, ohne doch bei dem großen Mangel an Zugtieren und bei der großen Länge der in Betracht kommenden Entfernungen auch nur annähernd das wünschenswerte Ziel einer leistungsfähigen und billigen Transportmöglichkeit zu erreichen. Hingegen ist der Ausbau eines leistungsfähigen Wegenetzes als Zufuhrstraßen zu den einzelnen Eisenbahnstationen durchaus notwendig. Allein der Bau der geplanten Eisenbahnlinien von Tanga nach dem Viktoriasee, von Daressalaam nach Mrogoro und späterhin über Tabora nach dem Tanganyikasee und von Kilwa nach Wiedhafen ist imstande, die Hilfsquellen des Landes, seine Urproduktion und damit auch den Handel zu heben, die Zolleinnahmen zu steigern und das Schutzgebiet finanziell selbständig zu machen. In ihrem Gesamtergebnis zeigt die Handelsstatistik Deutschostafrikas für die letzten Jahre auf das deutlichste, daß ohne die Schaffung leistungsfähiger Transportmittel nicht nur eine nachhaltige Hebung des Handels ausgeschlossen erscheint, sondern daß sogar der Handel in seinem ganzen gegenwärtigen Umfange in Anbetracht der Entwickelung der Verkehrsmittel in den Nachbarkolonien kaum aufrecht zu erhalten ist. Der Handel nach dem Nyassa-, Kongo- und Nilgebiet ist heute unserem Schutzgebiet völlig verloren gegangen, und wenn der Handel unseres Schutzgebietes sich immerhin auf der früheren Höhe gehalten hat, so ist dies lediglich den Kulturbestrebungen der Regierung und der in den küstennahen Gebieten, wo die Transportfrage weniger in Betracht kommt, gesteigerten Urproduktion der Eingeborenen zu verdanken. Jeder Kilometer Bahn, der ins Innere vorgeschoben wird, erschließt aber weitere Gebiete dem Handel und befördert die Produktion der Eingeborenen und die kulturelle Thätigkeit unserer Pflanzer und Ansiedler, für die sich in Uhehe und Usambara die günstigsten Bedingungen darbieten. Heute zahlt die Kolonie allein für Körnerfrüchte jährlich 1500000 Rupien = 2100000 M. an das Ausland. Früher versorgte sie Sansibar und das Ausland mit Reis, und zwar von besserer Qualität als der jetzt von Indien eingeführte. Nur die Ausfuhr von Mtama, Hirse, ist stetig geblieben; sie geht meist nach Sansibar, Aden und Bombay. Nachstehende Tabellen veranschaulichen die Aus- und Einfuhr Deutschostafrikas:

	Ausfuhr			Einfuhr.		
	Reis	Getreide, Hülsenfrüchte	Gesamtausfuhr	Reis	Getreide, Hülsenfrüchte.	Gesamteinfuhr
1892	198195 Rp	153379 Rp	3934440 Rp	117970 Rp	37493 Rp	4501854 Rp
1893	333040 „	206821 „	4292876 „	155013 „	41475 „	5932940 „
1894	55758 „	120341 „	4217022 „	467796 „	88664 „	6197873 „
1895	366 „	33195 „	2879368 „	1134221 „	234384 „	6725098 „
1896	671 „	142457 „	3329941 „	629158 „	55425 „	7008287 „
1897	1665 „	401875 „	3736197 „	466331 „	25818 „	6840731 „
1898	220 „	41393 „	3939743 „	1383505 „	100410 „	8588881 „
1899	449 „	143525 „	2792303 „	1336042 „	197350 „	7675451 „
1900	1675260 Rp.		4293645 Mk.	2890000 Rp.		13030540 Mk.
1901	1017548 „		4623471 „	2274820 „		9510766 „

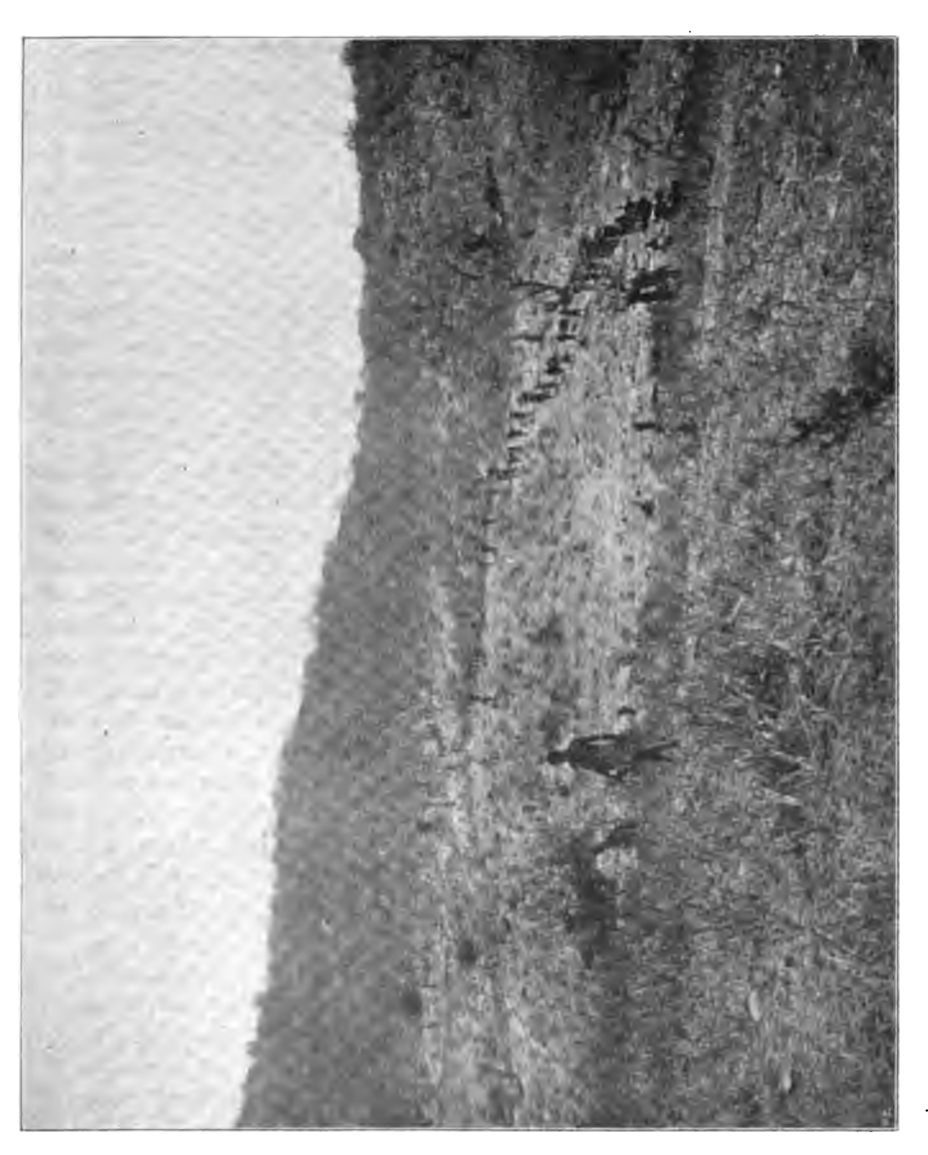
Die Einfuhr dieser Körnerfrüchte war nur notwendig für die Küstenbezirke, wo infolge der Heuschreckenplage kein Reis mehr gebaut wurde. Im Innern war dagegen Überfluß an Cerealien bei der stärkeren, bisher stets unterschätzten Ackerbau treibenden Bevölkerung. An Elfenbein wurden 1890 2276 Doppelzentner im Werte von 3054791 Rupien, 1898 dagegen nur 962 Doppelzentner für 921897 Rupien ausgeführt. Das Elfenbein aus Innerafrika geht jetzt meist über die Ugandabahn, den Kongo und den Schire-Sambesi zur Küste.

7. Die Tendenz der Zolleinnahmen ist infolge der ungünstigen Transportverhältnisse stetig geblieben, und nur die Erbauung von Bahnen und die dadurch bedingte Zunahme von Handel und Verkehr kann eine Steigerung der Zolleinnahmen bewirken.

	Ausfuhrzölle.	Einfuhrzölle.	Gesamtzölle.
1891	818 486 M.	416 109 M.	1 234 595 M.
1892	568 168 „	305 094 „	873 262 „
1893	505 397 „	452 785 „	958 182 „
1894	537 995 „	651 168 „	1 189 163 „
1895	435 508 „	701 325 „	1 136 833 „
1896	539 695 „	869 634 „	1 409 329 „
1897	509 030 „	944 143 „	1 453 173 „
1898	468 480 „	1 165 508 „	1 633 988 „
1899	455 939 „	1 001 155 „	1 457 094 „
1900	377 727 „	1 019 018 „	1 396 745 „
1901	450 103 „	901 371 „	1 351 474 „
1902	453 558 „	898 238 „	1 377 760 „

Der beträchtliche Rückgang der Ausfuhrzölle von 1897 zu 1900 ist hauptsächlich dem Einfluß der Bahnbauten in den Nachbarkolonien sowie der Dürre in den küstennahen Gebieten zuzuschreiben; das Aufsteigen im Jahre 1901, das sich 1902 noch fortgesetzt hat, beruht auf der Hebung der Urproduktion der Eingeborenen in den Küstenbezirken, woselbst allmählich die wirtschaftliche Belehrung der Eingeborenen und die Maßnahmen der Regierung zur Hebung der Landwirtschaft ihre guten Früchte zu tragen beginnen.

Geht erst der Bahnbau Hand in Hand mit diesen Kulturbestrebungen der Regierung, so ist kein Zweifel, daß das Schutzgebiet landwirtschaftliche Erzeugnisse nicht nur nicht mehr einführen, sondern in großem Umfange ausführen wird, da in Sansibar und Arabien stets ein aufnahmefähiger Markt vorhanden ist.



Ugogo. Am Tschunyo.

8. Schließlich sei noch erwähnt, daß die Ersparnisse der Regierung und der Missionen an Fuhr- und Reisekosten ihrer Beamten und Angehörigen durch die Bahnbauten außerordentlich groß sein würden. Allein im Jahre 1900 zahlte die Regierung an Trägerlöhnen etwa 190 000 M. Dazu kommt der ungeheure Zeitverlust bei Reisen der Beamten an ihren Bestimmungsort und von demselben bei Beurlaubungen nach der Heimat; auch hiergegen würden die geplanten Bahnbauten von der günstigsten Wirkung sein.

9. Von dem strategischen und politischen Wert der Bahnen soll hier ganz abgesehen werden; nur die wirtschaftlichen Grundlagen des Bahnbaus sollen erörtert werden, soweit man daraus einen Rückschluß auf eine Rentabilität der Bahnen zu ziehen vermag, deren genaue Berechnung zur Zeit noch ein Ding der Unmöglichkeit ist und nicht einmal in europäischen Verhältnissen mit annähernder Sicherheit bestimmt werden kann.

VI. Die wirtschaftlichen Aussichten der drei geplanten Bahnlinien sind als außerordentlich günstig zu bezeichnen. Wir haben oben gesehen, daß, je weiter die Bahnen in das Innere eindringen, sie auf desto stärkere Bevölkerungszentren stoßen. Aber auch Güter für den Bahntransport sind vorhanden beziehentlich können in großen Mengen erzeugt werden, wie eine Betrachtung der drei Bahnzonen ergeben wird.

An Ausfuhrwerten kommen in Betracht zunächst Korn- und Hülsenfrüchte wie Mais, Reis, Mtama; sodann Knollengewächse, wie Maniok, Kartoffeln, Gemüse, Bananen, Kokosnüsse, Obst und Südfrüchte. Ferner Kaffee, Kakao, Thee, Mohn, Vanille, Pfeffer, Gewürze, Zuckerrohr, Zucker, Syrup, Tabak. Dazu kommen Kopra, Erdnüsse, Sesam, Pflanzenöle, Pflanzenwachs, Futtermittel. An Faserpflanzen ist zu erwähnen Rohbaumwolle, Flachs, Hanf, Jute, Manilahanf, Sisalagaven, Ramie und Kokosfasern. Die Erzeugnisse der Forstwirtschaft bestehen in Bau-, Nutz- und Edelhölzern, Gerbhölzern, Gerbrinden, Farbhölzern, Orseilleflechten, Kautschuk und Guttapercha. An lebenden Tieren werden ausgeführt Pferde, Esel, Rindvieh, Kleinvieh, Geflügel, Wild; an tierischen Nahrungsmitteln Fleisch, Milch, Butter, Käse, Honig, Fische; an tierischen Rohstoffen Elfenbein, Flußpferd- und Wildschweinzähne, Hörner, Knochen und Hufe, Schildpatt, Häute, Felle, Wolle und Tierhaare, Federn und Bälge, Insektenwachs, Abfälle, Dünger. An Mineralien kommen in Betracht Erden, Kalk, Zement, rohe und Halbedelsteine, Glimmer, gewöhnliche Steine, Salz, Kohlen, Teer, Pech, Mineralöle und endlich Kopal.

Man sieht aus dieser allgemeinen Übersicht, daß es an Gütern, vor allem auch an Massengütern für die geplanten Bahnbauten bei intensiver Kultivation des Landes nicht fehlen wird, sodaß eine Rentabilität der Bahnen in absehbarer Zeit in Aussicht steht.

1. Die Tangabahn ist nunmehr imstande, ihre Betriebskosten selber aufzubringen. Im Haushalt für 1903 sind allerdings die Einnahmen der Bahn nur mit 156 700 M., und zwar um 90596 M. niedriger als für das Jahr 1902 angesetzt; die Betriebsausgaben belaufen sich demgegenüber auf 346682 Mk.

Insgesamt hat sich für das Jahr 1902 ein Fehlbetrag der Betriebseinnahmen und -ausgaben von 189982 Mk. herausgestellt. Die Gründe hierfür sind indes vorübergehender Natur, und die letzten Monate gaben mit ihrer ungewöhnlich hohen stetigen Steigerung der Betriebseinnahmen um fast das Dreifache die sichere



Lager am Wami.

Gewähr, daß im Jahre 1903 nicht nur die Ausgaben gedeckt, sondern noch ein Überschuß erzielt werden wird.

Der Voranschlag für 1902 mit 247296 M. war deshalb zu hoch angesetzt, weil man einmal die Eröffnung des Betriebs bis Korogwe zu früh angenommen hatte; thatsächlich erreichte die Bahn Korogwe erst 6 Monate später, als man ursprünglich annahm; andererseits hatte man nicht damit gerechnet, daß die Ugandabahn den ziemlich beträchtlichen Kilimandjarohandel gänzlich an sich ziehen würde. Hierdurch erklärt sich der Ausfall der Einnahmen im Jahre 1902.

Gegen den Herbst 1902 war dagegen ein stetiges Anwachsen der Einnahmen der Bahn zu beobachten. Gründe hierfür sind einmal, daß durch die Fortführung der Bahn bis Korogwe ein Teil des Useguahandels nach Tanga gelenkt ist, daß ferner die Wanyamwesiansiedlungen längs der Bahn begonnen haben, die Erzeugnisse ihrer landwirtschaftlichen Thätigkeit durch die Bahn nach Tanga zu verfrachten. Dank der Bemühungen des Bezirksamtmanns Meyer von Tanga haben sich über 3000 Wanyamwesi, mit ihren Familien über 12000 Köpfe stark, in und bei Tanga längs der Bahn angesiedelt. Auch das Bezirksamt Wilhelmsthal hat solche Ansiedlungen längs der Bahn angesetzt. Diese Ansiedlungen sind etwas über ein Jahr alt und haben in dieser kurzen Zeit den Bahnverkehr bedeutend gehoben, besonders nachdem die unsinnig hohen Bahnfrachten herabgesetzt worden sind. Nachdem z. B. die Fracht für Mais herabgesetzt war, schnellte der Maistransport derart in die Höhe, daß in den ersten beiden Monaten, Juli und August 1902, allein 1500 Zentner Mais verfrachtet wurden. Auch die Ausfuhr aus Tanga selbst ist durch die Wanyamwesi bedeutend gestiegen. Die Kopraschamben haben sich durch eine rationelle Bewirtschaftung erstaunlich gehoben. Dabei ist das ganze Gebiet längs der Bahn durch Ansiedlung kultivierbar.

Die Ansiedlungen von Westusambara sind durch die Bahn bis Korogwe noch nicht erschlossen, da Korogwe zu weit von ihnen entfernt ist; nur $^{1}/_{10}$ von Westusambara gravitiert nach Korogwe; die übrigen $^{9}/_{10}$ des Gebietes sind auf den Weg über Mombo angewiesen bei der geographischen Beschaffenheit des Landes. Die gesamten Flußthäler, in denen die Wege entlang führen, laufen parallel der Küste zum Panganifluß hin, und die Wege laufen in Mombo zusammen, das demnach der gegebene Endpunkt für die Bahn ist, wenn man Westusambara durch sie erschließen will. Es ist aus verschiedenen Gründen dringend zu wünschen, daß die Forderung der Regierung von 1000000 M. für die Fortführung der Bahn bis Mombo, die insgesamt etwa das Dreifache kostet, bewilligt werde.

Denn während Korogwe 10 Tagereisen vom Kilimandjaro entfernt ist, liegt Mombo nur 6—7 Tage ab; der ganze Kilimandjarohandel, der jetzt über die 5—6 Tagereisen entfernte Station Voi der englischen Ugandabahn nach Mombassa geht, würde über Mombo der Tangabahn zufließen und ihr ganz bedeutende Frachten zuführen.

Die Linie von Korogwe nach Mombo läuft ferner immer neben dem nicht schiffbaren Pangani hin; das Land neben der Bahn ist wie geschaffen für großartige Bewässerungsanlagen, die ohne große Kosten den Anbau von Reis und Baumwolle in großem Umfange ermöglichen. Der Reisbau würde nicht nur die Küste mit dem notwendigen Nahrungsmittel versorgen, sondern eine gewinnbringende Ausfuhr ermöglichen.

Außerdem begünstigt die Fortführung der Bahn bis Mombo die Besiedlung



Tanga-Boma.

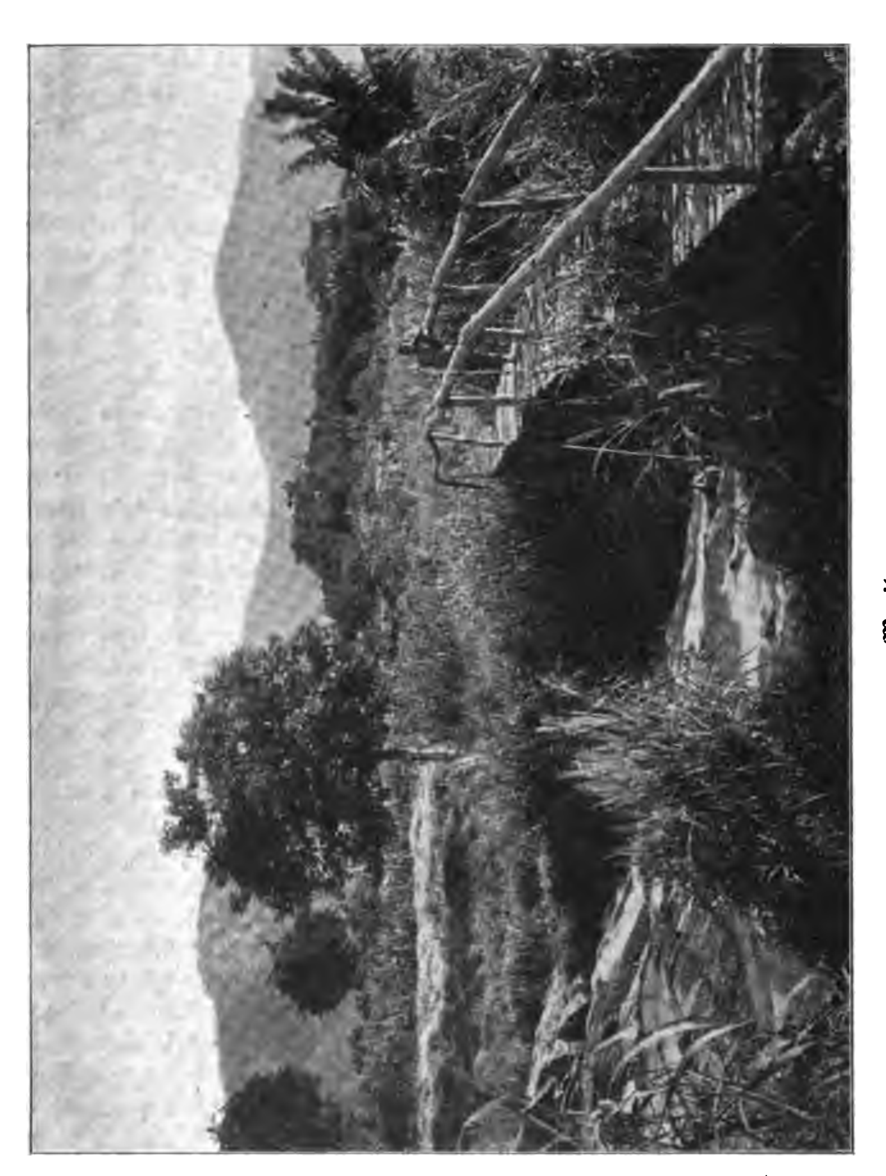
von Westusambara durch Europäer, deren einige sich schon im Lande angesiedelt haben. Selbst der Kilimandjaro wird nunmehr durch Buren in größerem Maßstabe besiedelt, die selbstredend lieber über Mombo eine Verbindung mit Tanga als über Voi eine solche mit dem englischen Mombassa suchen werden. Eine bedeutende Herabsetzung der Bahnfrachten ist indes die Hauptbedingung für das wirtschaftliche Gedeihen dieser europäischen Ansiedlungen.

Einen Markt für die Erzeugnisse ihrer landwirtschaftlichen Betriebe würden die europäischen Ansiedler jederzeit in Tanga finden. Nicht nur, daß die Deutsche Ostafrikalinie monatlich etwa für 30000 M., also jährlich für 360000 M. dieser Erzeugnisse abnehmen würde, vorausgesetzt, daß sie jederzeit sicher auf die nötigen Mengen rechnen könnte, benötigen auch die Gouvernementsdampfer beträchtlicher Mengen von Proviant, und ebenso wären die englischen Ostafrikadampfer, von denen monatlich zunächst je einer Tanga anläuft, kaufkräftige Abnehmer der Garten-, Land- und Viehwirtschaft von Westusambara. Ist aber erst der Absatz gesichert und ein fester Markt vorhanden, so wird die Besiedlung Westusambaras durch Europäer, welche im übrigen die günstigsten Bedingungen für die Ansiedlung in klimatischer und sonstiger Hinsicht vorfinden, in immer steigendem Maße zum Wohle der Kolonie und zum Vorteil der Tangabahn fortschreiten. Dann wird sich auch herausstellen, daß die Tangabahn eine durchaus rentable Anlage sein wird, die nicht nur ihre Betriebsausgaben deckt, sondern eine produktive Anlage darstellt mit jährlich wachsenden Einnahmen für den Schutzgebietshaushalt.

Würde die Bahn dann späterhin bis Buiko am Panganifluß fortgeführt, so wäre eine billige, schiffbare Wasserstraße bis zum Kilimandjaro in dem Oberlauf des Pangani gewonnen, und es wäre die Konkurrenz der Mombassabahn zu Gunsten unseres Hafens Tanga endgültig aus dem Felde geschlagen. Außerdem würde auch das nördliche Usegua durch eine Fortführung der Bahn erschlossen. Usegua, ein weitgestrecktes Hügelland von durchschnittlich 7—800 m Meereshöhe, ist erheblich stärker angebaut und dichter bevölkert, als man früher annahm. Für den europäischen Markt wird hier schwerlich Boden zu finden sein, dagegen ist und bleibt die Landschaft eine Kornkammer für die Eingeborenen, reich an Mtama und Mais, und das einzige Gebiet in der Nähe der Küste, wo noch zahlreiches Kleinvieh und einiges Rindvieh gehalten wird, und wo man von größerer Viehwirtschaft sprechen kann.

Sollte sich in absehbarer Zeit herausstellen, daß die Goldfunde in Irangi abbauwürdige Goldfelder nachgewiesen haben, so würden diese Goldfelder am zweckmäßigsten an die Tangabahn angeschlossen durch eine Linie, welche das gesamte fruchtbare Usegua erschließen würde.

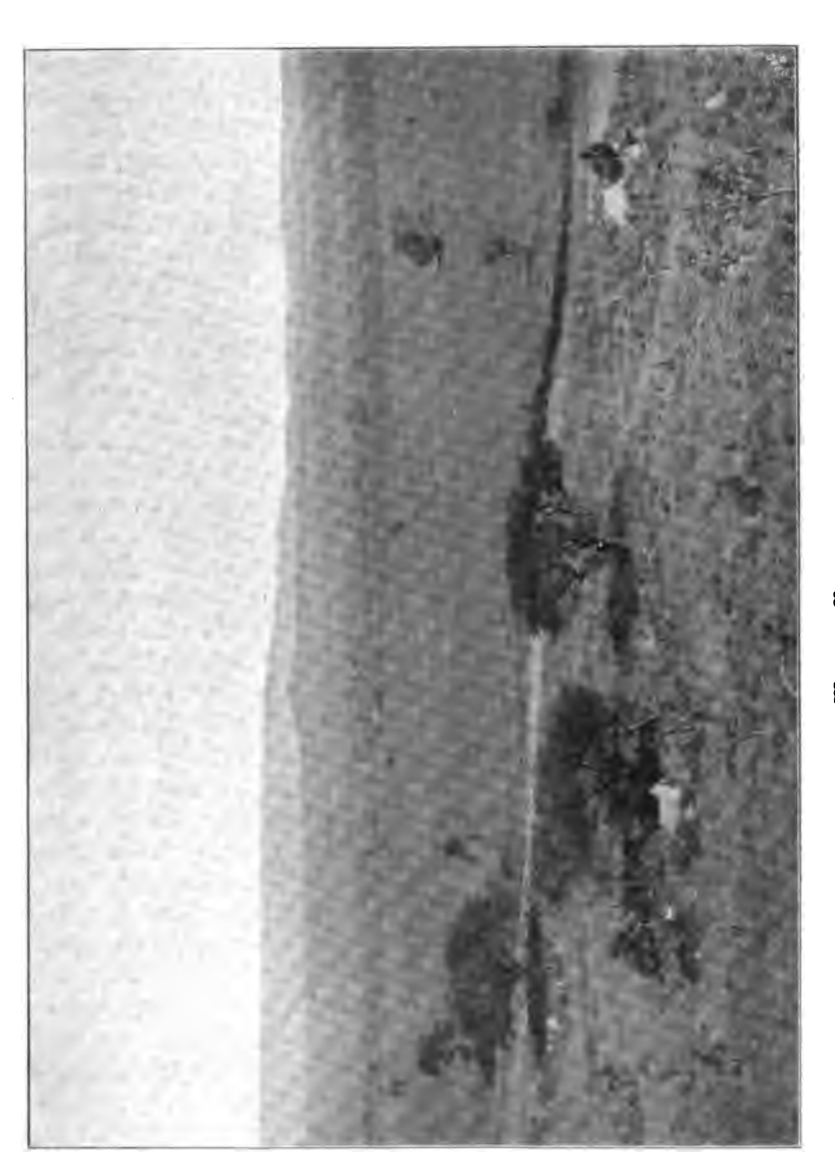
Zweifellos erfordern jedoch die Goldfunde am Viktoriasee in absehbarer Zeit eine Fortführung der Tangabahn über den Kilimandjaro nach dem Viktoriasee. Denn bei den heutigen primitiven Transportmitteln ist eine Ausbeutung der Goldfelder unmöglich. Im Süden des Viktoriasees haben wir unzweifelhaft ein reiches Goldland, zu dessen Ausbeutung bisher so gut wie nichts getan worden ist. Das ist unbegreiflich, wenn man bedenkt, wie gering die Anzahl der Gold produzierenden Gebiete auf der Welt ist, und wie ungeheuer vorteilhaft es für das Deutsche Reich wäre, wenn sich in unserem Schutzgebiete eine Minenindustrie entwickeln könnte, die derjenigen am Rand wohl kaum nachstehen dürfte. Denn zahllos sind die Fundstellen des Goldes, zu denen voraussichtlich immer noch neue entdeckt



Magila.

werden. Leider sind auch hier wieder ausschließliche Abbaurechte erteilt, wie in Irangi der Irangigesellschaft. Die dem Usindja-Goldsyndikat erteilte Konzession umfaßt das Abbaurecht auf Gold in Msalala und in dem Nserugurugebirge; eine weitere Konzession ist erst neuerdings Herrn von Mandelsloh erteilt worden; sie enthält das Schürfrecht auf Gold und Diamanten am Viktoriasee und den größeren in denselben einmündenden Flußläufen. Auch nördlich und östlich von Usongo befinden sich ausgedehnte Goldvorkommen, ebenso in Iramba, wo auch Kupfer vorhanden zu sein scheint. Nach Dr. Dantz ist in Schaschi, östlich des Viktoriasees, die Zone der Eisenschiefer, d. h. der für Goldsucher in Betracht kommenden Gesteine, größer als irgendsonst in der Kolonie. Auch in Ntussu und in der Wandorobbosteppe sind goldhaltige Quarze vorhanden. Die Goldfunde in den Mgambatabergen, nordwestlich von Msalala, in den Bächen am Kiririhügel bei Yawa Usongo und im Kiniatupubach sind schon im nördlichen Teile des Bezirks Tabora gemacht worden. Ihre Erschließung würde daher naturgemäß durch eine Bahn über Tabora zu erfolgen haben. Es ist nur bei uns Deutschen möglich, daß bei dem Nachweis so zahlreicher Goldvorkommen im Schutzgebiet noch nicht der Versuch gemacht worden ist, durch Eisenbahnbauten ihre Erschließung zu ermöglichen.

2. Erfordern schon die Goldfunde in den Bezirken Kilimatinde und Tabora einen Bau der Zentralbahn, so sind auch im übrigen die Aussichten derselben günstiger, als es zur Zeit von den Anhängern der Südbahn dargestellt wird. Es soll jedoch hier nicht dem Bau einer Linie von 1400 km Länge von Daressalaam über Mrogoro nach Tabora und Udjidji das Wort geredet werden. Für die nächsten Jahre genügt es, zunächst die küstennahen Gebiete durch eine Stichbahn bis Kilossa, etwa 300 km von Daressalaam entfernt, zu erschließen. Über die Notwendigkeit dieser Stichbahn, die später einmal, nachdem sie sich rentiert, allmählich in das Innere fortgeführt werden müßte, besteht wohl kein Zweifel. Nur ist die Frage die, ob zur Zeit der Bau dieser Stichbahn oder der Bau der Südbahn von Kilwa nach Wiedhafen notwendiger ist. U. E. ist der Bau beider Bahnlinien eine dringende Notwendigkeit, und anstatt, daß die Anhänger der Südbahn die geplante Stichbahn nach Mrogoro als völlig aussichtslos hinstellen, wodurch das Kapital, welches schon heute unter gewissen Bedingungen für den Bau der Stichbahn nach Mrogoro bereit liegt, möglicherweise für die Südbahn zu gewinnen wäre, sollten sie auf Wege sinnen, die nötigen Mittel für den Bau der Südbahn zu beschaffen; eine Anleihe des Schutzgebietes wäre wohl das geeignetste Mittel zur Beschaffung des für die Südbahn erforderlichen Kapitals, und nach den letzthin gemachten günstigen Erfahrungen der Tangabahn dürfte sich der Reichstag vielleicht nicht so ganz ablehnend gegenüber dieser Belastung des Schutzgebietshaushalts von Ostafrika zur Herstellung einer sicher rentabeln produktiven Anlage, wie der Südbahn, verhalten, als man bei der schlechten Finanzlage des Reiches erwarten könnte; besonders da der Reichszuschuß für die Schutzgebiete in diesem Etatsjahr um rund 1 600 000 Mk. geringer ist als im Vorjahre. Handelt es sich doch hier lediglich um die Schaffung produktiver Anlagen, welche in absehbarer Zeit die finanzielle Selbständigkeit des Schutzgebieteshaushalts herbeizuführen vermögen. Ohne Bahnbauten ist es undenkbar, das Schutzgebiet finanziell auf eigene Füße zu stellen, es von einem Reichszuschuß unabhängig zu machen. Es genügt zum Beweise ein Hinweis auf die preußischen Finanzen, die nach den Ausführungen des Abgeordneten Richter trotz eines augenblicklichen Defizits von



Mpapua-Panorama.

über 30 000 000 Mk. heute günstiger dastehen als je; die Haupteinnahmequelle des preußischen Staates sind die Eisenbahnen. Warum sollte es nicht möglich sein, die finanzielle Selbständigkeit Ostafrikas durch Eisenbahnbauten herbeizuführen? Es ist deshalb durchaus wünschenswert, daß man dem Reichstage den Gedanken einer kolonialen Anleihe für den Bau der Südbahn nahelegt, damit nicht der ebenso notwendige Bau der Stichbahn nach Mrogoro durch das hierzu bereite Privatkapital infolge ungerechtfertigter Anfeindungen seitens der Anhänger der Südbahn auf Jahrzehnte hinaus begraben werde. Es handelt sich eben bei dem Bau dieser Stichbahn nicht um die Kirchturmsinteressen von Daressalaam, sondern um die Erschließung vor allem des reichen Mittelgebirges, welches der innerafrikanischen Hochebene von Mpapua bis zum Tanganyikasee vorgelagert ist. Während die Stichbahn bis Mrogoro in sich alle Vorbedingungen der Rentabilität aufweist, ist der Bau einer Stichbahn von Kilwa aus auf dieselbe Länge von vornherein unausführbar, weil das Hinterland von Kilwa die ersten vierzehn Tagereisen weit so wenig bevölkert ist wie etwa die Wandorobbosteppe. Nur als Ganzes gedacht hat die Südbahn Aussicht auf Rentabilität, und zwar auf baldige Rentabilität, wenn sie nämlich in Wiedhafen den gesamten Handel des verkehrsreichen Nyassa an sich zieht und nach Kilwa leitet.

3. Denn der Handel des Nyassa hat bereits einen gewaltigen Umfang erreicht. Von Tschinde aus gehen jährlich etwa 50 000 Tonnen Importwaren den Schire hinauf; hiervon sind 35 000 Tonnen für die Städte am Nyassasee bestimmt. Dabei belaufen sich die Transportkosten für die Tonne Waren von Tschinde nach Karonga auf 400 Mk. Die Einnahmen der Transport- und Dampfergesellschaften auf dem Sambesi, Schire und Nyassa betragen für die Beförderung der nach dem Nyassa bestimmten Waren zusammen jährlich 10—14 000 000 Mk. Da bei Blantyre eine Beförderung über Land nötig ist, so ist eine zweimalige Umschlagegebühr nebst den Kosten des Trägertransports in dieser Summe enthalten. Exportiert wurden aus den Nyassadistrikten im Jahre 1900 nur 500 Tonnen Elfenbein und Kautschuk, da landwirtschaftliche Produkte und Kohlen den Transport nicht lohnen. Bei einer Bahn nach Kilwa würden dagegen Massenartikel ausgeführt werden können.

Bei dieser Sachlage kann doch eigentlich ein Zweifel darüber nicht bestehen, daß, wenn das Reich sein ostafrikanisches Schutzgebiet finanziell selbständig machen will, der Bau einer Bahn von Kilwa nach Wiedhafen das geeignetste Mittel dazu wäre; und zwar dann, wenn die Bahn vom Schutzgebiet aus den Mitteln einer kolonialen Anleihe gebaut würde. Bei dem Bau durch eine Privatgesellschaft würde das Schutzgebiet einmal große Land- und Bergwerkskonzessionen erteilen, andererseits aber auch auf die Einnahmen aus dem Bahnbetriebe verzichten müssen und nur den indirekten Vorteil haben, den ihm die Steigerung der Ein- und Ausfuhrzölle, der erhöhte Verkehr und die intensive Kultivation des von der Südbahn durchzogenen Landes einbringen würden.

Abgesehen davon, daß die Südbahn den größten Teil des bedeutenden Nyassahandels an sich ziehen würde, bieten sich ihr auch günstige Aussichten in den von ihr durchschnittenen Gebieten selber. Denn der Süden des Schutzgebietes ist, trotzdem er hinter Kilwa streckenweise auf 14 Tagereisen hin fast völlig unbewohnt ist, dennoch reich an Produkten, deren Transport für die Südbahn in Betracht käme. Aus diesem Grunde hat der Gouverneur Graf Götzen wie dem Bau der Bahn nach Mrogoro auch hier dem Bahnbau nach Wiedhafen durch



Hütte der Konde.

Wegebauten so weit als möglich vorgearbeitet. Die bereits 1896 angelegte Straße Kilwa-Donde ist bis zum Marangandu 6 m breit völlig durchgeführt und gesäubert, sodaß sie mit Ochsenwagen sehr gut zu befahren wäre. Die ersten 40 km sind als gebesserter Weg hergestellt, mit Brücken und Seitengräben; von 25 zu 25 km sind Rasthäuser für die Europäer gebaut. Dem Bevölkerungsmangel wäre durch eine geschickte Siedelungspolitik ohne große Schwierigkeit abzuhelfen, da das Land früher viel mehr bevölkert war; die Sklavenjagden und die Kriegszüge räuberischer Stämme wie der Yaos, Magwangwara, Mafitis u. a. haben vor Zeiten das Land verheert und entvölkert. Ansiedelungsmaterial haben wir aber im Innern in Hülle und Fülle. Die Thäler der Matumbila-, Mavudji- und Maschingaberge, die Niederung am Matandu, am Kisiwanikreek und am Umbekuru sind wahre Kornkammern für die Kolonie; der Mais ist besser als der amerikanische, und Baumwolle wächst stellenweise wild. Die Kultur der Dondekautschukpflanze ließe sich auch im Kleinbetriebe als Eingeborenenkultur durchführen. Unentwickelt ist noch die Ausfuhr von Kopra und Kokosprodukten; die Ausfuhr von Sesam, Wachs und Bastwaren kann heute schon gesteigert werden. Getreide findet in Südafrika und Arabien, Reis in Europa guten Absatz. In Iringa sind etwa 1 000 000 ha für Weizen- und Kartoffelbau geeignet. In Mahenge und in der Ulangaebene wächst guter Reis im Überfluß; eine Last = 60 Pfund kostet hier 1 Rp. = 1,40 Mk. Das Hochland von Uhehe ist zur Viehzucht außerordentlich geeignet. Edle Hölzer sind im Hinterland von Kilwa und Lindi in ausgedehnten Waldstrecken vorhanden.

Bemerkenswert ist der Reichtum des Südens an mineralischen Schätzen Nördlich des Umbekuru und in den Mavudjibergen tiefer einwärts von Kilwa, sowie auf dem Rotoplateau, etwa 30 km weit von Lindi, hat man Achate, Topase, Granaten, insbesondere die wertvollen Kaprubinen entdeckt. Der Besitzer des Granatenbergbaufeldes Louisenfelde konnte schon im Jahre 1900 etwa 93 Zentner Granaten und andere Halbedelsteine im Werte von rund 60 000 M. nach Deutschland verschiffen, deren Qualität die der böhmischen und kalifornischen Granaten, ja zum Teil die der Kaprubinen bei weitem übertrifft; geschätzt wird vor allem die ungewöhnliche Größe der ostafrikanischen Steine und ihre prachtvollen Farben; die Steine haben in Deutschland und Nordamerika das größte Interesse der kaufmännischen Kreise erweckt. Auch Graphit und Platina ist vorhanden. Bei Songea hat man Eisenerze, an den Upallabergen im Bezirke Mahenge mächtige Bleilager entdeckt. An zahlreichen Stellen ist außerdem Gold gefunden. So südlich von Ssongea am Bemburufluß und in den Berglandschaften zwischen dem Mandandu und Umbekuruflusse in leicht erreichbarer Nähe der Küste. Alluvialgold ist am Donde nachgewiesen, woselbst sich das Goldfeld Neu-Klondyke befindet, für das von deutschen wie südafrikanischen Gesellschaften hohe Summen geboten sind. Steinkohlen sind ferner an verschiedenen Stellen aufgefunden. Am Muegabach nordwestlich des Nyassasees ist mittels eines verhältnismäßig einfachen Stollenbetriebs eine bequeme Inangriffnahme des Abbaus der Steinkohlen möglich; ohne jede Schachtanlage können hier 350 000 Tonnen gewonnen werden, d. i. bei mittlerem Betriebe von jährlich 50 000 Tonnen für die Dauer von 7 Jahren 1 000 000 Zentner im Jahre. Arbeiter sind genügend vorhanden; die Abbaustelle liegt 13 km vom schiffbaren Songwefluß entfernt.

Alle diese Reichtümer des Landes können jedoch nur durch den Bau der



Rufidji-Partie.

geplanten Südbahn von Kilwa nach Wiedhafen am Nyassasee gehoben werden. Diese Bahn würde wirtschaftliches Leben in den inneren Bezirken nicht erst erwecken, sondern das schon vorhandene mächtig fördern. Eine Rentabilität steht außer Frage, sobald die Bahn den Nyassasee erreicht und den gewaltigen Handel dieses großartigen Verkehrszentrums des inneren Afrikas an sich zieht, was, wie eingangs nachgewiesen, zweifellos der Fall sein wird, da der Handel sich überall die kürzesten und billigsten Wege sucht.

4. Mit der fortschreitenden Erschließung Innerafrikas wird dem Tanganyikasee die gleiche Rolle als ein gewaltiges Handels- und Verkehrszentrum zufallen, wie sie heute schon der Nyassasee besitzt. Den Nachteil einer weiteren Entfernung von der Küste gegenüber dem Nyassasee gleicht er dadurch aus, daß eine bedeutend zahlreichere Bevölkerung seine Ufer bewohnt. Allein auf deutschem Gebiet wohnen in den Bezirken Ukonongo 220 000, Tabora 500 000, Udjidji und Usumbura über 3 500 000 Menschen. Das Salz des Malagarasi ist schon heute ein bedeutender Handelsartikel. Kupfer und Steinkohlen finden sich bei Karema. Groß ist der Bedarf der Bewohner dieser Gegenden an Eisen, sodaß sich hier stellenweise eine beträchtliche Eisenindustrie entwickelt hat. Landwirtschaft und Viehzucht stehen in hoher Blüte.

Man hat den Gedanken ausgesprochen, nach der Vollendung der Südbahn den Tanganyika durch eine Bahn von etwa 400 km Länge mit dem Nyassa zu verbinden und so den Tanganyikahandel nach Kilwa zu leiten. Dieser Weg würde etwa dieselbe Länge besitzen wie die geplante Zentralbahn, deren Bau in absehbarer Zeit ebenfalls durchgeführt werden muß, sobald die Stichbahn Daressalaam-Mrogoro-Kilossa den Beweis für die Entwickelungsfähigkeit der von ihr durchzogenen Gebiete erbracht hat. Die Südbahn würde also ein billigeres Transportmittel für den Tanganyikahandel nicht darbieten; zudem würden die Gebiete an der großen Karawanenstraße, auf der jährlich etwa 90 000 Träger schon heute einen beträchtlichen Handel vermitteln, weiterhin unerschlossen bleiben, wollte man zu gunsten der Südbahn den Bau der Zentralbahn für immer aufgeben.

Bericht über die im Auftrage des Kaiserlichen Gouvernements auf dem Wege von Tanga nach Moschi in der Zeit vom 11. Januar bis 10. April 1902 unternommene Reise zur Erforschung der Tsetsefliege.

Von Marinestabsarzt a. D. Dr. Sander.

V.

Beim Vorzeigen der Fliegen hat auch hier die Schöllerfliege den Namen sindaki, die Kilwatsetse wird paange genannt. Beide sollen hier vorkommen, aber im Pori, nicht am Wasser. Die paange steche das Vieh, das Blut kommt und die Tiere erkranken dann mit Schüttelfrost an Kidei. Die sindaki sollen ebenfalls das Vieh krank machen, nach ihrem Stich zuerst ndui, also kleine Anschwellungen, wie nach den Angaben von Muheza, Langata und meinen Beobachtungen, entstehen. Beide Fliegen seien schlimm (baya). Die nach dem Stich der sindaki entstehende Krankheit wird ganz ähnlich wie die nach den paangestichen veranlaßte beschrieben, nur daß in diesem Falle der Tod nach vielen, bei der paange nach wenigen Tagen eintreten soll. Auf Querfragen wird mir nochmals bestätigt, daß das mir geschilderte Symptomenbild zu der sindaki gehöre und Folge ihrer Stiche, nicht der der paange sei. Davon, daß sindaki gelegentlich unschädlich sein könnten, wissen die Leute nichts.

Es gelingt nicht, Fliegen zu bekommen; ich sehe selbst keine und die ausgeschickten Leute des Ortes bringen nur Stubenfliegen und eine kleine Bremse mit grünem Kopf.

Nachmittags Aufbruch nach Gonja. Dicht hinter dem Dorf der Fluß Kwa Ndungu (nicht Goma, wie Baumann schreibt; Goma ist der Name der nördlich von ihm gelegenen Landschaft, die südlich gelegene heißt Ndungu). Das Wetter ist heiß und schwül. Das Maultier stampft dicht hinter dem Fluß einige Mal mit den Vorderbeinen, als ob es von Stechfliegen belästigt würde; es sind aber keine zu sehen.

Auch hier überall Anzeichen, daß vor nicht langer Zeit guter Regen gefallen ist. Zuerst guter Waldbestand mit üppigem Unterwuchs; eine Anzahl von breiten überbrückten Zuleitungsgräben für Bewässerung der rechts liegenden Dörfer kreuzen den Weg. Nach einer Stunde mäßiger Abstieg zu einer großen Grasfläche. Hier liegt links vom Wege in einem tief in das Gebirge einschneidenden Winkel, umgeben von dichtem Borassuspalmenhain, das Dorf Bumba

(manchmal wie Bwumba gesprochen); vom Wege aus ist es nicht sichtbar. Der Weg biegt hier scharf nach rechts um und tritt damit in das bis Gonja reichende Überschwemmungsgebiet dieses Flusses ein. Bestanden ist es mit dichtem Gestrüpp und Krüppelbaumzeug, dazwischen reicher Graswuchs. Eine halbe Stunde von Gonja, einem zerstreut liegenden Weilerkomplex, beginnen ausgedehnte Felder mit Mais, Zuckerrohr u. s. w. Kurz ehe wir in diese Felderzone eintreten, beginnt leichter Regen, dann nach kurzer Pause ein schwerer Gewitterguß, der bis zum Rasthause anhält, den Weg fußtief unter Wasser setzt und alle Lasten durchnäßt, sodaß der Abend mit Nachsehen und Trocknen verbracht werden muß.

Dem Jumben trage ich auf, am nächsten Morgen das Vieh der verschiedenen Dörfer antreiben zu lassen.

27. Februar. Gonja ist, wie schon erwähnt, kein einheitliches zusammenhängendes Dorf, sondern ein Sammelname für eine ganze Menge zerstreut liegender Weiler, darunter solche von nur wenigen Hütten. Jeder hat sein getrennt stehendes und weidendes Vieh und dies ist noch dazu bei dem einen oder anderen Dörfchen wieder in mehrere Herden geteilt. Es wurden mir infolgedessen eine ganze Anzahl von Herden vorgeführt; leider zunächst am frühen Vormittag, wo ich noch keine Deckgläschen bereit hatte, da die Abends zuvor geöffneten und gereinigten Deckgläschen sich am 27. als unbrauchbar wegen Schleierns erwiesen, was beim Lampenlicht nicht zu erkennen gewesen war. So konnte ich die Tiere nur besichtigen und die als krank gefundenen für den Nachmittag wieder bestellen. Jedoch wurde mir nur eine kleine Anzahl davon zur Blutentnahme gebracht und diese in so großen Zwischenräumen, daß der ganze Nachmittag zumeist mit Warten verzettelt wurde.

Das Hauptdorf, in dem der Jumbe seinen Sitz hat, heißt Mawre, liegt etwas nördlich von dem Lagerplatz und ist wieder in eine Anzahl kleiner Weiler rechts und links von der Straße zersplittert, so daß es 3 verschiedene Herden besitzt.

Herde Mawre I, große Rinderherde, gesund.

" " II, Groß- und Kleinvieh, 1 Schaf krank, Blut entnommen.

" " III, Groß- und Kleinvieh, Kleinvieh gesund, 1 Kuh krank, 1 schwerkranke schon nicht mehr mitgekommene; nicht wiedergebracht.

" Kasiga — östlich im Pori — Kleinvieh. 3 Schafe krank, Blut entnommen.

" Ngambo — südöstlich — Klein- und Großvieh. 1 Schaf krank, Blut; 1 krankes Kalb nicht wiedergebracht.

" Kimuni — südlich — Rinder, 3 krank, nicht wiedergebracht.

" Mu(r)era — südlich — Rinder, gesund.

" Kabando, ? große Rinderherde und Kleinvieh. 1 Kalb, 2 Schafe krank, Blut entnommen.

" Lusewa, Kleinvieh, ein Kalb, gesund.

Schöllerfliege = sindski, ist immer in Mawre, aber stets nur vereinzelt; mit den andern Dörfern weiß der Jumbe nicht Bescheid. Sie macht das Vieh krank, die Krankheit sei aber nicht Kidei, nur Fieber, von dem das Vieh oft genese. Aufenthalt der Fliege im Pori.

Tsetse von Lewa und Kilwa ist gänzlich unbekannt; als Namen „vielleicht paange" bezeichnet; sie sei nicht hier.

Bremsen = paange, nur in der Regenzeit.

Bremse mit grünem Kopf wird gleichfalls paange genannt; sticht (vorwiegend) den Menschen.

28. Februar. Noch vor Sonnenaufgang Aufbruch nach Kwa Feraji. Gelände ansteigend, zum Teil wellig, einzelne tief eingerissene Regenbetten; Bewachsung zuerst wie bei Gonja, d. h. hoher Laubwald mit dichtem Unterholz; dann treten je höher hinauf um so mehr Dornbäume auf, schließlich Steppencharakter mit Dornbusch und vielen Baobabs. Vom Fluß meta mkomboko mdogo an, etwas über 2½ Stunde von Gonja, zuerst Schwemmland, dann reiche Bewachsung und Felder. Eine Stunde weiter Kwa Feraji, ein ganz kleines Dorf mit fruchtbarem Boden und ziemlich großen Feldern. Trotzdem die Dornbäume und Baobabs den Charakter der Landschaft bestimmen, gutes frisches Gras, also muß es auch hier vor nicht zu langer Zeit schon gut geregnet haben. Von Vieh sind nur Ziegen und Schafe vorhanden, alle gesund.

Schöllerfliege = sindaki, soll überall, aber stets nur ganz einzeln hier vorhanden sein; Kilwatsetse = paange desgleichen, sie sticht die Ochsen, daß sie fortlaufen. Paange und sindaki stechen Rinder, Kleinvieh, Wild und Menschen. Die Tiere werden von beider Stichen krank, die Krankheit wird als Kidei beschrieben; die paange sei schlimmer, aber nur ganz einzeln hier, die von ihr verursachte Krankheit daure höchstens 2 Tage und ende mit dem Tode. Die von der sindaki veranlaßte verlaufe langsamer. In der Regenzeit sind beide Fliegen zahlreicher vorhanden und die Rinder und das Kleinvieh erkrankten hauptsächlich in dieser Zeit.

Nachmittags bei drohendem Gewitter Aufbruch nach Kisuani; vor und hinter uns geht Regen nieder, der uns am Fluße meta mkomboke mkubwa nach einer halben Stunde Marsch auch als leichter Sprühregen einholt.

Zwanzig Minuten später in welligem, mit ziemlich dichtem Dornbusch bestandenen Gelände werden drei trübgraue tsetsegleiche Fliegen an Menschen gefangen; das Maultier bleibt scheinbar unbelästigt. Sie gleichen täuschend unserer heimischen grauen Sommerstechfliege, haben deutliche helle Querbinden an dem auffallend flachen, etwas geknickten Hinterleib. Eine halbe Stunde weiter auf dem Wege wird die Bewachsung reichlicher, sehr bald üppig, schöner Hochwald, dann ausgedehnte Bewässerungsfelder und bald darauf Kisuani.

1. März. In Kisuani liegen die Verhältnisse ähnlich wie in Gonja: auch hier gehören zu der Ortschaft eine Reihe von größeren und kleineren Dörfern näher oder ferner in dem der Berieselung zugänglichen und dadurch bestellbaren Gebiet gelegen. An diesem Tage ließ ich mir das Vieh der in näherem Umkreise gelegenen Ortschaften antreiben. Zu der Besprechung waren die Jumben und Ältesten aller Dörfer anwesend.

Des Nachmittags kamen daran:

Kandema, Rinder und Kleinvieh, 1 Ziege, 1 Schaf krank.

Meta mkomboke, Kleinvieh und Rinder, 1 Ziege, 2 Kühe krank.

Mkanano, Kleinvieh und Rinder. 1 Kuh krank. Es sind noch einige kranke Tiere in der Herde, aber meine Deckgläschen sind aufgebraucht.

Danach zeige ich die Fliegen:

Die Kilwatsetse wird paange genannt, in Kischambaa und Kippare; sie ist in der Gegend und zahlreich zwischen dem Vieh. Früher gingen Rinder und

Wild im Pori von der paange ein. Die Erscheinungen ähnlich wie Kidei beschrieben. Krankheitsdauer 1—2 Tage.

Schöllerfliege = sindaki. Sie ist zahlreich hier im Pori und in den Futtergräsern, namentlich dem großen (Schilfgras?) und macht Rinder und Kleinvieh krank unter denselben Erscheinungen wie die paange, nur dauert die Krankheit viele Tage; trotz der langen Dauer kommt kein Tier durch. Früher waren die Erkrankungen durch sindaki selten, heute sind sie zahlreich, wohl weil sich die sindaki beträchtlich vermehrt haben. Es sei seit altersher bekannt, daß die sindaki solche Krankheit verursachten. Alle Kreuz- und Querfragen werden in diesem Sinne beantwortet.

Dasselfliege wird mbŭo genannt. Sie stechen die Tiere nur, ohne sie krank zu machen.

Die kleine Bremse von Lewa und Schöllerplantage nennen die Leute ngli. Die große Rinderbremse von Kwa Schemschi ist unbekannt.

Über die Eier und Maden von Tsetse und Schöllerfliege wissen die Leute nichts; sie hätten sie nie gesehen.

Des Nachmittags kommen folgende Herden:

Makuyuni, Kleinvieh: 3 Schafe, 2 Schaflämmer krank.

Bumba Kwa Schari, Kleinvieh: 1 Kalb, 1 Schaflamm krank.

Bara bara, Kleinvieh: 2 Schafe, 1 Widder, 3 Ziegen krank. (Der Widder ist das erste männliche ausgewachsene Stück Kleinvieh, das ich an Kidei erkrankt finde).

Mkwayuni, Kleinvieh: 3 Schafe krank.

Kinonga, Kleinvieh und Rinder waren vormittags da, sahen gesund aus, kommen trotz Bestellung nicht wieder.

Den Tag über schwül und mehrfach mäßiger Gewitterregen.

Den 2. März kam das Vieh der entfernter liegenden Ortschaften; leider nicht am frühen Vormittag, sondern erst gegen Mittag:

Jjini, nördlich im Pori, Rinder und Kleinvieh: 1 Kuh, 2 Ziegen, 2 Schafe krank.

Jkombe la Kuku, hinter dem kleinen nordwärts liegenden Berge, unten im Pori, Kleinvieh: 2 Ziegen, 1 Schaf, 1 Schaflamm krank. Noch mehr kranke Stücke in der Herde, die Blutentnahme aber abgebrochen, weil noch Dörfer und Plätze ausstehen und mein überhaupt verfügbarer Rest von Deckgläschen knapp wird.

an freieren Stellen gelegen. } Mkinunyo, Rinder und Kleinvieh: gesund.
Mkwazu, " " " "

Mkwanguma, " " " 1 Jungferse, 1 Schaf krank.

Später, als schon alles gepackt ist, noch:

Moa, Rinder und Kleinvieh: sieht alles gesund aus.

Inzwischen haben auch die ausgeschickten Leute allerhand Fliegen zurückgebracht; viel Unbrauchbares dazwischen, brauchbar nur einige Schöllerfliegen und Bremsen.

Der Akide Askari Mabruki I übergibt mir noch eine Liste von anderen, in der Gegend vorkommenden Viehseuchen: Deutlich erkennbar sind Schafpocken, wahrscheinlich vorhanden Milzbrand und Drehkrankheit, vielleicht Maul- und Klauenseuche. Hinterlasse ihm entsprechende Vorschriften.

Wieder mehrfache, diesmal starke Gewitterregen im Laufe des Tages.

3. März um 4 Uhr morgens Aufbruch, da ein 6 Stunden langer Marsch ohne Wasser bevorsteht, nach Maji ya juu. Der Weg führt zuerst etwa eine Stunde lang durch Schamben und Galeriewald, dann durch Steppe mit wenig oder gar keinen Bäumen, wahrscheinlich sumpfig in der Regenzeit. Dann kommt eine Hügelkette und dahinter eine weite fast baumlose grasreiche Ebene, z. T. mit Schwemmboden, die schließlich sanft zu einem bewaldeten Paß ansteigt. Hier roter steifer Boden. Am Abstieg wird nach 3 Stunden Marsch Halt gemacht und dabei fangen die Leute wieder 3 von den tsetsegleichen Stechfliegen — jede einzeln — die sie stechen wollen. Hinter dem Paß eine noch größere Ebene mit zum größten Teil puffigem Schwemmboden, schlechtem Dornbuschbestand und schlechten harten Gräsern, die sich bis Maji ya juu hinzieht. Kurz vor dem Ort treten Borassuspalmen und parzellenbildende Dornbäume auf. Maji ya juu liegt etwa 40 Minuten von der Straße ab, ganz im Winkel einer tiefen Einbuchtung des Gebirges.

Zu dem Orte gehören zwei Herden. Die eine, nur Kleinvieh, steht dicht beim Ort, sieht jetzt gesund aus und soll es nach Angabe des Hirten auch sein. Vor 2 Monaten jedoch hätte eine Seuche darin geherrscht, an der vieles einging; die Angaben über den Befund lassen den Schluß auf Kidei zu. Der Hirt kennt angeblich sindaki; hier gäbe es sie nicht, wohl aber auf der andern Seite (ngambo nyingine) 4 Stunden ab im Pori. Die zweite Herde besteht aus vorzüglich aussehendem fetten Rindvieh und Kleinvieh. Nur ein Schaf und eine Ziege sehen krank aus; von diesen entnehme ich Blut.

Der Jumbe und die alten Leute nennen die Schöllerfliege sindaki, verwechseln sie jedoch fortdauernd mit den Stubenfliegen; als ich eine aus dem Glase herausnehme und einzeln zeige, erklären sie, sie nicht zu kennen. Auch die Kilwatsetse ist ihnen ganz unbekannt, die heute morgen gefangenen dagegen, sowie eine vom Eseljungen vor kurzem am Rasthaus gefangene gleicher Art, die noch nicht eingelegt sind, kennen sie und nennen sie ngi. Ich möchte hier einfügen, daß in der Tat die Veränderungen im Aussehen dieser Fliegen, die durch den konservierenden Alkohol hervorgebracht werden, sehr hochgradiger Art sind: Die Farbe ändert vollständig und auch die Flügelhaltung wird eine andere. Die große Bremse nennen sie hier imgūo, (wobei das i undeutlich zu hören ist, aber deutlicher, als daß man bloß mguo schreiben könnte). Diese sollen bloß stechen, jetzt nicht vorhanden sein, aber zur Zeit, wenn der Mais gepflanzt wird, in großen Mengen auftreten.

Eine Stunde Marsch weiter auf der barabara soll in den Bergen ein großes Dorf (Muéa) liegen, mit viel Rindern und Kleinvieh, von denen viele krank seien. Da es aber einen Umweg von mindestens 4 Stunden bedeuten würde, wollte ich es aufsuchen, so sehe ich in Rücksicht auf den bevorstehenden Marsch von 6 Stunden durch wasserloses Land davon ab.

Des Nachts schwül und bedeckt, Gewitterregen.

Am 4. März marschiere ich wieder um 4 Uhr morgens ab in der Richtung auf Kwa Sengiba. Das Gelände ist zu Anfang wellig, lichte Baumsteppe; dann wellig mit zum Teil sehr dichtem, zum Teil lichterem Busch- und Baumbestand und zeitweilig vielen Baobabs. Dann folgt eine große Moorfläche mit puffigem, zum Teil morastigem Schwemmboden, sauren Gräsern und Krüppel-

busch, darauf wieder eine kleine Schwelle mit rotem sandigen Lateritboden und Dornbusch, die langsam sich absenkend in einen von vielen Wasserarmen durchzogenen Morast übergeht, hinter welchem unmittelbar das kleine Dorf liegt.

Am Ort ist nur Kleinvieh, etwa 180 Stück, von denen 6 krank aussehen. Von je zwei Ziegen und zwei Schafen entnehme ich Blut.

Kurz vor uns ist vom Kilimandjaro her ein Araber mit einer großen Rinderherde, die er in Usekuma angekauft hat, angekommen. Die Tiere sehen gesund aus. In ihrer Gefolgschaft sind große Rinderbremsen.

Auf dem grasreichen Hange vor dem letzten Morast stand eine große Rinderherde der Massai. Da viele Stücke krank aussehen, mache ich alle Anstrengungen, die Tiere zur Untersuchung zu bekommen, aber sowohl an diesem wie am nächsten Tage trotz Zusage ohne Erfolg. Wie ich später von Herrn Oberleutnant Merker in Moschi hörte, soll die Lungenseuche stark in dieser Herde gewesen sein. Das ist wohl der Grund, weshalb sie mir die Leute nicht zeigen wollten. Die Herde war vor zwei Monaten hierhergekommen und seit Anfang des zweiten (Suaheli) Monats (jetzt der 22. Tag) sterben viele der Tiere.

Unter dem Kleinvieh des Ortes, das zum Teil aus Massaiziegen besteht, kommen seit 2 Monaten fortlaufend einzelne Todesfälle vor. Die Erscheinungen könnten sowohl von Surrah wie von Lungenseuche herrühren.

Die Schöllerfliege ist als sindaki bekannt, soll aber nur ganz vereinzelt vorkommen.

Die Kilwatsetse ist den Leuten unbekannt; jedenfalls haben sie keinen Namen dafür.

Ihr ähnliche Fliegen sollen mit der Massaiherde gekommen sein und das ist mir um so glaublicher, als ich sowohl auf dem Wege im Busch, wie am Ort selbst einzelne Exemplare der tsetsegleichen Stechfliege gefangen habe.

Die jetzt herrschende Krankheit soll schon früher am Ort gewesen und damals alle Rinder daran eingegangen sein. Sie sei jedoch nicht ständig hier, sondern trete nur etwa alle 3—4 Jahre auf, soweit ich verstehen kann, stets nach Zuzug von frischen Massaiherden.

Des Nachmittags zwei starke Gewittergüsse.

Am 5. März marschierte ich über Mwana mata nach Kambi ya Simba. Die Strecke bis und bei Mwana mata sollte weithin überschwemmt und tief morastig sein. Das erste Stück des Weges aber führte über einen trockenen, reich mit saftigem Grase und Dornbäumen bestandenen Rücken. Als der Weg die Nase der nördlichen Bergwand erreichte — Kwa Sengiba liegt wie alle diese Orte in einer einspringenden Bucht der Pareberge —, führte uns der mitgenommene Führer auf einem Richtwege von der Straße ab und trockenen Fußes nach dem tief in einer solchen Einbuchtung, der Verlandung eines Flüßchens, gelegenen Mwana mata. Die Höhen ringsum sind mit zahlreichen Waparedörfern besetzt. Mwana mata selbst besteht aus mehreren getrennt liegenden Hüttenkomplexen; der größte von ihnen mit dem Jumbensitz nimmt einen flachen, trockeneren Hügel mitten in der sumpfigen Niederung ein. Es sind einige wenige, meistens magere und schlecht aussehende Ziegen, Schafe und Kälber da, die größte Anzahl davon, etwa 40 Stück Kleinvieh im Jumbendorf. Verhältnismäßig viel von diesen sehen verdächtig aus, ich unterlasse aber die Blutentnahme, weil mir der Jumbe ohnedies versichert, die Kilwatsetse, die er sindaki nennt, sei überall

in der Talweide vorhanden und mache das Vieh krank; und zwar stimmen die angegebenen Anzeichen mit denen der Kidei überein. Eine weitere Bestätigung erhält diese Angabe und meine Annahme dadurch, daß mir mein Fliegenfänger spät abends noch einige Tsetsefliegen bringt, die er auf dem Wege von Kwa Sengiba bis Kambi ya Simba gefangen hat (ich selber habe keine gesehen). Wenn der Junge auch nicht mehr genau angeben kann, wo er sie gefangen hat, so kann das doch nur im Gebiet von Mwana mata geschehen sein, da er bis dahin dicht bei mir gewesen war und ich ihn ständig unter Augen gehabt hatte.

Die Schöllerfliege kennt der Jumbe nicht und hält sie für eine gewöhnliche Stubenfliege.

Den Weitermarsch nach Mwana mata trete ich zunächst in weitem Umwege flußaufwärts durch Schamben an, um dem Überschwemmungsgebiet zu entgehen. Dann ziehen wir auf dem linken Ufer des Flüßchens durch Niederung, die mit kleinen Dörfern der verschiedensten Stämme: Wasegua, Waschambaa, Wapare ziemlich dicht besetzt ist und schließlich auf der barabara durch dichtes Pori. Kurz vor Kambi ya Simba ein ziemlich großer fließender Fluß, dann unter Wasser stehendes mooriges Land mit Zuckerrohrfeldern. Kambi ya Simba ist ein ziemlich großes Dorf von Wasuaheli und Waschambaa, wieder im Winkel nach den Bergen hin gelegen. Es ist nur Ackerbau- und Handelsniederlassung und von Vieh sind nur Hühner da. An den Berglehnen wieder viel Paredörfer. Mit Fliegen wissen die Leute nicht Bescheid.

Am 6. März morgens Weitermarsch nach Kifaru Kwa Makange, gewöhnlich bloß Makange genannt. Zuerst sehr viele trockene Rinnsale in dichtem Pori, dann lichtere Gras-Buschsteppe, den Jipesee immer rechts unten in Sicht. Nach 2½ Stunden Marsch dreht der Weg auf die Nordseite des Paregebirges und eine weite stark abgeweidete Halde dehnt sich nach rechts zum Papyrussumpf des Jipesees herunter. Nach 3 Stunden in Makange, das etwa 10 Minuten rechts vom Wege nach dem Papyrussumpf hin liegt. Es ist ein kleines, ärmliches Dorf mit einigen Nebenweilern; in einem solchen, über eine halbe Stunde entfernt liegenden, wohnt der Jumbe, der deshalb zunächst nicht zur Stelle ist. An seiner Stelle kommt der reichste Mann des Dorfes, der eine große Kleinviehherde und einige Rinder besitzt und macht folgende Angaben:

Die Schöllerfliege heißt sindaki, die Tsetse sindaki kubwa; beide machen das Vieh krank und beide sollen hier sein; die kleinen sindaki seien aber nur für das Kleinvieh gefährlich, die großen auch für die Rinder. Die Massai sollen die Krankheit durukulu nennen. Die Beschreibung entspricht so ziemlich dem Bilde der Surrah.

Die Kleinviehherden sehen gesund aus; in der größeren soll vor zwei Monaten aber die Krankheit gewesen sein. Von Rindern habe ich einen Stier, eine Ferse und 2 Kälber bei der Ankunft gesehen; die Kälber schienen mir verdächtig. Da sich aber der Besitzer und mein Akide inzwischen stark betrunken haben, kann ich die Tiere nicht mehr zur Untersuchung bekommen.

Des Mittags wird der eine von den Leuten, des Nachmittags einer von meinen Jungen so schwer fieberkrank, daß ich nicht weitermarschieren, sondern bis zum nächsten Tage bleiben und auch da noch Träger für den am schwersten erkrankten Mann mitnehmen muß.

Der Marsch am 7. März nach dem Himolager ging infolgedessen sehr

langsam und mit vielen Rasten vor sich. Zuerst bis zum Kifaruberg ist ein fast nur mit Gras und Borassuspalmen bestandenes Überschwemmungsgebiet, vom Kifaruberg bis zum Pangani Galeriewald, vom Pangani bis zum Himolager eine sanft ansteigende, zum Teil mit Dumpalmen und gutem Wald bestandene, zum Teil kahle Fläche.

An der Ruvubrücke fängt ein Träger bei dem längeren Halt zwischen 10 und 11 Uhr eine Tsetse; im Himolager wird mir bald nach der Ankunft eine nur wenig größere Bremse und abends, zwischen 5 und 6 Uhr gefangen, abermals eine Tsetse gebracht, auch hier wieder am Menschen gefangen.

Da die Kranken des Nachmittags sich wesentlich gebessert haben, schicke ich die Hülfsträger zurück.

Der Marsch am 8. März nach Moschi konnte in Rücksicht auf die Kranken auch nur sehr langsam vor sich gehen und meine Aufmerksamkeit war natürlich in erster Linie diesen zugewandt. Trotzdem kamen mir mehrere Stellen im Gelände als sehr geeignet für Tsetse vor und bei dem letzten Flüßchen vor Moschi glaube ich auch verdächtige Fliegen gesehen zu haben. Oberleutnant Merker bestätigte mir später, daß es an dieser Stelle solche gäbe; er habe dort schon früher solche gefangen, die bereits in Berlin als echte glossina morsitans bestimmt worden seien.

9. März; Post und Ordnung der Sammlungen.

10. März; die Fliegen gezeigt. Oberleutnant Merker hat in seinen Sammlungen noch eine andere Fliegenart, ähnlich der aus Kasiga bei Mazinde (oder mit ihr gleich), die von den Massai beschuldigt wird, eine Krankheit beim Vieh zu veranlassen.

11. März. Besichtige das Milchvieh der Station; eine Kuh sieht verdächtig aus; ich entnehme Blut. — Lasten umgepackt.

12. März. Ein kranker Stier von dem Stationsvieh wird mir angetrieben; nach dem Aussehen ist er seit etwa 14 Tagen krank und zwar an Surrah; auf ihm sitzen einige Schöllerfliegen. Er wird geschlachtet, die Sektion gemacht, Blut entnommen, von den Schöllerfliegen, die sich auch noch am frisch geschlachteten Tier festsetzen, einige gefangen. Darauf Untersuchung der Blutpräparate von den beiden Rindern Moschi: in dem des Stieres sind Trypanosomen, in dem der Kuh keine ausgebildeten Trypanosomen, aber verdächtige andere Formen und die bei Surrah auftretenden übrigen Blutveränderungen.

Da Dr. Grothusen Präparate von der im Hamburger Institut an Ratten weitergezüchteten ostafrikanischen Rindersurrah hat, kann ich einen Vergleich anstellen. Die Resultate davon gebe ich im wissenschaftlichen Teil.

Herr Oberleutnant Merker teilt mir noch mit, daß er in der Nähe der „Viehboma" drei abgegrenzte Stellen wisse, wo sicher Tsetse vorkommt. Das Vieh von Moschi bleibt auf Station immer nur kurze Zeit, höchstens ein paar Monate, weil es in Moschi zu sehr abnimmt, dann kommt es wieder nach der Viehboma zurück und wird durch anderes ersetzt. Was der Grund für das schlechte Gedeihen in Moschi ist, kann er auch nicht sicher angeben. Die Weide scheint etwas mangelhaft, wenigstens sieht das ganze Kleinvieh, was ich dort zu sehen bekam, recht dürftig aus, ohne krank zu sein.

Des Nachmittags gegen 3 Uhr erkrankt mein Maultier plötzlich und ehe wir das beabsichtigte Dampfbad fertig machen können, ist es verendet. Mache sofort die Sektion und entnehme Blutpräparate, die bei späterer Untersuchung

akuteste schwere Surrah ergeben. Krankheitsverlauf und Sektionsbericht gebe ich im wissenschaftlichen Teil.

Am 13. März vormittags breche ich nach Kahe auf, um westlich des Paregebirge bis Marago Same zu gehen. Herr Oberleutnant Merker gibt mir für das gefallene Maultier zwei zugerittene Schensiesel mit, zwei, weil einer nicht allein geht.

Der Weg führt dieselbe Strecke entlang wie beim Anmarsch. Zuerst von der Station ab stark bergiges Gelände mit lichtem bis dichtem Buschwald und tiefen Einrissen; dann wird die Bewachsung allmählich spärlicher, die Rücken flacher, aber steiniger, endlich kommt lichter Dornbusch, dann schon ziemlich ebene Grassteppe, dahinter wieder Wald auf Schwemmboden, wieder eine Grasebene, das Überschwemmungsgebiet eines kleinen Flüßchens mit schönem Galeriewald. Mit diesem haben wir etwa die Hälfte des Weges erreicht. Auf dem andern Ufer schließt sich an den Galeriewald auf meist sandig-humösem Boden ein aus Laubbäumen, Dornbäumen und Palmen bestehender Wald, innerhalb dessen nach etwa einer halben Stunde der Weg nach Kahe abbiegt. Der Boden ist hier zum Teil feiner, mahlender Sand, die Bewachsung annähernd die gleiche wie bisher, nur immer ärmlicher werdend und schließlich in flache, mit hartem Gras und Borassuspalmen bestandene Salzebene übergehend. Rechtshin, bald näher, bald ferner, begleitet der Galeriewald des Flüßchens den Weg. In dieser Ebene treffen wir viele Spuren, daß der Boden zur Salzgewinnung benutzt worden ist und begegnen vielen, zum Teil großen, Salz tragenden Karawanen der Eingeborenen. Durch Unkenntnis des Führers verfehlen wir kurz vor dem Ziel den Weg, müssen lange warten, bis es uns gelingt, eingeborene Führer zu erhalten und erreichen, nachdem wir den Fluß gekreuzt, die in fruchtbarem, mit schönem Gras und hohem dichten Wald bestandenen Schwemmlande gelegenen Massaidörfer Kahe. Die Leute wollen uns nicht ins Dorf führen, wir sollen draußen lagern; es gelingt mir aber, sie zu überreden, mir wenigstens eins der schwer verpallisadierten Dörfer zu zeigen, das in dichtem Wald versteckt ist, durch den nur ein schmaler, vielfach gewundener Pfad führt. Frauen und Kinder sind alle versteckt. Rückwärts werden wir auf ganz anderem Wege und weitem Umweg nach dem Lagerplatz geführt. Dabei kommen wir an einer großen, anscheinend gesunden Kleinviehherde vorbei. Im Dorf sind nur Bananen zu erhalten, die der Jumbe aber bereitwilligst in großen Mengen heranschafft. Der Jumbe und die einflußreichen Leute helfen ohne weitere Aufforderung beim Zeltaufschlagen und zeigen sich im ganzen recht entgegenkommend, nur halten sie sorgfältig alle Weiber fern und zwingen die zufällig des Weges kommenden in weitem Bogen um uns herum zu gehen.

Den Fliegen vom Himo schreiben sie keine krankmachende Wirkung, weder auf Rinder noch auf Kleinvieh zu; sie stächen bloß, so daß das Vieh wegliefe. Ihr Name sei tungóha.

Die Schöllerfliege, ńshi, soll auch bloß stechen, nicht krank machen.

Die Bremse heißt maróño.

Die Kilwatsetse nennen sie gleichfalls tungóha. Ob sie hier vorkomme, wissen sie nicht, vielleicht sei sie im Pori. Die andern Fliegen seien einzeln vorhanden. Kurz vor Sonnenuntergang stechen mich mehrere Schöllerfliegen, ich

kann sie aber nicht fangen. Der Stich schwillt wie ein Mosquitostich an, hat ein rotes Zentrum wie ein Flohstich und schmerzt sehr stark.

Ein ähnliches Mißtrauen wie das in dem Fernhalten der Weiber bekundete, ist wohl auch die Veranlassung, daß mir das Vieh, trotz gegebenen Versprechens, nicht zur Untersuchung gebracht wird. Die Leute behaupten alle übereinstimmend, es sei vollkommen gesund.

Am 14. März gingen wir nach Mbaraŭa (klingt fast wie Mbarúa), einer kleinen, nur aus wenigen Hütten bestehenden Massainiederlassung am oberen Pangani weiter. Der Marsch wurde sehr aufgehalten, weil die von Moschi mitgenommenen Reittiere, zwei Schensiesel, nur mit großer Mühe über die Brücken und durch die Flüßchen zu bringen waren. Ich mußte fast alle meine Leute zur Hülfe zurücksenden. Das Gelände zwischen Kahe und dem ersten Fluß, über den eine gut gehaltene, ziemlich breite Brücke aus Palmrippen führt, ist zuerst mit ausgedehnten Schamben, meist Mais und Bananen, und schönem Hochwald bedeckt, dann folgt eine weite kahle Salzsteppe. Hinter dem zweiten Flüßchen kommt dann wieder ein kurzes Stück guter Wald, darauf eine ziemlich ausgedehnte lichte Baumsteppe und zum Schluß der Galeriewald des Pangani aus mächtigen Urwaldriesen gebildet. Dicht am Pangani beginnen sehr gut stehende Maisschamben, die für das kleine Dorf eine recht beträchtliche Ausdehnung haben. Doch dürften sie vielfach von den großen Affenherden — Pavianen, Meerkatzen, Guerezas —, denen wir begegneten, geplündert werden und wohl auch von Nilpferden, Nashörnern und Wildschweinen, die sich hier noch zahlreich aufhalten sollen, Schaden erleiden.

Die wirkliche Marschzeit von Kahe bis Mbaraua dürfte nicht viel über 1½ Stunden betragen.

Der Jumbe macht einen sehr verständigen Eindruck und geht mit großem Interesse auf meine Fragen ein, die ihm mein Eseljunge — ein Massai — übersetzt. Da hier jede Beeinflussung durch Akiden oder andere Leute, die schon meine Ansichten über die Bedeutung der einzelnen Fliegenarten kannten, ausgeschlossen war, so dürften seine Angaben von besonderem Gewicht sein.

Er nennt die kleine, der Tsetsefliege gleichende Fliege von Himo morŏni, die größere von ebendorther — nach dem Aussehen gleichfalls eine Tsetseart und der größeren, in der Kulturabteilung befindlichen Tsetse von Kilwa gleichend — itongŭra; die Schöllerfliege bezeichnet er als ngañgŭwe. Alle drei sollen das Vieh krank machen und zwar an ondăra, eine Krankheit, die etwa so beschrieben wird, wie die beim Expeditionsmaultier in Moschi aufgetretene. Die Tiere sollen aber nicht an dieser Krankheit sterben — hier scheint ein Mißverständnis sich eingeschlichen zu haben, denn der Jumbe gibt weiterhin an, daß ihm schon eine Ziege an dieser Krankheit eingegangen sei und daß Heilmittel unbekannt seien, und ist sehr erfreut, als ich ihm als Hauptzweck meiner Expedition dann angebe, Unterlagen für herzustellende Heilmittel zu finden. Er bringt mir dann eine kranke Ziege und ein krankes Schaf — beide seit vielen Tagen krank — zur Blutentnahme, die alle Anzeichen der Surrahkrankheit darbieten.

Die sämtlichen Fliegenarten sollen im Pori vorkommen, alle nur vereinzelt und nicht etwa in großen Mengen. Am Lagerplatz finden sich auch Schöllerfliegen, stets einzeln, die mich und die Leute stechen. Das Wetter ist heiß und drückend, dicke Wolken steigen auf.

Des Nachmittags setzten wir unseren Marsch nach Kisangara fort, einer aus Wadschagge und Massai bestehenden kleinen Ansiedlung jüngeren Datums am Westhang der nördlichen Pareberge, etwa gegenüber Kambi ya Simba gelegen. Die Eingeborenen gaben mir die Weglänge bis nach Kisangara auf 7 Marschstunden an, was ungefähr mit meiner Marschzeit übereinstimmt. Dagegen war die Auskunft über den Weg insofern unrichtig, als danach die ganze Strecke wasserlos sein sollte. Ich aber traf nach ca. 5½ Marschstunden ein Flüßchen mit schönem klarem Wasser und kreuzte es dann weiterhin, etwa eine Stunde vor dem Ort. In unmittelbarer Nähe Kisangaras sind zwei weitere wasserreiche Bergbäche.

In unmittelbarer Nähe des Galeriewaldes erstreckt sich eine kahle weite, stark salzhaltige Fläche — offenbar Überschwemmungsgebiet des Pangani — nur kümmerlich mit niederen salzliebenden Kräutern bestanden; dann kommt ein niederer Dornbusch schlimmster Art auf dürftigem, trockenem Sandboden. Der Weg windet sich in unzähligen Krümmungen, als echter Negerpfad kaum mannesbreit, hindurch, hält aber im ganzen die Richtung nach Süden und nach den Parebergen hin ein. Je mehr er sich den Bergen nähert, um so bündiger wird der Boden, um so reicher und höher die Bewachsung. Zahlreiche Zebra- und Antilopenspuren kreuzen den Weg, ohne daß aber Wild zu erblicken ist. Nach etwa 2 Stunden Marsch fangen breite Grasflächen an, sich zwischen die Waldstreifen einzuschieben das Gelände wird wellig, ein tief eingeschnittener Fluß mit breitem als Wiese sich darstellenden Überschwemmungsgebiet kreuzt den Weg. Jenseits des Flusses folgt jetzt schöner Hochwald, teils mit Gras, teils mit dichtem Dornbusch unterwachsen. Auf einem solchen Grasfleck lasse ich nach 4 Stunden Marsch, nahe dem Ufer eines (trockenen) Flusses das Lager aufschlagen. Während die Leute noch damit beschäftigt sind, werden wir wieder von Schöllerfliegen gestochen, also unmittelbar während des Sonnenunterganges.

Am nächsten Morgen marschiere ich mit Tagesgrauen weiter. Der Weg führt durch dichtesten Dornbusch am Hange eines Berges entlang ungefähr dem Lauf eines tief unten im Tal liegenden Flusses aufwärts folgend. Nach zwei Stunden biegt er in dieses hinab, an einer Stelle, wo es besonders breit und dick mit Schilf bestanden ist. Die Ufer sind mit hohem, dichtem Grase und gruppenweise angeordneten hohen Bäumen besetzt. Innerhalb des Schilfgürtels findet sich reichlich köstlich klares und frisches Wasser in breitem Rinnsal. Während der größere Teil der Leute Wasser holt, bleibe ich mit einigen in dem Grase, das völlig dem in Makuyuni als „mabaya", als schädlich für das Vieh bezeichneten gleicht, zurück. Ich sowohl, wie die Leute sahen in diesem Grase, das noch ganz tauschwer ist, sowohl Tsetse- als Schöllerfliegen, die herumfliegen und uns zu stechen versuchen. Die Fliegen lassen sich zwischendurch auf den Oberseiten der ziemlich breiten Blätter nieder und spähen von hier aus auf Raub aus. Die Esel sind in unmittelbarer Nähe. Es gelingt, eine Tsetsefliege zu fangen. Von dem Gras lege ich eine Probe ein.

Da die schilf- und grasreiche Niederung weiterhin in einen Sumpf übergeht, mein bisheriger Führer aber nur diesen eine lange Zeit durch Modder und Wasser führenden Weg kennt, lohne ich ihn ab und nehme einen anderen, der einen Weg auf dem bisher betretenen, dem linken Ufer kennt. Dieser Weg geht zunächst wieder etwas den Hang hinan und durch scheußliches Dornpori, dann

steigt er zu dem hier in tiefem, aber breitem Tal fließenden Bach hinab, kreuzt dort erst den breiten Galeriewald, dann das meterbreite, fußtiefe klare Wasser des Flüßchens, steigt darauf durch einen schmaleren Waldgürtel wieder zur Höhe und auf dieser durch lichten Dornbusch über teilweis felsiges Gelände die Hänge des Paregebirges hinan.

Reiche Felder von Mais, Zuckerrohr, Maniok, Süßkartoffeln und Kürbis umgeben das Dörfchen; aber trotzdem war nicht genügend Nahrung für meine Leute vorhanden. Diese wurde in ausreichender Menge erst von einem höher bergaufwärts gelegenen größeren Paredorfe hergebracht. Nach dem, wie ich die Leute verstanden habe, findet solch Heranschaffen von Lebensmitteln aus den zahlreich an den Berglehnen gelegenen Paredörfern regelmäßig statt, sodaß bei Aufenthalt von etwa einem halben Tage auch für größere Karawanen als die meine wohl stets ausreichend Nahrung zu erhalten wäre.

Außer dem Landbau betreiben die Leute auch Viehzucht, jedoch nur solche mit Kleinvieh. Die Zahl der Tiere konnte ich nicht erfahren, weil die Herde weitab auf der Weide war und die Leute selber die Zahl nicht anzugeben vermochten. Dagegen hat mir der Jumbe bereitwilligst sofort die drei augenblicklich kranken Stücke der Herde zur Blutentnahme heranholen lassen und mir in Gemeinschaft mit einem aufgeweckten Massaijungen, der offenbar schon mit Europäern zusammengewesen war, folgende Auskunft gegeben: Die Wadschagga nennen die Tsetsefliege „paange“, die hier ansässigen Massai „ndörōbo“. Diese Fliegen stächen und quälten das Vieh wohl, doch wüßte man nicht, ob sie es krank machten. Die große Fliege vom Himolager wird „olkimbʼši“ genannt (also mit dem bei den Massai für die Tsetse gewöhnlichen Namen; sie gleicht auch der größeren Tsetsefliege aus dem Süden). Die Schöllerfliegen bezeichnen die Wadschagga als „sindaki“, die Massai als „ladjāñger. Der kleine Massai gibt dann noch an, die Stiche der paange erzeugten beim Vieh eine schwere, die der sindaki nur eine leichtere Krankheit (kann auch gemeint gewesen sein: eine schneller und eine langsamer verlaufende!); es sterbe gerade jetzt viel Kleinvieh. Sindaki habe ich selber im Dorf gesehen, ihre Anwesenheit wird auch von den Dörflern bestätigt; in Betreff der paange sind sie unsicher in ihren Angaben: Auf der Höhe des Dorfes sei sie nicht vorhanden, vielleicht aber tiefer hinab auf der Talweide.

Desselben Nachmittags marschiere ich noch weiter nach dem etwa 2 Stunden weiter südlich in der tief ins Gebirge hineinschneidenden Schlucht eines kleinen Flüßchens gelegenen Limbeni. Der kleine Massai schließt sich dem Führer an und macht unterwegs mancherlei wichtige Angaben: so daß das Wasser des zweiten von den drei zu passierenden Bergbächen zum Genuß untauglich sei, weil es unter Magenbeschwerden krank mache; weiterhin fängt er mir eine große, gelb und blau gezeichnete Zecke (die mir leider vor dem Einlegen abends von dem herrschenden Sturm weggeweht wird), die bei Rindern eine schwere Krankheit erzeuge u. dgl. mehr.

Das Gelände ist zuerst stark hügelig abfallend und steinig, von den erwähnten 3 Bächen durchfurcht und mit stellenweis sehr dichtem Pori bestanden; dann folgt eine weite, hin und wieder von Regenrissen durchzogene, sanft geneigte Grasfläche mit lichtem Baumbestand, die anhält, bis sich das Gelände zu dem Tal des Flüßchens, an dem Limbeni liegt, herabsenkt. Diese Talsenke ist breit und flach, streckenweis mit dichtem Pori, in dem sich viele Aloes und Euphorbien

finden, bestanden, sonst mit schönem Gras bedeckt; in der Nähe des Dorfes sind viele Felder, die ebenso wie in Kisangara mit Berieselungsgräben versehen sind. Limbéni ist ein großes, mit schweren Palisaden umgebenes Wakuafidorf; nahebei, etwas weiter bergauf, liegt ein ebenfalls ziemlich großes Massaidorf gleichen Namens. Vieh soll aber nur im Wakuafidorf vorhanden sein.

Das gerade einkommende Vieh, Rinder, Ziegen und Schafe sieht sehr gut aus, ist rund und fett, kein krankes Stück darunter zu bemerken; die Leute geben auch an, alles sei gesund. Bei Lampenlicht zeige ich dann die Fliegen und versuche durch Querfragen aller Art, die erhaltenen Angaben zu kontrollieren. Die Tsetse nennen sie „paange"; sie sei in der Umgegend vorhanden, aber nur vereinzelt und soll das Vieh stechen, ohne es krank zu machen. Die große Tsetse vom Himolager wird hier als „ndöröbö" bezeichnet: sie soll die Esel stechen und manchmal bei diesen eine tödliche Erkrankung erzeugen. Die Schöllerfliege wird sofúro genannt; sie steche die Menschen sehr, ebenso die sehr ähnliche aber kleinere „sindáki", die aber nicht ganz so arg steche (anauma!). Das Vieh soll durch beider Stiche nicht krank werden. Diese ganze Auskunft über sofuro und sindaki scheint mir sehr mit Vorsicht aufzunehmen zu sein; denn als ich nachher die Stubenfliegen, die ich in Muheza gefangen hatte, vorzeige, werden diese — es sind zwei verschiedene Arten — von dem einen als sofuro, von dem anderen als sindaki bezeichnet, und wanauma kann auch bloß heißen „sie quälen", es bedeutet nicht notwendig „sie stechen" oder „sie machen Schmerzen"). Die sofuro soll im Pori sehr reichlich sein, im Dorf selbst dagegen fehlen; ich habe hier auch keine gesehen. Von allen diesen Fliegen wissen die Leute, daß sie anderswo das Vieh krank machen.

Die Bremsen werden als „mbugwe" bezeichnet.

Am Morgen des 16. brach ich mit Sonnenaufgang nach dem mindestens 8½ Marschstunden entfernten Märágö Sáms (shäme gesprochen) auf. Leider war es mir nicht möglich, für diesen langen, wasserlosen Weg mehr als einen einzigen großen Flaschenkürbis zur Mitnahme von Wasser zu erhalten, sodaß wir alle sehr unter dem Wassermangel zu leiden hatten und einige der schwächeren Träger zum Schluß zurückblieben; ich mußte ihnen erst Wasser und Hülfsmannschaften entgegenschicken, um sie ins Lager zu bekommen. Wenn mir nicht von den Wakuafi diese Verhältnisse als zu erwartend von vornherein geschildert worden, so hätte ich auch das Massaidorf Limbeni besichtigt. Unter den gegebenen Umständen hätte das aber einen vollen Tag Aufenthalt bedeutet.

Das Gelände hinter Limbeni ist zuerst stark wellig und steinig, mit dichtem Pori bestanden, durch das sich der Weg mühsam erst westwärts, dann südlich hindurchwindet. Die Änderung der Richtung findet statt, sobald man das Westende der Bergwand erreicht hat, die den südlichen Abschluß der tiefen Schlucht bildet, in der Limbeni liegt. Weiterhin wird das Gelände flacher, der Bestand an Bäumen lichter, die Bewachsung mit Gras reichlicher. Wildspuren werden häufig und in einem solchen parkähnlichen Gehölz kommt nach 3 Stunden Marsch eine große Herde Kuhantilopen (kongoni) in Sicht. Eines der Tiere bringe ich zur Strecke und entnehme Blutproben. Der Wildreichtum hält von hier ab bis dicht vor Marago Same hin an, es vergeht kaum eine halbe Stunde, ohne daß ein oder die andere Antilopenart in größeren oder kleineren Rudeln oder Federwild in Sicht ist. Meine Leute wollen sogar Büffel gesehen haben. Ob letzteres nur

Täuschung oder Wahrheit war, hätte ich in Rücksicht auf den zweifellosen Zusammenhang zwischen Auftreten von Büffelherden und Ausbruch von Surrah unter dem Herdevieh gern festgestellt. Die Tiere standen aber so weit ab, daß ich in Anbetracht des langen wasserlosen Weges, der noch vor uns lag, diese Mehranstrengung weder mir noch meinen Trägern zumuten durfte.

Hinter dem lichten Gehölz, in dem ich die Kamaantilope schoß, folgt eine sandige Niederung — wohl das Bett eines Regenflusses — mit dichtestem Dornpori. Dann öffnet sich der Blick auf das Paregebirge, wir treten in eine wellige, mit hohem Gras und dichtstehenden Dornbäumen besetzte Fläche. Eine Stunde weiter senkt sich diese zu einer großen, mit schilfigem Gras bestandenen Niederung, die in der Regenzeit sicherlich unter Wasser steht, denn der Weg führt dicht an ihrem „Ufer" entlang. Nach meinen Erfahrungen in Südwestafrika müßte sich hier ein stets Wasser führender Brunnen mit Leichtigkeit aufmachen lassen, was von großem Vorteil für jede Karawane wäre, die an der Westseite des Paregebirges entlang marschieren will. Denn dieser Sumpf liegt ungefähr 4 Marschstunden von Limeni, 5 von Marago Same entfernt, also ungefähr in der Mitte.

Hinter dieser Niederung beginnt bei sanftem Ansteigen des Geländes wieder dichtes Dornpori, in das aber jetzt vereinzelt mächtige Baobabs eingesprengt sind; nach einer weiteren Marschstunde wird das Gelände wieder freier und zieht in breiten Wellen von dem Gebirge zur Massaisteppe hinab. Allmählich wird der Baumwuchs wieder reichlicher, es stellt sich die typische Gras-Baumsteppe ein, wie sie in Süd- und Südwestafrika das Landschaftsbild beherrscht.

Drei Marschstunden ab von der oben beschriebenen Niederung zieht sich nach links tief in die Berge hinein eine neue Schlucht; ihr Boden ist schwarze Moorerde, die Bewachsung reichlich, hohes Gras, Schilf, Busch und Baum, viel Wild auf der ebenen Fläche zu sehen. An den Berglehnen steigen mehrfach Rauchsäulen auf; es müssen also in der Tiefe der Schlucht dort Dörfer liegen. Nach rechts hin begleitet ein kleiner Berg den Weg und nördlich von diesem eine flachwellige, leicht ansteigende Baumsteppe; südlich des Berges öffnet sich der Blick in ein tiefes weites Tal, in dessen Grunde ein von Galeriewald begleiteter Fluß entlang zieht.

Der Weg dreht nun dicht an die hier ziemlich steil abfallenden mächtigen Randberge des Paregebirges heran und führt erst durch lichteres, mit Grasflächen abwechselndes Buschpori, dann durch dichtestes Dornpori zum Tal des erwähnten Flusses. Dieser kommt aus einem tiefen Einschnitt in das Paregebirge, der weiterhin in einen niedrigen Paß übergeht, auf dessen Scheitel das ziemlich große Marago Same mit seinen Nebendörfern liegt. Die letzte halbe Stunde vor dem Dorf ist die Weide kahl gefressen — es muß also reichlich Vieh vorhanden sein —, viele Felder sind angelegt und mit Mais, Zuckerrohr u. dgl. bestellt und zahlreiche Bewässerungsrinnen durchziehen den guten Schwemmboden des weiten, flachen, sanft geneigten Hanges.

Nachts haben meine vom Marsch ohnedies stark ermüdeten Leute unter den Stößen des schwer herabfallenden Bergwindes arg zu leiden.

17. März. Da die Leute hier ihr Vieh erst gegen 9 Uhr herauslassen — während dies in den bisher seit Moschi besuchten Dörfern mit Sonnenaufgang geschah — so muß ich mit der Besichtigung bis dahin warten und zeige inzwischen die Fliegen. Die Tsetse wird paange genannt, soll aber in dieser Gegend nicht vorkommen. Sie soll nach den Angaben der Leute auch nur stechen, nicht aber

krank machen. Die Schöllerfliege wird als „shofúlo“ bezeichnet, ihr Verhalten und ihre Bedeutung wie die der Tsetse geschildert. Eier und Maden von beiden Fliegenarten sind den Leuten unbekannt.

Mit sindiki werden, wie in Limeni, die Stubenfliegen bezeichnet. Die Bremsen heißen „mbugwe“, je nach Größe kubwa oder ndogo.

Das am Platz vorhandene Vieh erscheint durchaus gesund und ist ziemlich reichlich, etwa 10—12 Stück für jede Hütte, vorhanden. Am Platz selbst steht nur Kleinvieh, vorwiegend Ziegen; ein einziger abseits und höher den Berg hinauf wohnender Mann soll auch einige Rinder besitzen. Es gelingt mir nicht, den Grund zu erfragen, weshalb im Hauptdorf keine Rinder sind.

Am Orte sind zahlreiche Salzbereitungsstellen. Der Boden hierfür wird aus einem an das Ostende des Dorfes stoßenden Sumpf gegraben, das Salz aus ihm durch Auslaugen gewonnen. Da meine Leute sich über den hohen Preis der Lebensmittel beklagen und selbst den Aufbruch wünschen, breche ich trotz vorgerückter Tageszeit und der schweren Anstrengungen der vorhergegangenen Tage um 9^{40} auf. Der bis dahin dicht bezogene Himmel hatte sich kurz vorher aufgeklärt, doch standen noch große Haufenwolken, sodaß ich auf bedecktes Wetter oder Regen am Nachmittag rechnete; es blieb aber klar und heiß. In Verbindung mit dem teilweis recht beschwerlichen Weg über hartgetrockneten rissigen Moorboden und durch dichtes Pori und mit dem Mangel an Wasser hatte das schon auf der ersten Marschhälfte zur Folge, daß wiederum einige schwache Träger zurückblieben, sodaß ich eine lange Rast machen mußte, um sie nachkommen und sich erholen zu lassen.

Beim Weitermarsch werden wieder andere Leute schwach, so daß ich Hülfsträger und Wasser entgegenschicken muß und auch wir anderen kamen (nach 7 Wegstunden im ganzen) recht erschöpft in Kisuani an.

Den 18. März mußte ich mir und meinen Leuten als Rasttag in Kisuani gönnen. Ich benutzte ihn zum Ordnen der Sammlungen.

Am 19. vormittags untersuchte ich eine Anzahl der Blutpräparate, da ich über Krankheiten unter dem Vieh Kisuanis nichts Neues hatte in Erfahrung bringen können. Der Versuch, durch meine Leute Tsetse- und Schöllerfliegen fangen zu lassen, verlief erfolglos.

Die Untersuchung der Präparate ergab sehr wichtigen Befund, über den ich im wissenschaftlichen Teil berichten werde.

Während der Untersuchung bekam ich einen mäßigen Fieberanfall, durch den ich mich aber nicht abhalten ließ, noch eine Zeitlang weiter zu mikroskopieren.

Des Nachmittags 3^{15} setzte ich den Rückmarsch nach Kwa Feraji fort. Auf dem Wege waren diesmal trotz gestrigen Regens und ausgesprochener Gewitterstimmung keine Fliegen zu sehen. In Kisuani waren die Stubenfliegen sehr lästig gewesen, ich hatte daher bestimmt auf das Vorhandensein von Tsetsefliegen auf dem Wege gerechnet.

In Kwa Feraji war keine Besprechung möglich — ebenso nicht in den weiterfolgenden Plätzen bis Kihuiro —, weil der Jumbe (und die Akiden) zu einer Besprechung nach Kihuiro gegangen waren. Doch sah ich, da ich unmittelbar vor dem Dorfeingange lagerte, das heimkehrende Vieh. Alles sah gesund aus, auch ein inzwischen von den Dorfbewohnern angekauftes Rind. Kurz hinter dem Vieh des Dorfes kommen zwei Massais mit einem Rinde von Kisuani her,

die wir schon mehrfach unterwegs getroffen hatten. 5[50], wenige Minuten nachdem dies Rind, das wie das andere Vieh dicht bei meinen Leuten vorbei mußte, ins Dorf hinein war, bringt mir mein Fliegenfänger, der bereits seit etwa einer Stunde an seinem Platze gesessen hatte, eine Tsetsefliege, die ihn eben gestochen hatte. Sie muß also mit dem Kleinvieh des Dorfes oder dem einzelnen Rind mitgekommen sein.

Nachts schweres Gewitter und Regen.

Am 20. März Weitermarsch nach Gonja mit 3½ Stunden Marsch. Auch hier sehen wir keine Tsetse- oder Schöllerfliegen auf dem Wege. Im Dorf ist kein Mensch und kein Stück Vieh zu finden; die Leute sind alle in der Schamba, das Vieh auf der Weide. Da der Jumbe in Kihuiro ist, erscheint auch jeder Versuch, das Vieh antreiben zu lassen, aussichtslos. Meine Leute bringen verschiedene Bremsen, die sie beim Rasthause gefangen haben.

Nachmittags 2 Uhr bei drohendem Regen Weitermarsch nach Ndungu. Unterwegs bricht der Regen los; erst stark, dann geht er allmählich in Sprühregen mit zeitweiligen Pausen über. Der Wa ndungu ist stark angeschwollen, so daß das Übersetzen der Esel längere Zeit aufhält, während deren ich im Regen, ohne mich umziehen zu können, sitzen muß. Gegen 6 Uhr bekomme ich dann einen derben Schüttelfrost und nachfolgendes Fieber, das wohl die Nacht über angehalten haben dürfte. Es wimmelt hier von Moskitos, die mich und meine Leute kaum zum Schlafen kommen lassen.

Am 21. früh, nachdem in der Nacht wieder Regen gefallen war, setzten wir bei erst sonnigem, dann bedecktem, sehr schwülem Wetter den Marsch nach Kihuiro fort. Wir mußten sehr langsam marschieren, da ich von dem Fieberanfall sehr geschwächt war. Bei meiner Ankunft begrüßten mich die versammelten Jumben und Akiden, doch war ich außer Stande, längere Verhandlungen mit ihnen zu führen. Daher konnte ich nur erfahren, daß die beiden Esel des Jumben (siehe Anmarsch Kihuiro) noch gesund seien und mußte mich, nachdem ich noch Wasserträger für den Nachmittag zum Marsche nach Mazinde bestellt hatte, zu Bett legen. Zu der angesetzten Abmarschzeit 2 Uhr nachmittags war ich aber wieder imstande aufzustehen und den Marsch anzutreten. Wir marschierten nun mit einigen kleinen Rasten nach Mkumbara, wo wir 11[30], nach ca. 7¼ Marschstunden, ankamen und Lager schlugen. Wie mir meine Leute nachträglich sagten, soll ich diesen Marsch in außerordentlich schnellem Tempo zurückgelegt haben, womit ja die Marschzeit stimmt.

Dagegen fiel mir am Morgen des 22. der Weitermarsch nach Mazinde sehr schwer und ich kam völlig erschöpft dort an, bekam auch sofort einen neuen Anfall, der fast den ganzen Tag über anhielt. Unter dem Einfluß der Krankheit beschloß ich, am nächsten Tage über Mombo nach Wilhelmstal zu marschieren und führte diesen Entschluß auch aus. In Wilhelmstal blieb ich bis zum 30. März. Hier trat eine Besserung meines Zustandes ein, sodaß ich an einigen Tagen wieder mikroskopieren und die Bücher in Ordnung bringen konnte; jedoch bekam ich schon beim Abstiege nach Mombo einen neuen Anfall, der die Nacht über anhielt und am nächsten Tage in Makuyuni wiederkehrte. Ich habe wohl auch in Maurwi und Korogwe fortgesetzt und dauernd Fieber gehabt, wenn es mir auch in meinen Delierien nicht zum Bewußtsein gekommen ist. Am 3. April mußte ich noch, weil die Strecke Mnyuzi-Korogwe durch den schweren Regen der voraus-

gehenden Nacht beschädigt war, in der Mittagshitze nach Mnyuzi marschieren, kam hier mit beginnendem Sonnenstich an, fuhr mit der Bahn nach Tanga und wurde vom Bezirksamtmann und Richter in Tanga bald nach meiner Ankunft ins Lazarett überwiesen. Der dirigierende Arzt sandte mich am 5. April mit dem Dampfer „Gouverneur“ nach Dar-es-Salâm. —

Meine Träger wurden in Tanga durch die Bezirksamtmannschaft abgelohnt, meine Lasten nach Dar-es-Salâm überführt und hier mit den Sammlungen, soweit sie Gouvernementseigentum waren, von mir an die zuständigen Stellen abgeliefert.

Von den letzten Marschtagen kann ich von Beobachtungen nach meinen sofort an Ort und Stelle gemachten Notizen nur noch nachtragen, daß mir am Morgen des 22. März mein Fliegenfänger eine Tsetsefliege brachte, die er abends zuvor bei der letzten Rast im Pori — lichter Wald — von 10 Uhr bis 10^{30} — kurz vor einem größeren Bergbach und etwa eine Stunde vor Mkumbara, an sich gefangen hatte. Gegen Sonnenuntergang war hier ein schweres Gewitter niedergegangen, sodaß noch große Pfützen im Wege standen, als wir an die Stelle kamen; nachher hatte es aufgeklart und es war heller Mondschein.

Ferner habe ich in Erinnerung, daß in Korogwe gar keine Moskiten waren und von Schöllerfliegen nur eine einzige mir zu Gesicht kam, die mich in dem Schuppen auf dem Lagerplatz in den Nachmittagsstunden stach.

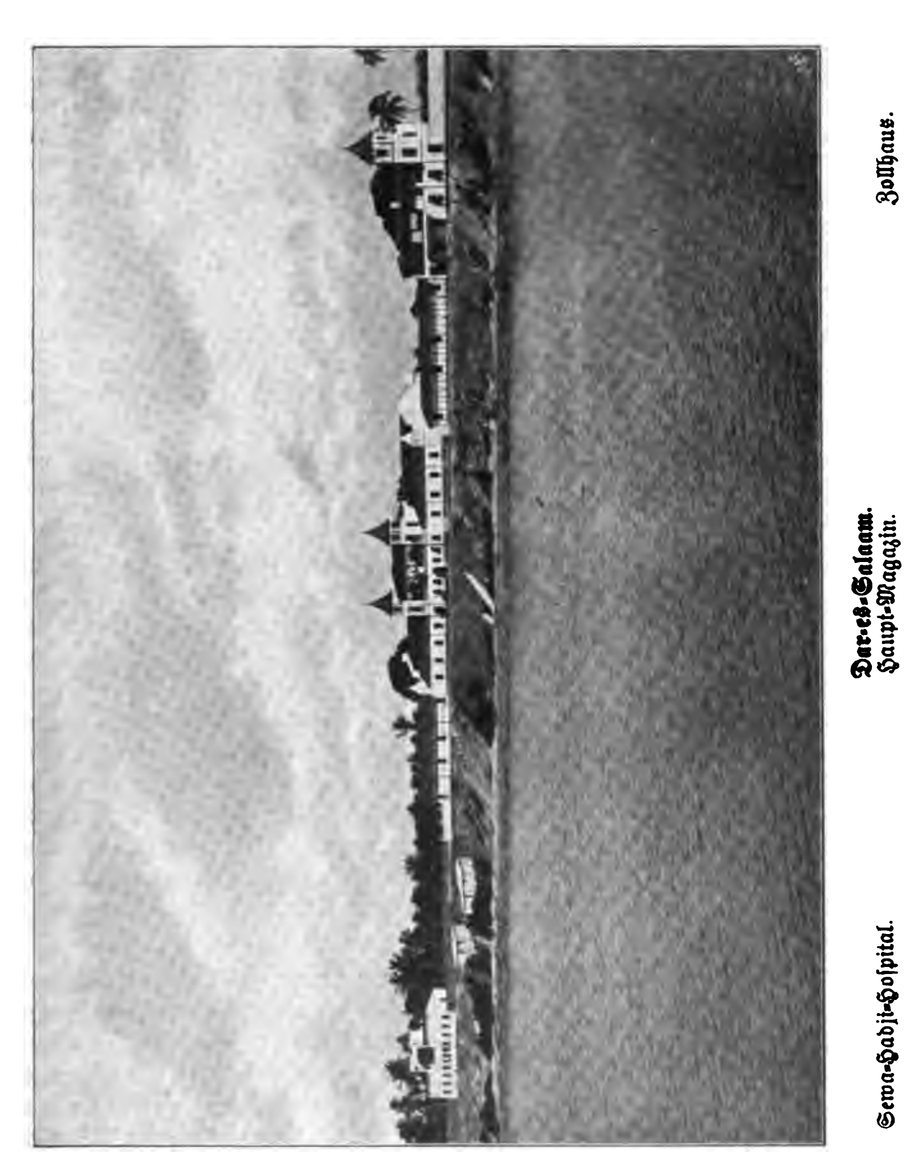
Dar-es-Salâm, April 1902.

Die ostafrikanische Bahnfrage.

Von Dr. iur. Hermann Hesse.

IV.

Gegenüber der Südbahn bietet die Stichbahn nach Kilossa den Vorteil, daß sie ziemlich bevölkerte Gegenden durchzieht, in denen außerdem, wie dies an einzelnen Punkten schon geschehen ist, eine Ansiedlung von betriebsamen Waniamwesi und Wasukuma, welche dieselben als Träger kennen gelernt haben, ohne Schwierigkeiten durchgeführt werden könnte. Die verhältnismäßige Dichte der Bevölkerung, — es wohnen in den Bezirken Daressalaam 120000, Bagamoyo 65000, Kisakki 35000, Kilossa 44000 und Mpapua 175000 Menschen — läßt einen gewissen Rückschluß auf den Kulturwert des Landes zu. Auf die Vorarbeiten zum Bahnbau ist bereits viel Mühe und Geld verwendet. Die Bahntrace beginnt hart am Hafen von Daressalaam in der Nähe des Zollhauses und ist so mit der zollfreien Niederlage verbunden. Bei der in geringer Entfernung vom Ufer beginnenden Hafentiefe läßt sich ein Kai herstellen, an dem die Ozeandampfer ohne Gefahr anlegen können. Die Linie bis Kola ist durch den Hauptmann Schlobach bereits speziell festgelegt. Sie begleitet von Daressalaam bis Mbaruksruh (km 10,11) die barra-barra, und biegt dann nach links. Das rechts liegende Kisserawegebirge wird vermieden. Jedoch erklimmt die Bahn später die südwestliche Verlängerung desselben bis auf die Höhe von Kwamagombeka, überschreitet von hier aus das Mpigithal unmittelbar neben dem Übergangspunkte der großen Straße und ersteigt von hier aus die Höhe von Kola. Die Bahn führt meist durch bewaldetes Gelände, welches sehr reiche Holzbestände aufweist und vor allem harte Nutzhölzer enthält, deren zahlreiches Vorkommen wenig bekannt sein dürfte. Außerdem wurde beim Aushauen der Linie durch den Busch sehr viel Kopal und Kautschuk gefunden. Die faulen Wasaramu bringen nur soviel davon zur Küste, daß sie sich Essen und bunte Kleidung erstehen, sowie ihre Steuern bezahlen können. Die Wasserverhältnisse sind überall äußerst günstig. Bei km 75 erreicht die Bahn die Masisifähre. Dann durchquert sie das Gelände am linken Geringeriufer bis in die Höhe von Kißwerenda, folgt dem Lauf des Geringeri auf seinem nördlichen Thalhange bis südlich Kwa Masudi, wo sie ihn überschreitet und nach Westen in das vielfach gewundene Thal des Kwasi (später Lukonde) einbiegt. In diesem Thal aufwärts steigend, gewinnt sie südlich der Magalahügel die sich in der Richtung auf den Lugallaberg hinziehende Niederung. Letztere gestaltet sich nördlich Mrogoro zu einer gänzlich flachen Hochebene aus, die, ungemein frucht-



Sewa-Hadji-Hospital. Dar-es-Salaam. Haupt-Magazin. Zollhaus.

bar und wasserreich, für Ansiedlungszwecke vorzüglich geeignet ist. Hier, etwa 250 m über dem Meeresspiegel und ungefähr 1 km nördlich von Mrogoro, bei km 258 ist der Endbahnhof in Aussicht genommen; Kilossa liegt 33 km weiter landeinwärts bei km 291. Haupthindernisse sind die Ausläufer der Kisserawe-berge mit der tief einschneidenden Niederung des Mpigi, der Kingani und die nördlichen Ausläufer des Ulugurugebirges. Sie werden dem Bau der Bahn nennenswerte technische Schwierigkeiten nicht bereiten und ohne zu großen Kosten-aufwand zu überwinden sein. Der größere Teil der gewählten Bahnlinie bietet dem Bahnbau ein sehr günstiges Gelände, sodaß die Erdarbeiten hier auf ein verhältnismäßig geringes Maß beschränkt werden können. Im allgemeinen sind die Boden- und Wasserverhältnisse sehr günstig, und es besteht die Möglichkeit, Material für die Beschüttung der Bahn an den verschiedenen Stellen aus den Abträgen zu gewinnen. Auch vermeidet die Linie die infolge der Regenzeit sich bildenden Überschwemmungsgebiete.

Die Unguuberge, welche die Bahnlinie berührt, zwischen 1200 und 1600 m Höhe wechselnd, bilden eine schöne und reiche tropische Gebirgslandschaft mit gutem Boden, dichtem Waldbestand und genügender, zum Teil reichlicher Bewässerung. Sie können, zumal in ihrem südlichen Teil um Mhonda herum, als ein Plantagenland wie Usambara bezeichnet werden, dessen Bebauung aber nur in Frage kommen kann, wenn für eine Bahnverbindung mit der Küste gesorgt ist.

Die Straße nach Kilossa ist auf der ganzen 300 km langen Strecke für Wagen fahrbar. Das grüne und sehr fruchtbare Thal des Mukondokwa, der mit dem Mkata zusammen den Wami bildet, ist das Herz und der Mittelpunkt von Ussagara, die Kornkammer für die tausende auf der großen Karawanenstraße verkehrenden Träger. Im Garten der Station Kilossa bei 500 m Höhe tragen arabische Kaffeebäume sehr reichlich; die europäischen Gemüse gedeihen sehr gut; selbst Kokospalmen sind hier noch zu finden. In Kondoa unweit Kilossa sitzen zahlreiche Araber und Inder, die durch die Verpflegung der Karawanen gute Geschäfte machen. In der Nähe befinden sich starke Kolonien von Waniamwesi und Wassangu, die Ackerbau und Viehzucht treiben. Im Pori zwischen dem Mkata und Mkondokwa, in der Landschaft Matwiga, ist der Eisenholzbaum gut und häufig; er ist für alle Bauten unersetzlich und wertvoll; mit leichter Mühe könnte er hier aufgeforstet werden.

In Kilossa vereinigen sich die Karawanenstraßen von den großen Seen mit derjenigen von Uhehe und der von Irangi kommenden; es liegt zwischen den beiden fruchtbaren Zukunftsgebieten, dem Uluguru- und Unguugebirge. Zwischen Kilossa und den Imagebergen liegt ein für Vanille äußerst günstiges Pflanzungsgebiet; es vereinigt alle Eigenschaften, von denen eine Erfolg versprechende Anlage von Vanillepflanzungen abhängig ist, in geradezu idealer Weise für diese rentabelste aller Pflanzungsunternehmungen. Die Arbeiterfrage, sowie ein anderer wichtiger Faktor, die Regenverhältnisse, können hier in jeder Beziehung als die günstigsten bezeichnet werden, einmal, weil von dem Sultanat Kingo ab bis zum Plantagengebiet die Gegend außerordentlich stark bevölkert ist, und dann, weil, wenn Regenmangel eintreten sollte, diese Kalamität ohne weiteres durch Rieselanlagen, wie sie die Eingeborenen anwenden, überwunden werden kann.



Vegetation am Rhondafluß (Luvale).

Die Uluguruberge sind das nächste Ziel der Stichbahn nach Mrogoro bezw. Kilossa. Sie sind steiler als Usambara, und bieten nirgends eine ebene Fläche. Dafür sind sie wasserreicher und sehr bebaut. Sie sind ein Massengebirge von 340 qkm im Umfang. Die zahlreiche Bevölkerung ist außerordentlich fleißig und wird von großen einflußreichen Jumben zur Arbeit angehalten. Die riesigen Hänge, die mit zahllosen Korn- und Maisschamben bedeckt sind, erregen das Erstaunen des aus der dürren Steppe aufsteigenden Europäers. Der Kamm des Gebirges ist mit hochstämmigem Urwald bedeckt, der ein gegebenes Feld für Kaffeepflanzungen darbietet. Sobald der Bau der Bahn nach Mrogoro gesichert ist, wird Uluguru der gesuchteste Boden der ganzen Kolonie für Pflanzer werden. Der Waldbestand ist bedeutend; schöne wertvolle Stämme und gute Bauhölzer sind in Menge vorhanden. Der Boden ist durchweg roter Laterit, zum Teil von schwarzem Humus bedeckt, und infolge der reichlichen Bewässerung sehr fruchtbar. Es eignet sich zur Verbindung von europäischem Ackerbau und Weidewirtschaft mit der Anlage tropischer Kulturen je nach der gewählten Höhenlage. Auf den weitgestreckten grünen Viehweiden muß ein schöner Viehstand gedeihen, der leider zur Zeit spärlich vertreten ist. Der Boden eignet sich für Kaffee, Thee, Kakao, Kardamom und Zimmt. Auch für Handel und Industrie ist hier ein umfangreiches Arbeitsfeld. Bei früher ausgeführten Bodenuntersuchungen sind mächtige Lager von Kalk, Magneteisenerz und Graphit, teils rein, teils mit anderen Gemengteilen durchsetzt, gefunden, deren Ausbeutungsfähigkeit außer Zweifel steht vorläufig aber bei den hohen Transportkosten und dem Gewicht der Metalle unrentabel erscheint. Bedeutend günstiger liegen die Verhältnisse beim Glimmer, dessen Transport durch Träger schon jetzt lohnt. Im Jahre 1900 sind z. B. etwa 60 Zentner Glimmer von hier nach Europa verschifft. Die gefundenen Glimmerplatten eignen sich wegen ihrer Festigkeit und Isolationsfähigkeit für elektrische Zwecke ganz ungemein und stehen bei ihrer ebenflächigen Spaltbarkeit, sowie der Fähigkeit, hohen elektrischen Spannungen zu widerstehen, den in der Elektrotechnik zumeist gebrauchten Glimmersorten aus den Vereinigten Staaten, Kanada und Indien nicht nach. Der Bedarf an Glimmer ist höchst beträchtlich und in steter Zunahme begriffen. Die Firma Siemens & Halske allein verwendet jährlich 600 Zentner Glimmer, und die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft in Berlin kaufte im Jahre 1897 für 400000 M. Da Glimmer nicht nur in der elektrischen Industrie, sondern auch in der Ofenfabrikation und in der Beleuchtungsbranche in recht belangreichen Mengen gebraucht wird, so erschließt sich bei der jetzigen günstigen Konjunktur und dem hohen Marktpreis des Uluguruglimmers — nach Farbe, Größe u. s. w. 3—15 M. für das kg — dem Unternehmer ein aussichtsreiches Feld. Einige Firmen sind auch bereits mit der Gewinnung von Glimmer im Ulugurugebirge beschäftigt.

Schließlich sei noch erwähnt, daß auch das vielgeschmähte Land Ugogo, welches etwa 100 km landeinwärts von Kilossa bei Mpapua beginnt, nicht so schlecht ist, als sein Ruf. Nach Dr Busse hat die Ugogosteppe bei Issala teilweise ausgezeichneten Boden und könnte bei anderen Wasserverhältnissen zu einem großen Getreidefeld werden. Der Einfluß der Abholzung auf die Wasserfrage macht sich in Ugogo besonders häufig bemerkbar. Die Zukunft Ugogos liegt im Getreidebau und in der Viehzucht. Für beide Zweige der Landwirtschaft sind schon jetzt größere Strecken geeignet, welche tatsächlich ausgenützt werden. Und



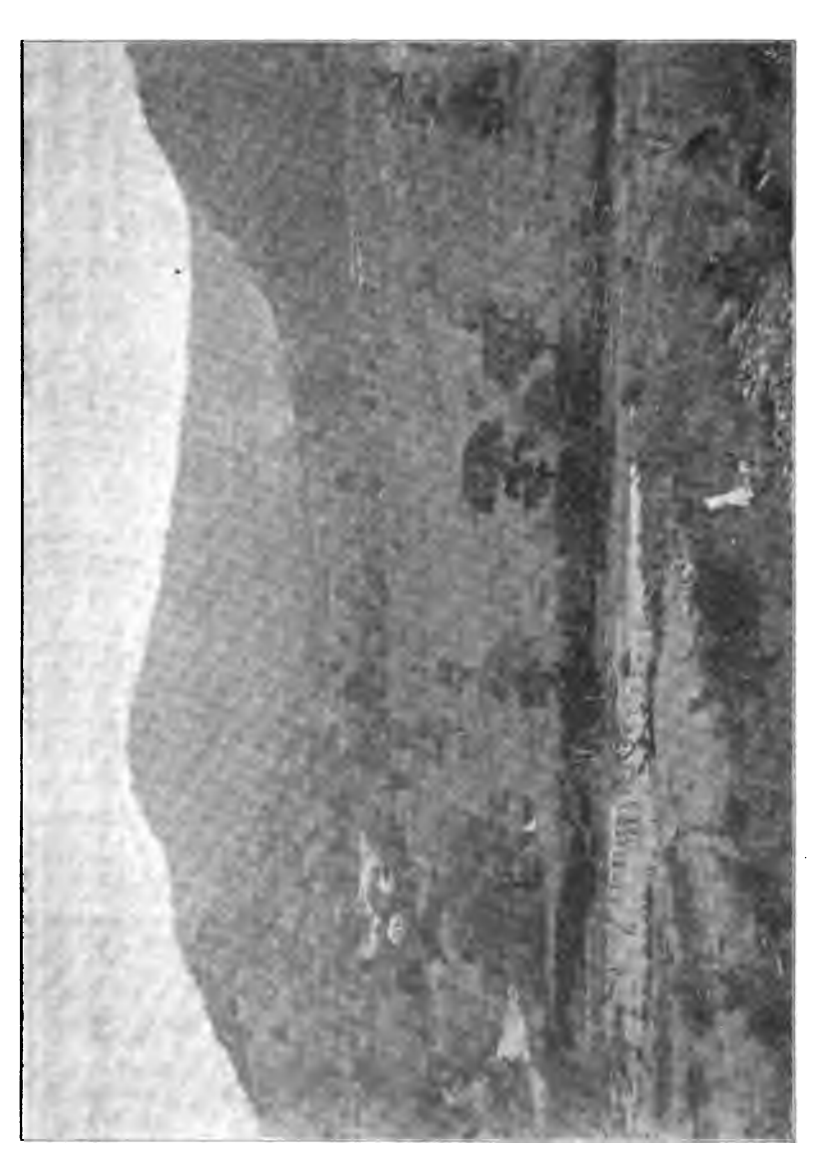
Panorama von Kitangi.

wenn es gelingen würde, durch Aufforstung die Wasserverhältnisse aufzubessern, so würde man damit noch weitere Gebiete für die Kultur gewinnen.

Aus den vorstehenden Erörterungen ergiebt sich zur Genüge, daß der Bau der Stichbahn nach Mrogoro bezw. Kilossa durchaus kein aussichtsloses Unternehmen ist. Freilich ist sie gleich der Tanga- und der Südbahn eine Erschließungsbahn im wahrsten Sinne des Wortes, deren Rentabilität erst nach jahrelangen Arbeiten eintreten wird. Die wirtschaftlichen Aussichten der Bahn sind dafür aber bedeutend günstiger als die der Ugandabahn, welche in den ersten 3—400 km einen menschen- und wasserarmen Gürtel unfruchtbaren Landes durchzieht. Eine Rentabilität der Mrogorobahn ist daher viel eher zu erwarten als bei der Ugandabahn. Immerhin fallen zunächst viel schwerer ins Gewicht die mittelbaren Vorteile, welche die Erschließung der von der Bahn durchzogenen Gebiete gewährt.

Es ist daher nur recht und billig, daß dem Privatkapital, welches zum Bau der Bahn bereit ist, gewisse Gerechtsame verliehen werden in maßvollem Umfange, falls nicht die Regierung vorzieht, den Bahnbau wegen der indirekten Vorteile finanzieller Natur, die zunächst in einer Steigerung der Aus- und Einfuhrzölle und der Steuereinnahmen und in einer Verbilligung der Transporte und der Reisen der Beamten bestehen, dann aber auch später in den Betriebsüberschüssen bestehen werden, selbst in die Hand zu nehmen.

VII. Das Letztere ist entschieden wünschenswerter. Denn wenn die Regierung wie bisher lediglich Aufwendungen für das Schutzgebiet macht, welche nur die Unterhaltung der Beamten und der Schutztruppe sowie die Anlegung eines immerhin wertvollen Verwaltungsvermögens zum Gegenstande haben, wird sie stets aus dem Reichssäckel diese Aufwendungen auf lange Zeit fortsetzen müssen, bis einmal die Zölle und Steuern die Reichszuschüsse entbehrlich machen. Das hat aber noch eine gute Weile. Viel wichtiger ist es, daß die Regierung sich ein Finanzvermögen, ein werbendes Kapital durch den Bau von Eisenbahnen schafft, welches in absehbarer Zeit durch seine reichen, mit Sicherheit zu erwartenden Erträge den Reichszuschuß entbehrlich macht. Die Tangabahn ist der Anfang dieses Finanzvermögens, welches nach den neuesten Berichten von autoritativer Stelle nunmehr nach langer Wartezeit die begründete Hoffnung gewährt, daß dem Schutzgebietshaushalt dadurch dauernde stetig steigende Einkünfte zufließen, nicht nur unmittelbar, sondern auch durch die Erhöhung der Zölle infolge gesteigerter Produktion der Eingeborenen und durch Erhöhung der Kaufkraft der Bevölkerung, Ermöglichung europäischer Ansiedlung und Vermehrung des Handels sowie durch eine Steigerung des Wertes des Kronlandes, des wertvollsten Besitzes der Regierung. Möge der Reichstag sich der Einsicht nicht verschließen, daß die wirtschaftliche Erschließung unseres ostafrikanischen Schutzgebietes durch die Bahnen von Tanga nach Mombo, Daressalaam nach Mrogoro und Kilwa nach Wiedhafen nicht nur die finanzielle Selbständigkeit des Schutzgebietshaushalts herbeiführen, sondern auch für die heimische Industrie und Volkswirtschaft und für unsere Handelsbeziehungen zum Auslande von größter und weittragendster Bedeutung sein wird. Und wenn sich die Möglichkeit bietet, ohne Inanspruchnahme von Reichsmitteln nach dem Vorbilde der Engländer und Franzosen durch eine koloniale Anleihe, die aus den Steuern und anderen Einkünften des Schutzgebiets verzinst und amor-



Mpapua-Panorama von der D. O. A. G. aus gesehen.

tisiert werden kann, diese notwendigen Bahnbauten herzustellen, so sollte man die Sache reiflich überlegen und nicht kurzer Hand die Bestrebungen derjenigen Männer zu nichte machen, welche überzeugt sind, daß die wirtschaftliche Entwickelung unserer Schutzgebiete eine nicht zu umgehende Notwendigkeit darstellt, und welche diese Überzeugung seit Jahren zu verwirklichen bemüht sind zum Wohle und Heile des Vaterlandes und des gesamten deutschen Volkes.

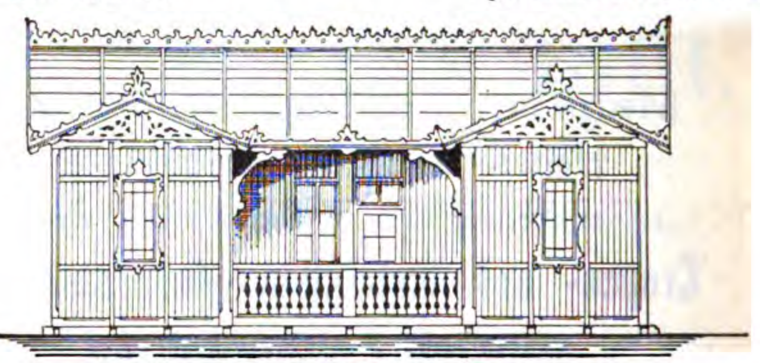


Deutsche Barackenbau-Gesellschaft,

(System Brümmer) G. m. b. H.

Köln,
Machabäerstrasse 15.

Berlin W. 57,
Potsdamerstrasse 96a.



Wohnhaus oder Stationsgebäude.

Zerlegbare transportable Häuser

in über 60 Verwendungsarten.



Wirtschaftsgebäude mit Veranda.

Herstellung zerlegbarer transportabler Holzgebäude (doppelwandig mit Luftisolierschicht und Feuerschutzanstrich). D. R. P. Arbeiter-Speise- und Unterkunfts- und Lazareth-Baracken, Schulpavillons, Stations-, Verwaltungs-, Industrie- und Wirtschaftsgebäude jeder Art, Bureaux, Kantinen, Land-, Garten-, Wald- u. Strandhäuser, Pavillons, Wartehallen für Klein- und Strassen-Bahnen, Wärterbuden, Bau- und Waldhütten, Markthallen, Häuser für alle sportl. Zwecke. D. R. P.

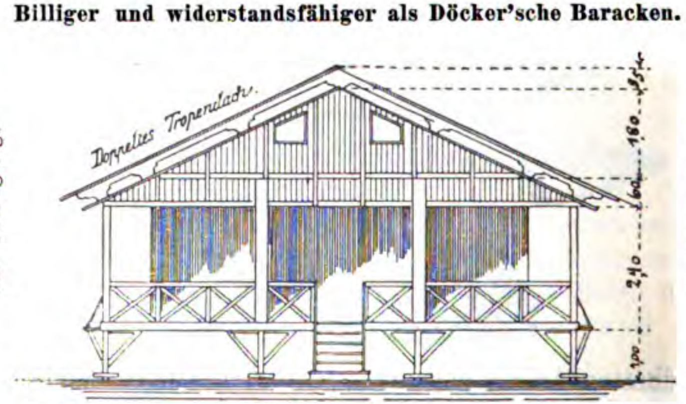
Näheres aus unseren illustrierten Prospekten und Katalogen ersichtlich.

Kostenanschläge kostenfrei.

System auf der Pariser Weltausstellung 1900 mit der Goldenen Medaille prämiiert.

Billiger und widerstandsfähiger als Döcker'sche Baracken.

Ueber die bisher unübertroffenen Vorzüge unserer Bauten stehen zahlreiche behördliche und private Atteste zur Verfügung.



Faktorei mit termitensicherem Unterbau und doppeltem Tropendach.

Vorzüge vor anderen Systemen: Grösste Widerstandsfähigkeit und langjährige Haltbarkeit, Feuersicherheit u. Wetterbeständigkeit, billigere und bessere Heizung, grosser Luftraum, beste Ventilation und geschmackvolles Aussehen, leichtes Auf- und Abbauen sowie Desinficieren.

Export-Vertreter: Mario Cresta, Hamburg.

Verantwortlich für die Schriftleitung: A. Seidel, für den Anzeigenteil: W. Süsserott, Verleger: Wilhelm Süsserott in Berlin. Druck von Max Schmersow vorm. Zahn & Baendel, Kirchhain N.-L.

Wilhelm Süsserott, Verlagsbuchhandlung, Berlin W.

Dar-es-Salaam.

Bilder aus dem Kolonialleben

von

A. Leue.

In elegantem Originalleinenband Mk. 6.—

Mit zahlreichen Illustrationen.



Mit seinem Werke „Dar-es-Salaam“ hat der durch seine zwölfjährige, erfolgreiche Wirksamkeit als deutsch-ostafrikanischer Beamter und Schutztruppenoffizier rühmlichst bekannte Verfasser ein Buch geschaffen, das nicht allein bei den Kolonialfreunden, sondern auch in weiteren Kreisen des Volks großen Anklang finden wird. In einer Reihe von Kriegsbildern, Jagdschilderungen, Reisebeschreibungen und Skizzen aus dem ostafrikanischen Volksleben hat Leue die interessante Tätigkeit des Beamten, das bewegte Dasein des Soldaten und das abenteuerliche Leben des Ansiedlers dem Leser vor Augen geführt. Der frische Zug, der durch das Buch weht, zeigt uns, daß der mit allen Verhältnissen der Kolonie Deutsch-Ostafrika vertraute Autor nur aus eigenster Erfahrung geschöpft hat.



Vertrieb von Erzeugnissen der deutschen Kolonieen

unter Aufsicht hervorragender Mitglieder der

deutschen Kolonialgesellschaft.

Kamerun-Kakao u. Schokoladen, Usambara-Kaffees, Kokosnuss-Fett, Deutsches Erdnuss-Tafelöl, Kola- und Massoi-Liköre, Kola-Bitter, Kola-Wein, Kola-Pastillen, Brasilian. Honig. Neu-Guinea- u. Kamerun-Zigarren, Kiautschou-Zigaretten, Ethnologika, Briefmarken

---

Zweck des Unternehmens:

Den Kolonialfreunden Sammelstelle all' ihrer Wünsche und reiches Füllhorn zu sein.

G. m. b. H.

Deutsches Kolonialhaus

Bruno Antelmann, Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers u. Königs und Sr. Kgl. Hoheit d. Grossherzogs von Mecklenburg-Schwerin, Berlin

Haupt- u. Versandgeschäft:
BERLIN SW. 19:
Jerusalemer-Strasse 28.
Fernsprecher: Amt I, 937 u. 5680.

Zweiggeschäfte:
BERLIN:
SW., Leipziger-Strasse 51.
W. 62, Schill-Strasse 16.
Fernsprecher: Amt IX, 7244.
W., Kant-Strasse 22.
Fernspr.: Amt Charlottenburg, 1725.
NW., Alt-Moabit 121.
Fernsprecher: Amt II, 2090.

BRESLAU:
Trebnitzerstr. 24.

DRESDEN:
Zahnsgasse 8.

KASSEL:
Hohenzollern-Str. 40.

KOBLENZ:
Neumarkt 7.

LEIPZIG:
Schulstr. 12.

MÜNCHEN:
Schellingstr. 74/0.

WIESBADEN:
Grosse Burg-Strasse 13.
Fernsprecher: No. 2768.

Zusendung des Generalkataloges auf Wunsch bereitwilligst kostenlos und portofrei.

Verantwortlich für die Schriftleitung: A. Seidel, für den Anzeigenteil: W. Süsserott, Verleger: Wilhelm Süsserott in Berlin. Druck von Max Schmersow vorm. Zahn & Baendel, Kirchhain N.-L.

Wie rüste ich mich für unsere Tropenkolonien aus?

I.

Sehr viele — man kann wohl sagen die meisten — die zum ersten Male in die Kolonien hinauskommen, werden sehr bald zur Einsicht kommen, daß sie sich doch so manches anders gedacht haben und daß sie bei der Beschaffung der sogen. „Ausrüstung" manches recht überflüssige anderen recht nötigen Sachen vorgezogen haben. Im allgemeinen sind unsere Kolonialleute nicht gerade sehr mit Glücksgütern gesegnet und so werden die wenigsten die vorgekommenen Mißgriffe einfach ignorieren können.

In den nachfolgenden Zeilen hofft der Verfasser manchem, der ohne den direkten Rat eines alten Kolonialmannes vor die Notwendigkeit gestellt ist, sich auf mehrere Jahre für völlig neue Verhältnisse versorgen zu müssen, einen guten Dienst zu erweisen, zumal der Komfort in den Kolonien sich schneller entwickelt als das wirtschaftliche Leben und an den Geldbeutel des einzelnen immer höhere Anforderungen gestellt werden, um sich ein Melieu zu schaffen, dessen man in den ersten Jahren unserer Kolonisation entbehren konnte.

Fast allgemein macht sich der Neuling von seiner zukünftigen Stellung einen sehr falschen Begriff, d. h. er geht mit sehr großen Hoffnungen und Prätentionen hinaus und sieht dann eine nach der anderen als einen schönen Traum dahinsinken, bis er sich eines schönen Tages auf dem richtigen aber ganz anderen Niveau angelangt sieht. Für keinen anderen als den Kolonialmann passen so gut der Vers: „Kühn stürmt ins Leben hinaus mit tausend Segeln der Jüngling" 2c.

Viele nach den Kolonien gehende haben auch in der Heimat im engen Anschluß an die eigene oder eine andere Familie gelebt und haben sich noch niemals um die Einrichtungen und die Sorgen des häuslichen Lebens kümmern müssen. Plötzlich sind sie vor die Notwendigkeit gestellt, sich eine eigene Häuslichkeit unter ganz fremden Verhältnissen einrichten zu müssen und da werden die meisten den Hang verspüren, sich mit einer gewissen Vollkommenheit zu umgeben, eine Menge Sachen anzuschaffen, die man bisher um sich gesehen hat, welche man für unentbehrlich hält, die man aber sehr wohl entbehren kann.

Die meistens größten Ausrüstungsgelder und Ausrüstungsvorschüsse sind ja nun allerdings nicht so, daß sich viele Sprünge machen lassen, — umsomehr ist es nötig, zwischen Notwendigen, Wünschenswerten und Überflüssigen unterscheiden zu können. Immerhin giebt es auch hin und wieder Herren, die aus eigenen Mitteln Aufwendungen machen können, — auch dann wird damit gedient sein, wenn sie an der Hand gutgemeinter Ratschläge auf dem einen oder anderen Ende ohne wesentliche Beeinträchtigung des Gesamteindruckes sparen können.

Bei der Verschiedenartigkeit unserer Schutzgebiete können sich die Ratschläge nur in allgemeinen Grenzen halten und es wird sich jeder — und das kann er sehr gut bei der Stelle, in deren Auftrag er in die Kolonien geht — über den Stand der geschäftlichen Verhältnisse des für den zukünftigen Aufenthalt bestimmten Platzes zu informieren haben. Ist der zukünftige Wohnort innerhalb einer Kolonie vorher nicht genau zu bestimmen, so richte man sich im Interesse des Geldbeutels für das Leben auf einem kleinen Platze ein — kommt es nachher anders, so kann man sich an den Hauptplätzen jetzt schon entsprechend vervollständigen.

Von ganz anderen Gesichtspunkten sind natürlich Expeditionen auszurüsten und diese müssen einer besonderen Besprechung vorbehalten bleiben.

Das nächstliegende und daher zuerst zu erledigende Kapitel bildet die Leibesausrüstung.

Im allgemeinen kann gesagt werden, daß man in den Tropen alles das gebrauchen kann, was man bei uns im warmen Sommer trägt — mit einigen Ausnahmen. Da die zerstörenden Einflüsse des Tropenklimas gerade bei Kleidungsstücken sehr stark zur Geltung kommen, lasse man alles Entbehrliche gut verpackt im Hinblick auf einem späteren Aufenthalt in der alten Heimat gleich hier. Tuchanzüge sind nur für die Reise zum Einschiffungshafen und für die erste Zeit des Schiffsaufenthaltes. Es genügt davon einer, in dem man am vorteilhaftesten gleich die Eisenbahnfahrt zum Einschiffungshafen antritt, — vorausgesetzt, daß das ein südeuropäischer ist. Dank unserer vorzüglichen Eisenbahnverbindungen dorthin kann man das auch im kalten Winter durchführen, da man die Reisen nach Genua oder Neapel ohne Unterbrechung d. h. ohne die Bahnhöfe verlassen zu müssen ausführen kann. Fährt man in Winterkleidung, so sende man dieselbe jedenfalls — wenn einem an deren Erhaltung für spätere Zeit gelegen ist — sobald als möglich zurück, denn selbst bei sehr peinlicher Fürsorge eines zuverlässigen Dieners wird dieselbe schon aus nur mehrmonatlichem Tropenaufenthalte nicht mehr in einem europa-würdigen Zustande zurückkehren.

Ist ein nord-europäischer Platz Einschiffungshafen, so ist derbe Winterkleidung für die Reise um Europa herum selbst noch in solchen Monaten nötig oder erwünscht, in denen man in Deutschland schon mit riesiger Verachtung auf das Wetter blicken kann.

Sowohl für die Seereise wie den späteren Landaufenthalt sind Anzüge aus Tennisstoffen recht beliebt, — ganz unpraktisch dagegen sind helle Flanellstoffe, die bei der in jedem Falle immer etwas primitiven Behandlung in der Wäsche einlaufen und unansehnlich werden.

Auch unter den Khaki-Stoffen, denen in ihrer am meisten bekannten gelben Schattierung das Odium des Komischen anhaftet — sind recht elegant aussehende und wegen der Dauerhaftigkeit sehr praktische hellgraue Farben zu wählen, die man bei den Holländern häufig sieht, in Deutschland aber schwer auftreiben kann. Das tägliche Kleid in den Tropen ist der „weiße Anzug". Davon kann man nach allgemeiner Auffassung nie genug haben. 1 Dutzend ist das mindeste Quantum, wenn man jederzeit Gelegenheit hat, für Ersatz zu sorgen. Wer nach dem Osten geht, versieht sich am zweckmäßigsten damit in Singapore, da man innerhalb 24 Stunden nach Maß so viel bekommt, wie man haben will, Preis 32 Dollar (Mex.)-64 Mk. Dafür ist hier ein solcher Anzug nicht zu haben, doch wird man gut thun, sich auch einige von hier mitzunehmen und zwar solche, die man nach beendeter Schiffsreise für besondere Zwecke reserviert hält. Das Jaquet für den täglichen Gebrauch ist bis oben hinauf geschlossen und nach Belieben mit breitem Halsbund oder Klappkragen versehen. Knöpfe lasse man nicht annähen, da sie bald hinüber gehen, sondern lasse sie mit Einsteckknöpfen versehen. Viele Taschen ist ein Unsinn, — 2 untere und eine linkseitige, oben, in die hinein gleichzeitig eine kleine Uhrtasche eingenäht sein muß.

Vernünftigerweise scheint sich die Unsitte der fürchterlichen kurzen weißen Gesellschaftsjacke (Diener-Jaquet) bei uns nicht einzubürgern, — man zieht das schwarze, weit ausgeschnittene Jaquet (Smoking) für Gesellschaften und sonstige Feierlichkeiten vor. Dasselbe macht Gehrock und Frack überflüssig und man kann beides getrost daheim lassen, wenn man nicht damit rechnen muß, bei hochgestellten Personen besondere Festlichkeiten mitmachen zu müssen.



